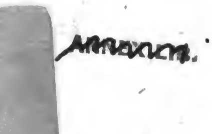

32101 064479015



No 53 misprinted.

1. Semester da: No 1-77 mit Beilage zu No 4.
ohne Titel & Inhalt. fa.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.



Erstes Semester.

Prag, 1834.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen, Novellen und Sagen ꝛc.

Länder- und Völkerkunde.

Vaterländisches.

Aufsätze vermischten Inhalts.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 3. Jänner — Nro. 1. — 1834.

Die Janusfeier einer Zeitungsredaktion.

Aus den kreisenden Wellen der Zeit erhebet sich das mächtige Tritonenhaupt der alten Römerwelt, und schüttelt die triefenden Locken, und schaut mit seinen weitgeöffneten Augen so groß uns an, daß wir unwillkührlich die Blicke niederschlagen, und uns ein klein wenig schämen vor der Größe jener riesigen Zeit, zu deren Nachkommen wir uns zählen, während unsere Pygmäengestalt ein ironischer Beleg zu dieser stolzen Genealogie zu seyn scheint. — Und dennoch hat der Pygmäe oft Vorzüge vor dem Giganten.

Hat nicht David den Goliath erlegt? — — In den reichen Gemäldegallerien der Kulturhistorien hängen die Sittengemälde jener Zeit in goldenen Rahmen da, als Muster-Bilder, nach welchen wir die Gestalten der unsrigen zeichnen, Licht und Schatten vertheilen, die Farben mischen und das Colorit auftragen. Und dennoch finden wir bei den Letzten gar oft so manchen zarten Pinselzug, so manche feine Nuancirung, wodurch es gleich jener weltberühmten Copie des Andreas del Sarto den Vorzug vor dem Rafaelischen Originale erhält. — Wohlan! waffnen wir unsere Augen mit der humoristischen Brille, und besehen uns die Bilder der alten und neuen Schule, das Original und die Copie.

Beginnen wir beim Nächsten. — Wie feierten die Römer den Neujahrstag? —

Am Altare des Janus — des Gottes mit dem doppelten Antlitze, der mit dem rückwärts gekehrten Gesichte in die Vergangenheit, und mit dem vorwärts gekehrten in die Zukunft schauet — zündete man die heilige Opferflamme an, und die ältesten und einfachsten Opfer wurden dargebracht. Kuchen aus Milch und Honig bereitet, geröstetes Korn mit Salz bestreuet. Welch ein hoher Festtag! — Es war keine sabathische Ruhefeier, es war ein Tag dem Fleiße, dem Anfange geweihet. Die beiden für dieses Jahr erwählten Consuln traten an demselben zuerst ihr hohes Amt an, die Staatsverwaltung wurde begonnen, die Gerichte wurden eröffnet, allenthalben nahmen die Jahresgeschäfte ihren Anfang, denn man betrachtete dieses als glückbedeutend für das ganze Jahr. — Ueberall sah man freundliche Menschen, die glückwünschten und Geschenke an einander vertheilten, wobei man mehr auf den Willen des Gebers, als auf den Werth der Gabe sah. Selbst die edelsten Patrizier theilten diese Sitte und Gaben, und nahmen die einfachsten Geschenke, Datteln, Feigen, alte Münzen; dann dachte man sich dabei in jenes goldene Zeitalter zurück, wo die Menschen, noch voll Unschuld und Treue, mit gegenseitiger Liebe an einander hingen. —

Sehen wir nun nach der nächsten Copie. Blicken wir am Neujahrstage in das Redaktions-Zimmer einer belletristischen Zeitschrift, so finden wir hier ein lustiges Contrefei der römischen Janusfeier.

An dem Altare des Janus zündet das Blatt die Opferflamme seines Geistes an. — An diesem Tage ist nämlich jeder Leser ein Janus mit doppeltem Gesichte. — Mit dem Einen sieht er in die Vergangenheit, was die Zeitschrift geleistet hat, mit dem Andern in die Zukunft, was sie wohl leisten wird. Mit dem einen Gesichte sieht er auf das Blatt, mit dem andern auf den Preis der Abonnementskarte. — Doch ist dieser Janus keine Gottheit, die sich mit den ältesten oder einfachsten Opfern begnügt, sie will vielmehr die modernsten, die künstlichsten. Schmackhafte Novellen-Kuchen aus historischer Milch, oder aus humoristischem Honig bereitet, körnige Kritik mit attischem Salze bestreuet. — Welch ein hoher Festtag! denn nur an diesem Tage zeigt es sich, ob das Blatt hoch steht in der Achtung seiner Leser, ob es fest steht in der Gunst seiner Abonnenten. — Es ist keine sabathische Ruhefeier. Denn ein Redaktions-Zimmer hat nie Ruhe, seine Thüre steht nicht still von fahrenden Glücksrittern, reisenden Charletanen, sentimentalen Versfabrikanten, poetischen Charadenhelden, Rezensenten &c. &c., die Alle den ungeheuern Fond ihres Dünkels hier hypotheciren wollen, und

die der Redakteur mit seinem geduldigen Vorstwische von der reinlichen Hausflur seines Blattes wegstauben muß. — —

Es ist ein Tag dem Fleiße, dem Anfange geweihet. Die erwählten Mitarbeiter treten an demselben ihr Amt an, die Erzählungen werden begonnen, die kritischen Gerichte werden eröffnet, die Liste der Abonnenten wird gemustert, und ist diese vollzählig, so betrachtet man dies als glückbedeutend für das ganze Jahr. —

Sehen Sie, meine Leser! das ist das Original, und das die Copie; Jenes ist ein großartiges Altarblatt mit Titianischem Colorit, Dieses bloß eine kleine Vignette, ein Chodowieckischer Kupferstich. Und dennoch hat dieser einige Züge so rührenden Ausdruckes, einige Striche so erhabener Art, daß wir sie an dem römischen Original vergebens suchen werden. —

Auf dem Schreibpulte des Redakteurs liegt nämlich ein Blatt. — Es ist ein Kupferstich, einen rührenden Moment aus dem Leben einer edlen Familie vorstellend — dieses Blatt, ihr Römer, ist die schönste Entschuldigungskarte, daß wir Eueren Sitten nicht sklavisch treu nachfolgen; es ist der Adelsbrief, der unserer Zeit den Vorrang vor der eurigen verleihet. Dieses Blatt ist ein Freilos in der großen Güterlotterie, der Humanität; es ist eine Aktie, welche dem Aktionär einen Antheil an den Segenswünschen der unterstützten Armen sichert; es ist die **magna charta**, welche ihrem edlen Stifter die Dankbarkeit der Mitwelt, und den Segen der Nachwelt verbürgt. Dieses Blatt trägt schönere Früchte, als alle Jene waren, welche Ihr am Janusfeste verschenkt habt; es ist die Münze, welche unsere edlen Patrizier vertheilen, eine Münze, welche das Gepräge der Menschenliebe trägt, eine Münze, die nie außer Kurs kommen wird.

Die Redaktion dieser Zeitschrift jedoch, welche nie in die Lage zu kommen wünscht, einer Entschuldigungskarte bei dem geehrten Publikum zu bedürfen, darf, der guten Sache unbeschadet, immerhin wünschen, daß man bei ihr der Römersitte treu bleibe, und die Gaben, die sie bietet, freundlich und liebevoll aufnehmen möge. Möge man auch bei diesem kleinen Aufsatze, jener Sitte gemäß, mehr auf den Willen des Gebers, als auf den Werth der Gabe sehen, und sich dabei in jenes Zeitalter der Unschuld zurück denken, wo es bessere Menschen als Dichter gab. —

Ignaz Kuranda.

Die Nacht im Juragebirg.

Eine Erzählung.

Da, wo die Suze, nachdem sie in ruhigem, sanftem Laufe von St. Imier weg durch das Erguel, bei Sonceboz vorbei sich geschlängelt hat, zwischen himmelhohen, dicht zusammengedrängten Felsen mit furchtbarer Wuth in die Tiefe stürzt, und dann mit schäumenden Wellen dem nahen Bielersee zuströmt, liegt in enger Schlucht das Dörfchen Frainvilliers. Von der hohen Bergstraße aus in seinem Trichter gesehen, gleicht es der dunkeln Werkstatt der Cyklopen, denn die düstern Häuser, die weiten schwarzen Kamine der Hammerschmieden, die in Menge vorhanden sind, und die Hälfte der Schweiz mit halb und ganz verarbeitetem Eisen versehen, das Rauschen der Räder, das Tosen der Hämmer, das Brausen des wilden Wassers, das Dunkel der hundertjährigen Tannen, welche von beiden Seiten das Thälchen beschatten, Alles prägt der Seele das Bild einer unterirdischen Welt ein, während ihr dennoch etwas Heimliches, Trauliches aus dieser einsamen, ernsten Natur entgegen tritt. Von Biel weg, wo die Straße aufwärts geht, nimmt diese zwischen dem senkrecht emporsteigenden Berge und dem Abgrunde, wo die Suze läuft und Frainvilliers liegt, den einzigen Raum ein. Beinahe eben so senkrecht, wie der Felsen zur Rechten, ist der Abhang zur Linken, und wer mit Wagen oder Pferd diesem zu nahe käme, wäre rettungslos verloren; dennoch keiner ist lebendig wieder gekommen, der in die Tiefe gestürzt ist. Eine Menge kleiner Fußwege führen dessen ungeachtet in das Thal nieder; aber dem Auge, das an diese wilden Gegenden nicht gewöhnt ist, scheinen sie nur für Ziegen gangbar, während doch die Menschen, die da geboren und erzogen sind, mit bewunderungswürdiger Behendigkeit die steilen Pfade auf und nieder steigen. Ueber das Dörfchen weg, zwischen zwei schroffen Berggipfeln hindurch, öffnet sich ein liebliches Alpgelände, dessen grüner Rasenteppich und heiter zerstreute Wohnungen mit dem düstern Anblick von Frainvilliers seltsam kontrastiren. Dort, wo ein reizender Fußpfad den höhern Berggegenden zuführt, sieht man das anziehende Gemälde einer freundlichen Alpenwirthschaft, indessen das Toben der Elemente da unten an die Zerstörung eines Vulkans mahnt, der in sich selbst zusammengesunken ist.

An der Straße, die erst seit einer kleiner Reihe von Jahren aus einem holperichten, gefährlichen Bergwege zu einer der schönsten Chausseen umgestaltet worden ist, saß zwischen dem Vorsprung zweier Felsen, und von einem überhängenden Steine geschützt, am späten Abend des 2. März 1798 ein junges Mädchen in der üblichen Tracht des Landes, schüchtern in sich zusammengeschmiegt. Ihre schlanke Gestalt umschloß ein dunkelblaues Mieder von gemeinem wollenen Zeuge, der weite Rock fiel bis auf die Knöchel der Füße hinunter; eine Schürze von Baumwollenzeug, ein großes Halstuch von gefärbtem Zitz vollendeten den Anzug, und auf dem Kopfe trug sie eine dunkle Haube, die unter dem zarten weißen Kinn zugebunden war, und die Fülle der schönen blonden Locken

nicht zu fassen vermochte, die sich, des Zwanges überdrüßig, über die Stirn und Hals herunterstahlen.

Das Klima in diesen Regionen ist wild und ungestüm, wie die Natur. Wenn ein warmer Frühlingsregen die Gegenden des tiefern Landes erquickt und nach dem langen Winterschlafe zu neuem Leben erweckt, so fallen hier die Schneeflocken auf eisigen Boden, und statt der milden Lüfte stürmt ein scharfer Wind durch die enge Schlucht. Der Tag war ungewöhnlich warm gewesen, und die Sonne hatte den harten Boden erweicht; aber gegen Abend hatte der Himmel sich umzogen, die Wolken lagerten sich dicht und immer dichter auf den Grat der Gebirge und entluden sich in gefrornen Tropfen, die prasselnd zur Erde niederfielen. Das junge Mädchen, das sich vor Witterung und Menschenblicken gleich sorgsam zu verstecken schien, schob die halb erstarrten Hände unter die Schürze, ihr Ohr schien ängstlich nach jedem Tone zu horchen, der von außen zu ihr herein drang, und den hübschen Kopf zuweilen der Wuth des Sturmes preisgebend, spähte ihr Auge durch die hereinbrechende Finsterniß.

Da ertönten, von dem Echo der Felsen getragen, aus beträchtlicher Ferne verschiedene Männerstimmen zu ihr herüber, deren Sprache ihr einen Trupp Franzosen verrieth, welcher ohne Zweifel den vielen Abtheilungen folgen sollte, die seit dem 8. Februar das Erguel durchzogen hatten und in das Innere des unglücklichen, von innern und äußern Feinden zerrissenen Landes gedrungen waren. Die Windungen der Felsen täuschen an jenen Orten außerordentlich über die Nähe oder die Entfernung jedes Geräusches, und das junge Mädchen mußte lange lauschen, ehe sie der Besorgniß, entdeckt zu werden, wieder frei ward. Je deutlicher der Laut zu ihr herüber drang, je sorgsamer zog sie sich in den Felsenspalt zurück, je ängstlicher ordnete sie ihre Kleidung, deren kleinster Theil sie, der Dämmerung ungeachtet, verrathen konnte. Die Bewohner jener Gegend verstehen und reden die französische wie die deutsche Sprache, weil sie im Falle sind, von Jugend auf beide zu hören und zu gebrauchen. Darum vernahm das Mädchen jedes Wort, das die Herannahenden mit dem ganzen Ungestüm ihrer Nation sprachen, und ihre Aeußerungen dienten nicht dazu, des armen beängstigten Kindes Herz zu erleichten. Zuerst wurde über die Gegend und die Straße geschimpft. Manches „Diable de pays!" hallte an den Bergen wieder; endlich aber ging die Unterhaltung auf den Gegenstand über, der ihnen zunächst lag: auf die Ereignisse des heutigen Tages und die Ursache ihrer Sendung. Flüche und Schimpfworte über einen jungen Mann, der, wie es schien, einen Theil der Landleute zum Widerstand hatte ermuthigen wollen, zuletzt in ein persönliches Gefecht mit den Franzosen gerathen war, und nun von ihnen verfolgt wurde, machten den Inhalt des Gesprächs aus. Aber nicht lange, so erscholl eine rauhe Stimme: „Vorwärts, Kameraden! das Schneegestöber wird immer dichter, der Wind droht uns nieder zu werfen; wir könnten in dem wilden Gebirge den Pfad verlieren, und sollen doch den Befehl zur Verfolgung des jungen Schweizerbären — Erlach, glaube ich, heißen sie ihn — nach Biel bringen. Laßt das unnütze Geschwätz bei Seite, haltet Euch zusammen! Marsch!"

Jede Rede verstummte jetzt, und die eilenden Tritte der Soldaten hallten auf dem gefrorenen Boden wieder; immer weiter entfernte sich der Schall, selbst das letzte Geräusch verlor sich allmählig, und bald hörte man nichts mehr, als das Toben des Sturmes zwischen den Felsen und das Rollen einzelner losgerissener Steine, die sich mit dumpfem Klange in die Tiefe stürzten. Langsam und vorsichtig erhob sich die zarte Gestalt, die sich in die schützende Oeffnung gedrängt hatte, wagte es, erst lauschend den Kopf vorzustrecken, dann, als sie nichts Verdächtiges mehr vernahm, trat sie auf die Straße heraus und schaute, so weit die einbrechende Nacht es gestattete, mit sichtlicher Sorge umher. Wäre der Tag noch etwas heller, so würden wir sehen, wie das Mädchen in bitterer Angst ihre Hände ringt, wie große Tropfen über die schönen Wangen heruntergleiten, und schwere Seufzer die jugendliche Brust schmerzlich heben. Nicht lange hatte sie so gestanden, als ihr geübtes Ohr einen willkommeneren Laut zu vernehmen schien; sie trat weiter hervor auf die Straße, ihr Blick hob sich zu dem steilen Felsen empor, immer deutlicher hörte sie das Geräusch eines mühsam herunterklimmenden Menschen, und endlich sprang eine dunkle Gestalt über den letzten Absatz herab, und stand einige Sekunden still, um mit sich zu berathen, was jetzt zu thun sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 1. Jänner.

Am 1. Jänner wurde zum Vortheile des Herrn Deska in böhmischer Sprache aufgeführt: „Der Wasserträger," Oper von Cherubini. Man kann es der Direktion nur Dank wissen, daß sie uns klassische Tonstücke, welche vom deutschen Repertoir verschwunden sind, wenigstens in böhmischer Sprache hören läßt. Die Namen Mozart, Mehul, Gretry und Cherubini erscheinen so selten auf den deutschen Theaterzetteln, daß es fast aussieht, als ob ihre Träger dem 17. oder 16. Jahrhunderte angehörten, und vielleicht kann noch die Zeit kommen, wo man Demjenigen, der ihre Werke lobt, den Vorwurf machen wird, er sey mit dem Zeitgeiste nicht fortgeschritten. Das böhmische Publi-

kum ist von dem Schimmer moderner Opernmusik weniger bestochen und geblendet, als das deutsche, weiß dafür aber auch das gute Alte weit inniger und unbefangener zu schätzen und zu empfinden. Uebrigens rührt der Beifall, den gute Opern in der Regel vom böhmischen Publikum erfahren, großentheils auch von Denjenigen her, welche nicht so sehr die Sprache, als der seltene Genuß in das Haus zieht, so, daß also in den böhmischen Opern das kritische, wie das nichtkritische Publikum seine Rechnung findet. Im Ganzen genommen, fiel Cherubini's „Wasserträger" am 1. Jänner sehr lobenswerth aus. Der zweite Akt verdient insbesondere ausgezeichnet zu werden. Herr Drška sang den Grafen Armand, Mad. Podhorský die Constanze, Herr Strakaty den Micheli, Herr Dobrowský den Antonio und Dem. Pittner die Marcelline. Die drei Ersteren erfreuten sich eines oft wiederholten Beifalls, wiewohl sich auch alle Uebrigen (mit Einschluß des Chors) ihr theilweises Verdienst um das Ganze erwarben. Mit der Prosa konnten wir jedoch weniger einverstanden seyn, als mit dem Gesange; denn sie schien nicht fleißig genug memorirt worden zu seyn. Als einer gebornen Deutschen kostet der Dem. Pittner das Böhmische nicht wenig Mühe; allein sie wird noch viel Sorgfalt verwenden müssen, um die weichen von den harten Consonanten in der Aussprache zu unterscheiden. Bekanntlich ist hierin der Böhme weit gewissenhafter, als der Deutsche. Uebrigens wurde Herr Drška nicht nur zum Schluße gerufen, sondern auch mit Mad. Podhorský sehr ehrenvoll empfangen.

Im Deutschen wurde das neu in die Scene gesetzte Kotzebuesche Lustspiel „Sorgen ohne Noth, und Noth ohne Sorgen" gegeben. Fand auch die Reprise dieses possenhaften Lustspiels nicht den rauschenden Beifall einer komischen Novität, so wurde doch sehr viel gelacht, und ich zweifle, ob Jemanden in den letzten vier Akten die Zeit lang wurde. Das Stück ist sehr gut und sorgfältig durchprobirt (für einige Gedächtnißfehler kann der Regisseur nicht), und es steht zu erwarten, daß es bei der zweiten und dritten Produktion noch an Raschheit und Rundung des Zusammenspiels gewinnen werde. Es ist gut besetzt, und man muß selbst den Darstellern der weniger bedeutenden Parthien nachsagen, daß sie sich das Ganze angelegen seyn ließen. Den zweiten Don Ranudo, Herrn Magnus Holofernes von Pelz, Erbherrn auf Pelzendorf und Eulenburg, gab Herr Polawský so vortrefflich, daß ich diese Rolle für eine seiner besten komischen Parthien halte. Die zwei Scenen mit Frau Linse und mit der falschen Königin der orkadischen Inseln sind bis auf die kleinsten Züge meisterhaft. Kotzebue stellt in der Ersteren seinen Magnus Holofernes über alle kleinlichen Sorgen, als da sind: Schulden bezahlen u. s. w. hinaus. Schon zwanzig Monatrechnungen der Frau Linse sind unberichtigt; nichts destoweniger beschließt der Großmüthige mit Einsetzung seines Ehrenwortes auch in diesem Monate nichts zu bezahlen, aus hundert Gründen, wie er sagt, von denen aber schon der eine genügt, daß er kein Geld hat. Herr Polawský konnte das Erhabenseyn über alle Sorgen, welche dem Staube ankleben, nicht komischer umkehren, als in der Scene mit Frau von Linse. Welche Ueberwindung kostet es ihm, seinen Befehlen doch einen merkbaren Anflug von Bitte zu geben, und mit Verschweigung von 99 Gründen seines wohlerwogenen, festen Entschlußes gerade den hundertsten verrathen zu müssen! Und wie nobel weiß sich der Darsteller bei einem Geständnisse zu halten, welches gewöhnliche Menschen zu beugen pflegt! Herr Polawský nahm die Lügen, mit welchen ein lustiges Mädchen unter dem angenommenen Namen einer von Pelz ihm die Aussicht auf den Thron der orkadischen Inseln eröffnet, so auf, als ob nichts anders kommen könne und solle. So hoch Magnus Holofernes über Geldsorgen erhaben ist, so fremd ist seinem stolzen Herzen kindische Freude über Glück und Glanz. Er ist sich selbst genug. Vortrefflich hat Herr Polawský auch das Satyrische in der Behandlung des Magister Schnudrian hervorgehoben. Allein er wurde auch von Herrn Feistmantel (Schnudrian) und Mad. Allram (Frau Linse) ausgezeichnet unterstützt. Der Erstere wartet mit seiner Gelehrsamkeit und Reimkunst wie ein bestallter Pudel auf, der seine Künste aus Hunger und Gewohnheit produzirt. Herr Feistmantel stellte den Schnudrian mit jener Gutmüthigkeit dar, welche ihren Grund in dem Unvermögen zu schaden, und in der instinktartigen Maxime hat: „Thue mir nichts, ich thue dir nichts." So wollte es auch der Dichter, und H. Feistmantel hat gerade dadurch, daß er seinen Schnudrian so gutmüthig, demüthig und unterthänig auffaßte, bewiesen, daß er höher stehe, als mancher erste Komiker. Sein Benehmen gegen Frau Linse (seine heimlich angetraute, liebenswürdige Gattin) und die Zaghaftigkeit, mit welcher er seinem Herrn den Dienst aufkündigt, war eben so konsequent als ergötzlich. Mad. Allram kann als Frau Linse schon einen entschiedenen Charakter und derberen Ton annehmen; denn Herr und Diener sind ihr zweifach verpflichtet. Es ging in ihrer Darstellung kein komischer Zug verloren, und doch übertrieb sie nicht. In der Regel kann man immer ein gutes Vorurtheil für die Produktion eines Lustspieles fassen, wenn Mad. Allram Herrn Feistmantel in einer komischen Rolle gegenübersteht. In der recht gelungenen Erkennungsscene des 4. Aktes (mit Pankratius) macht sich Kotzebue über sich selbst lustig. Mit den drei genannten wetteiferten in Munterkeit und ergötzlicher Wahrheit Mad. Binder (Pauline) und Herr Stölzel (Pankratius). Die liebenswürdige Schalkhaftigkeit, mit welcher sich Mad. Binder in ähnlichen Rollen bewegt, ohne über die Gränzen der Schicklichkeit auszuschweifen, machte sie vorzüglich in den Gesprächen mit Heloise gelten. Auch in den possenhaften Scenen mit Pelz hütete sie sich vor ungraciösen Extremen. Die Erklärungsscene mit Pankratius war von ihr wie von Herrn Stölzel höchst gelungen. Herr Stölzel spielt seit längerer Zeit in ähnlichen Parthien so ungezwungen, und mit einer so vortheilhaften Mäßigung seiner leicht übersprudelnden Munterkeit, daß ihm das Publikum nun gewogener scheint, als je. In Betreff seines Pankratius wüßte Referent in der That nichts hinzu oder hinweg zu wünschen; vielmehr wünscht er Hrn. Stölzel, gerade das Maß von guter Laune und diese Formen ihrer Aeußerung fortan einzuhalten, wie am 1. Jänner. Herr Ernst und Dem. Herbst spielten trotzdem, daß ihre Charaktere etwas im Schatten stehen, äußerst sorgfältig. H. Grabinger dürfte vielleicht den Titel „Sorgen ohne Noth" noch komischer rechtfertigen. Ueber die drei Schwestern Lebefrosts (die beiden Dem. Schikaneder und Mad. Hartmann) wurde viel gelacht.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 5. Jänner | **Nro. 2.** | 1834.

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

Das Herz des Weibes hat einen eigenen Instinkt, der ihm statt Ohr und Auge dient. Dieses wunderbare Gefühl diente dem Mädchen, um durch die dichte Finsterniß den Gegenstand ihrer bangen Sorge zu erkennen, und so leise, als die Umstände es zu erfordern schienen, machte sie denselben mit ihrer Gegenwart bekannt. Den Namen eines Geächteten, Verfolgten zu rufen, wäre gefährlich gewesen. Aber die zarte Stimme nannte mit unterdrücktem Beben: Stephanie Dubois! und kaum hatte der bekannte Laut das Ohr des Mannes erreicht, der sich horchend an eine Felsenwand schmiegte, als er rasch herzutrat, des Mädchens Hand ergriff und mit unverkennbarer Aufregung rief: „Stephanie, seyd Ihr es? Wenn Ihr mein Schutzgeist seyn wollt, so werden die Mörder sich das Gelüste nach mir vergehen lassen müssen.“ Stephanie zog schnell die Hand weg, deren Zittern ein widerstrebendes Gefühl verrieth, und sagte mit gewaltsam unterdrückter Bewegung: „Gott sey Dank, Erlach, daß ich Euch gefunden habe! Die Bluthunde sind so eben vorübergezogen, sie schnauben nach Rache, und wenn Ihr in ihre Hände gefallen wäret, so hätte Euch wahrscheinlich nichts retten können. Der Vater wußte, daß Ihr heute nach Courtelary und Cormoret gegangen waret, um die Leute aufzumahnen; einer Eurer Begleiter kam diesen Abend flüchtig in unser Haus und erzählte, wie es Euch gegangen sey; da schickte der Vater die beiden Knechte aus, Euch zu suchen und zu leiten; ich aber dachte, Ihr würdet Euch vielleicht des kleinen Verstecks noch erinnern, in dem wir Kinder uns so oft bargen; ein guter Geist führte mich, ich mußte Euch finden. Aber jetzt lasset uns eilen. Wir dürfen nicht auf der Straße bleiben, Ihr müßt Euch jedem Auge entziehen; darum laßt uns den Fußpfad nach Frainvilliers hinunter gehen und von hinten in meines Vaters Haus zu kommen suchen. Noch sind bei uns keine Franzosen, und bis sie kommen, wird der Vater schon einen Rettungsweg ersonnen haben. Geschwind nur, geschwind, ehe die Menschen sich nähern, deren Stimmen ich in der Ferne höre.“

Die Hand, die sich vorhin zurückgezogen hatte, bot sich jetzt ohne Widerstreben zur Leiterin an, wurde von dem jungen Manne fest gefaßt, und das Niedersteigen begann. Man konnte leicht bemerken, daß beide des steilen Weges kundig seyn mußten und daß es nicht das erstemal war, daß sie mit einander auf solchen Pfaden gingen. Fest und geschickt faßten die Füße ihren Standpunkt, trotz der Dunkelheit, instinktmäßig die Vertiefungen auffindend, die ihnen ein sicheres Weiterschreiten gestatteten. Drohte des Mädchens leichter Schritt zu schwanken, so umfaßte schützend des Jünglings Arm ihren Leib, und suchte dieser vergeblich eine feste Stelle, so fand Stephaniens Scharfblick sogleich diese aus und leitete des Freundes Bewegung. So waren sie schnell und leise, des schlüpfrigen Bodens ungeachtet, den größten Theil des Berges hinabgestiegen, als Erlachs Fuß auf einen runden Stein gerieth und weder die eigene Kraft, noch des Mädchens helfende Hand ihn vor einem Falle bewahren konnte, der um so gefährlicher war, als lose Felsenstücke dem Fallenden nachrollten und dann mit dumpfem Geräusche in die brausende Suze stürzten. „Um Gotteswillen rafft Euch auf!“ rief Stephanie; „es kommen Lichter, man hat uns gehört, Ihr seyd verloren, wenn man Euch erkennt, denn es gibt schlechte Leute genug, die Euch um Gewinn verrathen würden.“ — „Ich habe den Arm hart gequetscht, wenn nicht gebrochen,“ seufzte Erlach; „laß mich, Stephanie, damit Dir nicht um meinetwillen Arges widerfahre; — habe Dank für Deine Freundschaft und geh!“ — „Wenn Ihr glaubt, Rudolph, ich könnte Euch in Gefahr verlassen, so habt Ihr mich nie gekannt,“ sagte kalt und ruhig das Mädchen; „legt Euch längs dieses Steines nieder und haltet Euch still.“ Nun schritt sie gefaßt auf die Leute zu, die mit ihren Laternen näher gekommen waren und sich bereiteten, den Berg an der nämlichen Stelle zu ersteigen, wo das junge Paar herabgekommen

war. Es waren Arbeiter aus dem Dorfe, die in Rachenette Geschäfte hatten. „Wenn Ihr hinauf wollt, so müßt Ihr einen andern Weg einschlagen, Gevatter Jaques," rief Stephanie. „Ich wollte auch nach Rachenette, Marien zu besuchen, die krank ist, aber auf der Höhe sind Franzosen, die passen dem Rudolph von Erlach auf, der ihnen heute in Sonceboz entsprungen ist, und lassen keinen Menschen vorüber, ohne ihn zu mißhandeln; ich selbst bin ihnen kaum durch die Flucht den Berg herunter entgangen. Wenn Ihr durchaus hinauf müßt, so geht den Fußweg dort hinten im Thal, da seyd Ihr sicher." Brummend und scheltend auf die Franzosen, die ihnen eine theure Freiheit brächten, auf ihre Regierung, die nicht genug nachgeben wolle, auf Erlach und seine Gefährten, die mit ihrem Widerstande nur Verderben dem Vaterlande bereiteten, machten die Männern rechts um und zogen die Straße, die Stephanie ihnen bezeichnet hatte. Diese aber flog zurück, kniete neben dem Leidenden hin und wollte, so gut es die Lage verstattete, den Arm untersuchen; aber Erlach raffte sich empor, sichtlich mehr um seiner Begleiterin, als um sein selbst willen, und den Schmerz unterdrückend, zeigte er sich bereit, seiner Führerin zu folgen.

Zwischen finstern Tannen und Gestrüpp sich durcharbeitend, gelangten sie bald zu dem Hause des wohlhabendsten Bürgers von Frainvilliers, das sich an die Seite einer großen Schmiede lehnte, deren weite schwarze Essen selbst durch die tiefe Nacht bemerkbar waren. Vater Dubois, der früher ein Eigenthum auf dem höheren Juragebirge besessen hatte, war durch Familienverhältnisse bewogen worden, dasselbe mit dieser Hammerschmiede zu vertauschen, und der Beistand des Herrn von Erlach, mit dem er schon früher in Verhältniß gestanden hatte, trug viel dazu bei, ihm eine bedeutende Wohlhabenheit und ein eben so großes Uebergewicht unter seinen Umgebungen zu erwerben. Seine Frau war längst todt und hatte ihm ein einziges Mädchen zurückgelassen, das sein Augapfel wurde, und auf welches sich seine und seiner alten Mutter höchste Sorgfalt wandte. Weit entfernt aber, aus eitler Schwäche, oder weil seine Vermögensumstände sich gehoben hatten, Stephanien über ihre Lage zu stellen, ging im Gegentheil sein einziges Augenmerk dahin, die äußern Umstände nicht auf sie einwirken zu lassen, und sie so einfach zu erziehen, als es einer Handwerkertochter geziemte. „Bekommt sie es einst besser," sagte er oft, wenn man ihn darüber zur Rede stellte, „so wird sie sich leicht an das Bessere gewöhnen, und ihr Verstand wird sie schnell ihre Stellung und deren Pflichten erkennen lassen; bleibt sie aber in meinem Stande, was ich herzlich wünsche, nun, dann werden keine getäuschten Hoffnungen, keine herabgestimmte Erwartung ihr Leben verkümmern." So mußte denn Stephanie von Jugend auf arbeiten, nicht nur wie die Töchter unserer auflebenden Generationen es gewöhnt sind, sondern ernstlich, mühsam, als hätte sie keine andere Aussicht, ihr Daseyn zu fristen. Der Vater hatte sie, wie dieß in jenen Gegenden und besonders auf den höhern Gebirgen Sitte ist, einen Zweig der feinen Uhrmacherkunst lernen lassen. Stephanie hatte ihr kleines Etabli, wo sie Wochenlang vom frühen Morgen bis zum späten Abend die zartesten Ketten und Federn ausarbeitete, und selten verging eine Woche, in welcher sie nicht die gefertigte Arbeit den Fabrikherren nach Chaur de fond oder St. Imier brachte. Diese Gänge über das schroffe Gebirge, die das Mädchen zu seiner Belustigung oft abänderte, gaben ihm Behendigkeit und Kraft der Glieder; keine Klippe war der flinken Dirne zu hoch, kein Pfad zu steil.

Die Gewohnheit, sich in vorkommenden Fällen selbst zu berathen und zu helfen, hatte Stephanie nichts Freches, nichts Rohes, sondern nur eine ruhige Festigkeit, und einen ungemeinen Scharfsinn gegeben, der sich in allen Verhältnissen ihres Lebens kund that und ihrem Umgang einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Dabei war sie nichts weniger als unwissend in demjenigen, was dazumal einem Mädchen bessern Standes zu kennen geziemte. Seit ihren frühern Kinderjahren bis zu der Zeit, wo sie als erwachsen gelten konnte, hatte ihr Vater sie täglich einige Stunden nach dem nahen Städtchen Biel geschickt, wo sie Unterricht in weiblichen Arbeiten und Religion empfangen hatte. Während eines Theils dieser Lehrstunden machte Stephanie nähere Bekanntschaft mit dem jungen Erlach, dessen Vater nahe bei Biel an dem schönen See ein Landgut besaß und, wie schon gesagt, des alten Dubois Beschützer war, der in frühern Zeiten dem Erlachschen Hause als Diener angehört hatte. Rudolph von Erlach war eines jener einfachen, kräftigen Gemüther, wie manche Epoche der Schweizergeschichte sie geliefert hat. In seiner ersten Jugend durch einen Mann von altem Schrott und Korn gebildet, war sein Herz fähig geworden, sein Vaterland mit heißer Liebe zu umfangen und in der tiefen Ruhe seiner einzelnen Theile, in dem glücklichen Frieden des Ganzen, in der Achtung für die höhern Dinge im Leben, die damals noch ziemlich allgemein herrschte, Entschädigung zu finden für den Mangel an feinerer Kultur und Sitte, für manche fehlerhafte Institution, für so viel Einseitiges, das man allerdings in jener Zeit den Schweizern vorwerfen konnte. Seine Seele war nicht leicht zu bewegen und einzunehmen, aber was sie einmal mit Liebe erfaßt hatte, das haftete fest in ihr und keine Umstände, kein Zeitraum vermochten sein Gefühl zu vernichten.

Als er von Bern in einem Alter von fünfzehn Jahren zu seinem Vater zurückkehrte, hatte dieser dem alten Dubois seine Gunst so ganz zugewendet und von ihm so manchen Dienst empfangen, daß er selbst vorschlug, Ste-

phanien, der er immer wohl gewollt hatte und die früher schon eine Spielgefährtin seines Sohnes gewesen war, in einigen Fächern den Unterricht mit demselben theilen zu lassen. Man konnte nicht leicht ein lieblicheres und verständigeres Wesen sehen, als das Mädchen damals schon war. Ausgerüstet mit allen Fähigkeiten des Geistes und dem feinen Sinn, mit dem zuweilen die Frauen vorzugsweise vor den Männern begabt sind, fesselte sie mehr und mehr die Aufmerksamkeit des jungen Erlach, dessen Bewunderung sich bald in eine wärmere Empfindung verwandelte, ohne daß er sich von dem allmähligen Uebergange von einem Gefühle zum andern hätte Rechenschaft ablegen können. Die Stände waren damals in einigen Städten der Schweiz in außerordentlich scharfer Linie geschieden, schärfer beinahe, als der Adel in dem übrigen Europa von der Bürgerschaft. Auf einigen begünstigten Familien ruhte die Regierung des Staates, ihre Vorrechte waren groß, so wie das Ansehen, in welchem sie standen, und die Erhebung eines gemeinen Mädchens zu einer Frau von Erlach wäre eine so unerhörte Sache gewesen, daß dem stolzen Patrizier die Möglichkeit eines solchen Gedankens nicht einmal beifiel, und der Sohn, in solchen Grundsätzen erzogen und gebildet, seiner Neigung zu Stephanien eher jeden andern Namen, als den der Liebe gegeben haben würde. Der alte Dubois hingegen war um so weniger von der Ahnung dessen, was geschehen konnte, frei, als er die Vorzüge seiner Tochter nicht verkannte; aber er suchte früh ein Gegengift für mögliches Uebel zu bereiten, indem er einen Zug von Stolz in dem Charakter des Mädchens sorgsam ausbildete, der ihr niemals erlaubt haben würde, sich in irgend ein Verhältniß gewaltsam zu drängen, und überdieß glaubte er auf die eigenthümliche Festigkeit bauen zu dürfen, mit der sie immer so handelte, wie sie es der Klugheit gemäß achtete. Die beiden Alten vergaßen, daß es eine Leidenschaft gibt, deren Wirkungen die festesten und gediegensten Grundsätze zerstören, und zu jeder Lebensklugheit unfähig machen können.

Ohne sich selbst zu gestehen, warum es geschah, suchte der junge Erlach nach und nach die Gelegenheiten zu mehren, die er haben konnte, Stephanien zu sehen. Der Weg nach Frainvilliers war ein angenehmer Spaziergang, die Schatten des Thälchens so anziehend und der alte Dubois in manchen Fällen ein so verständiger Rathgeber. Unter diesem oder jenem Vorwande wanderte Rudolph erst wöchentlich, dann beinahe täglich nach der Hammerschmiede. Was in der Zeit dieser ersten Regungen des Herzens in des jungen Mädchens Brust vorging, hat nie Jemand in Erfahrung gebracht, und kaum mag sie sich selbst gestanden haben, welch einen großen Antheil sie an dem Jünglinge nahm, der zuerst sie den ganzen Werth ihrer Weiblichkeit fühlen lehrte. (Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Ein reicher Glückspilz bestellte bei dem Maler Horaz Vernet (geb. 30. Juni 1789) eine Landschaft mit einer Höhle, und in solcher einen heiligen Hieronymus, denn er wollte auch ein Gemälde von diesem berühmten Künstler besitzen.

Vernet erfüllte den Wunsch des Bestellers, und sandte es diesem zu. Dieser, nichts von Perspektive verstehend, meinte: die Landschaft und die Höhle sind sehr gut, aber der heilige Hieronymus ist ja nicht in der Höhle.

„Das läßt sich verbessern," versetzte Vernet. Er ließ sich das Gemälde wieder in sein Atelier bringen, verstärkte die Schatten, so daß der Heilige tiefer in der Höhle zu sitzen schien.

Doch der Besteller war noch nicht zufrieden; er blieb bei seiner Behauptung, der Heilige sey nicht in der Höhle.

„Auch das läßt sich ändern," sprach Vernet. Er wischte die Figur ganz weg, und händigte das Gemälde dem Besitzer wieder ein. Jetzt war dieser befriedigt und zeigte es Jedem, der ihn besuchte, mit Ostentation.

Wenn nun der Eine oder Andere die Bemerkung machte: er sähe den Heiligen nicht, antwortete er:

„Verzeihen Sie, er ist in der Höhle, ich habe ihn am Eingange gesehen, und weiß es gewiß, daß er drinnen ist."

Dreisylbige Charade.

Das Erste ist gar Vielen lieb und werth,
D'rum Mancher es für vieles Geld begehrt;
Es zeigt sich Dir verschieden, groß und klein,
Du siehst es wohl verwahrt, auch angebunden,
Doch zeigt es, mag's auch hübsch und kostbar seyn,
Daß etwas Köstlicheres schon verschwunden.

Das Andre nennt ein zweisylbiges Wort,
Ist nöthig heut zu Tage hie und dort;
Man braucht es täglich wohl im Hof und Haus.
Ohn' dieses bringst Du Manches nicht zu Stande,
Den Sinn geheimer Chiffern nicht heraus,
Berechnest nicht die Münzen fremder Lande.

Was Paganini auch, der große Mann,
Mit seiner allgewalt'gen Geige kann;
Er richtet sich doch immer nur nach mir.
Das Erste selbst kann nimmer mich entbehren;
D'rum dient das Ganze auch für's Erste Dir,
Denn 's Ganze kann nicht mehr als ich gewähren.

J. G.

(Die Auflösung folgt.)

Theater und geselliges Leben.

Erinnerungen an Mozarts Aufenthalt in Prag.

Da wir nächstens im Böhmischen wieder eine jener Mozart'schen Opern hören werden, die selten zur Aufführung gelangen, so dürften vielleicht den Leser dieser Blätter einige Erinnerungen an den Mann interessiren, welcher das Berühmteste seiner Werke für die prager Bühne schrieb. Herr Dir. Stiepanek hat die nachfolgenden Notizen theils aus Aktenstücken, theils aus dem Munde glaubwürdiger Zeugen in einer Vorrede zu seiner böhmischen Uebersetzung des „Don Juan" zusammengestellt.

Die erste Oper, welche das prager Publikum für Mozart begeisterte, war „die Hochzeit des Figaro." Sie wurde im Jahre 1786 zu einer Zeit aufgeführt, wo die damals bestehende italieni- Operngesellschaft, unter der Direktion des Herrn Bondini, aus Mangel an Zuspruch auseinander zu gehen drohte. Der Enthusiasmus, und mit ihm der Besuch des Publikums stieg mit jeder Wiederholung; und die Mitglieder des Orchesters geriethen während der Produktion jedesmal in ein solches Feuer, daß sie nach den letzten Akkorden lieber noch einmal angefangen hätten. Nach dem so glänzenden Erfolge der „Hochzeit des Figaro" lud der Herr Graf Johann Thun den jungen, gefeierten Tondichter nach Prag ein, indem er ihm Wohnung, Kost und alle Bequemlichkeiten in seinem Hause anbot. Mozart kam im Februar des Jahres 1787 gerade an einem Tage in Prag an, wo „Figaros Hochzeit" gegeben wurde. Sein erster Gang war in's Theater, und kaum hatte sich unter dem Publikum die Nachricht verbreitet, daß Mozart zugegen sey, als man ihn mit allgemeinem Beifallklatschen und freudigem Zurufe bewillkommte. Zur Bewunderung seines Genies trug noch ein großes Concert bei, welches er auf allgemeines Verlangen aus lauter eigenen Compositionen im Theater gab. Wo sich Mozart blicken ließ, kam man ihm mit Liebe und Achtung entgegen, und die Begeisterung, mit welcher seine Musik aufgeführt und gehört wurde, bewog ihn zu der für den Kunstsinn der Böhmen ehrenvollen Aeußerung: „Weil mich die Böhmen so gut verstehen, so muß ich ihnen eine Oper schreiben." Bondini trat mit Mozart in Unterhandlung. Gegen ein Honorar von hundert Stück Dukaten und gegen Vorbehalt des Eigenthums, versprach Mozart für den Winter des folgenden Jahres 1788 eine Oper zu liefern. Er hielt Wort und komponirte in der Eigenschaft eines Direktors der Hofkapelle unter Joseph II. seinen unübertrefflichen „Don Juan." Noch im September des Jahres 1787 kehrte Mozart von Wien nach Prag zurück, um sein Werk an dem Orte zu vollenden, für welchen es bestimmt war. Er wohnte Anfangs auf dem Kohlmarkte bei drei Löwen, später aber zog er zu seinem Freunde Dussek, und hielt sich größtentheils auf dessen Weingarten zu Kossir auf. Dort war es, wo er im 31. Jahre seines Alters ein Werk beendete, welches nie aufhören wird, ein Gegenstand der Bewunderung zu seyn. Nachdem er noch in demselben Jahre in Gegenwart S. M. des gegenwärtigen Königs von Sachsen und weiland seiner erlauchten Gemahlin Maria Theresia, Schwester S. M. unseres Kaisers, bei festlich beleuchtetem Hause „Figaro's Hochzeit" dirigirt hatte, kam endlich sein „Don Juan" zur Aufführung. Besetzt war die Oper also:

Don Giovanni	Sign. Luigi Bassi. (damals 22 Jahre alt.)
Donna Anna	Signora Ter. Saporiti.
Donna Elvira	Signora Cat. Micelli.
Don Ottavio	Sign. Ant. Baglioni.
Leporello	Sign. Felice Ponziani.
Don Pedro et Masetto . . .	Sign. Guis. Lolli.
Zerlina	Signora Bondini.

Mozart leitete die Proben selbst. Es ist bekannt, wie er Mad. Bondini, welche ihm als Zerline im Finale des 1. Aktes nicht durchdringend genug schrie, unversehens und so tüchtig anfaßte, daß sie vor Schrecken einen Schrei ausstieß, den er sie bei der Produktion zu wiederholen ersuchte. Sign. Micelli warf ihm, als er das Tempo nach ihrer Ansicht zu sehr beschleunigte, einige finsteren Blicke zu. Mozart bemerkte es, ohne sich stören zu lassen, und bestrafte sie, als sie ausgesungen hatte, durch den Zuruf „Bravo Donella!" Es ist endlich auch bekannt, daß Mozart die Ouverture zu Don Juan erst in der Nacht ausarbeitete, welche dem Tage der Produktion voranging. Man konnte mit dem Ausschreiben kaum fertig werden. Noch um 7 Uhr langten die letzten, reichlich bestreuten Stimmen im Orchester an. Man konnte erst um 1/4 über 7 anfangen. Mozart, welcher die erste Produktion selbst leitete, wurde, als er im Orchester erschien, mit stürmischem Beifallklatschen empfangen. Nach der Ouverture äußerte er sich gegen seine nächste Umgebung: „Einige Noten sind freilich unter die Pulte gefallen, aber gut gegangen ist sie dennoch." Mit Recht nennt Stiepanek Prag den Geburtsort des unsterblichen Werkes. Von Prag aus verbreitete sich der Ruhm, den sich „Don Juan" in der Folge auf allen Bühnen sicherte. In den ersten zehn Jahren wurde „Don Juan" trotzdem, daß die italienische Oper immer nur 8 Monate spielte, 116 Mal wiederholt. Von 1799 bis zur Auflösung der italienischen Operngesellschaft (im Jahre 1807) erlebte sie noch 35 Wiederholungen. In deutscher Sprache wurde sie zum ersten Male am 8. Nov. 1807 unter folgender Besetzung aufgeführt:

Don Juan	Herr Seddersen.
Donna Anna	Mad. Caravoglia-Sandrini.
Donna Elvira	Dem. Bessel.
Don Ottavio	Herr Grünbaum.
Der Gouverneur	Herr Schreinzer.
Leporello	Herr Strohbach.
Masetto	Herr Häser.
Zerline	Dem. Müller (in der Folge Mad. Grünbaum.
Gerichtsdiener	Herr Schmelka.

Bis zum Jahre 1825 wurde sie in deutscher Sprache 106 Mal wiederholt. Im Jahre 1825 kam sie durch Herrn Dir. Stiepanek auf die böhmische Bühne, wo sie zum ersten Male zum Besten des Armenhauses bei St. Bartholomäus aufgeführt wurde.

Mozart, der sich in Prag besonders gefiel, lebte auf seine Weise ungenirt und fröhlich. Als zur Krönung des Kaisers Leopold sein „Titus" aufgeführt wurde, soll er bereits beim Billardspiele Motive aus der Zauberflöte" getrillert haben.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

// Bohemia,
ein
Unterhaltungsblatt.

Den 7. Jänner **Nro. 3.** 1834.

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

So, im wechselvollen Spiel einer erwachenden Leidenschaft, die von dem einen Theil ganz verkannt, von dem andern kaum leise geahnt wurde, kam die Zeit heran, wo der junge Erlach, wie jeder Patrizier seines Alters, eine Universität beziehen sollte. Die Trennung auf mehrere Jahre hätte, durch den Schmerz, den sie verursachte, den beiden jugendlichen Wesen beinahe ihre Empfindungen deutlich gemacht; doch ging sie vorbei, ohne irgend einen Schritt von Bedeutung herbeizuführen, und eine lange, dauernde Abwesenheit schwächte sogar die bunt prangenden Farben, mit denen das Bild des Einen in dem Herzen des Andern gezeichnet war. Drei Jahre waren dahingegangen, als Rudolph von Erlach, zum Manne gereift, die heimathlichen Gegenden wieder betrat. In jeder Hinsicht ausgebildet, zu den größten Hoffnungen berechtigend, erregte er allgemeinen Jubel unter seinen Verwandten und Freunden, und der Wiederhall tönte bis in die Hammerschmiede von Frainvilliers. Ob das Lob, das ihrem Jugendfreunde gespendet ward, Stephaniens Brust stärker pochen machte, bleibt ungewiß; aber das erste Wiedersehen war für Erlachs Gefühle entscheidend. Was er als Jüngling nur geahnt, was er vielleicht, wenn es sich zu deutlichen Gedanken reihen wollte, weit von sich geworfen hatte, das drängte sich ihm als klar empfundene Gewißheit auf, als er zum ersten Male der Gespielin frisch aufgeblühten Jugendreiz, ihr ganzes Wesen betrachtete; als er den süßen Ton ihrer Stimme hörte, und in die funkelnden Augen sah, die sich ihm in holder, aber zurückhaltender Freundlichkeit erschloßen. Die Welt und sein eigenes, zum Bewußtseyn gelangtes Herz hatten ihn jeder Täuschung seiner Gefühle entrissen. Die Bilder einer freundlichen Vergangenheit, die jetzigen Regungen seiner Brust gestalteten sich zu bestimmten Wünschen, zu der klaren Ueberzeugung, daß er Stephanien mit Leidenschaft liebe; daß schon in längst entschwundener Kinderzeit seine Seele mit der ihrigen vereinigt gewesen sey, und daß er ohne des Mädchens Besitz kein Glück auf Erden finden könne. Wie diese Gewißheit mit Stand und Reichthum, mit den Ansichten seines Vaters, mit seinen Hoffnungen als Patrizier seiner Vaterstadt übereinstimme, darnach fragte Rudolph von dem Augenblicke an nicht mehr, als er mit der ganzen Gewalt einer unverdorbenen Jugend seine Liebe empfand, oder wenn er noch dieser Hindernisse gedachte, so geschah es nur, um auf Mittel zu sinnen, dieselben zu überwinden. Deutlich und offen, wie es sein Charakter mit sich brachte, zeigte er nun sein Gefühl für das Mädchen. Täglich kam er nach Frainvilliers; sein erster Blick, wenn er eintrat, fiel auf Stephanien, seine erste Frage, wenn er sie nicht fand, war nach ihr, und das Auge, das er auf sie heftete, die Stimme, mit der er gleichgültige Worte mit ihr sprach, enthielten so bestimmte Liebeswerbungen, daß es weiter keiner andern bedurfte, um verstanden zu werden.

Was in frühern Jahren ohne große Bedeutung schien, wurde jetzt von den Umgebungen der jungen Leute mit Unwillen und Sorge bemerkt. Rudolphs Vater, ein stolzer, aber rechtlicher Mann, der den Gedanken, eine solche Schwiegertochter zu erhalten, nicht einmal hätte fassen, aber eben so wenig eine schlechte Handlung seines Sohnes hätte ertragen können, sprach mit Rudolph über seine fleißigen Gänge nach der Hammerschmiede, und bat ihn, zu überlegen, wie sehr diese Stephanien schaden könnten. „Daß es Dir nicht zu Sinne kommen kann, eine Mißheirath zu schließen, begreift Niemand leichter, als ich," sagte Erlach; „aber Du könntest durch ein flüchtiges Wohlgefallen die ganze Zukunft eines Mädchens zerstören, das in seinem Stande eine vortheilhafte Verbindung treffen kann." Rudolph hörte diese Vorstellungen mit der Ehrerbietung an, die er seinem Vater schuldig war; aber seine unverholenen Gegenäußerungen, die Offenheit, mit welcher er seine Wünsche und Ansichten gestand, überzeugten diesen leicht, daß bei seinem Sohne

ganz andere Ideen Wurzel gefaßt hatten, als er glaubte, und daß derselbe eben so fest, als über seine Handlungsweise mit sich selbst einig sey. Diese unerwartete Lage der Dinge verleitete ihn zu dem Schlimmsten, was geschehen konnte. Er tobte, er schalt, er wollte unter Drohungen von Rudolph das Versprechen erzwingen, das Mädchen nicht mehr sehen zu wollen. Es läßt sich begreifen, daß er damit des jungen Mannes Herz empörte, statt ihn zum Nachgeben zu bewegen, und daß die Bitterkeit über manches rasche, unbesonnene Wort, das Erlach im Zorne gesprochen hatte, ihn nur noch mehr zum Festhalten an seinem Plane bewegen mußte. Das mochte der Letztere denn auch fühlen und überhaupt einsehen, daß mit einem heftigen Benehmen hier nichts gut zu machen sey, um so weniger, als er in einer Zeit, wo Unruhe überall sich regte, wo der sogenannte Schwindel der Freiheit in allen Köpfen spukte, des alten Dubois Ergebenheit sehr wohl brauchen konnte, und es nicht wagen durfte, durch einen auffallenden Schritt denselben gegen sich aufzubringen. Bei aller Ehrerbietung, die in des untergeordneten Mannes Gemüth gegen den Herrn von Erlach sich fand, wußte dieser doch, daß er eine geringschätzige Aeußerung nicht ruhig ertragen würde, und, so seltsam dies auch bei seinen übrigen Grundsätzen scheinen mochte, so war doch nichts gewisser, als daß er seine Tochter sehr hoch im Preise hielt, und, obwohl er zu einer Verbindung über ihren Stand nicht die Hand geboten hätte, sie doch derselben würdig achtete.

„Ich ziehe es weit vor, sie da zu verheirathen, wo sie erzogen worden ist,“ hörte er ihn oft sagen, „und wenn sie dem jungen André, der sie so herzlich lieb hat, die Hand gibt, so soll sie mit meinem Segen auch die Hammerschmiede und mein ganzes übriges Gewerbe bekommen; indessen soll das Mädchen ihren Willen haben, wenn sie einmal selbst recht weiß, was sie will, und ich habe sie so erzogen, daß sie sich in jede Lage finden kann. Unsere Familie ist nicht zu verachten; wenn ich schon nur ein Handwerksmann bin, so war doch mein Großvater, Prediger in Bern, und meiner Mutter, unter deren Leitung Stephanie groß geworden ist, wurde wohl ihr Geschick nicht bei der Wiege gesungen.“

An diese und ähnliche Aeußerungen dachte Herr von Erlach, als ihn die erste Aufregung seines Unmuths zu raschen Schritten hinreißen wollte. Dubois besaß in manchen Hinsichten sein unbedingtes Vertrauen; er wußte, daß er auf seine Treue bauen konnte, wenn man nicht allzu grell die Interessen gegen einander stellte, und er konnte sich nicht ohne die höchste Noth in so verhängnißvoller Zeit in die Gefahr setzen, den Beistand eines Mannes zu verlieren, dem er in jedem möglichen Falle ruhig sein Leben und sein Eigenthum übergeben konnte. Er wußte bestimmt, daß Rudolph noch keine Erklärung gegen Stephanien gewagt hatte, ja es blieb ihm zweifelhaft, ob diese wirklich seine Neigung erwiedere; darum glaubte er bei ruhiger Ueberlegung am zweckmäßigsten zu handeln, wenn er den Sohn mit nach Bern nahm und ihn dann mit Anbruch des künftigen Frühlings auf Reisen schickte.

Der Winter sollte aber ganz anders vorüber gehen, als die eine Parthei in der Schweiz damals träumte, indem sie sich auf den lange nicht mehr erprobten Muth und die Einigkeit ihrer Mitbürger verließ. Innere Zerwürfnisse hatten in jener Epoche den höchsten Grad erreicht, und fremde Intervention, die ihre Kriegsmacht gerne auf nachbarlichem Boden ausbreiten mochte, fand darin einen scheinbaren Vorwand, die Grenzen der Schweiz zu überschreiten und durch ihre Gewalthaber das alte, morsche Staatsgebäude aus seinen Fugen reißen zu lassen. Unter allen Cantonen war Bern derjenige, der den entschiedensten und muthigsten Widerstand leistete. Von seinen äußern Bezirken verlassen, die schon lange ungeduldig die Oberherrschaft der Berner getragen hatten, ließ es sich weder von diesem ungünstigen Umstande, noch von der Uebermacht, die ihm entgegenstand, noch durch den geringen Beistand zurückschrecken, den die übrigen Kantone ihm leisteten, und wenn irgend je in der Geschichte, so stand Bern in diesem Zeitpunkte groß und achtungswerth da. Schlechte Organisation im Innern, und der mächtige Feind von außen mußten eine Zerstörung herbeiführen; allein es sind in jenen Tagen Thaten des Heroismus und glühender Vaterlandsliebe geschehen, die würdig wären, den vielgepriesenen Handlungen an die Seite gesetzt zu werden, durch welche Helvetien in grauer Vorzeit seine Freiheit und seinen Ruhm erlangte.

Mengaud hatte seine Forderungen in immer gesteigertem Maaße schon mehrmals vorgelegt; man hatte der Nothwendigkeit nachgegeben und den Unzufriedenen Vortheile gestattet, die zu erhalten, sie sich vor Jahresfrist noch nicht hätten träumen lassen. Dagegen forderte man Zurückziehung der französischen Truppen von eidgenössischem Boden, auf den sie durch das Waadtland eingedrungen waren. Diese Maßregel wäre aber ganz gegen Frankreichs damaliges System gewesen, das gerne seine mit Blut und Verbrechen gedüngte Freiheit jedem Nachbarstaate aufgedrungen und sich zu künftigen Gewaltthaten bereichert hätte. Schon im Februar nahmen die Franzosen Biel in Besitz; früher noch war General Monnard mit einer starken Truppenabtheilung über den Genfersee in das Waadtland vorgedrungen, und zur Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, stand Brüne mit seiner Division in Payerne und Schauenburg mit der seinigen an den Grenzen von Solothurn und Bern.

Die Aussicht, Alles an Macht, Ansehen und Reichthum zu verlieren, was seit undenklichen Zeiten den

Bürgern von Bern, oder vielmehr einigen bevorrechteten Familien als Eigenthum angehört hatte, brachte die heftigsten Leidenschaften und einen Geist des Widerstandes hervor, der die Möglichkeiten des Gelingens nicht mehr berechnete. Bei Vielen, ja bei den Meisten lagen mithin eigensüchtige Triebfedern zu Grunde; aber Mancher sah auch den Untergang nicht nur des eigenen, sondern des allgemeinen Glückes in dieser Umwälzung der alten Staatsmaschine; Mancher wollte sich lieber unter den Trümmern begraben lassen, als den Sturz überleben. Unter den Letztern befand sich Rudolph von Erlach. Er hatte eine angeborne Antipathie gegen die Franzosen, die sich auf deutschen Universitäten zu eigentlichem Haß umgewandelt hatte, und die Gräuel der furchtbarsten aller Revolutionen, vereint mit der eigenthümlichen Oberflächlichkeit des Nationalcharakters, die seinem eigenen Sinne schroff entgegenstand, trugen nicht wenig dazu bei, seine leidenschaftlichen Empfindungen zu vermehren. Jeden Schweizer zur Vertheidigung zu ermahnen, in die Hände der Weiber und Kinder zerstörende Waffen zu geben, jeden Schritt Landes theuer zu verkaufen, den Vertilgungskrieg gegen den Feind des Vaterlandes in all seiner Schrecklichkeit zu führen, jeden Felsen zu einer Festung, jede Schlucht zu einer Falle, jedes Haus zu einer Burg zu machen, das wäre in des jungen Erlachs Sinn gehandelt gewesen, und hätten nur Zehntausende gedacht, wie er, so hätte nie ein fremder Fuß Helvetiens Gränzen überschritten.

Daß in einer so mannigfach bewegten Zeit das kleinere Interesse dem allerhöchsten weichen wußte, begreift sich leicht. Erlach hatte die Liebe seines Sohnes und Stephaniens zum Theil aus den Augen verloren, und wenn er ihrer gedachte, so konnte er unmöglich in diesem Augenblicke, wo er Beider bedurfte, ihn oder Dubois in ihren liebsten Neigungen kränken. Mit Rudolph war er sehr zufrieden, denn wären auch die Beweggründe des Handelns nicht die Nämlichen gewesen, so wurde doch auf einerlei Resultat hingearbeitet. Der junge Mann hatte sich von der ersten Minute an, wo Anstalten zu einer ernstlicheren Gegenwehr getroffen worden waren, in die vordersten Reihen gestellt, und seine Schuld war es nicht, daß der Widerstand nicht kräftiger war; denn er hatte Alles aufgeboten, um, so weit ihm Einfluß gestattet wurde, die Aufgeregtheit gegen den Feind zu mehren; und als eine trostlose Unthätigkeit die Befehlshaber wie die Untergebenen lähmte, da machte er sich Bahn durch die Gebirge, um im Rücken des Feindes zu agiren. Dubois hingegen haßte die Franzosen ebenfalls von ganzer Seele, und mißbilligte die Uebereilung, mit der nun Alles d'rüber und d'runter geworfen werden sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Frau von F. . ., eine sehr fruchtbare Schriftstellerin, ging auf eine öffentliche Versteigerung, um Mancherlei zu erstehen. Es fehlt bei solchen nicht an Weibern und Männern, die dergleichen, um einen vortheilhaften Handel damit zu treiben, aufkaufen, und daher selten Einem, der nicht zu ihnen gehört, etwas überlassen.

Frau von F. . ., die sich wenig auf den Werth der feilgebotenen Gegenstände verstand, überbot diese Trödler und Trödlerinnen, so daß sie, da die Letztern sich zu wenig Vortheil davon versprachen, immer in Besitz der verauktionirten Sachen kam.

Endlich kamen auch einige Bücher, die als Makulatur ausgeboten wurden. Man bot darauf, Frau von F. . . überbot die Mitbewerber und Mitbewerberinnen; auch diese Bücher wurden ihr zugeschlagen.

Da sagte eine der Aufkäuferinnen zu ihrer Nachbarin:

„Na, des is doch zu arg! Es is bloßer Neid. Auch nich den kleensten Profit will se enen gönnen. Sie koft och die Bücher uns vor de Nase weg, und se kann se selbst sich machen."

Theater und geselliges Leben.

Ueber die Akademie vom 29. Dezember vorigen Jahres.

(Verspätet.)

Der Unterstützungsfond für dürftige Hörer der Philosophie erhält sich beinahe ausschließlich von dem Ertrage einer musikalischen Akademie, welche mit hoher Bewilligung alljährig gegen Weihnachten gegeben wird. Trotzdem, daß ihr diesmal in sehr kurzen Zwischenräumen zwei andere Akademien vorangingen, und daß am Nachmittage des 29. ein äußerst ungünstiges Wetter einfiel, oder sich vielmehr fortsetzte, hatte sich zur bestimmten Stunde doch der Saal in allen seinen Räumen erfüllt, was gewiß zu den erfreulichen Beweisen einer unermüdlichen Wohlthätigkeitsliebe der Bewohner Prags gehört, so daß die Akademie einen Gesammtbetrag von 802 fl. 2 kr. C. M., und nach Abzug der nothwendigsten Auslagen von 111 fl. 56 kr. C. M., den reinen Ertrag von 690 fl. 11 kr. C. M. abwarf. Der schon seit so vielen Jahren erprobte,

Wohlthätigkeitseifer des Herrn Kapellmeisters Triebensee und des H. Orchesterdir. Pixis die neuerliche unentgeldliche Lieferung der Anschlagszettel durch den Herrn Buchdrucker Landau, die Uneigennützigkeit des Saalinhabers Herrn Wessely, und des Herrn Zimmermeisters Jelinek, welcher das Podium herstellte, dann die unentgeldliche Mitwirkung der Damen Podhorsky und Nina Herbst und der Herren Bezdĕk, Collin, Spanner und Strakaty trugen zu diesem erfreulichen Resultate bei. Die Ausschußmitglieder, welche, ihren würdigen Religionslehrer Hrn. Doktor der Theologie und k. k. Professor Jakob Beer an der Spitze, mit lobenswerther Umsicht und Thätigkeit die Akademie veranstalteten und die geschmackvoll lithographirten Repertoirs aus Eigenem besorgten, waren aus dem zweiten philosophischen Jahrgange: der Herr Fürst Taxis (Sohn S. D. des um Prags Wohlthätigkeitsanstalten so hochverdienten Fürsten Karl Anselm Taxis), dann der Freiherr von Aehrenthal, der Herr Ledwinka von Adlersfels, und die Herren Ostermann und Padowetz, aus dem ersten Jahre ebenfalls ein Hr. Ledwinka von Adlersfels (Bruder des vorigen), dann Herr Ott (Sohn des vielseitig thätigen Menschenfreundes Karl Wenzel Ott) und H. Tuskany. Ihnen und der meisterhaften Mitwirkung derjenigen Künstler und Künstlerinnen, die ihrem Ansuchen mit so edler Bereitwilligkeit folgten, muß es verdankt werden, daß die Akademie des 29. zu den elegantesten und glänzendsten gehörte.

Sie wurde auf eine würdige und imposante Weise eingeleitet durch die Ouverture zu „Oberon," und beschlossen durch die Ouverture zu „Ferdinand Cortez." Die zweite Nummer war ein von Dem. Nina Herbst beifällig vorgetragenes Gedicht von Castelli. Hierauf folgte das Andante und Rondeau aus dem F moll-Concerte des gemüthlichen und lieblichen Compositeurs Herrn S. Thalberg, vorgetragen von Herrn Collin. Wir können es diesem Virtuosen (er ist ohne Widerrede der erste Klavierspieler in Prag) nur sehr danken, daß er uns nach einer Pause von 4 Jahren wieder den Genuß seines präcisen und feurigen Spieles gewährte. Die Unbefangenheit, welche ihn selbst bei den schwierigsten Passagen nie verläßt, aber auch nie zu vernachläßigender Uebereilung verleitet, ist das offenbarste Kennzeichen seiner Virtuosität. Das Adagio trug er mit Zartheit und feiner Nuancirung, das Rondeau mit ächtem Künstlerfeuer vor. Hr. Strakaty sang eine Arie von Bellini äußerst beifällig. Eine Arie von Kreuzer, gesungen von Mad. Podhorsky, fand jenen Enthusiasmus, welchen schon das Erscheinen dieser Künstlerin zu erwecken pflegt. Vorher trug Hr. Spanner Variationen über die Romanze aus der weißen Frau mit verdientem Beifalle vor. Hr. Bezdĕk, welcher die Solostücke mit Variationen von Mayseder beschloß, hörten wir noch nie mit so viel Ruhe und Sicherheit so große Schwierigkeiten überwinden. Alle Vorbenannten wurden nach ihrem Abtreten gerufen.

Theaterbericht vom 5. Jänner.

Am 5. wurde in böhmischer Sprache der „Diamant des Geisterkönigs" und in deutscher das Ziegler'sche Lustspiel: „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person" gegeben.

Das Schwanken der Neigung zwischen den zwei Gestalten, in welchen sich eine und dieselbe Person der Tochter des Waffenschmiedes zeigt, ist mit dem Beginn der Handlung dieses Ritterspiels eigentlich schon entschieden; denn Marie verabschiedet den Ritter und erklärt sich für Konrad, so daß der maskirte Schmiedgeselle Konrad wenig Ursache hat, auf seine wahre Gestalt den Grafen von Liebenau eifersüchtig zu seyn. Allein wir würden ohne den Ausbruch der Eifersucht im 2. Akte gerade die schönste Scene des Stückes verlieren. Mit Ausnahme dieses Auftrittes hängen die komischen Situationen nicht so sehr mit dem Titel, als vielmehr mit Fräulein Sibyllens vergeblichen Versuchen zusammen, die Verbindung Konrads und Mariens zu trennen, endlich auch mit dem Hindernisse einer vom Vater gefaßten Abneigung vor dem Adel. Das Stück ist zu bekannt und zu wenig ausgezeichnet, als daß den Leser eine Inhaltsangabe und Kritik desselben interessiren könnte. Sonderbar genug kontrastiren mit dem unverdorbenen Herzen und gesunden Verstande der Heldin des Stückes eine Menge von Ausfällen auf das schöne Geschlecht.

Mad. Binder ließ uns den ganzen Werth ihres natürlichen und graziösen Spieles in der oben angeführten Scene mit Konrad empfinden. Referent hat von Schauspielerinnen naiver Rollen noch keine gekannt, welche sich vor kokettirenden Uebertreibungen des Naiven so glücklich und erfolgreich zu hüten verstände. Mad. Binder hat in Momenten, wo sie glänzt, immer das Publikum rein vergessen; sie fühlt und lebt ganz für ihre ideale Umgebung, und auch dieser spielt sie das Graziöse nicht vor, sondern sie ist es selbst, ohne den leisesten Anhauch von Absichtlichkeit, und auch mit den mindesten Mitteln. Ein leichtes Kopfwiegen, ein Paar Blicke, und ihre Stimme wirken mehr als jene Ballet-Attituden, durch welche manche Kunstgenossin der Mad. Binder das an sich Gefällige überzuckern und vergolden will. Die Scene mit Konrad war in jedem Zuge meisterlich, vorzüglich aber, wo sie der Aufwallung des Eifersüchtigen muthige Ruhe und leichten Spott entgegensetzt. Auch im Ausdrucke der Redlichkeit und Gutmüthigkeit hütete sie sich vor Verschönerungen, die den Charakter höher gestellt hätten, als es der Dichter gewollt hat. Außer den zwei Erklärungsscenen des 1. und 2. Aktes hat Marie keine ausgezeichneten Momente; allein Mad. Binder fällt auch in jenen Auftritten, wo sie nicht glänzen kann und darf, nicht aus den schönen Formen, die sie sich vorgezeichnet hat. Herr Stölzel bewegte sich vorzüglich in der Maske des Konrad recht wahr und mit ergötzlicher Geradheit. Einige Nuancen, wo dieser Charakter nahe daran ist, den Ritter Liebenau zu verrathen, hätten jedoch anschaulicher gegeben werden können. Auch muß ich bemerken, daß das Ritterkostüm im ersten Akte nicht vortheilhaft kleidete. H. Ernst (Georg) sah als Knappe viel schöner und stattlicher aus. Die Ausflüchte, die Georg nehmen muß, um Mariens angetragene Hand auszuschlagen, gab Herr Ernst so komisch, daß nach der langen Pause mit dem erlogenen Geständnisse das Publikum in ein schallendes Gelächter ausbrach. Auch die übrigen Mitwirkenden, insbesondere Herr Polawsky (Hanns Stadinger) und Mad. Allram (Irmentraut) trugen durch die komische Wahrheit ihres Spieles zu dem vielfach geäußerten Beifalle des Publikums bei.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 10. Jänner **Nro. 4.** 1834.

Für Theaterfreunde.

Am 11. d. M. wird zum Besten der Mad. Binder aufgeführt „die Entführung" und „die Damen unter sich." Der Name einer um unsere Bühne so hoch verdienten Künstlerin, und die auf Erheiterung berechnete Wahl der Stücke reichen hin, um dem Publikum für einen vergnügten Abend zu bürgen.

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

Während wir die Leser mit der Vergangenheit unterhielten, haben mit vorsichtigem, langsamen Schritte unsere Wanderer die hintere Seite des Hauses erreicht, in welchem sie Sicherheit und Pflege für den Einen von ihnen zu finden hofften. An dieser Stelle lag ein Gärtchen, ein Paar Schuh lang und breit, in welchem zwei Pflaumenbäume die Mauer beschatteten. Das Getöse der Hammerschmiede hatte aufgehört, was zu dieser Abendstunde ungewöhnlich war; hingegen tönten die Stimmen vieler fremden Menschen zu ihnen her, und Säbelgeklirr ward dazwischen hörbar. Mit laut pochendem Herzen standen sie still, als das Pförtchen, das aus dem hintern Theile der Hofmauer in's Freie führte, sich leise öffnete, und eine Gestalt heraustrat, welche sie in der Dunkelheit nicht erkennen konnten. Schnell stellte sich Stephanie vor den Jüngling, und rief laut: „Wer ist hier?" — „Seyd Ihr es, Mamsell Stephanie?" antwortete eine bekannte Stimme; „eben wollte ich hin, Euch zu suchen, und Euch die Nachricht zu geben, daß seit einer Stunde eine Abtheilung Franzosen bei uns eingerückt ist; daß Vater Dubois den Obersten und zwanzig Mann zu beherbergen hat, und daß er Euch sagen läßt, Ihr möchtet Euer Geschäft jetzt anders einrichten. Ich weiß zwar nicht, was Ihr vorhabt, aber wenn ich Euch dienen kann, so sagt es ohne Scheu, Ihr habt schon oft erfahren, daß Ihr auf mich zählen dürft." Es folgte nun ein kleines Stillschweigen, während dessen Stephanie mit sich zu Rathe gehen mochte. Dann trat sie rasch vor, legte ihre Hand auf Andrés Arm, und flüsterte hastig die Worte: „Ja, André! ich traue Dir wie meinem Bruder, das sollst Du jetzt erfahren. Hilf mir einen Unglücklichen retten, der ohne unsern Beistand seinen Feinden verfallen ist. Erlach ist hier, wo ich noch Alles sicher glaubte, und ich habe ihn unbesonnen den Franzosen in die Hände geliefert. Geh in die Küche, wo ich sie jubeln höre, und suche sie unter irgend einem Vorwand in das Nebenzimmer zu ziehen; dann gib dem Vater heimlich einen Wink und beobachte jede Bewegung der Gäste, damit Du uns benachrichtigen kannst, sobald Gefahr da ist."

Wäre es hell genug gewesen, so würde Stephanie gesehen haben, wie der junge Mann seine Hand auf das Herz drückte, in welchem er schmerzliche Bewegungen zu fühlen schien, und dann, mit schneller Ueberwindung alles Unangenehme niederkämpfend, sein Auge in die Höhe richtete und den Auftrag auszuführen ging. Wenn aber auch das Mädchen diesen Umstand nicht mit dem körperlichen Auge schauen konnte, so mochte doch der geistige Blick die tiefe Dunkelheit durchdringen und sie ahnen lassen, wie schwer es dem Liebenden werden müsse, dem Nebenbuhler Dienste zu erweisen, den er begünstigt glauben konnte. Erlach hatte bis jetzt schweigend da gesessen; als aber Stephanie nun näher zu ihm trat, und ängstlich nach seinem Befinden fragte, da ergriff er ihre Hand und bat sie dringend, sich und ihre Familie nicht der Rache einer fremden Uebermacht preiszugeben. Er stellte ihr vor, wie schwierig, ja beinahe unmöglich es sey, zu entkommen, da er wahrscheinlich durch eine harte Verletzung am Fliehen gehindert werden würde, und welch einer schrecklichen Behandlung sie und ihre Angehörigen sich ausgesetzt sähen, wenn man entdecken sollte, daß sie einem Geächteten Schutz und Hülfe gegeben hätten. Nichts könnte," so schloß er, „Euch und den Vater vor Gefangenschaft — o Gott! vielleicht vor Mißhandlung schützen.

Glaubt mir, Stephanie, laßt mich meinem Geschick folgen, das mir ja ohnehin schon die Würze des Lebens geraubt hat. Meine Existenz, alle frohen Aussichten meiner Zukunft sind zerstört, unser Vermögen wird zu Grunde gehen, und mein Fortschreiten auf der einmal begonnenen Laufbahn ist auf immer gehemmt. Dieß Zertrümmern meines eigenen Daseyns nimmt mir auch zugleich schönere Hoffnungen — Unabhängigkeit, Emporschwingen auf eine Stufe, die mich zu freiem Willen berechtigt hätte. Glück, Frieden, das sind unerreichbare Dinge für mich; darum laß mich hier enden, wo ich meine schönsten Stunden verlebte. Laß mich mitten unter sie stürzen und mit meinem gesunden Arm noch einige meiner Todfeinde niederschlagen, ehe ich vollende — dann, Stephanie, dann weine mir eine stille Thräne."

In der Leidenschaftlichkeit seiner Stimmung hatte Erlach Stephaniens Hand fest an sein Herz gedrückt, dessen kräftigen, vollen Schläge weit mehr noch auszudrücken schienen, als seine Worte. Vertraulichkeiten irgend einer Art waren zwischen den jungen Leuten sonst nicht üblich; jetzt war aber die ganze Lage der Dinge geändert. Es war nicht mehr der vornehme Patrizier, der Erbe eines großen Hauses, dessen Brust so innig an ihrer Hand pochte; er war ein Flüchtling geworden, dessen Leben, vogelfrei erklärt, an einem Faden hing, hart verletzt, leidend, alles dessen beraubt, was sein Loos beneidenswerth gemacht hatte. Ihre Zurückhaltung, die Kälte, mit der sie sonst jede Aufwallung wärmerer Gefühle zurückgeschreckt hatte, schwand unter den Regungen eines sanften Mitleidens; unwillkührlich hatte ihre Hand sich fester an das stillgeliebte Herz geschmiegt, ihr Kopf war auf die Fülle der braunen Locken gesunken, die sie so oft mit Vergnügen betrachtet hatte, und ihre Gestalt neigte sich leise an die Schulter des Jünglings. "Glaubt Ihr denn," sprach sie mit tiefbewegter Stimme, "daß ich um den Preis eines armseligen Lebens Euch verlassen möchte, oder daß irgend eine Besorgniß in der Welt fähig wäre, mich vergessen zu lassen, daß Ihr der freundliche Gespiele meiner Jugend und der edle Freund des erwachsenen Mädchens gewesen seyd? daß Ihr nie Euch meiner geschämt, nie um Vornehmerer willen die Geringere vernachlässigt habt? Nein, Erlach, keine Macht der Welt ist im Stande, mich von Euch zu trennen, ehe Ihr gerettet seyd." Gerührt, entzückt, hingerissen von der Gewalt dieser Minute, schlang Rudolph den gesunden Arm um das liebenswürdige Mädchen, dessen Neigung sich so ganz unbewußt ausgesprochen hatte, und wer kann wissen, welch ein gegenseitiges Verständniß durch den Drang der Umstände und Gefühle hervorgebracht worden wäre, wenn nicht eben jetzt das Hinterpförtchen sich wieder geöffnet und André's Gestalt durchgelassen hätte. "Es ist Alles sicher," flüsterte er eilig; "aber macht schnell, sonst könnte wieder einer von den Bluthunden zum Vorschein kommen, und dann wären wir Alle verloren. Durch den hintern Gang in das Oberstübchen! den Vater will ich Euch senden." Stephaniens weiche Hand faßte die ihres Freundes, und leise, gleich Schatten, glitten sie durch die Pforte über den Hausraum, eine kleine Treppe hinan, und schon glaubten sie dem ersehnten Versteck sich nahe, als von einer tiefen Baßstimme ein: Qui va là? ertönte. "Nur ich bin's, ich muß auf den Heuschober!" rief André der hinter dem Paare hergegangen war, und indem er zwischen Rudolph und Stephanie trat, öffnete er ein Pförtchen, das wirklich dahin führte, ließ Erlach hineinsteigen und folgte ihm, was bei der geringen Helle, die eine Stall-Laterne verbreitete, leicht möglich war. In wenigen Minuten war er über das Heu hinuntergeglitten, nach seiner Kammer geeilt, hatte dort seine Sonntagskleider hervorgesucht, war mit der nämlichen Behendigkeit wieder zu Rudolph gelangt und hatte ihn bald, trotz seines verletzten Armes, zu einem Hammerschmiedgesellen umgestaltet. Dann trat dieser nach seiner Anweisung wieder in den Gang, schritt ruhig an der aufgestellten Schildwache vorbei, fand Stephaniens leitende Hand, und ward von ihr an einen Ort geführt, der ihm noch ganz unbekannt war, obgleich er einen Theil seines Lebens in diesem Hause zugebracht hatte.

Am Ende des Ganges, in welchem sie fortschreiten, und zu dessen beiden Seiten Schlaf- und Vorrathskammern lagen, fand sich ein Kasten, der die ihm anvertrauten Geräthe ganz unbefangen zu bewahren schien. Diesen öffnete Stephanie, trat hinein, und zog den erstaunten Erlach nach sich, der die Eingangsthüre sich hinter ihm schließen sah und durch die Wand des vorgeblichen Schrankes in ein kleines Zimmer trat, das sein sparsames Licht von einer Oeffnung unter dem Dache empfing. Neben einem Feldbett stand hier ein Behälter, der in frühern Zeiten wohl die Garderobe der Frau vom Hause enthalten haben mochte, jetzt aber Bedürfnisse in sich schloß, welche für diejenigen nothwendig werden konnten, die diesen Versteck bewohnen mußten; der von einem ehemaligen Hauseigenthümer in Zeiten der Gefahr eingerichtet worden, und seitdem immer nur von einem Theile der Familie gekannt war. Aus diesem Kasten zog Stephanie Linnenzeug hervor, half dem Verwundeten den Arm entblößen, und als sie sah, daß er zwar eine bedeutende Quetschung erhalten hatte, aber nicht gebrochen war, brachte sie die erforderlichen Ueberschläge und Binden an, labte den Verwundeten mit Wein, öffnete dann ein in der Ecke des Zimmers im Boden angebrachtes Schieberchen und winkte Rudolph, neben sie hin zu knieen. Mit nicht geringer Verwunderung erkannte der junge Mann das Wohnzimmer des Hauses unter sich.

An dem stattlich, mit blendend weißem Tischzeug geschmückten und mit silbernen Gedecken versehenen Tische saßen nebst dem Obersten der einquartirten Truppen Dubois und seine Mutter, eine ehrwürdige alte Frau, in deren Gesicht und Haltung man leicht lesen konnte, daß sie einer höhern Klasse in der Gesellschaft angehört und daß mannigfaltiges Unglück sie nicht zu beugen vermocht hatte. Obgleich sie in die Landestracht gekleidet war und sich durch nichts vor ihrer Umgebung auszeichnete, fühlte man doch bei ihrem Anblick, daß sie nicht zur Bäuerin oder Handwerkerin geboren war. Sie machte die Hausfrau mit Anstand und Zierlichkeit, gleich weit entfernt von städtischer Steifheit und unbeholfenem Benehmen, und in ihrem ganzen Wesen war eine Ruhe, eine Festigkeit vorherrschend, die in allen, welche sie umgaben, Vertrauen und Zuneigung erregen mußten. Auch der fremde Krieger schien die Gewalt edler Weiblichkeit zu fühlen, welcher selbst in Matronengestalt nicht leicht ein Gemüth widersteht. Sein Betragen war achtungsvoller und bescheidener, als man dieß in dem Hause eines gemeinen Mannes hätte erwarten sollen. Er sprach freundlich mit seinen Wirthen, befragte sie über die Gegend, die Sitten, den Geist der Einwohner, bedauerte die Schweizer um der Kriegsnoth willen, die über sie hereinbrechen sollte, und legte in seine Aeußerungen so wenig Leidenschaftlichkeit und einen so billigen Sinn, daß Dubois Herz sich ihm öffnete und auch er seinerseits aus dem Herzen zu sprechen begann. Die klare Verständigkeit seiner Reden, seine Einsicht in die Bedürfnisse seines Vaterlandes, in die bisher bestehenden Mängel und Vorzüge seiner Staatsform fielen dem Obersten auf, und die Lauscher über der Decke sahen deutlich, wie sein Wohlgefallen zunahm, mit welchem Beifall er seine Schilderungen anhörte und wie er endlich mit Freundlichkeit Dubois Hand faßte und sie herzlich drückte. „Als ich in dieses unterirdische Nest verschlagen wurde," sagte er, „konnte ich mir nicht träumen lassen, daß mich mein Schicksal so gut leiten würde. Mir ist hier heimisch, wie seit lange nicht; Eure Wohnung, Ihr selbst und diese gute alte Frau, die mich an eine liebe verstorbene Freundin mahnt, Eure Gesinnungen und Ansichten, Alles spricht mich an, und ich möchte gerne bei Euch Quartier machen, statt weiter in's Land vorzudringen, wo vielleicht nicht überall mich so gute Menschen empfangen werden. Die Ursache, warum ich hier bin, hoffe ich, wird keinen Grund haben, sollte aber dieß dennoch der Fall seyn, so laßt Euch warnen. Ich muß mit meinen Leuten die Ruhe im Rücken unserer Armee zu erhalten suchen, und zu diesem Endzwecke jeden unruhigen Kopf in engen Gewahrsam bringen. Ein junger Berner, Erlach, hat schon früher und heute insbesondere ernstliche Bewegungen unter den Landleuten erregt; man hat Nachricht, daß er sich in diese Gegenden zurückgezogen hat, und — ich sage es Euch unverholen — man weiß auch, in wie naher Verbindung Ihr mit dem Entflohenen steht. Ich wurde mit meinen Leuten hierher beordert, weil man vermuthete, er werde hier bei Euch, oder in der Nähe, Schutz gesucht haben; ich verlegte den Hauptmann mit einer hinlänglichen Anzahl Soldaten nach Rochenette, einen andern Trupp mit dem Lieutenant nach Sonceboz; jeder Pfad, jeder bedeutende Felsen ist besetzt, und es ist unmöglich, daß er uns entkommen kann. Ihr habt mich wohl aufgenommen, ich finde mich hier so besonders angesprochen und möchte nicht, daß Euch Schlimmes widerführe. Darum laßt meine Warnung etwas gelten und hütet Euch, in dieser Sache irgend Theil zu nehmen. Sie wird sehr strenge beurtheilt werden, um ein Beispiel für ähnliche Fälle aufzustellen, und ihr würdet Gefahr laufen, das Schicksal des jungen Mannes zu theilen, wenn es bewiesen würde, daß Ihr ihn beherbergt oder ihm zu seiner Flucht behüflich gewesen."

Die Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 2 ist:

Uhrschlüssel.

Theater und geselliges Leben.

Ueber das Concert des Herrn Hofmann.

Das prager Publikum setzt durch die rege Theilnahme, welche es an der Gründung von Kleinkinderbewahranstalten nimmt, seiner bekannten Mildthätigkeit die Krone auf. Nicht nur, daß einzelne edle Männer, deren Namen der Leser zum Theil aus der politischen Zeitung kennt, die bereits bestehende Anstalt am Hradek, und den Fond zur Errichtung der übrigen durch bedeutende Summen unterstützten, so waren auch die bisher zum Besten dieser Institute gegebenen Schauspiele und Akademien immer sehr zahlreich besucht. Insbesondere war dies auch am 6. d. M. der Fall, als Herr Hofmann (wie Herr Collin, ein Schüler Tomaschek's) im Saale zum Plateis eine musikalische Akademie gab. Referent kam zu der ersten und zweiten Nummer, nämlich zu der Ouverture aus „Figaro's Hochzeit" und zu einem von H. Tandler verfaßten, und von Dem. Fried. Herbst

gesprochenen Prologe leider zu spät. Der Prolog schließt mit den Worten:

Hat Sorge sonst die Eltern heimgetrieben,
(Denn all' ihr Reichthum, all' ihr Glück
In ihren Kindern war's zurückgeblieben,
Und Preis gegeben jeglichem Geschick,)
Jetzt kehren freudig sie zu ihren Lieben,
Und dankend hebt zum Himmel sich ihr Blick,
Für wen die Dankesthränen niedergleiten,
Ihr fühlt es wohl — nicht brauch' ich es zu deuten.

Die Wohlthat, welche den Eltern der überwachten Kinder dadurch widerfährt, daß sie ungehindert und unbesorgt ihrem Tagwerke obliegen können, wird noch durch den heilbringenden Einfluß überwogen, den das Beisammenseyn dieser Kleinen und ihre gemeinsame Vorbereitung zum Schulunterrichte auf sie ausübt. Sie werden zu den Pflichten der Frömmigkeit, der Verträglichkeit, des Gehorsams, der Ordnungsliebe, der Achtung fremden Eigenthumes angehalten, und das Buchstabenkennen, Syllabiren und Zählen wird ihnen spielend beigebracht. Auch über ihre Gesundheit wird sorgfältig gewacht, und die körperlichen Kräfte derselben werden durch zweckmäßige Spiele geübt. Wer die Kleinkinderwartanstalt am Hradek besucht hat, wird diese Worte nicht für verschönernde Uebertreibung halten. Aber um wieder auf die Akademie zurückzukommen, so war die dritte Nummer eine Arie von Paccini (dieselbe, welche Dem. Heinefetter im „Barbier von Sevilla" einlegte). Dem. Lutzer trug sie mit beifällig anerkannter Kunstfertigkeit vor, und wurde nach ihrem Abtreten unter lebhaft anhaltendem Beifallklatschen gerufen. Hierauf spielte Herr Hofmann den ersten Satz eines von ihm komponirten Concertes in Es dur auf dem Pianoforte. Sein präciser, klarer und kunstfertiger Vortrag war ein lobenswerther Beweis der Fortschritte, welche Herr Hofmann seit dem ersten öffentlichen Auftreten gemacht hat. Auch die Composition war eines Schülers des gründlichen Tomaschek nicht unwürdig. Möge ihn der Beifall, den er sich erwarb, zur Fortsetzung seines Kunststrebens mit Muth beleben. Das Instrument, auf welchem er spielte, ist ausgezeichnet gut. Die zweite Abtheilung wurde mit einer selten gehörten, vortrefflich exekutirten Ouverture von Cherubini eröffnet. Cherubinis Ouverture zu „Anakreon" erfordert, wenn sie wirken soll, eine Präcision und Delikateße, wie sie nur von einem ausgezeichneten Orchester erwartet werden kann. Der allgemeine Beifall, den sie sich am 6. erwarb, gereicht also den Ausübenden zu großer Ehre. Nach der Ouverture sprach Dem. Antonie Stiepanek recht artig und beifällig ein Gedicht von Vogel mit der Ueberschrift und dem Refrain „Es schickt sich nicht." Hierauf folgte ein Singquartett für Männerstimmen, von Diabelli mit Begleitung der Harmonika. Herr Mertlik behandelte dieses nun seltene, schwierige Instrument eben so zart, als sicher; auch wurde das Quartett sehr löblich gesungen. Es schien jedoch, als ob der Gesang gegen die Harmonika zu kräftig wäre. Den Beschluß machten Variationen über ein beliebtes Motiv aus „Zampa," komponirt und vorgetragen von Herrn Hofmann. Er und Alle, welche ihn unterstützten, mögen sich nicht nur über die wohlverdiente Spende des Beifalls, sondern auch über das Bewußtseyn freuen, zur Förderung eines so humanen Zweckes das Ihrige beigetragen zu haben.

Theaterbericht vom 6. und 7. Jänner.

Am 6. unternahm das böhmische Theater eine Art von Wagstück. Es wurde nämlich zum Besten der Madame Hartmann gegeben: „Die Schleichhändler" von Raupach, in's Böhmische übersetzt von Tyl. Herr Tyl hat sich als geschickter Uebersetzer um die böhmische Bühne kein kleines Verdienst erworben, und auch seine „Paßáci" gehören, so weit ich es aus dem ersten und zweiten Akte zu beurtheilen vermag, zu seinen gelungenen Arbeiten; allein, wenn es ein Lustspiel gibt, welches die Kräfte von Anfängern oder Dilettanten übersteigt, und in den Hauptpartien Meister fordert, so sind es Raupachs „Schleichhändler." Auch wenn es nicht aus inneren Gründen ersichtlich wäre, wie viel an der Rolle des „Till" liegt, so hätte es sich für den Darsteller des „Lebeda" (so nennt Herr Tyl den Till) schon aus der Thatsache ergeben können, daß diese Parthie nach Herrn Hartmanns Tode Herr Polawsky übernahm. Jener Herr, welcher den Till am 6. gab, hatte offenbar nicht berechnet, wie viel seine Schultern zu tragen vermögen. Ja, wenn nicht etwa der Souffleur Schuld daran war, möchte ich beinahe glauben, daß er nicht einmal gehörig memorirt hat; denn er stockte und versprach sich alle Augenblicke. An ein angemessenes Spiel war gar nicht zu gedenken, sondern der Darsteller bewegte sich ohngefähr in den Formen des Amtmanns in „Čech a Němec." Auch Mad. Hartmann hat sich in der Rolle der „Kiekebusch" (Herr Tyl nennt sie ein Fräulein „z Bžinkowa"), eine zu schwere Aufgabe gewählt. Herr Grau (Zollinspektor) und Herr Grabinger (Schelle) thaten ihr Möglichstes, um das Stück auf den Beinen zu halten, sonst wäre es schon im zweiten Akte gefallen. Ich weiß mich nicht zu erinnern, einer so höchst mittelmäßigen und im Ganzen auch höchst lauen Darstellung im Böhmischen beigewohnt zu haben. Ich bin überzeugt, daß die „Paßáci" wenigstens verschoben worden wären, wenn H. Stiepanek nicht noch immer durch Kränklichkeit verhindert würde, die Proben und Produktionen zu leiten. Herr Grabinger verfehlte zwar als Schelle die komische Wirkung dieses Charakters nicht, aber das Publikum blieb im Uebrigen theils gleichgültig, theils auch sichtbar verstimmt. Ein Fremder, der etwa das Theater besucht hätte, würde also dem böhmischen Publikum nicht vorwerfen können, daß es sich mit Allem begnüge, was man ihm in seiner Muttersprache bietet, bloß darum, weil es böhmisch klingt.

Am 7. wurde „der Stellvertreter" und „der Dachdecker" wiederholt. Referent konnte nur der Produktion des ersten Stückes beiwohnen, fand sie aber durchaus so vortrefflich, daß er an der Möglichkeit einer besseren Darstellung aller Charaktere sehr zweifelt. Herr Stölzel und Herr Ernst wetteifern um den Vorzug eines wahren und ergötzlichen Spieles, und da Herr Polawsky und Demoiselle Nina Herbst ihnen nicht nachstehen, so konnte es nicht anders kommen, als daß der „Stellvertreter" dieselbe Wirkung hervorbrachte, wie bei der ersten Produktion. Das Stück selbst ist aber auch darnach, daß sich der Zuschauer in keiner Scene, selbst nicht einmal während der Exposition, langweilen kann.

Nebst einer Beilage.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 10. Jänner — Beilage zu *Nro. 4.* — 1834.

Elbeschiffahrt im Monate April 1833.

Aus Böhmen nach fremden Staaten wurden verschifft und verflößt:

	Hamb. Ctr.	Pf.
Alaun . . .	12	47
Aschenauswurf	435	—
Baumwolle .	40	41
Bier . . .	10	—
Bücher . .	—	25
Drechslerwaaren	2	84
Eier . . .	101	46
Eisen:		
Guß- . .	12	36
Streck- .	17	22
Stahl . .	57	106
Blech- . .	55	108
Geschmeide-	500	27
Erde, Farb-	115	8
Erz . . .	93	50
Farben . .	22	80
Galanteriewaaren	—	89
Getreide:		
Weizen .	82	98
Roggen .	215	—
Gerste . .	2144	70
Hafer . .	713	42
Hülsenfrüchte	195	10
Glas, Hohl- und Tafel- . .	2998	100
Glasperlen .	1	41
Glätte . .	10	98
Graphit . .	204	38
Gyps . . .	3	61
Holz:		
Bau- und Nutz- . .	46401	80
Brenn- .	21708	108
Bretter und Latten . .	16226	42
Holzwaaren .	18	56
Hopfen . .	1	54
Hornspitzen .	20	55
Instrumente, musik.	21	89
Käse . . .	5	—
Kleidungen .	11	78
Knochen . .	5665	84
Kohlen, Stein-	4179	56
Korbmacherarbeit	2	—
Krämerwaaren	131	2
Kräuter . .	21	89
Kupferzündhütchen	2	100
Leinwand . .	5	64
Mehl . . .	1	56
Meubeln . .	9	63
Obst, frisches	1021	96
gedörrtes .	583	9
Papier . .	15	5
Pech . . .	53	107
Salz, Arznei-	—	105
Samen . .	53	7
Säcke . .	9	107
Säuren, Schwefel-	407	69
Schmalte . .	2	40
Siebböden .	4	10
Tabakblätter .	96	101
Thongeschirre	14	65
Thonwaaren .	24	45
Vitriol . .	6	24
Vitriolöl . .	55	88
Wasser, Mineral-	2369	76
Wismuth . .	5	1
Wurzeln . .	8	14
Zinn . . .	2	8

Aus fremden Staaten nach Böhmen:

	Hamb. Ctr.	Pf.
Badian . .	1	32
Baumwolle .	588	108
Bäume . .	1	43
Cacao . .	—	18
Curcume . .	9	61
Erde, Farb- . .	3	79
„ Thon- .	124	43
Fischschmalz .	117	101
Garn, baumwoll.	—	44
Grünspan .	6	10
Gyps . . .	3126	52
Holz, Farb-	397	104
Indigo . .	2	26
Ingber . .	622	29
Kaffee . .	47	41
Käse . . .	2	17
Kleider . .	1	51
Krapp . .	403	18
Mandeln . .	35	47
Pfeffer u. Pimento	39	15
Reis	61	93
Rinde, Querzitr.	602	102
Samen	2	106
Schüttgelb .	5	55
Thongeschirr .	103	56
Wurzeln, Arznei-	—	40
Cichorien-	118	27
Runkelrüben-	19	25
Wein . .	—	21
Zucker, Kandis	4	3

In Böhmen, zwischen Melnik und der Gränze:

	Hamb. Ctr.	Pf.
Asche, Auswurf-	2737	56
Bier . . .	30	—
Cacaoschalen .	2	8
Eisen, Grob- u. Streck- .	89	31
Stahl- .	518	84
Blech- . .	30	10
Geschmeide-	18	58
Erde, Farb- .	87	91
Farbholz . .	166	77
Felle . . .	—	8
Fische . . .	9	33
Garn, baumwoll.	4	12
Getreide:		
Weizen .	1796	103
Roggen .	5567	64
Gerste . .	1119	64
gerollte .	2	28
Hafer .	45	96
Hülsenfrüchte	82	74
Glas.		
Hohl- u. Tafel-	729	60
Graphit . .	3899	—
Gyps . . .	1192	63
Holz:		
Bau- u. Nutz-	978	106
Brenn- .	1570	55
Breter- und Latten .	4244	74
Faschinen .	3	—
Holzwaaren .	11	27
Kalk . . .	382	—
Knochen u. Mehl	506	23
Kohlen, Stein-	5489	104
Korbmacherarbeit	—	56

	Hamb. Ctr.	Pf.
Krapp . .	17	13
Kupfer . .	2	7
Lohe . . .	25	—
Mehl . . .	4	—
Meubeln . .	40	—
Obst, gedörrtes	194	60
Oel, Baum- .	41	27
Lein- u. Rübs-	51	5
Papier . . .	64	44
Reis . . .	10	58

	Hamb. Ctr.	Pf.
Rinden, Querzitr.	130	11
Salz . . .	554	75
Spezereiwaaren	27	6
Steine, Sand-	1248	64
Tabak . .	12	13
Wurzeln . .	12	88
Runkelrüben-	19	25
Ziegeln . .	1472	27
Zucker, Mehl-	1342	42
Syrup- .	67	17

Elbeschiffahrt im Monate Mai 1833.

Aus Böhmen nach fremden Staaten wurden verschifft und verflößt:

	Hamb. Ctr.	Pf.
Antimonium .	13	67
Aschenauswurf	988	44
Betten, gebrauchte	—	27
Blüthen zur Arznei	1	—
Bücher . .	3	94
Butter . .	—	50
Drechslerwaaren	1	15
Effekten . .	—	99
Eier, von Hühnern	162	93
Eisen, Guß- .	6	111
Grob- u. Streck-	16	28
Stahl, gestreckter aller Art	310	68
Blech- . .	5	20
Geschmeide-	72	64
Draht- . .	—	5
Erde, Farb-	110	73
Fische, lebende	—	60
Galanteriewaaren	46	65¼
Getreide, Grieselwerk u. Hülsenfrüchte: Weizen	57	98
Korn . .	541	94
Gerste . .	656	22
Hafer . .	703	32
Hülsenfrüchte	28	75
Glas, Hohl- und Tafel- . .	4013	85
Glasperlen .	21	66
Graphit . .	26	—
Heu . . .	830	—
Holz, Bau- .	23259	69
Brenn- .	31127	72

	Hamb. Ctr.	Pf.
Holz, Bretter u. Latten . .	9303	96
Holzwaaren .	62	67
Hopfen . .	4	—
Instrumente, musik.	27	45
Kleidungen u. Bettgeräthe alte	2	43
Knochen, Thier-	4187	87
Kohlen, Stein-	4493	100
Krämerwaaren	77	53¾
Leinwand . .	2	97
Mehl . . .	—	64
Meubeln . .	15	96
Obst, frisches.	38	—
gedörrtes .	1629	85
Papier . .	18	96
Pech . . .	111	46
Samen . .	17	78
Säcke, leere .	10	68
Säuren, Schwefel-	58	110
Siebböden .	79	17
Steinmetzarbeit	138	64
Syrup . .	16	75
Tabak, Schnupf-		½
Thonwaaren, Schmelztiegel . .	280	98
Thongeschirr .	8	7
Tuch . . .	—	56
Uhren . .	—	8
Wässer, mineralische . .	961	1
Wäsche, gebrauchte	4	6
Wurzeln zur Arznei . .	7	32
Zinnober . .	2	45
Zinnfolien .	2	51

Aus fremden Staaten nach Böhmen:

	Hamb. Ctr.	Pf.
Arrak und Rhum	27	35
Baumwolle .	1111	110
Betten . .	1	66
Blüthen, Schwefel-	5	17
Cacao . .	11	88
Campher . .	19	38
Cassia . . .	23	83
Confect . .	—	16
Curcume . .	3	104
Erde, Thon- .	2	—
Farben: Bergblau	2	31
Federbesen .	—	1¾
Fische . . .	10	29
Fischschmalz und Thran . .	241	45
Fässer, leere .	5	—
Garn, baumwoll.	161	8
Gewürznelken.	—	6
Gummi . .	15	82
Hausgeräthe .	1	—
Häute, Ochsen-	54	100
Holz zur Färberei	1449	37
Kork- .	—	63
Hornplatten .	3	27
Indigo . .	12	47
Ingber . .	368	57
Kaffee . . .	75	103
Kalk . . .	7	16
Käse . . .	—	107
Kräuter zur Arznei	1	62
Kreide . .	5	31
Krapp . . .	1873	96
Macis-Blüthe	3	68
- Nüsse	—	4
Mandeln . .	81	13
Modelle . .	—	21
Obst, gesulztes	3	29
Papier . .	1	48
Pfeffer u. Pimento	134	102
Reis . . .	54	37
Rinde, Querzitr.	437	40
Rohr, Stuhl-	88	40
Röhre, Pfeffer-	3	5
Samen . .	10	65
Salz, Farb- .	44	59
Soda . . .	159	64
Schiefertafeln	11	41
Thee . . .	—	3
Thongeschirre	421	108

	Hamb. Ctr.	Pf.
Vaniglia . .	—	⅝
Wallfischbarten	—	50
Weine . . .	72	67
Weinbeeren .	33	11
Wurzeln zur Arznei	1	46
Runkelrüben-	33	11
Ziegeln . .	5	—
Zinn . . .	3	105
Zucker, raffinirt	5	50
- Mehl	1797	97

Im Inlande, zwischen Melnik und der Gränze:

	Hamb. Ctr.	Pf.
Alaun . . .	3	10
Aschenauswurf	1879	—
Baumwolle .	207	39
Betten, gebrauchte	1	66
Blei . . .	1	2
Bleiweiß . .	2	18
Branntwein .	7	13
Bücher . .	1	56
Cichorien-Kaffee	16	5
Eisen:		
Grob- u. Streck-	199	73
Stahl . .	9	11
Blech . . .	4	72
Geschmeide	28	104
Guß- . .	55	72
Essig . . .	33	89
Farbholz . .	47	101
Fässer, leere	27	69
Fische, Sardellen	—	15
Fischthran .	4	66
Galanteriewaaren	2	28
Garn, baumwoll.	81	18
Getreide: Weizen	1314	—
Korn . .	5119	94
Gerste . .	2267	24
Hafer . .	7	32
Hülsenfrüchte	53	64
Glas: Hohl- u. Tafel-	24	58
Gummi Copal	3	20
Gyps . . .	83	63
Holz:		
Bau- u. Nutz-	3755	23
Brenn- .	2488	28
Bretter u. Latten	819	37
Honig . . .	1	48
Hörner, Ochsen-	71	4
Kalk	410	60
Kapern . .	—	15

	Hamb. Ctr.	Pf.
Knochen	550	—
Kohlen, Stein-	2790	—
Korbmacherarbeit	10	—
Krapp	948	108
Kräuter zur Arznei	3	86
Kreide	1	16
Leinwand	—	12
Lohe, Gärber-	50	—
Majolikgeschirre	16	39
Mehl	8	—
Obst, frisches	31	—
gedörrtes	824	26
Oehl, Baum-	12	—
Lein- u. Rübs-	2	74
Vitriol-	10	50
Papier	1	58
Pech	18	38
Pottasche	8	91
Pulver	—	83
Reis	14	101
Rosinen	7	68
Rohr, Stuhl-	19	68
Runkelrüben	25	21

	Hamb. Ctr.	Pf.
Salz, Koch-	766	101
zur Färberei	27	25
Samen	1	48
Schriften	—	10
Seife	1	12
Siebarbeiten	40	—
Spezereiwaaren	30	68
Steine, Sand-	3380	—
Stroh	200	—
Tabak, fabricirter	14	—
Terpentin	—	25
Thongeschirre	30	—
Vitriol	25	12
Waaren, gedruckte	22	76
Wasser, mineral.	2	60
Weine	—	56
Weingeist	—	106
Wurzeln, zur Arznei	25	9
Cichorien-	118	8
Ziegeln	540	—
Zucker	6	13
Mehl	1	55
Syrup	58	5

	Hamb. Ctr.	Pf.
Pech	27	—
Säcke, leere	22	82
Salz zur Arznei	—	13
Samen	222	—
Säuren, Schwefel-	523	42
Schwämme, Wasch-	—	12
Siebböden	37	59
Steinmetzarbeit	201	64
Thonwaren, Schmelztiegeln	96	10
Thongeschirre	15	70
Tischlerarbeit	—	89
Uhren	1	88
Vitriol	31	84
Waaren, wollene	1	22
Wasser, mineral.	1262	93
Wolle, Schaf-	5	30
Wurzeln zur Arznei	54	44
Ziegelplatten	18	20
Zinnfolien	4	60
Zucker, Syrup	22	64
Zwirn	8	—

	Hamb. Ctr.	Pf.
Mandeln	4	49
Maschinen	119	54
Oele	28	25
Orlean	4	45
Pfeffer u. Pimento	7	16
Reis	30	57
Rinden, Quercitr.	2	81
China-	1	75
Rohr, Stuhl-	44	20
Salz, Farb-	1	46
Samen	1	10
Schieferstifte	1	56
Seife	5	88
Thongeschirre	77	56
Wässer, mineral.	1	9
Weine	1	109
Wurzeln zur Arznei	5	54
- zur Färberei	1	85
Ziegeln	126	—
Zucker, Candis- u. raffin.	4	24
Zuckermehl	683	100

Elbeschiffahrt im Monate Juni 1833.

Aus Böhmen nach fremden Staaten wurden verschifft und verflößt:

	Hamb. Ctr.	Pf.
Alaun	56	104
Aschenauswurf	185	—
Butter	1	10
Drechslerwaaren	21	60
Eier von Hühnern	143	5
Eisen, Guß-	13	85
Grob- u. Streck-	2	59
Stahl	299	79
Blech-	13	93
Geschmeide-	71	20
Erde, Farb-	17	29
Farben	15	67
Früchte, Limonien-	1	50
Getreide, Weizen	105	—
Korn	137	96
Gerste	2578	20
Hülsenfrüchte	21	61
Hirse	3	80
Glas, Hohl- und Tafel-	2476	37

	Hamb. Ctr.	Pf.
Glassteine	2	17
Heu	150	—
Holz, Bau-	20476	40
Brenn-	24614	75
Bretter u. Latten	3484	48
Holzwaaren	3	96
Hopfen	3	96
Kienruß	20	—
Kleidungen und Bettgeräthe	1	3
Knochen, Thier-	829	81
Kohlen, Stein-	2221	—
Korbmacherarbeit	13	102
Krämereiwaaren	325	53
Kräuter zur Arznei	3	33
Leder, lackirtes	1	90
Leinwand	77	59
Mehl	1	98
Metallwaaren	—	17
Nüsse	—	13
Obst, gedörrtes	13	44
Oel, Vitriol-	19	9
Papier	97	38

Aus fremden Staaten nach Böhmen:

	Hamb. Ctr.	Pf.
Arrak und Rhum	—	18
Balsam	—	42
Baumwolle	1199	24
Borax	2	65
Campher	2	53
Cassia	6	71
Drechslerwaaren	—	56
Erde, Thon-	2	36
Felle, Lamm- gearb.	—	92
Fische, Sardellen	—	10
Fischschmalz und Thran	18	77
Garn, baumwoll.	43	106
Gemüse, frisches	2	—
Gewürznelken	—	14
Gummi	2	109
Harz	—	15
Holz zur Färberei	664	74
Indigo	7	104
Ingber	19	11
Kaffee	40	67
Käse	4	2
Kleidungen	3	57
Krapp	1464	108
Macisblüthe	—	13
Nüsse	—	5

In Böhmen zwischen Melnik und der Gränze.

	Hamb. Ctr.	Pf.
Alaun	7	83
Aschenauswurf	1425	—
Baumwolle	130	52
Branntwein	1	44
Cichorien-Kaffee	12	73
Eisen, Grob- und Streck-	400	90
Stahl-	12	65
Blech-	18	72
Draht-	2	19
Geschmeide-	18	78
Guß-	45	71
Essig	8	69
Farbholz	13	13
Fenchel	5	40
Getreide, Weizen	4868	96
Korn	11656	42
Gerste	2283	8
Hafer	46	92
Hülsenfrüchte	87	88
Gewürznelken	2	26
Glas, Hohl- und Tafel-	279	27
Gyps	238	53
Hanf	46	47
Holz, Bau- u. Nutz-	247	14

	Hamb. Ctr.	Pf.
Holz, Brenn-	3274	—
Bretter und Latten	826	70
Kaffee	24	22
Kalk	322	62
Kohlen, Stein-	4320	—
Knochen	724	52
Krapp	68	14
Kräuter zur Arznei	1	61
Leder	1	91
Majolik-Geschirre	7	24
Mandeln	4	49
Materialwaaren	12	38
Mehl	16	110
Obst, frisches	320	—
gedörrtes	447	88
Oele	7	13
Pech	1	99
Pfeffer u. Pimento	10	91
Reis	1	38
Rosinen	2	72
Runkelrüben	19	3
Salz, Koch-	918	96
Salz, Stein-	4	16
Samen	2	7
Schafwolle	8	82
Schmalte	—	85
Siebarbeit	10	—
Soda	10	34
Spezereiwaaren	18	44
Steine, Sand-	2700	—
Striegeln	—	92
Tabak	15	—
Terpentin	—	28
Tischlerarbeit	1	20
Tuch	2	17
Vieh, Schweine	—	64
Vitriol	18	56
Waaren, gedruckte	—	45
wollene	1	16
Wässer, mineral.	111	42
Weine	2	28
Wurzeln zur Arznei	1	104
Ziegeln	441	108
Zink	—	21
Zucker, raffinirt	2	88

Elbeschiffahrt im Monate Juli 1833.

Aus Böhmen nach fremden Staaten wurden verschifft und verflößt:

	Hamb. Ctr.	Pf.
Antimonium	34	31
Bleiweiß	8	69
Bücher	30	18
Butter	25	—
Drechslerwaaren	—	102
Eier	189	19
Eisen, Guß-	24	31
Streck-	170	78
Geschmeide-	238	107
Erde, Farb-	92	71
Farben	12	13
Federweiß	3	27
Früchte, Limonien-	2	77
Getreide, Weizen	4766	105
Roggen	4179	92
Gerste	3601	12
Hülsenfrüchte	22	92
Hirse	6	52
Glas, Hohl- u. Taf.	3024	104
Glassteine	2	14
Glasperlen	1	57
Glätte	11	107
Graphit	136	60
Hanf	4	64
Holz, Bau-	26353	91
Brenn-	28885	54
Breter u. Latten	3294	30
Holzwaaren	2	65
Hopfen	41	1
Horn	3	40
Hüte von Filz	1	86
Instrumente	8	40
Kleidungen	—	72
Knochen	1607	106
Kohlen, Stein-	2932	—
Korbmacherarbeit	1	41
Krämerwaaren	39	41
Kräuter	4	4
Leinwand	205	34
Metallwaaren	—	16
Obst, frisches	1166	56
gedörrtes	475	56
Oel, Vitriol-	3	70
Papier	111	84
Pech	20	—
Samen	202	111
Schleifsteine	34	70
Schwefel	156	68
Schwefelsäure	257	75
Siebböden	99	39
Steine, Sand- und Marmor-	44	—
Steinmetzarbeit	30	80
Tabakblätter	31	54
Thongeschirre	19	64
Wacholderbeeren	3	24
Wasser, Mineral-	645	12
Wurzeln, Arznei-	2	31
eßbare	31	60
Zwirn	4	80

Aus fremden Staaten nach Böhmen:

	Hamb. Ctr.	Pf.
Arrak und Rhum	49	67
Baumwolle	814	34
Cacao	2	11
Campher	2	95
Cassia lignea	43	60
Chemikalien	2	95
Fischthran	5	34
Garn, baumwoll.	43	104
Gras, See-	28	31
Holz zur Färberei	678	74
Höllenstein	—	1
Ingber	96	95
Kaffee	96	4
Kalk	8	104
Käse	2	30
Krapp	155	108
Mandeln	30	5
Maschinen	265	50
Oele	44	3
Orlean	3	32
Pfeffer u. Piment	36	—
Reis	35	26
Rinden	—	107
Rohr, Stuhl-	64	48
Salz, Farb-	26	21
Soda	257	91
Streusand	2	15
Thee	—	88
Thongeschirre	18	56
Wasser, Mineral-	3	29
Wein	21	54
Wurzeln	—	49
Zucker, raffin.	17	65
Zuckermehl	3413	10
- Syrup	—	30

In Böhmen, zwischen Melnik und der Gränze.

	Hamb. Ctr.	Pf.
Alaun	1	12
Apothekerwaaren	—	97
Aschenauswurf	660	—
Baumwolle	204	100
Bier	1	68
Bleierz	5	82
Bleiweiß	3	77
Branntwein	6	92
Cassia	—	68
Chocolade	1	48
Cichorienkaffee	3	2
Eisen	457	42
Stahl	797	58
Blech	209	80
Draht	2	56
Geschmeide	15	59
Guß-	41	93
Essig	12	46
Fischthran	3	36
Fleisch	—	110
Garn, Flachs-	3	54
Gemüse, frisches	2	—
Getränke, Liqueur-	—	87
Getreide, Weizen	3271	10
Roggen	6351	78
Gerste	1942	49
gerollte	1	56
Hafer	22	32
Hülsenfrüchte	104	52
Hirse	3	54
Gries	3	84
Glas, Hohl- u. Taf.	175	34
Glätte	2	13
Graphit	542	85
Gyps	318	51
Hanf	4	—
Holz, Bau- u. Nutz-	2076	4
Brenn-	2482	28
Breter u. Latten	321	9
Kaffee	14	16
Kalk	860	—
Kleien	40	—
Knochen	1324	52
Kohlen, Stein-	5290	—
Korbmacherarbeit	1	56
Krämereien	22	—
Krapp	8	67
Kümmel	—	70
Mandeln	12	78
Lohe, Gerber-	40	100
Materialwaaren	—	63
Mehl	11	—
Meubeln	—	111
Obst, frisches	623	56
gedörrtes	225	78
Oel	26	51
Papier	—	64
Pulver	1	53
Rosinen	10	106
Salz	712	32
Samen	118	70
Schafwolle	12	109
Schmalte	—	87
Schmelztiegel	119	31
Spezereiwaaren	32	109
Stärke	4	36
Steine	3202	48
Tabak	15	—
Terpentin	—	30
Thongeschirre	3	44
Unschlitt	—	72
Vieh, Schweine	2	76
Vitriol	11	59
Vitriolöl	6	76
Waaren, gedruckte	2	85
Weingeist	—	53
Wurzeln	—	49
Ziegeln	477	56
Zucker, raffin.	8	106
- Syrup	82	80

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 12. Jänner **N^ro. 5.** 1834.

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

Der alte Dubois hatte während dieser Rede, die in Stephaniens und Rudolphs Herzen eine nicht geringe Bewegung hervorbrachte, schweigend und ohne seine Gesichtszüge zu verändern, auf seinen Teller niedergesehen. Als der Oberst geendigt hatte, versicherte er einfach und ganz ruhig, daß er zwar Erlachs Geschick von Herzen bedaure, da er ihn als einen vortrefflichen Menschen kenne, aber daß er durchaus nicht wisse, wohin er sich gewendet haben könne. — „Wenn wir es jedoch auch wüßten,“ hob die alte Frau mit ihrer kräftigen, sonoren Stimme an, „so glauben Sie, daß wir Haus und Hof, Leib und Leben an seine Rettung setzen würden. Ich bin alt und fange an schwach zu werden, an mir ist ohnehin nichts mehr gelegen, aber auch mein Sohn würde und müßte den Landsmann, den Freund, der kein Verbrechen begangen, sondern seine Treue am Vaterlande bewiesen hat, mit Aufopferung seines ganzen Besitzthums retten, wenn es ihm möglich wäre. Nehmt es nicht übel, Herr Oberst, aber wir leben noch des alten Glaubens: daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, und ich meine, Ihr selbst würdet uns verachten, wenn wir um unsers Vortheils willen einen Menschen verrathen könnten, sollte er uns auch nicht so nahe stehen, wie dieser.“ Nachdem des Gastes Auge mit einem durchdringenden Blicke erst auf Dubois geruht hatte, ohne daß er eine Veränderung in den Zügen desselben hätte wahrnehmen können, fiel es mit ungeheuchelter Bewunderung auf die Matrone, aus deren Gesichte, trotz der Runzeln des Alters, jugendliche Freudigkeit des Geistes leuchtete, die ihren Worten einen noch höhern Sinn lieh. Doch bald machte dieser Eindruck wieder dem Pflichtgefühl des Kriegers Platz. „Ich ehre Eure Ansicht, würdige Frau,“ sagte er, „denn sie ist die eines großmüthigen Herzens; aber ich wünsche von ganzer Seele, daß Ihr nicht in den Fall kommt, nach derselben zu handeln. Ich bitte Euch, seyd vorsichtig. Ich weiß mehr, als Ihr vielleicht glaubt; man hat mich von der Leidenschaft des Entflohenen für Eure Tochter unterrichtet, die ich nirgends sehe. .“ — „Sie ist nach Chaur de fond gegangen,“ unterbrach ihn Dubois, „um eine Parthie gefertigter Arbeit dahin zu tragen, und wird vor Morgen Abends nicht wieder kommen.“ — „Ich wünsche, daß dem so sey, und will es einstweilen glauben, obschon die Mutter den Blick auf den Teller geheftet hält und Eure Aussage nicht bekräftigen mag. Ihr seyd mir in den paar Stunden, die ich hier bin, lieb geworden; aber wenn Ihr mich täuscht, so vermag ich Euch nicht zu retten, so wahr ich Valsin heiße!“

Es war, als fahre ein elektrischer Schlag bei diesem Namen an Dubois und seiner Mutter nieder. Der Erstere heftete sein scharfes Auge auf den Oberst; seine Wangen rötheten sich durch lebhafte innere Bewegung, während seine Züge ein tiefes Erstaunen ausdrückten, und Frau Dubois streckte unwillkührlich ihre zitternden Hände nach dem Gaste aus, den das Benehmen seiner Wirthe sichtlich befremdete. „Valsin heißen Sie?“ sprach Dubois nach einer Pause. „Graf Valsin?“ — „Wie kann Euch aber mein Name so auffallen? Habt Ihr Jemanden gekannt, der ihn trägt?“ — „Vor vielen Jahren reiste einmal ein Graf Valsin hier durch,“ sagte Dubois nicht ohne Verlegenheit und indem er sich gewaltsam zu fassen suchte. „Ich war so glücklich, ihm einen kleinen Dienst zu erweisen, habe aber seitdem nichts mehr von ihm gehört.“ — „Wohl möglich,“ entgegnete der Oberst nach einigem Nachsinnen, „daß dieß mein Vater gewesen ist. Unsere Familie hatte schon vor der Revolution große Unglücksfälle. Mein Vater bekleidete eine Stelle am Hofe, deren ihn eine Intrigue, von einem vornehmen Manne geleitet, beraubte. Er schlug sich mit seinem Feinde, verwundete ihn tödtlich und mußte fliehen. Meine Mutter begleitete ihn, und mich, einen Knaben von vierzehn Jahren, ließen sie in Paris bei meinem Großvater zurück. Nie hörte man wieder etwas von

ihnen, und selbst als späterhin ihm Gnade ertheilt und seine Güter zurückgegeben wurden, als man ihn überall in den Zeitungen citirte, konnten wir keine Nachricht erhalten. Könnt ihr mir etwas Näheres von den Entschwundenen sagen, so soll mein herzlichster Dank Euch belohnen; denn selbst mitten im Gewühl der Schlachten sehe ich die verlornen Eltern vor mir stehen und meine Phantasie malt sich ihr Geschick in den furchtbarsten Bildern.“ Frau Dubois hatte ihre Hände gefaltet, eine Thräne nach der andern rollte über die ehrwürdigen Wangen, doch vermochte die heftige Erregung ihrer Gefühle die stille Ruhe nicht zu zerstören, mit der sie Alles that und sagte, was eben der Augenblick erforderte. „Ich habe noch einige Papiere in Händen, die von jenem Grafen Valsin herrühren,“ sagte Dubois, „und will sie Ihnen vorweisen; dann wird es sich leicht entscheiden, ob er Ihr Vater war.“

Ein schwerer Tritt nahte sich in diesem Augenblick der Thüre; sie ward aufgerissen, eine Ordonnanz trat herein und mit gemessenem Schritte zum Tische. „Der Hauptmann läßt Euch sagen, Bürger Oberst,“ sprach der Soldat, „daß unweit Rochenette ein Mann gefangen worden sey, der zu wissen scheine, wohin Erlach sich gewendet hat. Er ist vorläufig verhört worden, will aber nichts aussagen. Nun hat ihn der Hauptmann zu Euch hierher beordert, damit Ihr das Nöthige verfügen könnt, und ich wurde den verdammten Fußsteig hinabgesandt, um Euch Rapport zu machen, während das Detaschement mit den Gefangenen sich auf der Straße hält und schwerlich vor zwei Stunden hier seyn wird.“

Die Ordonnanz ward in die Nebenstube gewiesen, um eine Erfrischung einzunehmen, und Dubois, dem André vor Kurzem einen Wink gegeben hatte, benützte den Vorwand der Bewirthung des neuen Ankömmlings, um sich zu entfernen. So schnell es die Vorsicht gestattete, eilte er dem geheimen Stübchen zu, und fand den Schützling und seine Tochter noch immer an dem Schieber knieend und mit großem Interesse lauschend, was unten gesagt und gethan wurde. Mit Erstaunen hatten sie den Eindruck gesehen, den des Obersten Name, welchen sie niemals gehört hatten, auf den Vater und die Großmutter gemacht; aber die Warnungen Valsins und später die Nachricht des Soldaten zerstreuten schnell die aufsteigende Neugierde. „Lebendig sollen sie mich nicht bekommen,“ murmelte Rudolph, indem seine gesunde Hand unwillkührlich die Pistole faßte, und Stephanie neigte sich inniger zu dem Freunde, als wollte sie ihm die Versicherung geben, daß sie auf jede Weise sein Schicksal theilen wolle, was denn von dem jungen Manne nicht unbemerkt blieb und jede Besorgniß, wie den Zorn über seine Verfolger, plötzlich in ein Gefühl dankbarer, heißer Liebe übergehen ließ.

Der Eintritt Dubois zog das Paar aus seinen schmerzlich süßen Betrachtungen, und sein Verlangen schloß augenblicklich die Oeffnung nach dem untern Zimmer. Dann sagte er hastig: „Wenn sie den Vorgang unten vernommen haben, Herr von Erlach, so wissen Sie, daß Ihres Bleibens hier nicht mehr seyn kann. — Man hat Verdacht auf mich, mein Haus ist voll von Menschen, in Kurzem werden noch mehrere kommen, man wird die ganze Wohnung umkehren, und es ist unmöglich, daß sie bei einer solchen Untersuchung den scharfen Augen entgehen. Wir müssen nach einem andern Zufluchtsorte uns umsehen.“ — „Vater,“ unterbrach ihn Stephanie, „ich weiß einen Ort, wo er sicher ist, wenn wir unbemerkt hinkommen können. In meiner Kindheit, als wir noch im St. Imerthal wohnten, war ich oft in den Ruinen des Schlosses Erguel, und seitdem wir in Frainvilliers sind, ging ich nie über das Gebirge nach Ferrière oder Chaux de fond, ohne einen Umweg über den alten Schauplatz meiner Kinderfreuden zu nehmen; dorthin habe ich mich auch oft vor Gewittern und Sturm geflüchtet. Keine Wohnung steht in der Nähe, selten nur werden die alten Mauern besucht, und ich kenne ein unterirdisches Gewölbe, wo man im schlimmsten Falle sicher ist.“ — „Das wäre wohl gut,“ erwiederte Dubois; „aber wer geleitet unsern Freund hin in tiefer, stürmischer Nacht, wo man kaum die Hand vor den Augen sieht? Ich darf nicht weg, man würde mich sogleich vermissen, und Erlach würde nur um so sicherer ihnen in die Hände fallen, und sonst weiß ich keinen Menschen, dem ich ihn anvertrauen möchte.“ — „Ueberlaßt das mir, Vater,“ sagte Stephanie mit entschlossener Stimme; „ich kenne alle Fußpfade, jeden Schlupfwinkel weiß ich zu finden; ich gebe Euch mein Wort, ich bringe ihn sicher nach Erguel, und sind wir einmal dort, so gibt es vielleicht Gelegenheit, über die Gebirge hinweg zu entkommen.“ — „Kind,“ sprach Dubois mit Kopfschütteln, „Kind, das kann ich nicht zugeben; es könnte Dir Unheil widerfahren — Du weißt nicht —“ — „Vater, ich muß mit ihm,“ rief Stephanie, „ich muß ihn retten oder mit ihm untergehen. Niemand würde ihn so sicher geleiten; er ist verwundet, wenn er schon nicht davon spricht. Er muß Jemanden haben, der ihn pflegen, der, ohne Verdacht zu erregen, Erfrischungen holen kann.

In bitterer Verlegenheit wandelte Dubois das kleine Zimmer auf und ab, und nur einzelne Worte stahlen sich über seine Lippen. „Es könnte mich eine schwere Verantwortung treffen — Du kennst unsere Lage nicht — wenn ich auch einsähe, daß Du Recht hast, ich kann nicht, ich darf nicht!“ — „Vater Dubois,“ sprach Erlach, der bis dahin in peinlicher Ungewißheit zugehorcht hatte, indem er auf ihn zutrat und seine Hand faßte, „Ihr habt Recht! Stephanie soll sich nicht um meinetwillen

der Gefahr aussetzen. Zwar könnte ich Euch sagen: laßt uns ziehen, Vater, unser Geschick kann nicht mehr geschieden werden; wir wollen entweder mit einander zu Grunde gehen, oder uns beide zu einer schönern Zukunft erhalten. Aber ich fühle, daß ich nicht so eigensüchtig denken soll, daß Ihr solchem Wunsche nicht entsprechen dürft. Darum laßt mich hinaus, ich will mir den Weg mit meiner Waffe bahnen.“ — „Nein, Rudolph, Ihr geht nicht ohne mich!“ rief das Mädchen, indem es seine Hand faßte; da trat mit stiller Würde die Großmutter zu den leidenschaftlich aufgeregten Menschen. Sie war ungesehen von ihnen in das kleine Zimmer getreten und stand nun in ihrer gewöhnlichen Ruhe zwischen ihnen. „Glaubst Du nicht,“ sagte sie zu ihrem Sohne, „daß Stephanie in jedem Falle der Schutzgeist ihres Jugendfreundes seyn kann und wird? Laß das Schicksal walten, dessen Leitung uns in dieser Nacht wieder so deutlich war; es wird jeden Knoten lösen. Empfange meinen Segen,“ fuhr sie fort, indem sie sich zu Stephanie wandte. „Geleite unter Gottes Beistand den jungen Mann; zage nicht, wenn auch Gefahren Dir entgegentreten, laß das gute Werk, das Du zu thun im Begriffe bist, Deinen einzigen Gedanken und Dein einziges Bestreben seyn. Draußen habe ich einen Sack mit Lebensmitteln neben die Thüre der Scheune gestellt, der Oberste ist mit Schreiben, die nächste Schildwache, der ich heimlich eine Flasche Branntwein gebracht habe, mit Trinken beschäftigt; der Vater und ich bleiben einstweilen hier, um sie nicht aufmerksam zu machen, und Ihr geht rasch, und ohne Besorgniß zu verrathen, an ihr vorüber. Gott sey mit Dir, mein Kind, er geleite Euch, edler Herr! Bedenkt, daß wir Euch unser Theuerstes anvertrauen.“ Stephanie war vor der ehrwürdigen Frau in die Knie gesunken und küßte weinend die liebe Hand, die sie so sanft bis zu diesem wichtigen Punkte ihres Lebens geführt hatte; den Jüngling aber hatte der Ernst und das Verhängnißvolle des Augenblicks neben sie hingezogen, er hielt die andere Hand der alten Frau, schaute mit seinem freien, offenen Blick an ihr hinauf und sagte mit bewegter Stimme: „Wenn Ihr Euer Kind mir in der dunkelsten Nacht meines Lebens zur Führerin gebt, so soll sie an mir dagegen einen Beschützer haben, der den Tod für sie nicht scheut und seine ganze Zukunft anwenden will, sie zu beglücken. Nennt mich Sohn, gute Mutter, und gebt auch mir Euern Segen!“ Unfähig zu sprechen, legte Frau Dubois schweigend ihre zitternden Hände zugleich auf beider Haupt. Dubois stand mit gefalteten Händen neben der Gruppe und wagte keine weitere Einwendung.

Jetzt erhoben sich Rudolph und Stephanie, drückten stumm den Eltern die Hände und eilten zur Thüre hinaus. „He, Jungfer, wohin so schnell mit dem Burschen? Laßt ihn laufen und bleibt bei mir; die Zeit soll Euch nicht lang werden.“ Bei diesen Worten packte der Soldat, der auf dem Gange Schildwache hielt, Stephanien um den Leib, die vergebens sich loszureißen strebte, und es nicht wagen durfte, Lärm zu machen. Aber Erlach faßte ihn mit Riesenkraft an der Schulter, und so wie das Mädchen sich seinem Arm entwunden hatte, warf er den Franzosen wüthend gegen die Mauer, daß die Flinte und der Mann auf die Steine des Bodens niederrasselten. „Verrätherei, Verrätherei!“ brüllte der Erstaunte, und schon hörte man die verworrenen Stimmen und das Poltern der Kommenden, als Stephanie die kleine Thüre des Heubodens aufriß, ihren Freund mit der Angst der Liebe nach sich zog und mit ihm verschwand. Ueber das Heu hinunter gleitend, hatten sie mit Blitzesschnelligkeit den Ausgang gewonnen und waren an die Ufer der Suze gelangt, wo früher ein kleiner Steg hinüber geführt hatte, der aber vor einigen Tagen erst durch den angewachsenen Bergstrom weggerissen worden war. Horchend standen sie still. „Er war es, den wir suchen,“ hörten sie den Obersten sagen, der schon aus dem Hause getreten war; „auf, Kameraden! er kann nicht weit kommen; ihm nach! vertheilt euch, bringt ihn zurück, und euer ist der Preis!“ — „Geschwind, wir müssen hindurch,“ flüsterte Stephanie; „ich kenne die Furth, es ist keine Gefahr dabei.“ Schon wollte sie das Füßchen in das Wasser setzen; aber zum erstenmale in seinem Leben faßte sie Erlach mit jugendlicher Kraft in seinen einen Arm und trug die süße Bürde trotz ihres Sträubens durch die Wellen. Kaum hatte er sie am andern Ufer auf festen Boden gestellt, so nahm der Lärm in dem kleinen Thale furchtbar zu; die Trommel schlug Allarm, Flintenschüsse krachten und hallten an den Felsen wieder, eine Menge Stimmen riefen, schrieen, fluchten durch einander, und Laternen, die hin und wieder getragen wurden, drohten, die verbergende Finsterniß zu erhellen und die Flüchtlinge zu verrathen. Diese hatten indessen die gegenüber liegende Höhe erstiegen und eilten, so schnell Dunkelheit und Gemüthsbewegung es gestatteten, über die offene Alpe der dichtern Waldung zu, die, wenn sie einmal erreicht war, ihnen vor jedem Verfolger Schutz versprach.

Es war eine dunkle, stürmische Nacht. Heulend pfiff der Wind über die Lichtung und drang dann mit rasender Wuth in den dichten Tannenwald ein. Bald näher bald ferner hallte das Rauschen des Wasserfalls herüber, dem die Flüchtlinge mit möglichster Schnelligkeit enteilten; immer undeutlicher tönten die Stimmen ihrer Verfolger, die noch an dem jenseitigen Ufer des Stromes zu weilen schienen; aber kein Stern, kein freundliches Himmelslicht beleuchtete den gefährlichen Pfad, der sich nun über rauhe Felsen in die Waldung zog. Von Zeit zu Zeit fiel der Schnee in dichten Flocken und drohte, ihre Spur zu verrathen.

Flüchtig, dem Tode geweiht, von dem Aufruhr der Elemente umringt, verlassen, jedem übelwollenden Menschen preisgegeben, nicht wissend, wo sie eine Stelle finden würden, die ihnen ein sicheres Obdach gewährte — wer soll nicht glauben, daß zwei Menschen in solchem Zustande sich unglücklich fühlen müßten? Aber in die dunkle Nacht, die sie umgab, drang ein Schimmer jenes himmlischen Lichts, das mit seinen wohlthätigen Strahlen ein verzagendes Herz tröstet und erhebt, das jeden Schmerz erleichtert, jede Gefahr mindert und die Erinnerung an eine bange, jammervolle Vergangenheit in einem einzigen seligen Augenblicke vernichten kann. In Rudolphs und Stephaniens Seele war das zum Theil bekämpfte, zum Theil durch die Umstände zurückgehaltene Gefühl einer wahren, innigen Liebe in dieser Nacht zu seiner vollen Reife und zu einer unbeschränkten Gewalt herangewachsen. In der Stunde der Gefahr hatten sie sich überzeugt, daß sie einander angehörten, daß sie Eines für das Andere leben, oder Eines mit dem Andern sterben müßten, und diese Gewißheit gab ihnen eine Ruhe, eine Unerschrockenheit, die weder das Toben der Menschen, noch der Natur zu erschüttern vermochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zweisylbige Charade.

Die Erste, die erfahrenste der Damen,
Voll Kraft, mit einer Eßlust ohne Namen,
Betagt und dennoch mächtig stets im Strauß,
Dient als Erzieherin in einem großen Haus;
Doch wirkt sie selten sich den Dank der Schüler aus;
Die Schönen sonderlich, die sie zur Blüth' erzogen,
Die sie mit reger Neigung schaut,
Sind ihr gerad' am wenigsten gewogen.

Ein feiner Herr ist ihr zur Linken angetraut,
Der gern extemporirt, und wenig sie erbaut.
Geschmack, Erkenntniß, Klug, das sind die Gaben,
Die er besitzt; allein die Frau nur will sie haben,
Was zwischen Beiden öftern Zwist gebiert.
Fort strebt er über sie mit ihr sich zu erheben,
Ja, hofft sogar, sie noch zu überleben.
Die Zweite ist's, die seinen Namen führt.

Das Ganze — dürfte wohl nicht selten
Für den „Verein von Mode-Launen" gelten;
Dann gilt, geboren für den Augenblick,
Das Glänzende, und Werth, der ächte, macht kein Glück;
Selbst Orpheus Meisterschaft weicht türkischer Musik.
Oft ist's ein Genius, und oft ein Alp.
Oft kömmt's mit ganzem Namen halb:
Denn, blieb die Erste nur, so fehlt es nie an Leuten,
Die mit dem Ganzen glauben vorzuschreiten.

Dbck.

(Die Auflösung folgt.)

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 10. Jänner.

Am 10. Jänner trat Herr Puch (ich weiß nicht von welchem Theater) als „Kluck" in Angely's „Fest der Handwerker" auf. Können wir auch nicht sagen, daß er diesen vom Dichter treu nach dem Leben kopierten Charakter mit jener drolligen Wahrheit gab, wie wir ihn von Herrn Börner darstellen sahen, so war das Publikum im Ganzen doch mit Herrn Puch recht zufrieden. Er wurde, wenn auch mit einigen Zeichen des Widerspruches, am Schluße gerufen. Uebrigens hatte Herr Börner den Vortheil für sich, daß diese Posse, als er gastirte, nicht so gut besetzt und eingeübt war, als es jetzt der Fall ist. Herr Stölzel gab den Tischler „Hähnchen" so wahr, lebendig und launig, daß beinahe der Charakter des Kluck, abgesehen von der Darstellung, in den Schatten trat. Das Raffinement, dessen sich Hähnchen alle Augenblicke rühmt, war nicht über den Stand hinausgetrieben, und bildete zu dem Phlegma und zu der Schlichtheit der Uebrigen einen recht ergötzlichen Gegensatz. Gleich bei der Hand, wenn es darauf ankommt, mit Thalern zu prahlen und zu krakelen, leicht aufgebracht gegen Männer, aber galant und dienstfertig gegen Frauen war Stölzels Hähnlein ganz, was der Dichter mit diesem Charakter wollte. Der Contrast zu dem derben und unbeholfenen Krepelka konnte nicht schneidender seyn. Herr Grabinger, der diesen Charakter äußerst possierlich darstellt, brachte diesmal zu nicht geringem Gelächter noch einen jungen Krepelka auf die Bühne, ein Bübchen, genau so gekleidet, wie der Vater, welches einige Male stummen Antheil an der Handlung nahm. Der komische Effekt, den bei Börners Gastspiele Kluck beinahe allein hervorbrachte, war also diesmal auf drei Personen vertheilt. Künftig dürfte aber, mag den Kluck spielen, welcher da will, den Mitwirkenden anzurathen seyn, ihn nicht durch ein zu lebhaftes Zusammenspiel zu übertäuben, sondern für seine Komik Raum zu lassen, umsomehr, da die breite, auch in Kleinigkeiten gravitätische Haltung, für den Darsteller des Kluck Hauptsache ist. Herrn Illners Gesang und die zwei Liedchen der Dem. Roscher fanden viel Beifall; dagegen vermißte das Publikum das Lied der Handwerker nur ungern. Da Herr Dietrich den Kluck recht gut gibt, so könnte diese possenhafte Kleinigkeit das Publikum auch ohne Gast noch oft unterhalten.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

// Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 14. Jänner **Nro. 6.** 1834.

Für Theaterfreunde.

Dem. Lutzer ist durch ihren geschmackvollen und kunstreichen Gesang und durch die Beweise ihrer Studien in der Mimik bei dem prager Publikum schon so beliebt geworden, daß es für das Interesse der Theaterfreunde wohl nur der einfachen Anzeige ihrer nächsten Benefice-Vorstellung bedarf. Sie wird am 16. zu ihrem Vortheile als „Anna Bolena" in der neuen gleichnamigen Oper von Donizetti auftreten.

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

Schon hatten unsere Flüchtlinge zwei Stunden ihres beschwerlichen Weges zurückgelegt und gelangten nun in eine Vertiefung, in welcher eine zerfallene Holzhauerhütte in der Mitte hoher Tannen stand, die einigen Schutz gegen die Witterung anbot. Diese Stelle war ein Erinnerungspunkt von zu großer Wichtigkeit für Rudolph und Stephanien, als daß sie nicht ohne Verabredung, jedes auf seiner Seite, den Wunsch hegten, hier ein paar Augenblicke auszuruhen.

Als nämlich Erlach, von der Universität zurückgekommen, seinem Vater während der noch übrigen Wintermonate nach Bern zu folgen genöthigt ward, suchte er sich für die Entbehrungen, die ihm hiemit aufgelegt wurden, dadurch zu entschädigen, daß er unter dem Vorwande der Jagd zuweilen nach dem Juragebirge zog und dann die Hammerschmiede fleißig besuchte. In jener Zeit, wohl auch noch in der unsrigen, ließen sich in den finstern Schluchten Wölfe sehen, die Nachts bis an die Dörfer streiften und bei herber Kälte die Menschen sogar auf der Straße anfielen. Dann zogen alle Jäger der Umgegend aus, die gefählichen Nachbaren zu vernichten, und wenn auch dieß nicht gelang, so wurden sie wenigstens auf einige Zeit durch den Lärm weggescheucht. In jenem Winter, der besonders kalt für diese Gegenden war, hatte sich die Furcht vor Wölfen, die schon mehrmals Schafe und Zügen angefallen und auch Wanderer in Gefahr gebracht hatten, allgemein verbreitet. Erlach, zu dem die übertriebenen Gerüchte gedrungen waren, fand in diesem Umstande theils einen willkommenen Grund, nach dem Jura zu ziehen, theils trug er wirklich Verlangen, sich an eine Wolfsjagd anzuschließen.

Als er in Frainvilliers ankam, war zu seinem Mißvergnügen Stephanie abwesend; sie hatte einen Vorrath Arbeit nach Chaur de fond zu liefern gehabt und war selbst damit hingegangen, troß der Vorstellungen ihrer Verwandten. Um bei den kurzen Tagen und dem bösen Wege nicht ganz allein zu seyn, hatte sie sich indessen von einer jungen Base, Marie Dümont, begleiten lassen, die in Rochenette wohnte. Besorgt um sie, beschloß Rudolph, mit seiner Flinte und seinem großen zottigen Wolfshunde nach der Gegend hinzugehen, durch welche die Mädchen kommen mußten. So war er zu eben derselben Hütte gerathen, die sie jetzt zu betreten im Begriffe standen. Die Nacht fing bereits an einzubrechen, Rudolph dachte, die beiden Wanderinnen werden wahrscheinlich aus Furcht die große Straße zum Heimweg gewählt haben, und da die Kälte durchdringend war, gelüstete es ihn, hier auszuruhen und ein Feuer anzuzünden. Aber eine auffallende Unruhe seines Hundes und eine schlimme Ahnung trieben ihn bald wieder aus der Hütte und troß der dichten Finsterniß auf dem ungebahnten Fußsteige weiter. Er war etwa fünf Minuten auf diese Weise weiter gekommen, als er den Schrei einer weiblichen Stimme hörte. „Hieher, Caro, hieher, pack an!" rief Rudolph, indem er mit der größten Schnelligkeit vorwärts lief. „Erlach ist da, ich bringe Hülfe, wo seyd Ihr? gebt Antwort!" — „Erlach," antwortete eine klare Stimme, die dieser nur zu gut kannte, und deren Töne an den Felsen widerhallten, „hier, Hilfe, Rettung!" Jetzt sprang Rudolph mit einer Kraft und

Gewandtheit, welche nur die Herzensangst verleihen konnte, über Steinblöcke und durch Baumgesträpp, mehr von seinem Instinkt als den Sinnen geleitet, nach der Stelle hin, wo er Stephanien gehört hatte. Die Brust krampfhaft gepreßt, hielt er die Flinte im Arm, in einer Lage, daß er jeden Augenblick anschlagen konnte; jetzt lenkte ein Krachen der Zweige, wie wenn ein Thier sich durch das Dickicht drängt, seinen Blick auf die rechte Seite hin, während ganz nahe dabei ein halb unterdrücktes Stöhnen die Bangigkeit geängstigter Menschen verkündete. Er strengte seine ganze Sehkraft an, und unterschied endlich zwei Gestalten, die einige Fuß über ihm an einer Felswand lehnten, auf deren kleinen Vorsprung nur Todesangst sie geleitet haben und daselbst festhalten konnte. Das Rascheln der Gebüsche begann von Neuem und näher, der Hund setzte zu einem Sprunge an, Erlach konnte ihn kaum zurückhalten, und nicht lange, so stürzte einer der größten Wölfe aus dem Dickicht auf Erlach zu. Dieser drückte los, aber welch Entsetzen ergriff das Herz der zitternden Zuschauerinnen, als das Gewehr aufbrannte! Selbst Erlach war nicht ganz frei von Besorgniß, denn nun blieb ihm kein anderes Vertheidigungsmittel, als der Kolben seines Gewehrs und sein Hund, von dem es sehr zweifelhaft war, ob er den Wolf besiegen werde. Er hatte ihn bisher zwischen seine Beine geklemmt, jetzt ließ er ihn los, und Caro stürzte sich in voller Wuth auf den Feind. Auch Erlach blieb nicht unthätig, sondern näherte sich der Stelle des furchtbaren Kampfes, um mit den Schlägen seiner Flinte seinen Hund zu unterstützen. Jetzt sank Stephanien das Herz, die bis diesen Augenblick große Fassung gezeigt hatte; angstvoll hob sich die Brust, betend streckten sich die gefalteten Hände empor, und wohl mochte sie zagen, denn Caro's Gegenwehr wurde schwächer und schwächer, ja selbst Erlach war an der einen Hand verwundet, und die Klarheit des nächtlichen Himmels, den der Sturm eben seiner finstern Wolken entledigt hatte, ließ die wilde Scene mit all ihren Schrekken erkennen. Aber mit einem Male nahten eilende Tritte, und eine männliche Gestalt stürzte herbei, die, in ihrer Rechten ein großes Messer schwingend, sich über den Wolf herwarf, ihn mit Gewalt niederdrückte, und ihm die Waffe mehrere Male in den Leib stieß. Die Hülfe war so schnell und in dem Augenblicke der höchsten Noth gekommen, daß der Ausgang des Gefechtes allen Theilnehmern ein Traum schien, und alle die unverhoffte Rettung durch ein minutenlanges Stillschweigen feierten. Dann hob Erlach die Mädchen von ihrem gefährlichen Standpunkte herunter; Alle traten jetzt zu dem Hunde, von dem der unbekannte Retter den todten Wolf wegnahm, und als der Mann den Kopf aufhob, erkannten alle André's freundliche, wohlbekannte Züge. Aus Stephaniens Blicken sprach tiefe Rührung, und Erlach suchte als ein Unrecht die Regung zu unterdrücken, die es ihm unangenehm machte, in dem Retter seines Lebens den Nebenbuhler zu erkennen.

Der Hund lag beinahe leblos und schwer athmend neben der Leiche seines Feindes und der Ausspruch beider Männer lautete dahin, daß der treue Hund nicht herzustellen seyn werde. Stephanie aber bat, man möchte ihn zu der Hütte tragen, und verband dort das arme Thier, so gut es gehen wollte. Der Blick seiner treuen Augen ruhte dankbar auf ihr. Nun setzten sich die zwei Paare traulich um das Feuer, von ihren Anstrengungen ausruhend, und die friedliche Heiterkeit nach überstandener Gefahr, die Gemüthlichkeit, welche in solchen Stunden jede Zurückhaltung aufhebt, gab wenigstens zweien unter ihnen einen so glücklichen Abend, daß die Erinnerung daran lange in ihren Herzen nachhallte und sogar in dem Augenblicke einer gefahrvollen Flucht in süßen Bildern sich erneuerte.

Zu Stephaniens Füßen saß Rudolph und schaute freundlich in das schöne, von den Flammen und der überstandenen Furcht sanft geröthete Antlitz, dessen Augen heute sich nicht, wie sonst gewöhnlich, niederschlugen, daß kein Wörtchen der Liebe oder des Trostes in ihnen zu lesen war, sondern dem trunkenen Blick Stand hielten, der sich auf sie heftete. Ihre Hand lag in der seinigen, ohne einen einzigen Versuch zum Zurückziehen zu machen. Daß die zwei übrigen Personen der Gesellschaft sich in eben so behaglichem Zustande befunden hätten, läßt sich freilich nicht behaupten. André, dem die unerwiederte Liebe zu Stephanien schon lange jede innere Zufriedenheit geraubt hatte und ihn nicht bemerken ließ, daß eines der lieblichsten Mädchen der ganzen Umgegend, daß Marie Dümont sich aus Liebe zu ihm verzehre, André hatte mit Schrecken bei hereinbrechender Dunkelheit vernommen, daß Stephanie noch nicht zurückgekehrt sey. Er nahm sein Messer, die einzige Waffe, die er besaß, und schlug den Weg über die Gebirge ein, um in dem Augenblicke der höchsten Noth wie ein Rettungsengel den Bedrängten beizuspringen. Durch die Entschlossenheit und den Muth, den er bei dieser Gelegenheit bewiesen hatte, fühlte Mariens Herz sich unwiderstehlicher als je zu ihm hingezogen. So viele Vorzüge sie auch hatte, so erreichte doch ihre Charakterstärke bei weitem nicht die ihrer Freundin, und sie hatte dieselbe in dem Bemühen bereits erschöpft, nicht ihre Leidenschaft zu überwinden, sondern dieselbe nur nicht allzusichtlich werden zu lassen. Jetzt, wo sie das eigene und ihrer Freundin Leben dem geliebten Manne verdankte, jetzt überließ sie sich ganz dem Zuge ihres Herzens, und die Ueberzeugung, daß er auch jetzt nicht auf sie achtete, daß er nur Augen für Stephanien hatte, die finstern Blicke, die er auf das Paar warf, in dessen Zügen, in dessen Bewegungen das zärtlichste Gefühl sich zeigte, alles dieses, vereint mit dem

Bewußtseyn, daß sie fähig sey, ihn glücklich zu machen, und daß der Undankbare dennoch nur Sinn für eine Andere habe, die ihn zurückweise, hatten nur die Macht, ihr das Herz zu brechen, aber nicht mehr diejenige, einen festen Entschluß hervorzubringen, der sie vor dem Jammer einer unglücklichen Liebe retten konnte. Mehr noch und entschiedener als bisher, sowohl um ihrer selbst, als um ihrer Base willen, wies von diesem Abend an Stephanie Andrés Bewerbungen zurück, konnte aber damit weder des jungen Menschen hartnäckige Leidenschaft zerstören, noch Marien ein besseres Loos bereiten. Ob André des armen Mädchens Empfindungen kannte, wußte Niemand; aber die Zartheit seines Benehmens in allem, was Marien betraf, seine ängstlichen Nachfragen wegen ihrer Gesundheit, die Aufmerksamkeit, die er ihr in allem erzeigte, was ihr nicht geradezu Hoffnung geben konnte, ließen glauben, daß er wenigstens den Zustand ihres Herzens ahnte. Vielleicht kämpfte er oft mit sich selbst, um ein unglückliches Gefühl zu überwinden, von dem er überzeugt seyn mußte, daß es nie erwiedert werden würde; vielleicht machte er sich oft Vorwürfe, daß er seine Zuneigung nicht demjenigen Wesen zuwenden konnte, das derselben so würdig gewesen wäre; aber wer kennt nicht den Eigensinn des menschlichen Herzens.

Dem Leser wird es nach dieser Erzählung sehr begreiflich seyn, daß Rudolph und Stephanie bei dem Eintritt in den kleinen Raum sich durch liebe Erinnerungen süß und schmerzlich bewegt fühlten. Zum Tode ermüdet und leidend, setzte sich Erlach auf ein Holz, das an der einen Seite eine Art Bank bildete, zog Stephanie neben sich nieder und sprach: „Laß uns diesen Augenblick der Ruhe benützen, um unser gegenseitiges Verhältniß ganz fest zu stellen, das durch Schicksal und eigenen Willen schon so deutlich angezeigt worden ist. Stephanie es möchte scheinen, als ob dieses eine üble Stunde wäre, um das Wort herzlicher Liebe und Treue zu geben und zu empfangen; aber dem ist nicht so, denn gehe es zum Leben oder zum Tode, so muß unsere Vereinigung gewiß und der Trost, die Hilfe, die sie uns gibt, unermeßlich seyn. Du kannst Dir nicht verbergen, daß ich seit Jahren keinen höhern Wunsch im Herzen trage, als Dich ganz zu der Meinigen zu machen. Deine Ansichten hingegen blieben mir ungewiß, und wenn ich zuweilen einen Strahl der Liebe in Deinem holden Auge blinken zu sehen glaubte; wenn die Aussicht auf die Zukunft an Deiner Seite meine Brust mit Entzücken füllte, dann schlug Deine Zurückhaltung jede Hoffnung auf's Neue nieder. Als wir jenen unvergeßlichen Abend in dieser Hütte feierten, da hatte der Drang der Umstände mich einen tiefen Blick in Dein Herz werfen lassen; wenigstens glaubte ich so und war eine Minute lang glücklich; aber wie sehr hatte mich meine Erwartung getäuscht! Strenger als vorher wachtest Du seitdem über jeden Blick, jedes Wort, jede Geberde, und wenn ich an Deiner Empfindung nicht irre ward, so wurde es mir doch klar, daß Du Dich mir entziehen wolltest. Der heutige Tag, Stephanie, der heutige Tag hat mir die Ueberzeugung gegeben, daß Du mich liebst, daß Du mir angehörst auf Zeit und Ewigkeit. Was Du für mich thatest, was Du für mich littest, kann nur die Liebe thun und leiden. Du weißt es, Stephanie, wir können uns nicht mehr trennen, das Geschick des Einen muß auch das Geschick des Andern seyn. Vaterland, Wohlstand, alle Aussichten meines Lebens sind dahin, aber wenn Du mir bleibst, so vermisse ich nichts; wir fliehen fern von diesem entheiligten Boden, bauen eine Hütte in irgend einem Winkel der Erde, und sind glücklich, selig im gegenseitigen Besitz."

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

„Nein!" rief ein Spieler nach einem unerträglichen Anlauf von Mißgeschick; „nein, Fortuna! Du abscheulicher Nickel! Du magst es wohl dahin bringen, daß ich Millionen verliere; aber Du sollst mich mit Deiner größten Anstrengung doch nicht bewegen, daß ich sie zahle."

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 11. Jänner.

Am 11. Jänner wurde zum Vortheile der Mad. Binder zuerst „Die Damen unter sich," Lustspiel in einem Akte, frei nach dem Französischen des Dupaty, von Tenelli, dann „die Entführung," Lustspiel in drei Aufzügen, von Jünger, gegeben.

Das Sujet des ersten Stückes ist die Strafe übertriebener Sprödigkeit. Mad. Lukretia hat trotz ihrer Jugend und ihres Witwenstandes so strenge Begriffe von weiblicher Ehre, daß sie in jeder Liebschaft eine Art von Skandal sieht. Elise, eine ihrer Anverwandten, lebt in ihrem Hause, und von ihren Gnaden. Kaum hat Lukretia erfahren, daß sie den Sohn ihrer Schwester

liebt, und von ihm wieder geliebt wird, als sie das Mädchen zu verfolgen anfängt, und in ihrer Strenge so weit geht, daß sie den Neffen entfernen, und die Nichte in ein Kloster geben will. Selbst die Bitten ihrer Tante, ihrer Schwester und ihrer Nachbarinnen konnten ihren Entschluß nicht ändern. Was kein Mann vermag, nämlich fünf thätigen, einander überbietenden Frauenzungen und zwei feuchten Augen einer schönen Bittstellerin ein entschiedenes „Nein!" entgegenzusetzen, übersteht Lukretia heroisch. Nur der Weiberlist und einer Lieutenantsuniform gelingt es, das stolze Herz zu beugen. Mad. Lukretia hat nämlich bei aller Sprödigkeit den Zwillingsbruder der Mad. Verseuil, Eduard Delarive, schön gefunden. Man zieht die Witwe mit dem jungen Lieutenant auf, allein sie entschuldigt sich eben mit seiner Jugend, indem ihr unmöglich zugemuthet werden könne, sich in ein Kind zu verlieben. Indessen benützt die angebliche Regung der reinsten Menschenliebe Madame Verseuil zur Beschämung der Witwe. Ehe sie sich's versieht, steht die Schlaue in der Uniform ihres Bruders auf dem Balkone. Lukretia will sich eben entkleiden, als der vermeintliche Lieutenant in den Salon tritt. Da die Zwillingsgeschwister einander selbst in der Statur ähnlich sind, so kann Lukretia keinen Betrug ahnen. Sie hält dem Lieutenant seine beispiellose Kühnheit in den strengsten Ausdrücken vor; allein der Lieutenant weiß so schön zu bitten, so energisch mit Selbstmord zu drohen, und so natürlich in Ohnmacht zu fallen, daß am Ende die harte Rinde vom Herzen springt, und Madame Lukretia eine Blöße verräth, die sie sich vordem selbst verbarg. Der falsche Lieutenant stellt sich überglücklich; aber wie erschrickt Lukretia, als er ihr entdeckt, daß er nicht mehr über den Balkon herunter kann, indem er beim Einsteigen die Leiter umgestoßen habe. Es bleibt kein Mittel übrig, als ihn in weibliche Kleider zu stecken, und als Madame Verseuil auf gewöhnlichem Wege fortgehen zu lassen. Allein kaum hat der Lieutenant Degen und Rock abgelegt, als Lukretias Kammermädchen eintritt. Lukretia hilft sich aber durch die Lüge aus der Verlegenheit, daß sie sich habe den Spaß machen wollen, ihren Nachbarinnen und Gästen die Mad. Verseuil in der Maske ihres Bruders vorzustellen. Das schlaue Kammermädchen merkt aber aus ihrer Verlegenheit, wie viel sie von dem Vorwande zu glauben hat. Als der umgekleidete Lieutenant gehen will, treten die Damen ein, bedauern, gehört zu haben, daß ein Lieutenant in ihr Zimmer eingestiegen sey, und die martialische Art und Weise, wie Mad. Verseuil Lukretia's Unschuld vertheidigt, ist ganz geeignet, dem vorgeblichen Spaße mit der Lieutenantsmaske keinen Glauben zu verschaffen. Man stellt sich jedoch, als ob die Sache abgethan wäre, und begibt sich in die Schlafzimmer. Bald aber erscheint Mad. Verseuil, nachdem die Kammerjungfer auch die Mittelthüre von Außen abgeschlossen hat, in Lieutenantsuniforme wieder, und setzt Lukretia in ein um so größeres Entsetzen, als draußen gelärmt und an dem großen Thore geläutet wird. Lukretia fällt in Ohnmacht, der falsche Lieutenant schreit um Hilfe, klagt sich in sehr hörbaren Exklamationen als den Urheber ihres tödtlichen Schreckens an, und als die Frauen zusammenkommen, kann er nicht aufhören, zu betheuern, daß nicht Lukretia, sondern er allein an dem ärgerlichen Auftritte schuld sey. Nachdem Lukretia stillschweigend zugegeben hat, daß ihr Vertheidiger ein leibhafter Lieutenant sey, muß sie nun freilich die Bitten ihrer Freundinnen, Elisen zu verheirathen, zahmer aufnehmen. Sie willigt beschämt ein, und läßt auch dann, als sie erfährt, daß der böse Lieutenant Niemand anderer gewesen sey, als Mad. Verseuil, Gnade für Recht ergehen. Ohnedies kann sie gewiß seyn, daß das Aergerniß, welches sie gegeben hat, durch ein halb Dutzend Mitwisserinnen unmöglich unter die Leute kommen kann.

Das Stück ist mit Ausnahme einer etwas langweiligen Exposition (an der aber nichts gestrichen werden kann) sehr unterhaltend. Anfangs fürchtete Referent bei der merkbaren langen Weile des Publikums, daß das Stück fallen würde; denn es ist nichts schwerer, als in einer verstimmten Versammlung wieder Frohsinn zu verbreiten; aber sobald der Pseudo-Lieutenant eingetreten war, und einige Sätze gesprochen hatte, wurde das Gelächter immer lauter und allgemeiner, so daß auch manchmal die Mitwirkenden ergriffen wurden. Mad. Binder hatte in der Rolle der Lukretia wenig Gelegenheit, zu glänzen, was ein Beweis ist, daß sie bei der Wahl dieses Stückes mehr auf die Unterhaltung des Publikums, als auf ihre Person bedacht war. Indessen zeigte sie in den Scenen mit dem vermeintlichen Lieutenant, was sie auch ohne Veranlassung, eine gutmüthig muntere Laune zu entwickeln, im Gebiete der feinen Komik vermöge. In dem Uebergange von sprödem Stolze zu hinschmelzender Zärtlichkeit entging ihr keine Nuance. Die Heldin des Stückes ist eigentlich Mad. Verseuil, welcher Charakter von Demoiselle Nina Herbst ausgezeichnet dargestellt wurde. Sie fand sich nicht nur in die Kleider eines Lieutenants, sondern auch in den Geist eines verliebten Etourdi, und ihre Betheuerung, ihre Verzweiflung und ihr Entzücken war trotz eines gewissen possenhaften Anfluges dennoch nicht übertrieben, sondern vielmehr geeignet, an Originale zu mahnen. Recht gut und ergötzlich gelang es ihr, in Weiberkleidern die Haltung und den Gang des Mannes zu verrathen. Sie wurde auch am Schluße mit Mad. Binder gerufen. Was die Produktion im Ganzen betrifft, so wäre ihr in den größeren Ensemblescenen mehr Präcision und Rundung zu wünschen gewesen. Wir wollen hoffen, daß in dieser Hinsicht die zweite Produktion (namentlich in der Exposition) rascher zusammengehen werde.

Erst in dem nachfolgenden Jüngerschen Lustspiele konnte Mad. Binder ihre beneidenswerthe Gabe, die Kunst hinter eine natürliche Liebenswürdigkeit zu verstecken, im glänzendsten Lichte ausstellen. Ihre erste Scene mit dem Herrn von Sachau wird ihr schwerlich eine Künstlerin nachspielen wollen. Ihre Wilhelmine ist in Momenten, wo sie trotzt, eben so vollendet, als wo sie foppt und bittet; und die Verzweiflung des alten Sachau, der nur das Zimmer verlassen kann, um die Schelmin los zu werden, ist durch das Spiel der Mad. Binder vollkommen gerechtfertigt. Aber auch die Deklamationsscene mit dem Baron Rosenthal war so vortrefflich, daß Herr Stölzel, der diesen Charakter mit nicht weniger Natur und Regsamkeit gab, viel zu thun hatte, um das Gleichgewicht zu unterhalten. Herr Stölzel wird mit dem Rosenthal, wie er ihn gibt, jedesmal Glück machen. Herr Polawsky spielte die unbedeutende Rolle des Sachau eben so sorgfältig, als seine besten. Herr Feistmantel ist als Jakob, so wenig er auch zu sagen hat, unübertrefflich. Schon seine Erscheinung muß Lachen erregen. Aber, da das Lustspiel so sehr unterhält, sollte die Rolle des Buchenhain einem andern anvertraut werden. Man versteht den Darsteller in freiem Raume schwer, wie denn erst hinter einer Mauer. Mad. Binder wurde zum Schluße gerufen.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 17. Jänner Nro. 7. 1834.

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung)

Bei Stephanien war jener Zustand eingetreten, wo körperliche und geistige Erschöpfung, wo das Bewußtseyn überstandener und noch zu überstehender Gefahr die Kraft der Seele lähmen und sie unfähig machen, den Einwirkungen des bewegten Herzens zu widerstehen. Als Rudolph's Arm sie umfaßte, war ihr Kopf an seine Brust gesunken; je inniger seine Worte wurden, je herzlicher schmiegte sie sich an den Geliebten, und große Thränen, die Zeugen eines heißen, tief empfundenen Gefühles, floßen sanft über ihre Wangen. Je seltener Stephanie weinte, je größern Eindruck mußte dieses Zeichen einer großen Bewegung auf denjenigen machen, der in dieser Erscheinung einen Beweis der Liebe sah, die zu erlangen sein höchster Wunsch war. „Erlach,“ sagte sie, indem sie sich gewaltsam zusammenraffte, „ich kann nicht mehr verbergen, was Ihr selbst nur zu gut bemerkt habt. Ja, ich liebe Euch. Seit Jahren antwortete mein Herz dem Eurigen, aber die Verhältnisse standen feindlich zwischen mir und Euch, und mein Selbstgefühl hätte mir nicht erlaubt, diese Schranken jemals zu übersteigen. Jetzt hat sich für den Augenblick unsere Lage scheinbar verändert, aber auch nur scheinbar. Wenn Ihr schon jetzt auf der Flucht begriffen seyd und Eure Aussichten sich verschleiert haben, so bleibt Ihr dennoch der Herr von Erlach und ich das arme Hammerschmiedsmädchen, mit welchem eine Verbindung zu schließen, Euch dem Tadel, der Feindschaft der Eurigen aussetzen würde. Nach einiger Zeit, wenn dieser Sturm ausgetobt hat, werdet Ihr in Euer Vaterland zurückkehren, Ihr werdet Euer Ansehen, Euer Vermögen wieder finden, Eure Aussichten werden sich wieder verbessern, und dann würde, müßte ich Euch zur Last werden, wenn ich thöricht genug wäre, meiner Empfindung nachzugeben und einen Schritt zu thun, vor dem mein Vater mich so oft und mit den schrecklichsten Beispielen gewarnt hat.“

„Du hast mich nie geliebt, Mädchen, wenn Du in diesem Augenblicke so sprechen kannst!“ rief Rudolph, indem er heftig seinen Arm zurückzog und aufstand; „die wahre Liebe berechnet die Zukunft nicht, sie gibt sich hin, sie trägt und duldet, immer nur sich glückwünschend, daß sie dem Geliebten angehöre. Ohne Dich ist das Leben für mich von keinem Werth; komm, laß uns heimgehen, daß ich mich den Franzosen überliefern kann.“ — „Ja, ich liebe Dich!“ antwortete Stephanie, indem sie sich zum ersten Male freiwillig in seine Arme warf und die ihrigen fest um ihn schlang. „Ich liebe Dich stärker, inniger, als Du mich lieben kannst. Niemals soll ein anderer Mann mich besitzen, aber die Deinige kann ich nicht werden, wenn nicht Dein Vater seine Einwilligung gibt. Ich kann, ich will nicht zugeben, daß der Freund meines Herzens um meinetwillen die heiligsten Verhältnisse zerreiße, und wenn ich Alles für Dich thun und leiden kann, so vermag ich doch nicht, den Fluch zu tragen, der Dich verfolgen würde, wenn Du gegen den Willen Deines Vaters sündigtest.“ — „Du bist mein, Du mußt mein seyn!“ rief Erlach heftig. „Wenn Du mich liebst, so soll kein Mensch Dich aus meinen Armen reißen; das Schicksal selbst vereinigt uns, nichts soll uns scheiden —“ — „Still, um Gotteswillen!“ flüsterte Stephanie, „ich höre Tritte, man ist auf unserer Spur, wir sind verloren!“

Das tiefste Schweigen herrschte jetzt in der Hütte; die Liebenden hielten sich eng umschlungen, die schneller pochenden Herzen fest an einander gedrückt. Jetzt hörte man deutlich draußen nahende Schritte, noch eine Sekunde, und die Thüre ohne Schloß und Riegel that sich langsam auf; aber die dichte Finsterniß ließ nichts unterscheiden. Rudolph und Stephanie hielten den Athem zurück und blieben regungslos. Endlich rief eine wohlbekannte Stimme mit unterdrücktem Tone: „Mamsell Stephanie!“ — „Es ist André,“ sagte Stephanie und machte sich von Erlach los; „André, was bringst Du uns?“ — „Nachdem Ihr glücklich aus dem Hause weggekommen waret,“ erzählte dieser, „brachte das Geschrei der Schildwache die Soldaten alle auf die Beine; der Vorfall ward dem Obersten gemeldet, der sogleich seine Befehle austheilte und vor allem Herrn Dubois festnehmen ließ. Ihr wurdet verfolgt,

aber da sie nicht glaubten, daß Ihr durch die reißende Suze habet setzen können, so suchte man Euch nur auf der andern Seite und ließ nach Rochenette und Sonceboz Meldung thun. Die Großmutter hingegen, die ließen sie frei herumgehen. Nun, Ihr wißt ja wohl, die alte Frau steht in hoher Achtung bei Alt und Jung; den Fremden mag sie es wohl auch angethan haben mit ihrer Ruhe und dem still gebietenden Thun. Sie rief mich hinaus in den Kuhstall, gab mir diesen Sack und sagte: „André, Du mußt ihnen nach. Erlach ist verwundet und erschöpft, Stephanie ist, wenn schon starken Geistes, doch nur ein Mädchen. Sie haben zu ihrer Erquickung, zum Schutz vor Hunger und Kälte nichts bei sich; nimm diesen Sack, er enthält alles Nothwendige und Du kannst, wenn Du sie noch erreichst, ihnen sonst auf alle Weise nützlich seyn. Geh mit Gott, mein Sohn, und empfange meinen Segen." — Ich konnte mir ungefähr vorstellen, welchen Weg Ihr eingeschlagen hattet," setzte er hinzu. „Gott im Himmel, welch ein Ton!" rief Stephanie jetzt lauter, als die Klugheit erlaubte. Beide Männer horchten aufmerksam, beide betheuerten, nichts zu hören, als das Heulen des Windes und das grauenhafte Geräusch einer stürmischen Nacht mitten im Walde. „Jetzt, jetzt!" sagte das Mädchen auf's Neue ängstlich, „Gott, Gott! sie haben den Hund losgelassen und er leitet sie sicher auf unsere Spur!" — „Ja, es ist Caro," sprach Erlach, nachdem er einige Sekunden sein Ohr angestrengt hatte, und alle Drei fühlten das Entsetzen der bestimmten und nahen Gefahr an ihrer Seele vorüberstreifen.

„Es ist kein Zweifel," sagte André, „daß sie wirklich den Hund mitgenommen haben und daß dieser Stephanien nachfolgen wird, bis er sie aufgefunden hat. Denn seitdem er verwundet war und bei ihr geblieben ist, verläßt er sie nur, wenn man ihn an die Kette legt. Hier gilt es Leben um Leben, und es gibt kein anderes Rettungsmittel, als des Hundes Tod. Eilt, so schnell Ihr könnt, die Wolfsschlucht hinauf in die Gebirge; da, wo die Felsen sich beinahe an einander lehnen, stelle ich mich in Hinterhalt, und wenn sie herankommen, schieße ich dem Hunde eine Kugel durch den Kopf; dann will ich schon durch Umwege zu Euch gelangen und wir halten Rath, was weiter zu thun ist. Nach Schloß Erguel in das Burgverließ!" rief er den Forteilenden noch nach. Zwar fühlte Stephanie einen heftigen Schmerz, als sie hörte, welch eines gewaltsamen Todes das gute Thier sterben sollte, dessen Treue allein sein Verbrechen war; aber das Leben des Geliebten hing von diesem Opfer ab, wie hätte sie eine Minute lang zaudern können. Muthig wischte sie eine Thräne ab, reichte freundlich dankend André die Hand, der ihr mit Besorgniß, mit Liebe, mit einem bittern Gefühl von Eifersucht nachschaute, und flog dann mit der Schnelligkeit eines Rehes die steinigten, schroffen Pfade hinan. Ein Stern nach dem andern trat hinter dem finstern Gewölke hervor, das vom Sturm hin und her getrieben wurde; aber ihr sanfter Schimmer beleuchtete nur grause, wild über einander gethürmte Felsenmassen, auf denen Tannen mit finsterm Grün jedes Fleckchen spärlicher Erde benützt hatten, um ihre Wurzeln auszubreiten. In wehmüthigen Tönen zog der Wind, von den hohen Steinwänden gehemmt, durch die Klüfte, und in der tiefen Nacht der umringenden Felsen und Bäume wäre es Rudolph unmöglich gewesen, einen Weg zu finden, wenn nicht Stephanie ihn geleitet hätte. In ihrem raschen Laufe zuweilen stillestehend und neuen Athem schöpfend, hatten die Flüchtlinge hingehorcht und immer noch die einzelnen Töne des Hundes vernommen. Jetzt fiel ein Schuß, dann noch einer; beide hallten mit furchtbarem Getöse in den Klüften wieder.

Etwas beruhigter, nahmen sie jetzt mehr Rücksicht auf ihre ermattenden Kräfte, und stiegen langsamer die letzte Höhe hinan, die sie noch zu überschreiten hatten. Auf den Grat gelangt, von welchem man das St. Immerthal beherrscht, sahen sie dicht unter sich die schwarzen Mauern von Erguel liegen, das an den Abhang des Berges hingebaut ist.

Ehe unsere Flüchtlinge nach den Ruinen niederzusteigen begannen, standen sie noch einmal still, um zurückzuhorchen. Alles war todt und still, Caros Stimme war verstummt, kein Laut hörbar, das Schweigen der Wildniß herrschte in der ganzen Gegend. Mit großer Anstrengung und zum Tode ermüdet, legten sie den Raum zurück, der sie noch von den Ruinen trennte, und betraten dieselben endlich in jener Stimmung, die es beinahe verschmäht, ferner um das ermattende Leben zu kämpfen. Es war kein Thor, nicht einmal mehr die Stelle zu sehen, wo ein solches sich befunden hatte. Der äußere Hofraum zeigte sich nur noch durch versunkenes, hie und da kaum über den Boden sich hebendes Gemäuer. Von dem Hauptgebäude standen schon in jener Zeit nur noch einige feste Mauern, zwischen denen sich eine Halle befand, die wohl ehemals zum Rittersaal gedient haben mochte, und an welche sich eine Art Kloset schloß, das augenscheinlich von den ehemaligen Besitzern der Burg zur Aufbewahrung ihrer Kostbarkeiten bestimmt gewesen war. Als Stephanie ihren Freund an diesen Ort geleitet hatte, in dem sich, wahrscheinlich um seiner Bestimmung willen, kein Fenster fand, und dessen Mauern so dicht und fest gebaut waren, daß sie der Zeit und den Stürmen noch lange trotz bieten konnten, warf sie den Zwerchsack, den Erlach und sie abwechselnd getragen hatten, zur Erde, suchte darin herum, und — richtig, die sorgliche Mutter hatte an das unentbehrlichste aller Bedürfnisse in der jetzigen Lage gedacht; es fand sich ein Feuerzeug und eine Laterne, die sofort von Stephanien angezündet ward.

Zum erstenmal seit dem Austritt aus dem väterlichen Hause, sahen sie einander jetzt wieder, und Rudolph streckte entzückt den Arm nach dem schönen Mädchen aus, dem die Anstrengungen dieser Nacht keinen ihrer Reize geraubt, sondern wohl eine Menge neuer gegeben hatten. Statt aber in des Geliebten Arm zu sinken, reichte sie ihm blos mit einem freundlichen Drucke die Hand. „Laßt uns nicht vergessen,“ sprach sie, „daß es ernste Stunden sind, die wir hier verleben. Laßt mich für Eure Bequemlichkeit, laßt mich für Euer Leben besorgt seyn, wie eine liebende Schwester, ohne in diesem Augenblicke ein anderes Verhältniß feststellen zu wollen.“ Mit diesen Worten ergriff sie die Leuchte winkte Erlach, zu folgen, und indem sie einen Stein im Hintergrunde des Raumes zurückschob, deckte sie dadurch ein altes verrostetes Schloß auf, in dem der Schlüssel stack und mit Mühe von Stephanien umgedreht wurde. Es öffnete sich eine kleine enge Thüre, kaum breit genug, daß eine einzelne Person mit Mühe durchschlüpfen konnte. „Diesen Zufluchtsort,“ sprach sie, indem sie sich nach ihrem erstaunten Begleiter umwandte, „entdeckte ich einst, als kindische Neugierde mich hier nach Entdeckungen umhertrieb. Nach einer mehrmaligen genauen Untersuchung brachte ich den Eingang wieder in Ordnung, und bin beinahe gewiß, daß Niemand außer mir diese Entdeckung gemacht hat. Ich selbst habe sie keinem Menschen mitgetheilt, als meinem Vater, und nun der Hund uns nicht mehr verrathen kann, sind wir hier ganz sicher und Ihr kennt ruhig den Augenblick abwarten, der Euch erlaubt, ohne Gefahr weiter zu fliehen.“ Nun drängte sie sich durch die Oeffnung und Erlach folgte ihr. Die Thüre wurde zugemacht, und durch den Druck des Schlosses schob sich der bergende Stein wieder vor. Stephanie säumte nicht, den Zwerchsack vollends auszupacken. Sie nahmen etwas Nahrung zu sich, und da der ermüdete Körper allmählig den lebhaften Geist zu beherrschen begann, so entschlummerten sie. — Kaum hatte der Traumgott die Bilder des vergangenen Tages in bunter Verworrenheit vor Beider Seele geführt, als Stephanie von Etwas erwachte, dem sie keinen Namen geben konnte. Sie wollte sich eben besser zurechtlegen, als sie das Nämliche wieder hörte, was sie vom Schlafe aufgeweckt haben mochte. Es war ein klagender Laut, der dem Stöhnen eines leidenden Menschen glich, er schien von oben herab durch eine kleine Lücke der Mauer zu dringen. Stephanie lauschte lange, das Herz fing an ihr hörbar zu schlagen, und ihre Hände schlangen sich gewaltsam in einander, während sie den Athem zurückzuhalten strebte. Einige Minuten gingen in tiefem Schweigen dahin, dann aber ließ sich der Ton wieder hören, nur, wie es ihr schien, von einer andern Seite. Sie schaute nach Rudolph hinüber, er schlummerte tief und fest. Sie erhob sich, schloß leise auf, stieg vorsichtig die zerfallenen Stiegen hinan, die zu dem äußern Gewölbe führten, und nachdem sie die Thüre wieder verwahrt hatte, eilte sie mit der Leichtigkeit eines Schattens in die Halle. Hier stand sie horchend stille, doch nicht lange, so hörte sie den Klagelaut vernehmlicher, dicht außerhalb des Gemäuers. Es war ihr, als habe der Ton etwas Bekanntes für sie; ein Schauer ging erschütternd durch ihre Seele, und ihr Fuß zögerte einen Augenblick, als vermöge sie nicht, die Schrecken in sich aufzunehmen, die vielleicht ihrer warteten. Endlich stieg sie auf einen Vorsprung der Mauer, von welchem sie durch eine Lücke hinausschauen konnte. Der Tag begann zu grauen, und in seinem trüben, neblichten Lichte sah sie gerade unter sich etwas Dunkles liegen, dessen Umrisse wirklich einer menschlichen Gestalt glichen; sie sah dieselbe sich mühsam ein wenig vom Boden erheben und sachte einige Schritte fortkriechen, und indem sie wieder niedersank, erscholl noch einmal das wimmernde Stöhnen, das sie hervorgelockt hatte, ja sie glaubte sogar ihren Namen zu vernehmen. Jetzt hielt kein Bedenken sie mehr zurück. Rasch schritt sie durch die Halle, trat in die Dämmerung hinaus, und stand nach einigen Sekunden vor dem Gegenstande ihrer Besorgniß, bog sich zu ihm herunter, und — sie hatte nicht geirrt — es war André, André verwundet, sterbend dem Anscheine nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Von Joseph Schön.

I.

Ein nicht unansehnliches Todtenregister in Böhmen oft nur zu frühzeitig im Herrn entschlafener Zeitschriften vom Jahre 1770 an, liefert die des vaterländischen Museums im Septemberheft 1827, S. 18. —

Uebersieht man dort diese 125 Ephemeriden, schlägt davon N. 105, 106, 107 als erotische Pflanzen ab, so findet die Bohemia (welche daselbst N. 101 eine schnell verunglückte, gleichnamige, 1812 nur in einem Hefte erschienene Vorgängerin hat) nur drei Zeitschriften, die ihr an Alter ohngefähr gleich kämen (39, 41, 81), fünf, welche sie hierin um etwas übertreffen (98, 99, 121, 124, 125). —

Glück auf also zur ferneren Dauer! und hat sie bereits hierin so viele unreife Geburten im Kreise ihrer Schwestern, der Zeitschriften, überlebt, so mag sie wohl noch auf ein höheres Alter hoffen, und es wünschen ihr das die einst mit jugendlichen, nun mit alternden Kleinigkeiten.

Anekdote.

Einige Frauenzimmer, die im Freien spazieren gingen, begegneten einem Landmanne, der ein kleines Böcklein

zu Markte führte. „Seht! seht!" sagte Eine von ihnen, „welch' ein wunderschönes Böckchen; aber es hat noch keine Hörner." — „Ist auch noch nicht verheirathet, Jungferchens!" rief der Bauer.

Die Auflösung der zweisylbigen Charade in Nro. 5 ist:

Zeitgeist.

Theater und geselliges Leben.

Vorläufige Bemerkung.

Wenn auch diese vorläufige Bemerkung für Diejenigen zu spät kömmt, welche Donizetti's Oper „Anna Bolena" schon gesehen haben, (denn sie wird an dem Tage der Produktion geschrieben), so dürfte sie doch für Diejenigen nicht uninteressant seyn, welche der zweiten Aufführung beiwohnen wollen. Auch erspare ich mir für den nächsten Bericht die Inhaltsangabe des Textes.

Bei Opern, in denen der Gesang nicht durch erläuternde Prosa unterbrochen wird, stört den Genuß nichts so sehr, als die großentheils erfolglose Mühe, welche dem Zuhörer die Auffassung der Handlung kostet. Hat man keine klare Vorstellung von den Situationen, in welchen die Sänger Furcht oder Hoffnung, Schmerz oder Freude, Haß oder Liebe ausdrücken, so kann auch die beste Musik nicht ihre volle Wirkung hervorbringen. Zum Glück für die Kunst, stimmt nur eine kleine Anzahl von Zuhörern in das bekannte „a basso le parole!" ein, ja ein Theil sieht die Musik einer Oper nur als eine angenehme Zugabe an, die er mit der Handlung in den Kauf nimmt. Die Auflage und der Verkauf der Bücher neuer Opern wäre freilich das beste Mittel, dem eben bemerkten Uebelstande abzuhelfen; allein bei der durch Erfahrung bewiesenen Unsicherheit des Absatzes, und bei den weit nothwendigeren Unkosten, die eine neue Oper in der Regel mit sich bringt, wäre die Forderung unbillig, zu jeder Opern-Novität eine starke Auflage des Textes zu veranstalten. Auch nützt der Text in der Hand bei größeren Ensemble's darum wenig, weil oft drei bis vier Zeilen verschiedenen Inhaltes neben einander fortlaufen, und Niemand lieber in das löschpapierne Buch, als auf die Bühne, und insbesondere auf die erste Sängerin oder auf den ersten Sänger sehen will. Wie es bei Balletten zu seyn pflegt, hat man in letzterer Zeit, namentlich bei der „Unbekannten" von Bellini den kurzgefaßten Inhalt des Buches auf den Theaterzettel setzen lassen; allein jeder von uns weiß auch, wie ungenügend dieses Aushilfsmittel war. Referent wird es sich also unter der gewissen Voraussetzung, daß die Direktion nichts dagegen hat, künftig angelegen seyn lassen, vor der Produktion einer neuen Oper das Publikum mit dem Inhalte des Textes bekannt zu machen. Eine solche Veröffentlichung vor der Zeit kann unmöglich ein ungünstiges Vorurtheil gegen den Werth der Oper begründen, weil sie nicht die Musik angeht. Hat doch weiland Karl Maria von Weber, als er unsere Oper leitete, sogar Prodromen zu Novitäten drucken lassen, deren Inhalt die Musik selbst betraf. Doch ich komme zur Sache.

Das Buch zur Oper „Anna von Bolen" ist den Forderungen an einen guten Operntext dem Gehalte wie der Form nach vollkommen angemessen. Es beginnt mit dem Momente, wo Heinrich VIII. gegen Anna, die er auf seinen Thron erhoben, bereits gleichgiltig geworden, und endigt mit dem Tode der Heldin, der sie jedoch nicht auf dem Schaffot, sondern im Uebermaße ihres Schmerzes auf dem Wege zur Hinrichtung ereilt. Anna endet an einer tödtlichen Ohnmacht. Ihre erste Liebe war Percy, der Busenfreund ihres Bruders Rochefort. Als Heinrich ein Band gelöst hatte, welches durch die freie Neigung zweier Herzen geknüpft war, schickte er den Gegenstand seiner Eifersucht in das Exil. Die Erinnerung an eine schöne Vergangenheit und die Gleichgiltigkeit ihres königlichen Gemahls, der indessen sein unbeständiges Herz dem schönen Hoffräulein Johanna Seymour zugewendet hat, erfüllen das Herz der Königin mit tiefer Trauer, welche auch ihre Umgebung theilt, zumeist aber der Page Smeeton, der seine Liebe zur schönen Dulderin kaum mehr seiner Umgebung zu verbergen vermag. Der König hat mehr in Folge seiner Gleichgültigkeit als der Vorstellungen seiner Gemahlin Percy's Exil abgekürzt, und Anna weiß nicht, daß er bereits in seiner Heimath ist. Seine Erscheinung, als sie den König auf einem Jagd[...] sucht und findet, erfüllt sie mit um so größerer Bestürzung, als Heinrich die Linderung seiner Strafe als das Werk der Königin darstellt, und Percy sich im Uebermaße seines Dankes gegen die Geliebte seines Herzens nicht zu mäßigen weiß. Percy geht noch weiter. Er dringt durch seinen Busenfreund Rochefort auf eine geheime Unterredung, und Percy stürzt, als Anna die kühne Bitte entschieden abschlägt, wie ein Wahnsinniger in den Saal, während Smeeton ein geheimer Zeuge des verhängnißvollen Auftrittes ist. Denn kurz vorher wollte Smeeton ungesehen, ein Portrait der Königin an den Ort zurücklegen, wo er es der Besitzerin geraubt hat, und zieht sich, als er Geräusch hört, in eine Nische zurück, in der er sich verborgen hält, bis Percy das Schwert zieht, um sich vor der Geängsteten zu entleiben. Smeeton springt nun aus seinem Verstecke hervor, es werden einige Schwerthiebe gewechselt, Heinrich tritt mit Gefolge ein, und läßt, da schon ein geringerer Verdacht hingereicht hätte, Anna, Percy, Rochefort und Smeeton gefangen fortführen. Smeeton ist ein halber Knabe, und läßt sich umsomehr, da man das Portrait der Königin bei ihm gefunden hat, um den Preis des Lebens zu Aussagen verleiten, die das Todesurtheil seiner Mitgefangenen zur Folge haben. Percy bewährt gegen Anna, und Rochefort gegen Percy jene Unerschrockenheit der Liebe, die auch vor dem Tode nicht zagt. Alle freuen sich mit einander sterben zu können. Allein Anna muß noch einen Schmerz anderer Art erfahren. Ihre Freundin Johanna Seymour gesteht ihr nun, was sie früher aus Furcht und Scham verheimlichte. Von Gemahl und Freundin hintergangen, mit dem herben Bewußtseyn, daß ihr Fall auch dem kostbaren Leben ihres treuen Geliebten und ihres Bruders ein Ende macht, kann sie die Last ihrer Leiden nicht länger tragen. Im halben Wahnsinn stürzt sie auf dem Wege zum Schaffot leblos nieder.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 19. Jänner **N^ro. 8.** 1834.

Für Theaterfreunde.

Zum Vortheile des Hrn. Ignaz Illner wird nächsten Donnerstag den 23. Januar im hiesigen ständischen Theater die Aufführung der Herold'schen Oper: „Zampa, oder die Marmorbraut" Statt haben. Sowohl die große Beliebtheit dieser Tondichtung, welche sich schon so vielmals bewährt hat, als die Verdienste, welche sich der musikalisch gebildete und durch Fleiß und Sorgfalt ausgezeichnete Beneficiant um das kunstliebende Publikum erworben, lassen mit vollem Rechte auf einen sehr zahlreichen Besuch dieser Vorstellung hoffen.

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

„Mein Gott!" rief Stephanie, „was ist geschehen? Wie seyd Ihr in diesen Zustand gekommen, armer André?" Sie kniete zu ihm nieder und bemerkte jetzt erst, daß ihm Blut aus einer Wunde in der Schulter floß. Sie suchte, so gut es ihr möglich war, das Blut zu stillen, flog dann in den Versteck zurück, rief Erlach, den ihre Rückkehr erweckte, den Vorgang zu, und eilte mit Wein zu dem Verwundeten zurück, dem sie einige Tropfen einzuflößen strebte. Das erquickende Getränk brachte André zu besserem Bewußtseyn; er schlug die Augen auf, und als er Stephanien mit banger Sorge um sich beschäftigt sah, glitt das Vergnügen eines Seligen über seine entstellten Züge. Er nahm die Flasche aus des Mädchens Hand, trank noch einige Male in kleinen Zwischenräumen, und setzte sich dann mit Stephaniens Hülfe anfrecht. „Ich hatte mich," sagte er mit gebrochener Stimme und oft mühsam Athem schöpfend, „in der Felsenschlucht so gestellt, daß ich hoffen konnte, den Hund gewiß zu treffen. Die Verfolger kamen heran, Caro voraus, zuweilen Laut gebend, wie er es zu thun pflegt, wenn er sich auf einer Fährte befindet; aber die Soldaten hatten eine Laterne bei sich, was mich, indem es mir das richtige Zielen erleichterte, zugleich den Blicken der Kommenden preisgab. Ich schoß, und der Hund fiel. Kaum war der Schuß losgegangen, als Aller Augen sich nach mir wendeten, und obschon ich schnell mich hinter die Bäume zurückgezogen hatte, traf mich doch eine der Flintenkugeln, die man mir nachschickte; ich fühlte, daß ich Euch Nachricht bringen mußte, raffte mich zusammen, und Gottlob! meine Kräfte haben bis hierher ausgereicht. Ich sterbe für Euch, Stephanie! und in Eurer Nähe; mein höchster Wunsch ist erfüllt!" Bei diesen Worten sank Andrés Haupt matt zurück, und seine Ahnung schien schnell wahr werden zu wollen.

„Nein, André, nein, nicht sterben!" rief Stephanie; „was Ihr wünscht, konnte ich Euch nicht geben, denn lange, ehe ich Euch sah, war das erste Gefühl meines Herzens bestimmt. Aber Eurer wartet gewiß noch ein schöneres Glück, als ich Euch zu geben vermocht hätte, sobald Ihr dasselbe nur erkennen und Euch zueignen wollt, und unsere Herzen sollen in ewiger Dankbarkeit für Euch schlagen." Rudolph, der in der Unruhe seines Gemüthes das Gewölbe verlassen hatte und herbeigekommen war, trat auf der andern Seite zu dem großmüthigen Freunde, bog sich gleichfalls über ihn und sagte bittend: „André, diese Stunde und Euer Schmerz werden vergehen, aber nie soll die Freundschaft erkalten, die wir Euch widmen. Darum lebt für uns und lebt gerne! Stephanie," fuhr er fort, „hilf mir, unsern Retter hineintragen, dort können wir ihn verbinden und pflegen, und ihm ist dort besser als in der kühlen Morgenluft." Stephanie schickte sich an, der Ermahnung Folge zu leisten, als André sich plötzlich ohne Hülfe wieder aufrichtete und seine Züge alle Zeichen einer schreckensvollen Ueberraschung trugen. „Horcht, um Gotteswillen!" sagte er, „ich höre den Hund wieder! weh, ich habe ihn nicht zum Tode getroffen!" Er sank stöhnend in die Arme seiner Freunde, die gern seine Worte als den Ausbruch des Wundfiebers angesehen hätten, wenn nicht in diesem Augenblicke auch ihnen ein Ton zu Ohren

gekommen wäre, der allerdings des Hundes Stimme glich. Rasch hoben sie André auf und trugen ihn mit vereinter Kraft nach dem Versteck, dessen Verborgenheit ihnen, war ihre Befürchtung gegründet, nun einzig noch einige Sicherheit darbot.

Im Gewölbe angelangt, suchten sie dem Kranken von Allem, was sie hatten, ein leidliches Lager zu machen, dann verbanden sie seine Wunde, und diese Beschäftigungen zerstreuten sie von ihrer bangen Erwartung und hinderten sie, irgend ein Geräusch in der Ferne zu beachten. Aber als nun Alles gethan war, was bei so geringen Hilfsmitteln gethan werden konnte, als sie in lauschender Stille beisammen saßen, da hörten sie deutlich, näher und immer näher kommend, das Gebell des Hundes. Jetzt mußte er den Berggrat überstiegen haben, jetzt hallte der Ton bereits an den Ruinen wieder und man vernahm die Stimmen von Menschen, das Geräusch ihrer Tritte. Erlach zog seine Pistole, die einzige vorhandene Waffe, denn André hatte seine Flinte auf dem beschwerlichen Marsche liegen lassen, und trat damit der kleinen Thüre näher, den festen Entschluß im Herzen, sein Leben und die Sicherheit seiner Freunde theuer zu verkaufen. Stephanie stand, an die Mauer gelehnt, ihm gegenüber, und ihre Züge sprachen männliche Entschlossenheit und die Ueberzeugung aus, daß sie in jedem Falle das Schicksal des Geliebten theilen müsse. So schwand ein Moment nach dem andern dahin, und jeder dehnte sich zu Stunden aus. Das Geräusch der Kommenden näherte sich mit jeder Minute und zeigte, daß der Instinkt des leitenden Hundes richtig war. Jetzt hörten die Eingeschlossenen das Schnüffeln und das unterdrückte Gebell desselben an der Mauer vorbeistreichen, hinter welcher sie geborgen saßen; sie hörten daß die Fußtritte vieler Menschen ihm folgten, sie verstanden sogar die Worte des Einen unter ihnen, der seinen Gefährten zurief: hier in diesem Gebäude werde wohl das Ziel ihres Nachsuchens seyn. Endlich hatte Caro sie durch die Halle in das Kloset geführt, und das Kratzen des Hundes an der Stelle der Mauer, welche die Thüre verbarg, zeigte ihnen deutlich, daß die Entdeckung herannahe.

„Der Hund ist ein Narr!“ sagte einer der Soldaten, die sich in das kleine Gemach gedrängt hatten, „und wir sind noch viel größere, daß wir ihm folgen und uns dadurch von der rechten Straße ableiten lassen. Wer weiß, welch ein Thier er einst hieher verfolgt hat, dessen Fährte ihm noch kenntlich blieb. Ein Mensch wenigstens ist nicht hier, das sehen wir Alle.“ Der Hund fuhr indessen fort zu scharren und Laut zu geben, da bezeichnete ein plötzlich eintretendes ehrfurchtsvolles Schweigen von Seiten der Krieger den Eintritt einer Person höhern Ranges. Einer der Soldaten berichtete von dem Marsche, von der Unterbrechung desselben durch den Schuß, den der Hund empfangen, von der wahrscheinlichen Verwundung dessen, der diese That verübt hatte, und deutete endlich auf die Bemühungen des Thieres, die auf einen geheimen Schlupfwinkel rathen ließen. „Diese Mauer muß weggebrochen werden!“ sagte gebietend, aber mit der angenehmen Stimme, welche die Versteckten schon einmal in der Hammerschmiede zu Frainvilliers gehört hatten, der herbeigekomme Offizier. „Der Hund hat uns zu große Proben seiner Tüchtigkeit gegeben, als daß er irren könnte. Ohne Zweifel sind in diesen Mauern verborgene Stellen, deren Eingang uns unbekannt ist; aber daß die Gesuchten uns nahe sind, daß der Hund ihre Nähe kennt, davon bin ich überzeugt. Rasch an's Werk!“

Säbel und Bajonnette setzten sich sofort in Bewegung, und bald löste sich ein Stein nach dem andern von der Mauer; immer bedeutsamer wurden die Töne des Thieres, immer peinlicher die Lage der drei Menschen, die ihren letzten Schutz fallen hörten. Endlich traf einer der Männer auf den Stein, welcher den Eingang versteckte, dieser schob sich zurück und die kleine Thüre ward sichtbar. „Gefunden, gefunden!“ jubelten die Zunächststehenden; man zerrte und drängte in der Eile an der Thüre, ohne sie gewaltsam erbrechen zu können, da trat der Oberste herzu, seine Hand fand leicht das Schloß, die Thüre drehte sich kreischend in ihren Angeln, und — es fiel das letzte Bollwerk, das die Verfolgten von ihren Verfolgern trennte.

Der Tag war unterdessen völlig angebrochen, aber seine Strahlen vermochten nur ungenügend die Behältnisse zu durchdringen, in welchen so viele Menschen sich zusammengedrängt hatten; doch fiel ein Strahl der aufgehenden Sonne durch die Lücke in den innern Raum und beleuchtete auf seltsame Weise die drei Gestalten, welche sich den Blicken der Eindringenden darstellten. „Er muß es seyn,“ rief der Oberste, „es muß der Gesuchte seyn! vorwärts, Kinder! fangt ihn lebendig oder todt!“ Erlach stand unbeweglich, seine Pistole auf die Oeffnung haltend, und so mit sicherem Tode denjenigen bedrohend, welcher zuerst hindurchschlüpfen würde; deßhalb richteten sich plötzlich drei oder vier Flintenmündungen hinein, um den zweiten Theil von des Obersten Befehl zu erfüllen. Da drang der durchdringende Weheschrei einer weiblichen Stimme durch die Gewölbe, und Stephanie stürzte sich mit dem Muthe der Verzweiflung als Schild vor den Geliebten, ihn mit beiden Armen umschlingend. „Mich müßt Ihr erst tödten!“ schrie das verzweifelnde Mädchen; „tödtet uns beide, Barbaren!“ besser ist es freien Schweizern zu sterben, als in Eure Hände zu fallen!“

Außer Stephanien, deren Schönheit, deren innige, aus jeder Geberde sprechende Hingebung für den Geliebten selbst in diesem Augenblicke der Aufregung die Soldaten stutzen machte, und einige Flintenläufe aus ihrer Rich-

tung brachte, hatte sich Erlach, oder vielmehr Stephanien, noch ein anderer Beschützer zugewandt, der früher die Stelle eines unschuldigen Verräthers gespielt hatte. So wie die Oeffnuug in das Innere des Gewölbes sich zeigte, hatte Caro sich hindurchgedrängt und stand nun vor den Liebenden, ihren Angreifern den fletschenden Mund voll spitziger Zähne weisend, mit sträubendem Haar, zum Sprunge bereit.

Des Obersten Gesicht zeigte Spuren tiefer Rührung, als er die Gruppe betrachtete; er wendete das Auge weg, kämpfte sichtlich mit seinem Gefühl und seiner Pflicht, und rief endlich: „Ergebt Euch, Herr von Erlach, ergebt Euch der Uebermacht! ich selbst will bei dem General Euer Vorsprecher seyn; aber jetzt müßt Ihr Euch fügen, sonst seyd Ihr verloren.“ — „Ich weiß, was mir Euer Kriegsgericht zugedacht hat,“ antwortete Erlach mit dumpfer, entschlossener Stimme, „und lieber will ich hier mit Ehren sterben, als mich dort für die Treue an meinem Vaterlande morden lassen. Noch einmal, zieht Euch zurück, oder ich schieße! — Stephanie, laß mich frei stehen!“ Vergebens aber suchte er den theuren Schild von sich zu drängen, der sich ihm angeschmiegt hatte, das Mädchen wand sich nur inniger um ihn und rief: „Mit einander wollen wir sterben, Rudolph! wie vermöchte ich zu leben, ohne Dich?“ — „Genug des Zauderns!“ sagte der Oberst, der seine Fassung gewaltsam wieder gewonnen hatte; „ich kann nicht anders, gebt Feuer!“ — „Halt!“ rief da eine Stimme im Hintergrunde des äußern Gewölbes mit der Kraft eines höhern Wesens, die nur ein Moment furchtbarer Entscheidung dem Menschen verleihen kann, und die Gewalt des Tones, der das „gebt Feuer“ des Obersten übertönte, zog Aller Blicke rückwärts. Im Strahl der aufgehenden Sonne stand am Eingang der Halle auf den erhöhten Stufen, die zu dem Kloset hinabführten, Frau Dubois, die in dieser Verklärung und in ihrer ganzen ehrwürdigen und doch kräftigen Gestalt, wie die Bewohnerin einer bessern Welt erschien. Ihre langen grauen Haare hatten sich aufgelöst und fielen ihr, gleich einem Heiligenschein, auf Stirn und Brust, das Auge, dessen Milde und ruhige Klarheit selbst den Obersten zur Bewunderung hingerissen hatte, strahlte in dem Feuer der aufgeregten Gefühle gebietend über die unter ihr stehenden Menschen, und die edle Gestalt hatte sich jugendlich aufgerichtet, während die ermattete Brust nach Athem rang. „Haltet ein, Herr von Valsin!“ rief sie noch einmal; es ist Eure Schwester, die Ihr ermorden wollt!“

Wenn es auch möglich wäre, den Eindruck dieser Worte, den Zauber, die sie auf alle Anwesenden übten, zu malen, so würde doch meine Feder eine solche Zeichnung nicht unternehmen dürfen. Die Zuhörer jeder Parthie standen in starrem Erstaunen; die Soldaten senkten unwillkührlich die Gewehre; der Oberst sah bald unentschlossen auf die Verkündigerin, und dann wieder auf das liebliche Geschöpf, das so nahe mit ihm verwandt seyn sollte. Stephanie aber hatte nur eine Empfindung; sie schlang sich enger noch, als vorher, um den Geliebten und rief jubelnd: „Nun bin ich Dein Schutz, nun soll nichts in der Welt mich von Dir trennen!“ — „Laßt die Gewehre ruhn,“ sagte der Oberst, „und hütet den Gefangenen, der uns ja nicht entwischen kann.“ Dann schritt er auf Frau Dubois zu, nahm sie bei der Hand und führte sie außerhalb der Mauern, wo kein fremdes Ohr die Eröffnungen hören konnte, die gemacht werden sollten. Wir, die wir nicht zuzuhorchen brauchen, um mit dem Gegenstande der Unterredung bekannt zu werden, wollen denselben kurz mittheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Ein eitler, unbemittelter Graf, und ein gleich eitler, unbemittelter Abbée befanden sich in einer Gesellschaft, wo der Erstere das „Abbée“ beständig nennen hörte. Voll Aergers darüber fragte er den Abbée wo seine Abtei liege? — „Ei, du lieber Himmel!“ versetzte dieser, „wissen Sie das nicht? In Ihrer Grafschaft.“

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 16. und 17. Jänner.

Am 16. wurde zum Vortheile der Demoiselle Lutzer aufgeführt „Anna von Bolen,“ Oper in zwei Akten von Donizetti. Den Inhalt des Buches kennt der geneigte Leser schon aus der vorigen Nummer dieser Blätter, und ich habe nichts hinzuzusetzen und zu verbessern, als daß Anna den Bitten ihres Bruders Rochefort, dem Percy eine Unterredung zu gewähren, am Ende freiwillig nachgibt. Uebrigens bedurfte es in meiner Inhaltsangabe nicht des Zusatzes, daß sich aus einer so rührenden, und in ihren Wendungen so ergreifenden Handlung von musikalischer Seite ein schönes Werk schaffen lasse. Allein aus der Erfahrung zu urtheilen, scheint Donizetti die meisten Vortheile des Stoffes und des Buches aus den Händen gegeben zu haben, denn mit Ausnahme einer Nummer und eines Motives im Finale des zweiten Aktes gefiel seine Oper wenig, oder, wenn man die oft wiederholten Zeichen des Mißfallens mit jenen eines theilweisen und lauen Beifalles zusammenhält, eigentlich gar nicht. Wenn auch der zweite Akt nicht so mißlungen ist, als der erste, so enthält er doch zu viel Längen und Inkonse-

nienzen, um ihn durchgängig loben zu können. Das Publikum unterschied zwischen den Leistungen der Sängerinnen und des Compositeurs, beklatschte den Vortrag der Demoiselle Lutzer (Anna) und der Madame Podhorsky (Johanna Seymour), blieb aber, wo diese Beiden nicht zu concertiren hatten, höchst gleichgültig. Es war fast ominös, daß die Prager Zeitung gerade an dem Tage der Aufführung die nichtpolitische Notiz mitgab, daß Donizetti's neueste Oper »Gianni di Calais« in Paris durchgefallen sey. Merkwürdig genug hörten wir in kurzer Zeit aufeinander zwei Opern, in denen die deutsche und italienische Theatermusik in zwei entgegengesetzte, fehlerhafte Extreme auslaufen, ich meine „des Adlers Horst" und „Johanna von Bolen." Man sollte zwar über ein größeres Tonwerk nicht gleich nach der ersten Produktion absprechen, allein Rauch und Feuer kann man doch schon auf den ersten Anblick unterscheiden, und die offenbare Gleichgültigkeit des Publikums gilt für einen Ausspruch des Gemeinsinnes, an welchem bekanntlich schon manches scharfsinnige Sophisma gescheitert ist.

Uebrigens hätte die Oper bei allen auffallenden ästhetischen Mängeln doch eine vortheilhaftere Meinung erweckt, wenn sie noch einige Proben erlebt hätte. Die zwei Sängerinnen und der Tenor, (der sich jedoch bis zum Uebermaße anstrengte), thaten ihr Möglichstes, allein die Darsteller des Königs und des Rochefort bewiesen auf eine höchst störende Weise, daß sie das Recitativ nicht gehörig memorirt hatten. Dem Ersteren mußte einmal Clavier und Souffleur nachhelfen, und der Zweite beleidigte, indem er nach dem rechten Tone haschte, das Gehör auf eine so empfindliche Weise, daß das Publikum unruhig wurde. Auch der mimische Theil der Darstellung zeugte, ich will nicht sagen von Unfleiß, sondern von Uebereilung. Was der Darsteller des Percy, namentlich in der Gartenscene, zu viel that, davon geschah von Seite der andern Männerrollen zu wenig. Und doch sind diese Parthien, etwa mit Ausnahme des Hervey, wahre Spielparthien. Auch Johanna Seymour war vorzüglich im ersten Akte zu kalt und theilnahmslos, wiewohl ihr ausgezeichneter Gesang dafür entschädigte. Demoiselle Lutzer hatte ihr Gebärdenspiel wohl angelegt, und wußte es selbst in einigen schwierigeren Momenten geltend zu machen, allein die gute Aktion des Einzelnen hängt zu sehr von dem mimischen Ensemble ab, als daß sie allein durchdringen könnte. Aber auch das beste Spiel wird nicht leicht auf den Mangel an Originalität, auf die Flachheit und Gemeinheit der Motive, auf den nicht selten schneidenden Widerspruch von Wort und Ton, und auf die ermüdenden Längen der Musik vergessen machen. Kann man eine heroische Oper aus Liedeleien, Posaunentönen und Paukenschlägen zusammenwürfeln, und sich doch Effekt versprechen? Es ist traurig, daß man diese Frage bejahen muß. Wer sich aus „Zampa" und aus den „Montecchi und Capuletti" das Ideal einer guten Oper abstrahiren wollte, würde einen Mißgriff thun; aber selbst gegen ein solches Ideal gehalten, würde „Johanna von Bolen" auf eine tiefe Stufe herabsinken. Uebrigens wurde Dem. Lutzer nach dem 1. und 2. Akte allein, und nach dem schönen Duette zwischen Anna und Johanna mit Mad. Podhorsky gerufen. Beide Sängerinnen erhielten aber auch im Verlaufe der Handlung wiederholte Beifallsbezeigungen.

Am 17. Jänner wurde zum ersten Male gegeben: „Ewig!" Lustspiel in zwei Aufzügen, nach Scribe frei bearbeitet von F. A. Kurländer; hierauf das Töpfer'sche Versspiel „Ein Stündchen Inkognito". Der Inhalt des ersten Stückes ist folgender.

Adolph Jermann ist der Sohn eines reichen Banquier und übergüten Vaters. Schön und reich, wie er ist, kann es dem jungen Herrn nicht an Liebschaften fehlen. Die erste, von der wir erfahren, ist ein Verhältniß mit einer liebenswürdigen Witwe, der er, wie natürlich, ewige Treue geschworen hat. Nichts destoweniger nimmt eine unbemittelte, aber adeliche Engländerin, Clarisse von Hertfort, die als Mündel seines Vaters im Hause wohnt, sein standhaftes Herz ein, und es dauert nicht gar lange, als Adolph seine Witwe vergessen hat, und der stolzen Engländerin auch ewige Treue schwört. Dies ist nun ganz gegen den Willen seines Vaters, der seinen Sohn an die liebenswürdige Mathilde (seine Nichte, die aus einer Erziehungsanstalt erwartet wird,) verheirathen will. Mathilde ist zwar bürgerlich, aber reich, und so will der Alte der doppelten Mesalliance des Standes und des Vermögens vorbeugen. Nachdem der Vater seinen Sohn durch das Geschenk eines Landgutes gewonnen zu haben glaubt, macht er ihm den Antrag, findet aber nur erzwungenen Gehorsam. Kaum ist der Vater aus seinen Augen, und Mathilde (der man ein Fest bereitet hat) im Hause angelangt, so bereut Adolph sein gegebenes Wort, und schreibt an Clarisse ein Billet, in welchem er ihr eine schleunige, heimliche Vermählung anträgt. Der Vater, dem dieses Billet in die Hände gefallen, ehe es seine Bestimmung erreicht hat, gibt seine Hoffnung auf die projektirte Heirath darum doch nicht auf. Vielmehr willigt er zum Scheine in die Verbindung mit Clarisse ein, jedoch unter der Bedingung, daß die Hochzeit verschoben werde, und die Brautleute mittlerweile auf dem Lande leben. Es ist Winter. Bald plagt Adolph und Clarisse die bitterste lange Weile, die sie einander nur aus Höflichkeit verbergen. Adolph hat sogar schon gute Lust, sein „Ewig!" bei einer schönen Gärtnerstochter anzubringen, und der Alte hat Zeit, seinen Plan mit Mathilde auszuführen. Er läßt sie nämlich auf das Schloß kommen, und dem Sohne nur so viel abmerken, daß seit einigen Tagen den andern Flügel eine schöne Unbekannte bewohne. Adolph legt sogar, um sie recht bequem zu sehen, eine alte Leiter an das Fenster, und fällt richtig in den Schnee herab. Dieser Unfall gibt zu Discussionen Anlaß, die einen sehr unangenehmen Auftritt mit Clarisse zur Folge haben. Nun bedarf es freilich kaum einer Unterredung mit der schönen Unbekannten, um ihr gleichfalls „ewige Liebe" zu schwören. Als er in ihr die ihm vom Vater bestimmte Nichte erkennt, ist er in Verzweiflung. Zum Glück ist aber Clarissens Cousin, Sir Williams, durch den Tod seines Bruders ein reicher Lord geworden. Er hält bei dem alten Jermann um ihre Hand an, welche ihm, da sich die Dinge so gestaltet haben, gern gewährt und gegeben wird. Ein halb blinder, alter Bedienter, der ein pädagogischer Gegner seines Herrn ist, greift als Zwischenträger und Anjager in die Handlung ein.

Das Stück hat, wie alle Kurländer'schen Kleinigkeiten, einen fließenden, reinen, fein conversativen Dialog, dem es aber an dem Salze und an der sertellenden Kürze des Originals zu gebrechen scheint. In der ersten Hälfte des 2. Aktes ist die Durchführung des Thema durch zu wenig frappante Wendungen ausgezeichnet, und etwas umständlich ausgefallen, so daß dieser Theil des Stückes gegen den wohlgelungenen ersten Akt, und gegen die Schlußscenen des zweiten in den Schatten tritt. Mathilde ist mit ihrer harmlosen, offenherzigen Gutmüthigkeit eine so ansprechende Gestalt, daß wir diesem Charakter gern die Unwahrscheinlichkeit nachsehen, daß solche Pflanzen in dem Treibhause einer Pensionsanstalt blühen. Mathilde malt, spielt Harfe, versteht sogar die doppelte Buchhaltung zu führen, und nimmt es doch in der Naivetät mit einer Gurli auf. Der Gegensatz, den Clarisse mit ihrem Stolze, ihrer Zurückhaltung und ihrer Reizbarkeit zu Mathilden bildet, ist sehr gut gerathen. Der alte „Veilchen" ist eine schöne, aber schwierige Aufgabe. Vater und Sohn dagegen sind in der Dichtung ziemlich allgemein und gewöhnlich gehalten.

(Der Beschluß folgt.)

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 21. Jänner | Nro. 9. | 1834.

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

Der Vater des Grafen Valsin hatte einige Jahre vor der französischen Revolution um einer Ursache willen aus seinem Vaterlande entfliehen müssen, die weder seinem Herzen, noch seinem Charakter Schande machte. Seine Gemahlin hatte ihn begleitet, und Beide hatten ihren Sohn unter der Obhut seines Großvaters gelassen. Nach einer mit tausend Gefahren umringten Flucht war das unglückliche Paar einige Zeit dicht an den Grenzen von Frankreich geblieben, weil Frau von Valsin sich immer nicht von ihrem Vaterlande trennen konnte, und ihre anhaltende Kränklichkeit dem Grafen die ernstlichsten Besorgnisse für ihr Leben einflößte. Endlich zeigte es sich, daß ein Theil dieses Uebelbefindens von einer schon vorgerückten Schwangerschaft herrührte, und der besorgte Gatte sah sich nun nach einem ruhigen Platze um, wo sie ihre Niederkunft halten könnte. Dubois wohnte damals noch mit seiner Mutter in St. Imier, und der Graf hatte zufällig die Bekanntschaft der guten und verständigen Menschen gemacht, deren aufrichtiger Freundlichkeit er sicher das Liebste, was er auf Erden hatte, anvertrauen konnte. Sie zogen in Dubois kleine Hütte, wo Stephanie nach unsäglichen Leiden der Mutter zur Welt kam. Wenige Tage nach ihrer Geburt starb Frau von Valsin an den Folgen der schweren Niederkunft, und schon von den Schauern des Todes umfangen, entriß sie ihrem Gatten das Versprechen, ihr Kind der mütterlichen Sorgfalt ihrer alten Freundin anvertrauen zu wollen, bis ein glücklicheres Geschick ihm erlauben würde, dasselbe seiner wahren Stellung wiederzugeben. Gram und das schmerzliche Gefühl seiner Vereinzelung trieben den Grafen nach dem Tode seiner Frau in die weite Welt. Er übergab an Dubois alle Zeugnisse, welche die Geburt seiner Tochter gesetzlich beweisen konnten, nebst dem Theile seines geretteten Vermögens, den er entbehren zu können glaubte, und dann verließ er die Schweiz. Zweimal erhielten seine Freunde Nachricht von ihm in Briefen, aus denen der höchste Ueberdruß des Lebens und der sehnliche Wunsch sprach, desselben bald entledigt zu seyn. Er empfahl seine Tochter mit der innigsten Liebe ihren Pflegeeltern, und bat sie, dieselbe ganz zu dem Stande zu erziehen, in den ihre beschränkten Glücksumstände sie versetzten, und sie als ihr eigenes Kind zu halten. Dann blieben sie etwa ein Jahr ohne weitere Nachricht, aber nach Verlauf dieser Zeit erhielt Dubois ein Packet mit unbekannter Aufschrift, in welchem er von einem Prediger an der Grenze von Böhmen die Meldung von des Grafen Tode nach langwieriger Krankheit, den Todtenschein und alle übrigen Papiere von Wichtigkeit fand, die ihm noch übrig geblieben waren. Diesen Schriften war ein Zettel beigefügt, in welchem der sterbende Vater Stephanien segnete, seinen Freunden dankte, und sich selbst glücklich pries, ein Leben verlassen zu können, das ihm nach und nach Alles genommen hatte, was den Menschen beglücken kann.

Von diesem Augenblicke an betrachteten Dubois und seine Mutter Stephanien, die recht hübsch und liebenswürdig heranwuchs, in der That als ihre eigene Tochter, und um sie als solche ausgeben zu können, zogen sie nach Frainvilliers, wo Dubois die Hammerschmiede kaufte. Es schien, als ob die Aufnahme der Waise und ihre Güte gegen sie das Glück ihnen günstig gemacht hätte, denn es gelang ihnen jede Unternehmung, und der Wohlstand kehrte mit all seinem Gefolge bei ihnen ein. Nach einigen Jahren mußten sie sich selbst daran erinnern, daß das liebliche Mädchen, das sich unter ihren Augen so hoffnungsvoll entwickelte, ihnen nicht durch die Natur angehöre; und als die französische Revolution, welche mit all ihren Schrecken hereinbrach, es immer unwahrscheinlicher machte, daß Stephaniens Lage jemals geändert werden könne, da freuten sich Beide der Hoffnung, sich von dem Wesen, das ihnen so theuer geworden war, die Augen einst zudrücken zu lassen. Erlachs Bewerbungen, die von Tag zu Tage ernstlicher wurden, erregten in ihnen zum ersten Male

wieder die Idee, mit den Ansprüchen und dem Namen des angenommenen Kindes hervorzutreten und zu beweisen, daß sie der Ehre nicht unwerth sey, Frau von Erlach zu werden. Je mehr aber dieser Gedanke und der Entschluß, dem Schicksal nicht entgegenzuarbeiten, die Eltern kostete, denen eine Verbindung mit André und die Gewißheit, ihr geliebtes Kind auf immer bei sich zu behalten, weit lieber gewesen wäre, je fester nahmen sie sich auch vor, sich ganz zu überzeugen, ob Erlachs Liebe wirklich stark genug sey, den Vorurtheilen des Standes zu widerstehen. Die Gefahr der letzten Nacht hatte den Ausschlag gegeben. Stephaniens Gefühl war in seiner ganzen Gewalt an's Licht getreten, und hatte ihre beiden Freunde überzeugt, daß die Vereinigung mit Rudolph einzig nur ihr Glück zu gründen vermöge. Dieses Bewußtseyn und der Drang der Umstände, hatten denn auch Frau Dubois vermocht, ohne Schwierigkeit die Tochter mit dem Geliebten ziehen zu lassen; denn sie war auch jung gewesen, und wußte es wohl, daß das weibliche Herz nur in liebender Aufopferung glücklich seyn kann, und daß Stephanie, würde sie gehindert, den Geliebten zu retten, fiele dieser dann in die Hände seiner Verfolger, rettungslos elend werden würde. Als sie André mit seinem Sacke abgeschickt hatte, fand sie bei'm Wiedereintritte in ihre Wohnung Alles in dem furchtbarsten Aufruhr. Dubois war als Theilnehmer an Erlachs Flucht mit Wache in ein Zimmer gesperrt, und ihm jede Unterredung mit dem Obersten, um die er bat, bis nach Austrag der Sache versagt worden; neidische Nachbarn waren herzugetreten, man hatte hie und da ein Wort von der Liebschaft der Tochter mit dem Verfolgten gesprochen, man hatte auch wie im Scherze des Hundes erwähnt, der, seit seiner Herrin Flucht, an seiner Kette heulte, und Valsin, der um so ärgerlicher war, je mehr er seinen Wirthen getraut, je besser sie ihm gefallen hatten, erfaßte mit Begierde jeden Rath, der dazu dienen konnte, die Flüchtlinge wieder in seine Hand zu bekommen. — Er zog mit seinen Leuten und dem Hunde fort, und Frau Dubois, die vergeblich ihn zurückzuhalten strebte, fühlte mit Entsetzen, welch einen Ausgang diese unglückliche Geschichte nehmen konnte. Sie raffte die Papiere zusammen, welche Stephanien betrafen, und eilte durch Nacht und Gefahr, auf Pfaden, die noch nie von ihr betreten worden waren, dem Bellen des Hundes nach. Mutterliebe und Mutterangst hatten ihr Kräfte gegeben, und so war sie zur Zeit der höchsten Noth als rettender Schutzgeist an den verhängnißvollen Ort gelangt.

Nachdem der Oberste das Urtheil des Todes ausgesprochen hatte, war Stephaniens Besinnung, wenn gleich nicht ihre Liebe, gewichen, und sie hielt nur noch bewußtlos den bedrohten Freund mit krampfhafter Gewalt umschlungen. Die Strahlen der erwärmenden Sonne weckten sie zu neuem Leben, sie fand sich auf dem Rasen vor den Mauern der Burg, ihr Haupt von der Mutter auf dem Schooße gehalten, und Rudolph zur Seite knieend, mit der ängstlichsten Besorgniß jeden ihrer Athemzüge belauschend. Weit mehr aber, als diese Gegenstände, ihrer Liebe, nahm das Gesicht des Kriegers ihr rückkehrendes Bewußtseyn in Anspruch, weil sie zum Theil noch instinktmäßig Unheil von ihm befürchtete, obwohl er sie, zu ihren Füßen stehend, mit zärtlicher Theilnahme betrachtete. Ihre erste Bewegung war, beide Hände gefaltet gegen ihn aufzuheben und ohne Worte, nur mit ihrem schönen Auge um Schonung zu flehen. Valsin bog sich freundlich zu ihr herunter, sagte der Erstaunten, wie nahe sie nach den eben mitgetheilten Zeugnissen ihm angehöre, wie schon in dem Gewölbe ihre Züge, durch die Aehnlichkeit mit denen seiner Mutter ihn an die glücklichen Kinderjahre erinnernd, sein Gemüth bewegt hätten, und wie er Alles thun werde, sowohl ihren Ansprüchen, als den Wünschen ihres Herzens hinsichtlich des Geliebten zu genügen. „Entlassen kann ich Sie nicht, Herr von Erlach," sagte er, indem er sich zu diesem wandte, „das begreifen Sie leicht; aber ich werde Alles aufbieten, was mir an Einfluß zu Gebote steht, um Ihnen, gegen das Versprechen, sich fortan nicht mehr der Uebermacht widersetzen zu wollen, Freiheit und Sicherheit zu verschaffen. Dann werde ich Ihrem Schutz dies liebliche Geschöpf vertrauen, das ohnehin, lese ich anders recht in diesen funkelnden Augen, vielleicht nur ungern den Freund mit dem Bruder vertauschen würde. Nach meiner Ueberzeugung verdient aber auch Niemand so sehr wie Sie das Glück, das Ihnen zu Theil wird, denn Sie haben es erkannt, ehe die Flittern des Ranges und des Reichthums um dasselbe hingen, und darum soll meine Schwester Ihnen die Liebe lohnen, die Sie für die arme Stephanie Dubois so treu und uneigennützig empfunden."

Stephanie hatte sich während dieser Rede emporgerichtet, entzückt irrte ihr Auge von dem Bruder auf den Geliebten, auf dem es endlich mit dem namenlosen Gefühle haften blieb, das jedes weibliche Herz sich selbst zergliedern kann, wenn es sich in eine ähnliche Lage versetzt. Sprachlos breitete Erlach seine Arme dem Mädchen seiner treuesten Liebe entgegen, und Stephanie sank an seine Brust. „Jetzt Dein auf ewig!" flüsterte sie. Segnend bog die Pflegemutter sich über das Paar, das mit herzlichem Dank zu ihr empor und dann wieder auf den Bruder blickte, der tief gerührt und der frühe verlornen Eltern gedenkend, auf die schönen Gestalten herabschaute. Den einzigen Unglücklichen, den armen André, hatte man in das nächste Haus getragen; nichts hinderte oder störte mehr die Seligkeit, die über den kleinen Kreis sich verbreitete, und die zuweilen in einzelnen Momenten des Lebens den armen Menschen die Leiden der Vergangenheit und der Zukunft vergessen läßt. Die Sonne war nun

hell und kräftig vollends über das reizende Bergthal mit seinen Dörfern und zerstreuten Wohnungen aufgegangen; eine wärmere Frühlingsluft wehte über den Wiesen, heiteres Leben und Wohlseyn verbreitend, und nur die stillen Mauern von Erguel blickten, ernst mahnend an die Vergänglichkeit, auf die Glücklichen herunter, die das Schicksal in seiner Nähe versammelt hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Kleinigkeiten.

II.

Gern unterhält sich der Freund des Romantisch-Schauerlichen mit Ahnungen, Vorbedeutungen; je düsterer, dunkler der Abend, je stürmischer da Außen, desto besser, und immer findet er handgreifliche, unbezweifelbar wahre Belege für seine Ansicht. Sehr natürlich! Selten verflacht sich bei Ereignissen, die tief in das gesammte Menschenleben eingreifen, die Stunde so bedeutungslos, daß nicht angenehme, oder unangenehme Zufälle sie hervorhöben. Gute Vorbedeutungen, seltsam genug, vergißt man, oder vielmehr erklärt man nicht hintennach; wiewohl nicht eben seltsam, denn ein böser Tag im Jahre drückt dem Gedächtnisse ungleich tiefere Spuren ein, als zwei erfreuliche und 362 gewöhnlich hin laufende. Daher auch die schnelle Erinnerung, wo er ohngefähr bereits voraus prophezeit worden seyn möge? indeß man sich im Wohlbefinden nicht eben damit plagt, ob und wenn die schöne Stunde der Gegenwart voranbedeutet worden? vielleicht ein Beleg für ein Paradoxon.

Das Menschenleben wird nämlich in der Regel für eine wahre Jammerzeit angesehen, und schon Seneka rückte mit seinem: Das Beste, nie geboren werden, oder so geschwind als möglich gestorben seyn! In dieser Ansicht müßte man sonach für die Ausnahmen der Glücksfälle empfänglicher, auf ihre Ahnungen und Vorbedeutungen aufmerksamer seyn. Allein es geschieht das Gegentheil, und man sollte daher auch gegentheilig meinen, das Gute im Menschenleben überwiege das Schlechte so sehr, daß es dem Genießenden unbemerkbar, alltäglich wird, daß er sonach nur dann aufschrickt, wenn ihm ein böses Stündlein schlägt. Nur für dieses glaubt er Beweise zu haben, daß das Uhrwerk schon früher ahnend geschnarrt, ehe es wirklich losgeschlagen.

Kurz, Tage, wo Wichtiges vorgenommen wird, vergißt man, wenn gute oder nichts sagende Zufälle sich an denselben ereignen; man deutet es, wenn das Unglück nachträglich zum Fenster hereinsteigt. Man will es schon früher, selbst durch die gesperrten Doppelscheiben bemerkt haben. Daher eine Erklärung und Prophezeiung von hintendrein, und die Kleinigkeiten selbst rüsten sich hiemit eine solche zu geben, nachdem sie nebenher bemerkt, daß manch' ein Geschichtschreiber Böhmens darin eine gefunden, daß der bei König Georgs Krönung aus der Krone herausfallende Edelstein, den zeitweiligen Verlust Mährens, Schlesiens, der Lausitz, durch Mathias Korvinus und seine inländischen Anhänger, bedeutet habe; daß Kaiser Mathias zu Prag bei Lebzeiten seines gekränkten Bruders, am 23. Mai 1611 gekrönt, gerade am 23. Mai 1618, den weltbekannten Fenstersturz erlebt; daß König Ludwig, der bei Mohacz am 29. August 1526 gegen die Türken gefallen, beim Auszuge aus Ofen, im Thore, mit seinem friesischen Streithengste fast zusammengestürzt, vor der Schlacht, während man ihm den Helm aufsetzte, erblaßt sey, und auf die Frage: Ob er im Lager oder einem Dorfe zu speisen wünsche? geantwortet habe: „Der Himmel weiß, wo wir heute tafeln werden."

Hier also als Zugabe eine Privatvorbedeutung. — Es erzählt nämlich Troilus Hagiochoranus, Dekan der Philosophie (2. Theil des Archives für die Geschichte Böhmens, Dresden 1793, S. 466). Es habe am Feste Johanns Huß (d. i. am 6. Juli, für seine Anhänger desto ominöser) im J. 1610, der Freiherr Wenzel Wilhelm von Rupa, seine Hochzeit in Gegenwart des Churfürsten von Sachsen gefeiert. — „Den Tag darauf ward das Gastmahl in Tumult, Unruhe, Händel, Waffengeräusch, Flucht der Erschreckten aufgelöst. Man sollte glauben, den Kampf der Centauren zu sehen. Zwei wurden erschlagen, viele verwundet, auch höhere Standespersonen. Das hielten Manche für eine ungewöhnliche Vorbedeutung und zwar für eine unglückliche. Gott gebe, daß sie vielmehr glücklich sey!" —

Und eilf Jahre darauf irrten der Freiherr und der Erzähler; dieser mit dem Verluste seines Söhnchens, eines frühreifen Talentes, in der Verbannung umher. Jener, einer der vertrautesten Anhänger des zeitweiligen Königs Friedrich von der Pfalz, hatte ihn herein, und dann in schmählicher Flucht wieder hinaus geleitet; so mancher seiner Freunde, vielleicht damal ein Mitgast, hatte im Juni 1621 auf dem Schaffot geblutet; er verlor alle Güter, und wird um so ärmlicher sein Leben fortgefristet haben, als selbst die schöne Königin, Elisabeth Stuart, in Kümmerniß und Noth, zuletzt bloß von einer Jugendfreundin unterstützt, dahinschmachtete. —

Anekdote.

„Stille! Stille doch im Gerichtshofe!" sagte eines Tages verdrüßlich ein Richter zu einem Schwarm von Schwätzern, „warum wollen Sie durchaus nicht schweigen? Da haben wir denn diesen Morgen ein Dutzend Rechtshändel geschlichtet, und von Allen noch kein Wort gehört."

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 19. Jänner.

Am 19. wurde zum Besten des Herrn Grau aufgeführt: „Kaspar der Thorringer," romantisches Ritterschauspiel in fünf Aufzügen vom Grafen Thörring-Seefeld, und in böhmischer Sprache bearbeitet von Tyl.

Das böhmische Theater machte vielleicht noch in keinem Jahre so anhaltend gute Häuser, als im verflossenen Herbste und gegenwärtigen Winter, und jedem Freude der vaterländischen Bildung muß das lebhafte Interesse, welches ein manchmal sehr gemischtes Publikum an den Darstellungen der böhmischen Bühne nimmt, um so angenehmer auffallen, als es in Beifall und Mißfallen gewöhnlich einen sehr richtigen Takt und eine nichts weniger als nachsichtige Censur beweist. Mit der Theilnahme des Publikums steht auch die Regsamkeit der böhmischen Schriftsteller in einem erfreulichen Verhältnisse. Herrn Direktor Stiepaneks Originalstücke, Uebersetzungen und Bearbeitungen bilden bereits eine beträchtliche, und für die Freunde der Thalia auf dem Lande sehr willkommene Sammlung. Jemehr wir bedauern müssen, daß die Muse des talentvollen, und in der dramatischen Darstellungsweise wohlgewandten Herrn Professors Klicpera schon so lange geschwiegen hat, desto dankbarer müssen wir den besonderen Fleiß des Herrn Tyl anerkennen, welcher, trotz seiner thätigen Mitwirkung an einer böhmischen Zeitschrift, noch immer Lust und Muse findet, das böhmische Theater durch gelungene Uebersetzungen und Bearbeitungen zu bereichern. Kaum daß Raupachs „Schleichhändler" in seiner Bearbeitung zur Aufführung kamen, folgte am 19. „Kaspar der Thorringer." Es verdient in Bezug auf die Produktion bemerkt zu werden, daß zwei Tage vor derselben durch die unerwartete Krankheit des Herrn Grabinger die Hauptpartien anders besetzt werden mußten. Herr Grau, der die kleinere Parthie des Schirmvogts, Heinrich von Ilmen, einstudiert hatte, mußte die Rolle an Herrn Schmiller abgeben, und jene des Kaspar Thorringer über einen Tag lernen. Nur durch seine gewiß seltene Anstrengung konnte eine dem Publikum wahrscheinlich sehr unangenehme Substitution vermieden werden, und Herr Grau verdient um so mehr gelobt zu werden, als er die Titelrolle trotz der engbemessenen Zeit ihres Studiums sehr gut und effektvoll darstellte. Er wurde nach jedem Akte gerufen. Auch Herr Schmiller leistete in der eilig übernommenen Parthie des Schirmvogtes Alles, was man billiger Weise von ihm fordern konnte. Von den übrigen Mitwirkenden zeichnete sich vorzüglich Mad. Schimek, dann der Dilettant Herr Plech aus. Auch Herr Prokop stellte den Marschall Ahamer recht löblich dar. Bis auf zwei kleine Stockungen in der Scenerie und Maschinerie ging das Stück im Ganzen recht rund zusammen. Uebrigens wird Referent die Leistungen der böhmischen Bühne nicht mehr mit der früheren Ausführlichkeit besprechen, da dies von Herrn Doktor Chmelensky in der neu erschienenen böhmischen Zeitschrift „Česká Wčela" geschieht. Fortlaufende, bald nach der Produktion erscheinende Berichte, die mit so viel Liebe zur guten Sache und mit so löblicher Unpartheilichkeit geschrieben sind, als jene des Hrn. Dr. Chmelensky, können auf den Zustand des böhmischen Theaters nur einen vortheilhaften Einfluß nehmen, und der genannte Referent hat schon in der böhmischen Zeitschrift des vaterländischen Museums bewiesen, daß es ihm nicht an der einem Theaterrecensenten sehr nöthigen Geduld und Ausdauer mangele.

Berichtigung.

In dem Theaterberichte über „Anna von Bolen" steht aus Versehen des Schreibers mehrmal statt „Anna von Bolen," fälschlich „Johanna von Bolen."

Etwas über die „Česká Wčela" des Hrn. Čelakowsky.

Da die besondere Regsamkeit der böhmischen Literatur schon die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich gezogen hat, so dürfte es wohl auch die deutschen Genossen desselben Vaterlandes interessiren, von Zeit zu Zeit eine Notiz über das thätige und erfolgreiche Wirken der böhmischen Schriftsteller zu lesen. Was insbesondere das Journalwesen betrifft, sind sie den deutschen theils vorgeeilt, theils am guten Wege dazu. Bekanntlich hat die deutsche Zeitschrift des vaterländischen Museums aufgehört, während die böhmische desselben Institutes fortfährt an Interesse des Inhaltes und an Zahl der Abnehmer zu gewinnen. Während die deutsche Literatur unseres Vaterlandes keine wissenschaftliche Zeitschrift aufzuweisen hat, nehmen unsere böhmisch schreibenden Theologen noch immer lebhaften Antheil an der Zeitschrift für die katholische Geistlichkeit; und seit dem 7. Jänner erscheint mit der böhmischen Zeitung ein Journal unter dem Titel „die böhmische Biene," welches zwar die Zahl der Unterhaltungsschriften nicht vermehrt hat, indem es eigentlich nur den Titel und Redakteur veränderte, aber in den zwei ersten Nummern zu den schönsten Erwartungen berechtigt. Es enthält in der ersten Nummer außer einem sehr wohl gelungenen Weihgedichte des Hrn. Doktor Chmelensky und dem Anfange einer orientalischen Erzählung, zwei interessante Originalbriefe aus Dalmatien, eine chronologische Uebersicht der Begebenheiten des Jahres 1829, den Anfang einer literärischen Notiz über die böhmischen Zeitschriften und einen Aufsatz über die Heilkraft der Baumwolle bei Verbrennungen; dann im zweiten Bogen ein höchst interessantes Fragment aus der Beschreibung einer Reise nach Jerusalem, welche der böhmische Freiherr Johann von Lobkowic und auf Hassenstein gegen das Ende des 15. Jahrhunderts unternahm, dann einen Aufsatz über Fruchtbarkeit der Pflanzen, endlich einen Bericht über die Leistungen des böhmischen Theaters vom 1. bis zum 12. Jänner. Herr Čelakowsky ist den Freunden der böhmischen Literatur als Gelehrter und Schriftsteller zu rühmlich bekannt, als daß sich von seiner Redaktion und Theilnahme nicht das Beste erwarten ließe. Bei all' seinem ausgebreiteten Wissen weiß er das Gemeinnützige und Interessante in einer so leichten und klaren Prosa zu geben, wie sie an Popularität und Gemüthlichkeit ihres Gleichen sucht. Sein Styl ist gebildet, ohne pedantisch oder vornehm zu thun. Da dieser Mann auch in der Poesie (namentlich im Volksliede) Ausgezeichnetes, selbst vom fernen Auslande löblich Anerkanntes geleistet, und ihm sein bescheidener Charakter die Freundschaft aller böhmischen Schriftsteller gewonnen hat, so wird es ihm nie an Materialien fehlen. Möchte er es nicht unterlassen, die „Wčela Česká" auch manchmal mit kleinen epischen Erzeugnissen seiner Muse (wie wir sie zum Beispiele in seinem Nachhall russischer Volkslieder lesen) auszustatten, und möchten ihm talentvolle Schriftsteller zu dem Zwecke die Hand bieten, den reichhaltigen Sagen- und Novellenstoff der vaterländischen Geschichte aufzuarbeiten.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 24. Jänner **Nro. 10.** 1834.

Leiden und Schicksale der k. k. Kreisstadt Leitmeritz in Böhmen.

(In den Zeiten des dreißigjährigen Krieges.)

Durch einen Zufall fand ich vor nicht langer Zeit eine treue Abschrift der Beschreibung der Schicksale und Leiden der k. k. Kreisstadt Leitmeritz während des dreißigjährigen Krieges, anfangend vom Jahre 1620 bis 1652.

Das Original dieser Beschreibung wurde von den Augenzeugen Samuel Rimbursky jüngeren Rathsschreiber in Leitmeritz, unter dem Bürgermeisteramte des Wenz. Libertin im Jahre 1652 verfaßt, in der Folge nach einem alten löblichen Gebrauch in dem Thurmknopfe des St. Laurenzi Kirchleins aufbewahrt, und erst bei der angeordneten Auflassung dieses Kirchleins wieder gefunden. Ich gebe nun diese Beschreibung treu und redlich mit einigen Erläuterungen wieder. Die Sprache blieb durchaus dieselbe, nur der Ortographie wurde — zu besserem Verstehen des Ganzen, hie und da nachgeholfen. Für die Richtigkeit eigener Namen kann ich nicht ganz bürgen, da die Abschrift nicht immer genug deutlich und lesbar ist. Es wäre für mich der schönste und auch der einzige Lohn, wenn durch die öffentliche Mittheilung dieser Beschreibung auch Etwas zur Aufhellung der vaterländischen Geschichte jener außerordentlichen Zeiten beigetragen würde.

Doch hier folgt die kurze, ganz einfache Schilderung selbst:

Vom Jahre 1620 bis 1650 den 21. September, hat die Stadt Leitmeritz auf Ihre k. k. Majestät in Garnison liegendes Volk an Anlagen und Ausgaben gehabt: NB., was sowohl von der Gemeinde als auch sonsten geleistet worden 431,749 fl. 18 kr. 5½ dr.

An Tafelgelder vor verschiedene Kommendanten vom obbemeldeten 1620 bis 1650 hat die Stadt zahlen müssen 22,089 fl. 30 kr.

Landes-Kontribution hat die Stadt von Anno 1620 bis 1648, mithin durch 28 Jahre — ohne des in natura abgegebenen Getreides, am Baaren prästiren müssen 61,064 fl. 33 kr. 3 dr.

Anno 1628 seynd die Herren P. P. Societ. Jesu auf k. k. Befehl durch Herrn Grafen Michna von Waitzendorf Sr. k. k. Majestät Rath und Statthalter, dann den wohlgebornen Ritter Simon Peter Aulik von Trebnitz zur Zeit Sr. k. k. Majestät böhmischen Hofkanzleisekretär, in die Stadt Leitmeritz und Kollegium zu unseren lieben Frauen eingeführt, und ihnen dasselbe sammt Kirchel [1]) und allen Zuständigkeiten wie auch sechs Häuser zur Erbauung des Kollegii [2]) und Schulen eingeraumt, nicht minder zu Mlikogeds [3]) vier Höfe benannt Mlahowsky, Machazowsky, Gelinowsky und die halbe Insel Proskowsky gegen czalositzer Gründen, und ein Garten vor dem langen Thore der Stadt um 3000 Schock meisn.

Im Jahre 1631 bei erfolgtem Einfalle der chursächsischen Völker hat die Stadt, was sie sowohl an Kontribution als auf Unterhaltung verschiedener Generalspersonen abgeben müssen, und der Gemeinde und Bürgerschaft an Getreid, Wein, Mehl, Roß und Horn-

---

[1]) Die neue und noch jetzt stehende so prächtige Jesuitenkirche zu Mariä Verkündigung wurde weit später erbaut. Denn erst i. J. 1700 am 28. August legte der damalige zweite Bischof von Leitmeritz, Franz Ignaz Jaroslaus Graf von Sternberg, unter dem Jesuiten Rektor P. Paul Praxel in der Gegend der jetzt stehenden zwei Thürme den Grund zu derselben. Nachmittags desselben Tages führten auf dieser Stelle die Jesuiten eine auf die Feier dieses Tages passende Komödie auf, welche aber durch Regenwetter gestört wurde. A. d. H.

[2]) Dieses prachtvolle schöne Gebäude, nach der Aufhebung der Jesuiten zu einer Kaserne und zu einem militärischen Erziehungshause verwendet, wurde durch das a. h. Hofdekret vom 30. Jänner 1806 seiner ersten geistlichen Bestimmung näher gebracht, indem dasselbe zur Aufnahme des leitmeritzer bischöflichen Diözesanalumnates bestimmt wurde. A. d. H.

[3]) Ein freundliches Dörfchen auf dem linken Elbeufer, ¼ Stunde von der Stadt Leitmeritz entfernt. A. d. H.

vieh abgenommen worden — liquidirt 50,206 fl. 10 kr. Nebstdem sind zur nämlichen Zeit durch die sächsischen Völker folgende Beschädigungen an Gebäuden geschehen, als:

Die köstliche und mit kunstreicher Arbeit erbaute Brücken wurde von Grund abgebrannt, der Ziegelofen eingerissen, zwei Höfe über der Brücke sammt Zugehör eingerissen, die zur Gemeinde gehörige (ob Maierhöfe oder ganze Dörfer? davon schweigt das Original) Mlikogeb, Prosmück, Tlutzen, Rutschnitz und Sebusein abgebrannt, die Vorstädte vor dem langen Thore sammt Scheunen, Pressen und anderen gemeinde u. bürgerlichen Gebäuden eingerissen, die Gärten rings um die Stadt sammt darin befindlichen Gebäuden eingerissen und zusammen gehaut worden. — — Eine neue niedrige Elbbrücke wurde wieder gebaut von 20,340 fl.

Im Jahre 1634 vom 7. Juli bis 21. September bei erfolgtem anderen Einfalle durch die schwedischen Truppen unter dem Generale Bannier (Banner) hat die Stadt — was sie auf Unterhalt der Generalspersonen und an Brandschatzung abgeben müssen, als auch was an Getreid, Wein, Malz, Holz und Vieh, dann aus der Pfarrkirchen bei Allerheiligen an Monstranz und andern Kleinodien entnommen wurden — liquidirt mit 16,793 fl. 15 kr.

Anno 1636 am Tage des heil. Bonaventura (14. Juli) ist bei Leitmeritz ein großer Wetterschlag gewesen, daß alles Getreide, welches sowohl noch in Feldern gestanden, als auch Dasjenige, so bereits in Mandeln gewesen, in die Erde zusammengeschlagen, und also vernichtet worden, als wenn niemalen was gesäet gewesen wäre; auch die Weinberge wurden durch die Schnelle der Wasserfluth bis in Grund gerissen, und in die Elbe verführt; Vögel, Hasen und anderes Wild wurde so zusammengeschlagen, daß es an manchen Orten sehr dick über einander gefunden worden. Dieses Jahr ist sodann ein anderer Schnitt erfolgt, und war die Gersten sehr körnig; der Wein aber, so sich erhalten, sauer. [1])

Im Jahre 1638 den Montag nach dem Sonntage Misericordiae, als den 19. April, sind denen Herren P. P. Kapuzinern auf die, von Ihro k. k. Majestät Ferdinando den III. im Jahre 1635 ergangenen Resolution, und Anno 1636 mit gewissen Beding gethaner und in Stadtbüchern lib. Contract. 11. fol. 83 insfribirten Verordnung zur künftigen Erbauung eines Klosters in der sogenannten Jungfergassen nahe an dem Kirchel Skt. Laurenz sieben und zwanzig ruinirte kleine Häusel und Baustellen abgetreten worden.

Im Jahre 1639 vom 28. April bis 19. März 1640 bei mehrmaligen feindlichen schwedischen Einfall unter dem General Bannier (Banner) hat die Stadt auf unterschiedliche Generalen vorausgaben müssen 35,860 fl. 14½ kr. — dann ist unterschiedliches Getreid, Malz, gemeind und bürgerlichen Wein, Mehl, Roß und Hornvieh entnommen, nicht minder an baaren Gelde verausgabt worden, wie auch das von Ihro k. k. Majestät in dem Magazine Reservirte entnommen, und verführet worden, welche zugefügte Schäden und verursachte Unkosten betragen 31,218 fl. 30 kr.

Item wurden vier Mühlen von vier und zwanzig Gängen verbrannt, das große Wehr auf zwei Oertern durchgerissen. Die neu verfertigte niedrige Brücke verbrannt. St. Johannes-Kirchen eingerissen; Ruzoffker Gemeinhof eingerissen. Die große Insel mit ihren Bäumen zusammengehauen, die auf sothaner Insul befindliche Schuppen sammt allen zum großen Wehrbau darinnen befindlichen Requisitis zerhauen und verbrannt; dann das zur großen Brücke verfertigte Holz vernichtet, und andurch Schaden verursacht worden um 96,440 fl.

Item wurde die Vorstadt in der Zasada gänzlich eingerissen, gegen 50 Weinpressen um die Stadt zerstört und verbrannt. Von denen Stadtmauern, Thören, Basteien das kostbare Ziegeldach abgeworfen und zernichtet. Ja in der Stadt selbsten bis anderthalbhundert Häuser nebst dem Collegio eingerissen; und über dieses vor dem Abmarsche denen samentlichen Burgern anbefohlen, daß sie mit Kindern und Zugehörigen — ihre Habschaften zurücklassend — sich bei größter Kälte aus der Stadt, um solche anzünden zu können — begeben sollten; welches letztere Unglück jedoch durch Hilfe Gottes, und die Vorbitte der Gemahlin des Generals — welche durch das Heulen und Wehklagen der bereits zum Abzug auf dem Ring versammelten Burgerschaft gerühret worden, verhütet wurde.

Im Jahre 1643 bei Belagerung der Stadt mit acht Regimentern feindlichen schwedischen Volks durch Generalen Torstensohn, als die Armee bei der Stadt Melnik gelegen, und der Kommendant dieser Stadt Obrist-Lieutenant Gusionati gewesen; diesen hat Gott gestraft, daß ihm in der Schlacht bei Jankow [1]) beide Füße aus dem Stuck abgeschossen worden. Die Stadt hat sich wehren müssen, woselbst große Furcht gewesen ist, hingegen

[1]) In diesem und folgenden Jahre 1636 und 1637 war die durch Krieg und Wetterschaden verursachte Hungersnoth auch in vielen Orten Deutschlands so groß, daß man Fleisch vom Schindanger nicht verschmähte, Leichen vom Hochgerichte herabnahm, die Kirchhöfe umwühlte, Eltern ihre Kinder ermordeten, und dann über die That in Wahnsinn verfallen — sich selbst das Leben nahmen. A. d. H.

[1]) Welche am 24. Februar 1645 vom schwedischen General Torstenson dem kaiserlichen Heere zum Nachtheile des Letztern geliefert wurde, worauf die Schweden Winterlager in Böhmen, Schlesien und Mähren bezogen.

auch göttliche Bewahrung. Schaden ist geschehen an Getreid und Vieh um 724 fl., und sind den dritten Tag abgezogen und haben von Blockirung der Stadt abgelassen.

Im Jahre 1645 vom 5. Dezember bis 10. Februar 1646 beim dritten feindlichen Einfall — auf Generalspersonen, Armee, in der Stadt logirende Personen; vor Getreid, Wein, Bier, Malz, dann baar an Rantion, Geld, und zur Komiß mit Gewalt erpreßter, nicht weniger auf 3 Regimenter welche Nachts um Munition angekommen, in die Häuser eingebrochen und großen Schrecken verursacht — vorausgeben müssen 19,508 fl. 2 kr.

Im Jahre 1646 durch zwei erfolgte Streifen von dem Schlosse Grabstein wegen nicht bezahlter Kontribution in die Armee des Generals Würtenbergs ist um die Stadt an Horn- und Rindvieh entnommen worden vor 2098 fl.

Im Jahre 1648 in dem letzten Einfall als die kleinere Stadt Prag und das Schloß (15. Juli) durch Verrätherei erobert worden vom General Königsmark bis 1. November 1649 als zum glücklich erfolgten Frieden [1]) ist auf die schwedische Armee, in die Kasse auf des Würtenbergs und Königmarks Regimenter und in der Stadt logirendes Volk — Gemeinde und bürgerl. Wein, Bier, Getreid genommen und Schaden durch die Marsche zugefügt worden 17,899 fl. 4 kr. 3 dr.

(Der Beschluß folgt.)

Die Nacht im Juragebirg.

(Beschluß.)

Sieben Jahre waren dahingegangen. Die Wirren der Schweiz hatten sich in einen festern, politischen Zustand umgewandelt und die lange gewohnten Cantonalverhältnisse waren ihr, wenn auch nicht in der ehemaligen Ausdehnung, doch ziemlich ähnlich dem alten Zustande wiedergegeben. Friede und Ruhe hatten sich selbst derjenigen Gemüther bemächtigt, deren leidenschaftliche Aufregung zu der Wiederkehr einer sanftern Stimmung früher keine Hoffnung gab. Da entstand an einem heitern Juliusmorgen eine ungewöhnliche und seltsame Thätigkeit auf dem Rasenplatze des Schlosses Erguel. Bediente liefen hin und her, zwei Zelte wurden aufgerichtet, eine kleine Küche wurde in Eile zusammengemauert und mehrere Saumrosse brachten auf der Jurastraße von la Chaur de fond her eine Menge Bedürfnisse reicher Leute, welche die einfachen Bewohner des Bergthales mit Erstaunen auspacken sahen. Endlich kam über den hohen Sibourg in kleinen leichten] Charàbancs eine Gesellschaft daher gefahren, welche zu diesen Herrlichkeiten zu gehören schien. Ein noch junger stattlicher Mann, mit einer lieblichen Frau, der man es wahrlich nicht ansah, daß die vier Kinder, die wie Engel sie umspielten, ihr selbst angehören sollten, machten den Anfang, und ihnen voran sprang ein alternder Hund, den seine Jahre jedoch nicht sehr zu drücken schienen. Dann kam ein Mann, dem Greisenalter nahe, und eine sehr bejahrte Matrone, deren ungebeugte Haltung aber bewies, daß die Last des Alters ihrem männlichen Geiste leichter zu tragen werde, als vielen Andern. Diese Leute machten es sich bequem, als wären sie auf eigenem Grund und Boden. Die Kinder jubelten auf dem grünen Teppich und wälzten sich mit dem Hunde umher, der ihnen ein lieber Spielgefährte zu seyn schien, die Frauen trafen Einrichtungen und gaben Befehle, die Männer aber standen und schauten nach zwei verschiedenen Weltgegenden. Noch keine Stunde war vergangen, als auf der Straße von Bruntrutt her zwei Reiter in scharfem Trabe heransprengten; der Eine ein Offizier, der Andere dem Anscheine nach sein Bedienter. Mit großer Freude wurde der Erstere empfangen, die schöne junge Frau sank mit Freudenthränen an seine Brust, ihr Gatte umarmte ihn mit herzlicher Freundschaft, die Alten grüßten ehrfurchtsvoll und die Kinder wurden für das fröhliche Geschrei: „der Onkel, der Onkel!“ von ihm geherzt und beschenkt. Mitten in diesem Taumel der Freude erscholl von dem Berggrat herunter, wo man eine Schildwache aufgestellt hatte, der Ruf: „sie kommen!“ und bald erschien auf der Anhöhe ein noch junger Mann in der Tracht der dortigen Landbewohner, dem ein hübsches, aber blasses Weib, gleichfalls sehr einfach gekleidet, am Arme hing. „Marie! Stephanie!“ riefen die beiden jungen Frauen, wie aus einem Munde, und beide flogen gegen einander und schloßen sich so liebevoll und lange in die Arme, daß man wohl sah, das Gefühl, das diese zwei Wesen zusammenzog, sey ein ächtes und tief empfundenes. Unterdessen hatten die Herren den Angekommenen mit großer Freundlichkeit begrüßt, und er näherte sich jetzt, etwas verlegen scheinend, den beiden Freundinnen, von denen aber die Eine ihm so herzlich die Hand bot, daß er bald den Anstrich von Unbehaglichkeit verlor, den man Anfangs an ihm bemerkt hatte, und der ganze Kreis in heiterem Genuße gegenseitiger Traulichkeit diesen und den folgenden Tag zubrachte.

Erlach und Stephanie nebst den Pflegeeltern hatten gleich, nachdem durch Valsins Vermittlung der Erstere, als er gelobt hatte, sich zu entfernen und hinfort von allen politischen Umtrieben ferne zu halten, losgesprochen worden war, einen Zufluchtsort gesucht und ihn in einem reizenden Thälchen des pays d'en haut gefunden, wo sie ein stilles, aber an häuslichen Genüßen höchst reiches

[1]) Der Friede wurde schon am 24. Oktober 1648 zu Münster und Osnabrück abgeschlossen.

Leben führten. Stephanie war durch ihres Bruders Güte mit Allem reichlich ausgestattet worden, was äußerlich des Lebens Reiz vermehren konnte, und Erlach wurde seinerseits durch den Tod seines Vaters Besitzer eines so bedeutenden Vermögens, daß er alle seine Wünsche befriedigen, den größten Theil des Thales, das er bewohnte, an sich kaufen, und zu einem wahrhaft bezaubernden Aufenthalte umschaffen konnte. André hingegen wurde zum Lohn seiner Aufopferung die Hammerschiede übergeben, und er führte bald nachher Marien als seine Gattin heim. Beide Familien blieben in stetem Verkehr, und als die hergestellte Ruhe Erlachs Wiedererscheinen in der Welt erlaubte, wurde die Zusammenkunft verabredet, von welcher wir eben Zeugen gewesen sind, und die des Bruders Gegenwart noch verherrlichte, der in diesem Zeitpunkte an den Grenzen in Quartier stehend, es sich erlauben konnte, seine Lieben zu sehen.

Kleinigkeiten.

III.

Vor Gram sterben, scheint eine Redensart, welche allenfalls in die süßlichen Tage der Siegwarte, Herforts und Werther, nicht in die Kernzeit des Mittelalters gehörte, und da meist nur als Redensart, nicht als helle Wirklichkeit. Und doch bieten selbst diese mitunter die trockensten Chronisten, wie die scriptores rerum bohemicarum, Tomo II., Pragae 1784.

Die böhmische Prinzessin Margareth, vermählt mit Herzog Ludwig von Baiern, ward, bald verwitwet, von ihrem Vater, dem Könige Johann, nach Hause berufen, um des darum eintreffenden Königs Kasimir von Pohlen Gemahlin zu werden.

Das ging ihr so wenig zu Sinn und so sehr zu Herzen, daß nach Benesch von Weitmil, sich die Worte der Schrift an ihr bewährten: „Hochzeiten wider Willen pflegen schlechten Ausgang zu haben.“ — Sie verfiel in eine schwere Krankheit, woran sie am 12. Julius 1341 starb. Schön, jung, liebenswürdig, fand sie die allgemeine Theilnahme. Durch 14 Tage zogen, in steter Begleitung der beiden Könige, und ihres Bruders, des nachmaligen Vaters des Vaterlandes, Karls IV., Bittprozessionen für ihre Erhaltung durch Prag. Ihr Namenstag dagegen ward zugleich ihr Begräbnißtag, und der Domherr Franz, ein Zeitgenosse, schließt das Lob: „Dieser königlichen Blume, dieser vertrockneten Rose weiblicher Anmuth (decoris), dieser geknickten Lilie schneeweißer Schamhaftigkeit, dieses verwelkten Veilchens lobenswerther Demuth, beweint von einer Menge beiderlei Geschlechts, mit theologischen Grund — und moralischen Tugenden geschmückt, durch welche Pohlen mit Böhmen vereinigt worden und der königliche Stamm böhmischer Nation glücklich fortgepflanzt worden wäre,“ — mit diesem, dem Latein des Chronisten nachgeformten, daher leoninischen gereimten Hexametern:

Dann in häufigem Weinen, die Völker sich trauernd vereinen.
Die mit Tugend Beglückte, mit jeglicher Sitte Geschmückte,
Trifft des Todespfeils Sehne und raffet von hinnen die Schöne.

Anekdote.

Lichtenberg sprach in einer Familiengesellschaft davon, daß die Erde rund sey. Die Frau vom Hause schüttelte bedenklich den Kopf. Lichtenberg suchte ihr nun seine Behauptung zu beweisen, aber, da die von ihm angeführten Gründe für ihre Verstandeskräfte zu hoch waren, so bildete sie sich ein, er wolle nur seinen Scherz mit ihr treiben.

„Ich lasse mir nicht so leicht etwas aufbinden,“ sprach sie halb unwillig, „Sie mögen sagen, was Sie wollen, ich glaub's doch nicht.“ Ihr Gatte, der Lichtenberg eben so wenig verstanden hatte, hielt es der Höflichkeit gemäß, die Parthie seines Gastes zu nehmen, er wandte sich also sogleich an seine Ehehälfte mit den Worten:

„Du kannst es mir glauben, der Herr Professor hat ganz Recht, denn als ich vor einigen Jahren nach Paris gereist war, ging es ordentlich bergunter.“

Dreisylbige Charade.

Die beiden Ersten sind's, durch die wir leben,
Und ohne sie bestünd' die Menschheit nicht;
Beklagenswürdig ist, der ihnen nicht ergeben,
Dem es an Sinn für ihren Reiz gebricht.

Hoch ragt die Dritte stets in einem jeden Lande
Empor, und bannt das Aug' in den bemess'nen Raum.
Oft zieht sie dichtbelaubt an der Gewässer Rande,
Oft kahl, bereift, voll Schnee, umhüllt sie Nebelschaum.

Das Ganze thronet stolz in Böhmens reichen Gauen,
Den Fuß bespült der Moldau klare Fluth,
Ein edles Fürstenhaus regiert in dessen Auen,
Deß' Name einst gedämpft der Feinde Uebermuth.

J. F. v. S.

(Die Auflösung folgt.)

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 26. Jänner **Nro. 11.** 1834.

Leiden und Schicksale der k. k. Kreisstadt Leitmeritz in Böhmen.

(In den Zeiten des dreißigjährigen Krieges.)

(Beschluß.)

Anno 1649 ist die Pest in und außer der Stadt herum gewesen. Wo, wann einer in der Stadt erkranket, selber auf Befehl des schwedischen Kommandanten aus der Stadt geführt, und respektive getragen worden, und in denen Baustellen, oder in Häusern verschlossen ohne aller Hilf elendiglich verderben müssen; wie dann vom 1. August 1649, bis in dem Monat Januar 1650 an Jung und Alten so also eingegangen, gezehlet worden 367 Personen. [1])

Im Jahre 1649 haben die P. P. Kapuziner zu ihrem Kloster den Grund gelegt und selbes größten Theils — außer der Kirche und etwelche darinnigen Anlagen — verfertigt [2]). Die Grundlegung besteht in 3 zinnernen gestochenen Tafeln, so in Gegenwart des ganzen Rathes und anderen Personen den 27. April unter die Kuchel gelegt worden.

Anno 1650. Nachdeme der Frieden zwischen Ihro k. k. Majestät und der Krone Schwedens erfolget, und von Ihro k. k. Majestät Gott den Allmächtigen zur Danksagung eine sollenne Procession mit Vortragung des hochwürdigen Gutes angeordnet worden, als wurde auch solche in Leitmeritz um den Ring den 24. Juli gehalten, wobei nicht allein die Zünfte, eine große Anzahl des Volkes Mann- und Weibsgeschlecht, Jung und Alt auch Kinder erschienen, und das Salve so wohl aus kleinen Gewehr, als auch aus kleinen eisernen Stückeln gegeben worden.

Anno 1651 haben Ihro Eminenz Herr Kardinal (Erzbischof in Prag) gleich wie in andern Städten — also auch in Leitmeritz den 25. Juli das Sakrament der heil. Firmung bei St. Stephan [1]) vielen Personen jung und alten zu vertheilen geruhet.

Am 12. Juni 1651 ist mehrmalen ein Wetterschlag gewesen, daß die just in der Blüthe gewesenen Weingarten — wie auch das Getreide zu nichte gemacht und zer-

---

[1]) Auch im J. 1680 und 1681 herrschte die Pest in Leitmeritz. Am 24. Febr. 1681 wurde um Abwendung derselben eine große Bußprozession geführt. Und zur dankbaren Erinnerung an die lang erlebte Befreiung von derselben wurde die große schöne Marien-Statue mit jenen der vier Heiligen Bartholomäus, Sebastian, Franz Xaver und Rochus auf dem großen Ringe errichtet. Am 13. April 1681 wurde zu dieser Statue der Grundstein mit einer silbernen Platte gelegt, in welcher die Namen der damals lebenden Honoratioren eingegraben wurden. Darauf machten die Bürger, laut einer Urkunde v. 19. April 1668, das feierliche Gelübde, alle Jahre vier Bußprozessionen zu dieser Statue halten zu lassen. Wohl steht noch diese herrliche, zum Himmel anstrebende Mariensäule — mit den Bildnissen der genannten vier Heiligen als ein schönes Denkmal einer armen frommen unglücklichen Vorzeit; aber die glücklicheren Nachfolger scheinen sich jener schrecklichen Zeiten der Noth und des Jammers, und der frommen Gelübde ihrer unglücklichen Vorfahren nicht mehr erinnern zu wollen. A. d. H.

[2]) Die Kirche der P. P. Kapuziner scheint später in den nachfolgenden Jahren erbaut worden zu seyn. Denn dieselbe wurde erst am 6. Oktober 1667 vom ersten Bischofe der Leitmeritzer Diözese, Maximilian Rudolph Baron von Schleinitz, im Beiseyn des Dechantes von Melnik, der Pfarrer von Pitschkowitz Lewin, Auscha, Lobositz, Trebnitz und Libochowitz feierlich konsekrirt. A. d. H.

[1]) In diesem Jahre war die Kirche zum h. Stephan noch eine Collegialkirche, erst als das Leitmeritzer Bisthum unter Kaiser Ferdinand III. und Papste Innozenz X. im Jahre 1654 errichtet wurde, wurde auch diese Kirche zu einer Kathedralkirche erhoben. Der erste Bischof dieses neuen Bisthums war der Gelehrte Max. Rudolph Baron von Schleinitz — und als solcher in Rom vom Papste Alexander VII. am 9. Juli 1655 konsekrirt, und am 25. Mai 1656 in Leitmeritz feierlichst inthronisirt. Er baute die noch jetzt stehende Kathedralkirche St. Stephan von Grund aus neu, und ließ die Altargemälde von dem großen berühmten Maler Screta verfertigen.

A. d. H.

schlagen worden, maßen die Schloßen so dick und häufig gelegen, daß man sie mit Schaufeln aufraffen können.

Anno 1652. War mehrmalen ein großer und jäher Wetterschlag, als der Wein schon angefangen das Mehl an sich zu nehmen, und hat der Wein wiederum einen großen Schaden genommen, denn als er zerschlagen gewesen, ist er abgedörrt und abgefallen, wie auch das Getreide, maßen genug Samen in der Erde verblieben, welcher hernach eingeackert worden. Doch aber ist dieses Jahr theils Orten eine gute Fruchtbarkeit gewesen, wie auch guter Wein, und hat mancher, welcher 2 Faß zugeschickt gehabt, drey auch mehr gehabt, und welcher 6 Faß gehofft, dem hat Gott 10 Faß bescheret. Ein leeres Faß hat 3 fl. gegolten und haben nicht zulangen wollen. Der Wein aber ist zu 2 kr., zu 9 Pfennig, auch zu 1 kr. guter Wein geschenkt worden [1]).

Anno 1652 sind Ihro k. k. Majestät und Majestät die Kaiserin den 4. Juli in Prag glücklich angekommen, woselbst auch die Churfürsten eingetroffen, förderist: der Pfalzgraf, trierischer Churfürst, die baierische Fürstin, Mainzscher Churfürst, ferner am 2. November der Churfürst aus Sachsen mit seinen Prinzen, stark und schön mundirten Hofstaat der Hofbedienten; dann er diese Nacht in der Stadt Außig übernachtet, und gegen Mittag naher Lobositz gekommen, und von da auf Prag zu Ihro k. k. Majestät. Und den 25. November der sächsische anwiederum, und den 26. der brandenburgische Churfürst hinunter gefahren, denen die völligen Traktamenten und Aushaltung unterwegs, jeden besonders ohne Abgang angeordnet gewesen, und haben Ihro k. k. Majestät denen Churfürsten einen jeden persönlich entgegen zu reiten, sie zu bewillkommen, und zu beschenken geruhet. Bei derlei Ankunft wurden sowohl aus 100 Kanonen als auch kleinen Gewehr die Salve gegeben; Was nun die Unterredung dieser hohen Personen anbetrifft, scheint selbte in Ansehung der römischen Königswahl Ferdinandi IV. gewesen zu seyn, wie es die Zeit sodann gelehrt.

[1]) Diese beispiellose Wohlfeilheit wird durchaus nicht befremden, wenn man die gänzliche Verarmung und das unbeschreibliche Elend jener Zeiten bedenkt. Denn damals — wie so viele Schriftsteller und Geschichtsschreiber melden — wurden Güter, die 2,000 fl. werth gewesen, für 70 oder 80 fl. verkauft. An vielen Orten zogen die Bauern aus Mangel an Zugvieh selbst den Pflug. Manche Pfarrer geriethen in solche Noth, daß sie sich — um ihr Leben zu fristen, zu den gemeinsten Handwerken bequemen mußten. Von Schulen und Lehrern war fast nicht mehr die Rede. Das Land war verödet, ausgeplündert, menschenleer, eine Wüste. Dörfer, die früher 400 Einwohner hatten, zählten nachmals nur 20. Alles lag darnieder. Was der Fleiß und des Himmels Segen durch Jahrhunderte geschaffen hatte — wurde zerstört.

Ruin der Stadt [1]).

Als vorhin die Stadt in ihrem Esse gestanden, haben sich effektive Häuser befunden in welchem Wirthe und Ansässige gewesen . . . . 264 Häuser.
In den Vorstädten . . . . 333 —
Von diesen sind abgegeben worden an die
P. P. Jesuiten . . . . 6 Häuser und ein zerfallenes.
denen P. P. Kapuziner . . . . 27 Häuser
dem Kloster St. Jakob . . . . 2 — und Dorfhäusel 6,
denen P. P. Dominikanern nebst 3 Stück Weingarten. . . . . 6 Häuser
Das Kapitul St. Stephani enthaltet das Hauptstück . . . . 1 Haus
Item Felder 3 Stück.
Herr Simon Peter Aulik von Trebnitz laut Lib. Contract. 11. die Königsburg genannt . . . . 1 Haus.
Von nun an befinden sich Häuser so
bewirthet seyn . . . . 68.
Waisen-Häuser . . . . 25.
halb-baufällige . . . . 25.
Zum Grund ruinirte . . . . 103.
Zum Grund eingerissene . . . . 317.
wüste Weingarten . . . . 116.
Auf dies sind Gemeindschulden 71,984 Schock 34 gr. 3 dr.
An Jahrzinsen so bis 1651 versessen worden 22,823 Schock 35 gr. 2 dr.

Unter dem Bürgermeister Amt Herr Nikoläu Hillarius 1652 den 16. August ist durch den k. Herrn Landesunterkämmerer Herrn Nikolaus von Gerstdorff der Rath erneuert und folgende eingesetzt worden:

Pro Primat.

Herr Karl Pitzon von Bellefort.
— Adam Dworsky.
— Joh. Helliades.
— Math. Schmid.
— Udalric. Schermer.
— Simon Fritsch.
— Math. Schaffert.
— Wenz. Libertin p. t. Consul.
— Nikol. Hillarius.
— Joh. Wotik.
— Math. Zateczky.
— Joh. Ritter.

[1]) Dieser Absatz ist nicht ganz deutlich und geordnet. Wahrscheinlich wollte der Verfasser ein Summarium über den ehemaligen glücklichen, und jenen im J. 1652 so tief herabgesunkenen Stand der Stadt geben. A. d. H.

Sex Viratus.

Herr Erasm. von Bellefort.
— Steph. Bochdalowsky.
— Kasp. Teippelt.
— Wzel. Klatowsky.
— Xtoph Müntzer d. z. Unterrichter.
— Math. Tiechy d. z. Stadrichter.

Gemein-Aelteste.

Herr Andr. Srna. Herr Wenz. Beck.
— Christoph Maudry. — Joh. Wrbiczky.
— Georg Kallaus. — Andr. Kordik.

Actum. Verzeihung dieser Gedächtnissen und Beschreibung unter dem Bürgermeister-Amte des Herrn Wenz. Libertin den 23. Dezember 1652.

Samuel Nimbursky
zur Zeit jüngerer Rathsschreiber.

Leitmeritz den 10. März 1833.

Ig. Jakoch,
beeideter bischöfl. Notar und Konsistorial-Archivar in Leitmeritz.

Friedrich der Grosse und sein Kammerdiener.

Friedrich des Großen Leibkammerdiener, der ihn immer umgab, durfte weder schreiben noch lesen können. Eines Tages wurde sein Leibkammerdiener vom Schlage getroffen, starb plötzlich, und Friedrich befand sich um einen Stellvertreter in Verlegenheit. Der König setzte sich an einem Markttage an's Fenster, um die vorübergehenden jungen Bauernkerle zu beobachten. Er ließ einen von ihnen, der sehr dumm aussah, zu sich heraufrufen. Nach einer kleinen Unterhaltung, woraus der König auf die Dummheit dieses Bauern schloß, sagte er: „Ich könnte einen solchen Kerl, wie Du bist, in meinen Diensten gebrauchen, er müßte jedoch gut schreiben und lesen können: kannst Du das, so sollst Du bei mir bleiben.“ — „Nein,“ antwortete der Bauer, „um mich hat sich kein Mensch bekümmert, ich kenne kein gedrucktes und kein geschriebenes Wort. Was bin ich doch unglücklich, daß mir ein so schönes Brod aus der Nase gehen muß!“ — Der König freute sich mit dem Fund nicht wenig und sagte, daß er mit seiner Unwissenheit Mitleiden habe, und er dürfte daher dennoch bleiben, es würde sich schon Arbeit für ihn finden. Der Bauer küßte voller Freude des Königs Hand und wurde bald als Leibkammerdiener installirt.

Unser guter Bauer hatte den König aber dennoch betrogen; denn da ihm das Schicksal des vorigen Leibkammerdieners bekannt war, wie auch die Erfordernisse, die dazu nöthig waren, eine solche Stelle zu bekleiden, so mußte er wohl seinen künftigen Herrn mit seiner verstellten Unwissenheit hintergehen, wenn ihm diese Stelle zu Theil werden sollte; und, wie wir gesehen haben, ist es ihm trefflich gelungen.

Als Friedrich nach einigen Wochen auf einem langen Gange in seinem Schlosse auf- und abspazierte, sah er in einem Winkel einen Rock seines neuen Leibkammerdieners hängen, aus dessen Tasche die Ecke eines Briefes hervorblickte. Der König griff nach dem Briefe, ging damit in sein Kabinet und öffnete ihn; von seinem Leibkammerdiener Heinrich unterzeichnet, findet er folgenden Inhalt: „Liebe Christine, gestern konnte ich nicht kommen, wir hatten große Gesellschaft; heute kann ich auch nicht, denn der Alte ist brummisch; aber morgen.

Dein Heinrich.“

Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Entdeckung dem König nicht gleichgültig war und während er über diesen unangenehmen Vorfall nachdachte, trat der Leibkammerdiener getrost ein. „Heinrich,“ rief der König, „setz' Dich!“ — „Das würde sich nicht passen,“ antwortete der Bauer.

„Setz' Dich, ich befehl's.“ Heinrich setzte sich nunmehr ruhig hin. Der König gab ihm eine Feder in die Hand, mit dem Befehl: „Schreib'!“

Bauer. Ich kann nicht schreiben, Ew. Majestät.

König. Du kannst schreiben.

Bauer. Seitdem ich hier in Dienst bin, habe ich es ja gar nicht lernen dürfen.

König. Schreib! ich weiß, Du kannst schreiben. Schreibst Du nicht, so kostet es Dir den Kopf, schreibst Du, was ich Dir diktire, so wirst Du versorgt. Also schreib'. — „Liebe Christine! (man denke sich die peinliche Lage des Schreibenden) Gestern konnte ich nicht kommen, wir hatten große Gesellschaft, heute kann ich auch nicht, denn der Alte ist brummisch und morgen kann ich auch nicht, denn ich muß nach Spandau.“

Friedrich hielt mit seiner versprochenen Versorgung Wort und war in Hinsicht seines Leibkammerdieners in der Folge vorsichtiger.

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 24. Jänner.

Am 24. wurde zum Besten des Herrn Illner gegeben: „Zampa, oder die Marmorbraut.“ Wiewohl das Publikum diese Oper jetzt ruhiger und kälter zu beurtheilen scheint (denn es bricht nicht mehr in den stürmischen Beifall aus, dessen sich die ersten Vorstellungen zu erfreuen hatten), so war das Haus doch auch am 24. recht zahlreich besucht, und die Nummern, welche gleich ursprünglich ausgezeichnet wurden, fanden auch diesmal eine ehrenvolle Anerkennung. Im Ganzen hat diese Oper durch den besonderen Fleiß gewonnen, mit welchem Demoiselle Lutzer, Herr Strakaty, Dem. Gned und Herr Illner ihren Parthien auch in mimischer Hinsicht zu genügen suchen. Namentlich fiel

sonst das Spiel Derjenigen, die in der Introduktion beschäftigt waren, so matt und leer aus, daß für den Abgang einer faßlichen und energischen Exposition der Handlung nur die zwei Gesangsnummern der Camilla entschädigen konnten. Nun werden die sonst bedeutungslosen und langweiligen Momente durch ein passendes, wohlzusammengreifendes Spiel ausgefüllt, und dem aufmerksamen Zuhörer kann es nicht entgangen seyn, daß die Darsteller in Gesang und Prosa diejenigen Stellen recht zweckmäßig hervorheben, die sich auf Zampa und auf Lugano beziehen, ja auch auf Capuzzi, über dessen Verhältniß zu Ritta wir aufgeklärt seyn müssen, wenn ihr Wiedersehen die volle komische Wirkung erreichen soll. Auch wird Niemand verkennen, daß sich in dieser Situation das Spiel der Demoiselle Nina Gned und des Herrn Illner recht löblich entwickelt habe. Dem. Lutzer nimmt den mimischen Theil ihrer Parthie so richtig und konsequent, daß wir nun in der Camilla wirklich einen dramatischen Charakter haben, und wenn wir ihre wohlklingende Stimme und ihren schönen und innigen Vortrag hinzurechnen, so müssen wir sie in der „Marmorbraut" eben so hoch schätzen, als in „Fra Diavolo." Wie sehr sich aber Herr Strakaty die Titelparthie der Oper angelegen seyn ließ, habe ich bei Gelegenheit seiner Beneficevorstellung bemerkt. In seiner Parthie kommen freilich punktirte Stellen, und eine transponirte Nummer vor; allein seine Gestalt, seine wohlklingende Stimme und seine Aktion (die im Ganzen sehr löblich ist) sind für die wenigen Umstaltungen des Originals ein hinreichender Ersatz, und es steht zu erwarten, daß „Zampa" unter dieser Besetzung sich in seiner Beliebtheit erhalten wird. Den Opernsängern unserer Bühne kann aber Referent nicht oft genug wiederholen, daß sie ihre Aufgabe nicht einseitig auffassen, sondern nach der dreifachen Rücksicht des Gesanges, der Deklamation und der Aktion würdigen und lösen sollen. Daß dieses nichts Unmögliches sey, geht daraus hervor, daß bereits die Meisten im Gesange weit besser verstanden werden, als früher, und daß ihr Gebärdenspiel an Zwanglosigkeit und bezeichnender Kraft gewonnen hat. Dem. Lutzer verdient insbesondere wegen ihrer deutlichen Aussprache gelobt zu werden, und sie wird aus eigener, angenehmer Erfahrung wissen, welche Sensation ihre Darstellung hervorbrachte, wenn Ton, Wort und Gebärde im rechten Punkte zusammentrafen.

Wer eine Stelle, die in meinen Bemerkungen über „Anna von Bolen" sich auf „Zampa" und auf die „Montecchi" bezieht, mit den vielen Berichten zusammenhält, welche die Marmorbraut in diesen Blättern veranlaßt hat, der dürfte mich leicht einer Vorliebe zeihen, die mit den von mir anderwärts ausgesprochenen Ansichten über Opernmusik nicht im Einklange steht. „Zampa" muß allerdings desto tiefer im Preise sinken, je genauer diese Oper mit „Don Juan" verglichen wird. Zu einer solchen Vergleichung wird aber der Zuhörer schon durch das Sujet aufgefordert. Zampa ist auch ein Dissoluto punito. Auch zu seiner Strafe stehen die Todten auf, und wenn auch Ritta keine Zerline ist, so sehen doch Dandolo und Capuzzi so ziemlich den Charakteren des Masetto und des Leporello ähnlich. Don Juan frevelt an dem Grabe des Gouverneurs, indem er den Todten zu Tische ladet; Zampa steckt der Statue einer treulos verlassenen Geliebten, die sich seinethalb zu Tode gegrämt hat, einen Trauring an den Finger. In beiden Opern versinkt der Held an der Hand eines rächenden Geistes; nur daß der Gouverneur in „Don Juan" diskreter ist, indem er dem Frevler eine Frist zur Besserung gönnen will, Adele aber nicht viel Umstände macht; mit einem Worte „Zampa" ist der moderne „Don Juan". Halten wir aber (um nicht gleich von der Hauptsache anzufangen) den Dandolo in dem Augenblicke, wo er in seiner Angst hereinstürzt, mit Leporello auf dem Kirchhofe und in der Schlußscene des zweiten Aktes zusammen, so springt die Verschiedenheit der musikalischen Behandlung des Stoffes sogleich in die Augen. Dandolos Furcht ist viel zu ernst und großartig gehalten. Herold kündigt uns den Zampa wie ein nahes Erdbeben an, und vergißt ganz, durch wen er es thun läßt. Hingegen hat Mozart seinen Leporello auch da komisch gehalten, wo er vor Geistern zittert und Moral predigt. Wie wenig steht aber mit Dandolos und der Uebrigen Furcht das Quartett „Er ist da" im Einklange der Bedeutung! Das Duett zwischen Ritta und Capuzzi hat, als Tonstück betrachtet, so wenig komische Kraft, daß es nur durch das Spiel der Sänger die Wirkung des Lächerlichen hervorbringen kann. Auch der dreimalige Geisterspuk wirkt mehr durch die Natur der verwendeten Instrumente und durch das, was man sieht, als durch den innern musikalischen Gehalt, und man müßte sehr schwache Nerven haben, um über diese Eifersüchtige von Marmor die Schauer eines nahen Geistes zu empfinden, wie dies in „Don Juan" der Fall ist. Was Zampas Ausgelassenheit betrifft, so erscheint er gegen Don Juan, wie ein aimable roué, der in seine Tasche lügt. Wiegt das Trinklied mit Chor (so schön es übrigens ist) Mozarts „Treibt der Champagner ꝛc. ꝛc." auf? Diese und ähnliche Reflektionen drangen sich dem Referenten schon bei der ersten Vorstellung auf, und wenn er in seinen Berichten dem „Zampa" ein vorzügliches Augenmerk zuwendete, so geschah es nur darum, weil er wünschte, daß, was das Publikum gern hört, ihm auch so vollendet als möglich gegeben werden solle; und Referent kann sich nur freuen, daß seine Bemerkungen über die Darstellung beachtet und benützt worden sind.

Jeder Berichterstatter, der für das einheimische Publikum schreibt, wird sich manchmal mit seinen Lesern verständigen müssen, weil er nur zu oft in die Lage kommt, daß Lob und Tadel gegen sein Wissen oder Wollen ausgebeutet wird, oder daß die Grundsätze seiner Kritik zum Nachtheile des Vertrauens in seine Consequenz in den Schatten treten. Ich ersuche den geneigten Leser, diesen Aufsatz als eine solche Verständigung hinzunehmen. Ich habe mich, wenn auch nicht so sehr aus eigener, als aus wiederholter fremder Erfahrung überzeugt, daß es eben so lächerlich als zweckwidrig sey, durch Lob oder Tadel den Beifall oder das Mißfallen des Publikums zum Gegentheile bestimmen zu wollen. Diese Maaßregel ist eben so anmaßend, als unwirksam. Denn das Faktum, daß ein Stück gefallen oder mißfallen habe, läßt sich durch kein Raisonnement, (auch wenn es noch so wohlbegründet wäre) wegdemonstriren, und wirkt auf die nachfolgenden Vorstellungen mit einer Kraft, gegen welche die Stimme des Einzelnen nichts vermag. Ein Stück, welches bei der ersten Produktion gleichgültig aufgenommen wurde, kann sich wohl durch äußere Umstände (z. B. Gäste, Ausstattung, besonderes Verlangen), nie aber durch günstige Recensionen heben, so wie umgekehrt eine beliebte Novität durch Tadel eher gewinnen, als verlieren wird. Der beste Grundsatz zur Darnachachtung ist für diesen letzteren Fall, daß das Gefällige und Beliebte, wenn es nicht gut ist, ohnehin von selbst sinken werde. Wofür sich aber das Publikum entscheidet, das will es auch so gut als möglich dargestellt haben, und dahin zielen die Bemühungen und Bemerkungen des Referenten.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 28. Jänner **Nro. 12.** 1834.

Die Stiefmutter.*)

Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

Mitternacht war nahe. Der Chevalier Melac verschmähete trotz des ermüdenden Rittes, den er heute im schlechten Herbstwetter gemacht, den Schlaf, und saß noch wach und munter in dem kleinen Gemache, das man ihm gastfrei im Schlosse des Herrn von Esenheim angewiesen. Der junge Mann hatte das Fenster aufgestoßen, und horchte auf das dumpfe Gebraus des Rheinstromes, welcher tief unter ihm floß, und sah zugleich in das milde Licht des Mondes, der schmal und sichelförmig im letzten Viertel sich zeigte, und einem goldenen Kahne gleich langsam durch das stillgewordene, gereinigte Luftmeer dahinfuhr. Beides, das sanfte Himmelslicht und das geheimnißvolle Lied der Wellen schien dem bewegten Gemüthe des Einsamen wohl zu thun, und er versank nach und nach in jenes träumerische Sinnen, dem ein gewisses Alter sich so gern hingibt, weil es nur schwankende, halberkennbare Bilder darbeut, die dem ungewissen Wollen, dem unsichern Hoffen, dem veränderlichen Begehren ähneln, welche in diesen Lebensjahren den Uebergang vom Jünglinge zum Manne charakterisiren. Doch mit jeder Minute, in welcher Melac sich dieser Träumerei überließ, mit jedem Blicke der halb geöffneten Augen auf die im Halblichte der Mondnacht erhellte Gegend außen, oder innen auf die Wände und Mobilien des Zimmers verdeutlichten sich die Gegenstände und Gestalten seiner Phantasie, und die Erinnerung wiederholte ihm eine Periode seines Lebens, die ihm zwar unvergeßlich geblieben, welche sich aber in den drei Jahren, seitdem sie verronnen, nie so deutlich ihm dargestellt als jetzt, wo der Zufall ihn wieder auf ihren Schauplatz gerufen.

Drei Jahre waren verflossen, seit er in dieser Gegend einen schönen Monat verlebt. Von seinem Onkel, dem Marschall de Champ, Grafen von Melac, welcher ihn, der früh eine Waise geworden, väterlich beschützt und erzogen hatte, wurde er damals dem neuen Gesandten am dänischen Hofe, dem Marquis Bourepeaux, als Cavalier mitgegeben, um auf der Reise zum Norden und im Auslande Welt- und Menschenkenntniß zu sammeln, und sich für eine glänzende Zukunft zu bereiten. Der Ambassadeur erkrankte in Mainz, sein Uebel zog sich in die Länge und verzögerte die Weiterreise um viele Wochen. Die jungen Edelleute im Gefolge des Marquis, unter denen sich auch der junge Rousseau, des berühmten Jean Jaques Vater, befand, dessen poetischer Geist auf seine Gefährten unwiderstehlich einwirkte, zerstreuten sich zu nahen und fernen Ausflügen in die herrliche Gegend, und der junge schwärmerisch-ritterliche Philibert Melac, der bisher nur Paris, den Hof des Königs, die Fechtschule und das College, und höchstens die Dorfschaften und Rittergüter auf sechs Meilen in der Runde der Hauptstadt Frankreichs als das Theater seines Lebens gekannt, ward von dem prangenden Gottesgarten, welcher den majestätischen deutschen Gränzstrom umkränzt, in solches Entzücken versetzt, daß er gleich einem irrenden Ritter alle seine Höhen und verstecktesten Winkel durchwanderte, und von seinen Gefährten, welchen das üppige Treiben in der großen Stadt des geistlichen Erzfürsten mehr zusagte, getrennt, oft seine Entdeckungsreisen weit an dem Strome hinauf oder hinunter ausdehnte.

So verlor er sich auch in die Gegend, wo ein Herr von Esenheim mit seiner Familie ein altes Steinschloß bewohnte, das den jungen Ritter durch sein antikes Aeußere, seine köstliche Lage fesselte, und in welchem er mit seinem kleinen normannischen Rosse eine gastfreie Aufnahme nicht vergebens suchte. Doch nach wenigen Tagen fesselte ihn die wirthliche Familie mehr als die Naturumgebung, und bewog ihn seine Urlaubszeit bis auf den letzten Termin der neuen, von mehrfachen Seiten den erst seit Kurzem in die fremde Welt eingetretenen Jüngling ergreifenden Bekanntschaft zu weihen. —

Der Herr des Schlosses, ein kleiner, hagerer Mann mit scharfen Gesichtszügen, die mehr Geist versprachen, als hinter ihnen wohnte, hatte am erzbischöflichen Hofe

*) Entlehnt aus der Penelope 1834.

einen Ehrenposten bekleidet; sein Verstand genügte den bewegten, scharfen Weltverhältnissen nicht, sein aufbrausendes, eigensinniges Wesen sagte dem höfischen Treiben nicht zu, und so folgte es natürlich, daß Herr von Esenheim sich zurückgesetzt sah, indem man weder seine unbeholfenen Dienstleistungen suchte, noch seiner reinen Unbesonnenheit die Geheimnisse des Staats zu vertrauen sich geneigt fühlen konnte. Er gab unwillig den Hofdienst auf und zog sich nach seiner Stammburg zurück, wo er selbst den König spielen konnte, wo jedoch das einzig sich darbietende Vergnügen der Jagd und die Gesellschaft wilder Jagdgesellen das Bischen Licht seines Geistes fast gänzlich verlöschte, und dagegen die ihm angeborene Rohheit und den ihm zur Natur gewordenen Jähzorn wachsen ließ in ungezügelter Naturfreiheit. Herr von Esenheim stand auf der Spitze des Mannesalters, doch war er gesund und kräftig, die Natur ersetzte, was sie an geistigen Schätzen versagt, durch eine unzerstörbare Konstitution des Leibes, und der fast sechzigjährige Nimrod durfte sich allen Lebensgenüßen ungestraft hingeben, und er verschmähete keinen derselben, der sich ihm in seiner freiwilligen Verbannung darbot. —

Als etwas Neues zog der Chevalier in den ersten Tagen des Schloßherrn Theilnahme an, aber schnell ging sie in Rauch auf, da der Pariser Junker sich so wenig als ein Meister auf der Jagd, noch als ein Weinkenner bewies, und seine Erzählungen von dem neuen Garten zu Versailles, Le Notre's Meisterstück, von Lülly's des neuen Orpheus Zaubertönen, von den Feenfesten der Maintenon und Montespan, oder gar seine Gespräche über Fenelons Telemach und Molieres Tartüffe und Vaubans neuen Festungsbau Herrn von Esenheim bis auf den Tod langweilen mußten.

Desto willkommener wurden jedoch diese Berichte aus einer neuen Welt den übrigen Burgbewohnern. Die Edelfrau war eine zarte Dame, die im scharfen Kontrast mit dem Gemahl von der Natur einen so feinen Körper erhalten, daß die Seele allenthalben durch die Haut, die an Farbe und Durchsichtigkeit dem Porzellan gleich, hervorleuchtete; wie der arme Schmetterling, den eine frühe, trügerische Sonne aus der Puppe gelockt, und dem der wieder einbrechende Nachtfrost tödtet, so ward sie aufgerieben durch den unauflöslichen Bund mit dem materiellen Gemahl, und ein Bild der langsamen Auflösung saß sie lilienweiß und still duldend unter ihren Kindern, in stummer Ergebung, die nur durch den Blick auf das freundliche Dreiblatt der Lieblinge gestört wurde, und gern hörte sie des fremden Geschwätz, das ihre trüben Träume auf eine Zeit lang verscheuchte. Melac fühlte sich wunderbar von dem feinen Leidensbilde angezogen, und es däuchte ihm, als sey ihm in ihr seine Mutter erschienen, die er nie gekannt, und mit raschgeschlossener Freundschaft schloß er sich an den Junker Jerome, einen achtzehnjährigen, offenen, viel versprechenden Jüngling; mit zarter Neigung, deren Tiefe er erst nach der Entfernung erkannte, huldigte er dem sechzehnjährigen Fräulein Clara, und wiegte den kleinen, lieblichen Spätling, die dreijährige Angela auf seinem Knie, die sich bald als seine Herrscherin gebärdete, ihn wie einen Pagen und Haushofmeister in ihrer Puppenwelt gebrauchte, und durch ihre naiven, klugen Einfälle ihn für den seltsamen Dienst zu gewinnen und fest zu halten wußte.

Doch außer diesen Familiengliedern ward noch eine Person nicht von ihm übersehen, die zwar eine untergeordnete Rolle zu spielen schien, deren geheimer Einfluß aber bald von ihm erkannt wurde. Es war ein Frauenzimmer, Aurora benannt, welche als Gesellschafterin von Mainz mitgenommen worden, und welche bei der Kränklichkeit der Edelfrau alle Funktionen der Haushofmeisterin, der Gouvernante, der Wirthschafterin, überhaupt in weitestem Sinne der Stellvertreterin ihrer Dame in sich vereinigt zu haben schien. Demoiselle Aurora schwebte auf der bösesten Jahresstufe ihres Geschlechtes, sie feierte ihren Geburtstag noch unter der Zahl dreißig, erröthete jedoch jedes Mal, wenn der Geburtstagskuchen, den ihr die Kinder brachten, eine Zahl in seinem süßen Centro sehen ließ; übrigens berechtigte sie ihre Außenseite zu der Unwahrheit und Verheblung, denn ihre Gestalt trug alle Blüthe der Jugend; ihre Größe überschritt die angenehme Mitte nicht, welche die Männer vorziehen; über einer schlanken Taille hob sich eine üppige Brust; die lockende Wölbung der Hüften trug ein zierlicher Fuß; natürliches Roth malte die runde Wange; unter breiter Augenbraue blitzte ein dunkles Auge, aus dem gleich dem Farbenwechsel des Chamäleons jetzt kecke Laune, dann verlockende Sentimentalität, dann brennende Leidenschaft und jetzt wieder stiller, anziehender Tiefsinn an das Licht trat, wie es der Besitzerin passend schien, und eine Gewandtheit und Lebhaftigkeit ihres Benehmens, eine fast unbegreifliche Kunstfertigkeit, sich in alle Hausgenossen zu fügen, Allen gerecht zu seyn, gab ihr eine mysteriöse Gewalt, mit der sie, die Untergeordnete, die arme, bürgerliche Waise, Alle, denen sie zu dienen schien, auf wunderbare Art beherrschte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein interessanter Vorfall aus dem Leben eines Arztes.

(Ausgezogen aus den verm. Nachr. „des Auslandes" Nr. 335 vorigen Jahres.)

Doktor Buisson wurde, wie es scheint, in den zwanziger Jahren, zu einer Frau gerufen, welche vor ohngefähr vierzig Tagen von einem verdächtigen Hunde gebissen worden war, und nun mit allen Symptomen der

Wasserscheu und des nahen Todes darnieder lag. Auf ihr eigenes dringendes Bitten wurde ihr eine Ader geöffnet, und als Doktor Buisson seine blutbespritzten Hände reinigen wollte, griff er unvorsichtiger Weise zu einem Handtuche, mit welchem man der Kranken kurz vorher den Schaum vom Munde gewischt hatte. Zum Unglücke hatte er damals ein kleines Geschwür an der Hand, er glaubte jedoch, daß ein fleißiges Nachwaschen hinreichen werde, um die Gefahr der Ansteckung zu beseitigen. Allein schon am neunten Tage fühlte er die ersten untrüglichen Spuren der ausbrechenden Wasserscheu, gerade als er zu einem Kranken fuhr. Bald kehrten die drohenden und schmerzlichen Symptome alle fünf Minuten wieder, und das Bewußtseyn, an einem der gräßlichsten Uebel zu leiden, brachte ihn dermaßen zur Verzweiflung, daß er sich in einem Dampfbade zu ersticken beschloß. Er ließ die Hitze bis auf 42° steigen; wer beschreibt aber sein Erstaunen und seine Freude, als er sich hierauf von allen Beschwerden frei fand? Er fühlte sich nach dem Bade so gesund, daß er tüchtiger aß, und mehr trank, als gewöhnlich.

Seit jener Zeit hat Dokt. Buisson, nach seiner Angabe, mehr als 80 Personen durch russische Dampfbäder und schweißtreibendes Zudecken während der Nacht (wobei er zugleich häufiges Trinken eines warmen Absudes von Sassaparilla verordnete) von der Wasserscheu geheilt. Nur ein siebenjähriger Knabe unterlag im Bade. Buisson ist von dem Erfolge seines Heilverfahrens so fest überzeugt, daß er jeden Augenblick bereit ist, sich das Wuthgift einzuimpfen, und seine Cur an sich selbst zu erproben. Auch hat er sich nun zu einer im Jahre 1823 der Akademie der Wissenschaften eingesandten, anonymen Abhandlung über die Wasserscheu als Verfasser bekannt. Nach seiner Erzählung heilte sich ein Neffe des berühmten Tonsetzers Gretry, wenn auch nicht genau auf dieselbe Weise, so doch auch durch ein schweißtreibendes Mittel. Er wurde nämlich mit mehreren Andern von einem tollen Hunde gebissen, und da seine Leidensgenossen alle elend zu Grunde gingen, wollte er wenigstens eines lustigen Todes sterben, tanzte Tag und Nacht wie ein Faschingsbruder, und — genas. Buisson führt auch an, daß jener Krankheit gerade die Thiere am meisten ausgesetzt sind, welche niemals schwitzen, nämlich Hunde, Wölfe und Füchse, und daß auch die Folgen des Tarantelstiches durch heftiges Tanzen gehoben worden sind.

Sonderbar genug las ich kurz vor dem Aufsatze, den ich hier ausgezogen habe, eine Art von Berichtigung des bekannten Hydropathen Prof. Oertel, in welcher er sich nach Anführung der ovidischen Verse

> Tollere nodosam nescit Medicina podagram,
> Nec formidatis auxiliatur aquis

rühmt, das Podagra und die Wasserscheu durch Anwendung des kalten Wassers zu heilen.

Kleinigkeiten.

IV.

Walter Skott's so zahlreiche, historische, antiquarische, den Cultus betreffende Verstöße wurden mehrmals hier und im Archiv für Geschichte, gegen die Behauptung, daß er auch hierin ausgezeichnet sey, nachgewiesen.

Einen weitern Nachtrag dazu gewährt ein zufälliger Blick in das schöne Mädchen von Perth, wo in des ersten Theiles zehntem Kapitel gar umständlich auseinander gesetzt wird, wie es gekommen, daß König Robert III. von Schottland, und sein Bruder, der Herzog Robert von Albany, denselben Taufnamen geführt? mit dem Beisatze: „Wir bemerken dieses, um den sonderbaren Umstand zu erklären, daß in einer Familie zwei Brüder denselben Taufnamen führten, was um jene Zeit gewiß eben so selten war, als heut zu Tage.“ —

Eben heut zu Tage sah der schottische Barde Ludwig XVIII. auf Frankreichs Thron, den Bruder Ludwigs XVI., und alle Leser, die das wußten, konnten die Erklärung jener Ungewöhnlichkeit entrathen, vollends jene, die da wissen, daß in allen Zweigen des Fürstenhauses Reuß, alle Brüder, Väter und Oheime, Heinrich heißen, und Böhmens Familiengeschichten älterer Zeit nur zu oft einen Niklas, Johann u. d. gl. Deym, Lobkowic, Rosenberg u. s. w., den ältern und den jüngern, anführen.

Anekdote.

„Herr Lieutenant!“ sprach ein Soldat zu diesem, „es ist doch recht schwer, den Unterschied zwischen mir und mich zu finden. Wie fang ich's am Besten und Leichtesten an, darin keinen Fehler zu machen?“

„Da kann ich Dir keinen besseren Rath geben,“ war die Antwort, „als im Dienste immer mir, und außer dem Dienste immer mich zu sagen.“

Dreisylbige Charade.

Wer mit den ersten Beiden
Die Letzte unternimmt,
Der findet manches Schöne
Und Herrliche bestimmt.

Doch wehe! wenn vom Ganzen
Dabei der Sinn erglüht,
Und endlos ohne Ruhe
Von Qual und Leiden sprüht! —

J. F. v. S.

(Die Auflösung folgt.)

Die Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 10 ist:

Frauenberg.

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 26. Jänner.

Am 26. wurde zum Besten des Herrn Grabinger in böhmischer Sprache aufgeführt „Der Bauer als Millionär,“ Zauberposse von Raimund, übersetzt von J. Ch. . . . Ich muß zwar die Gründe achten, welche den Uebersetzer bewogen haben, seinen Namen nicht öffentlich bekannt zu geben, weil ich sie nicht kenne; allein es ist nach meiner Ansicht nichts Unverdienstliches oder gar Unlöbliches, zur Erheiterung der böhmischen Theaterfreunde seinen Theil beizutragen, vorzüglich, wenn man dem Uebersetzungsgeschäfte so gewachsen ist, wie J. Ch. . . . Auch ist die Wahl „des Millionärs“ gar nicht zu tadeln, weil die Allegorie dieser Zauberposse nicht schwer zu fassen ist, und jener misanthropische Unmuth, der sich in den späteren Erzeugnissen des talentvollen Dichters ausspricht, im „Millionär“ weniger hervortritt. Da ich mich einmal über die zwitterhafte Wirkung der Raimundschen Posse schärfer ausgesprochen habe, als es vielleicht die Bewunderer eines ausgezeichneten Dichtertalentes gern lesen mochten: so war ich höchst begierig, welchen Effekt „der Millionär“ auf ein weniger befangenes Publikum hervorbringen würde. Das Haus war gedrängt voll, und die zahlreiche Versammlung zum Beifall um so geneigter, als Herr Grabinger, zu dessen Vortheile die Posse gegeben wurde, zu den ersten Lieblingen der böhmischen Theaterfreunde gehört. Allein ganz gegen die natürliche Regsamkeit und Lebhaftigkeit des Publikums behauptete es mit wenigen Ausnahme eine ruhigernste Haltung, so daß es fast scheint, als ob das offen vorliegende, nicht durch ernste Beziehungen, sondern durch sich selbst pikante Lächerliche dem heiteren Sinne der Böhmen mehr zusagen wolle. Wenn ich mir einen Vorschlag erlauben darf, so wäre es vielleicht besser, die Wiener Staberliaden auf die böhmische Bühne zu bringen, umsomehr, da sie sehr leicht eine heimische Lokalität annehmen können; denn lächerliche Subjekte wie Staberle, gibt es in jeder Stadt, und das Grundverhältniß, auf welches der als komischer Volksdichter sehr schätzenswerthe Adolph Bäuerle die ersten Staberliaden baute, bestand ja in den Zeiten der Kriegsbedrängnisse auch in Prag. Am besten gefiel vom „Millionär“ die Scene mit der „Jugend,“ dann jene des Aschenmannes mit der „Zufriedenheit,“ und fast alle unumwundenen Späße und Schwünge des Humors. Herr Grabinger gefiel als „Millionär“ entschieden, und wurde stürmisch gerufen; von den Uebrigen erwarben sich Dem. Roscher (als Jugend) und Gran (als Alter) reichlichen Beifall. Die letzten Scenen waren jedoch schlecht memorirt, was sonst im Böhmischen zu den Seltenheiten gehörte.

Technisches.

Wir kennen eine Oel-, Fresco-, Gouache- und Aquarell-Malerei, eine Xylo-, Chalko-, Sidero- und Lithographie, aber in der 304. Nummer des allgemeinen Anzeigers der Deutschen v. J. will Herr Hoffmeister aus Kleinschmalkalden die zeichnenden Künste durch einen neuen Zweig vermehren. Der Titel des Aufsatzes ist nach Art der Theaterzettel mit einem „oder“ versehen, und lautet: „Heliographie, oder die Sonne als Kupferstecher.“ Da es nämlich bekannt ist, daß die meisten Farben an der Sonne schwinden, so meint Herr Hoffmeister, daß eine mit solchen Farben bemalte Tafel, auf welche bestimmte Gestalten (konstante) Schatten werfen, der Sonne ausgesetzt, nach und nach ein „monochromisches Gemälde“ geben müsse. Auch könne man mittelst einer so beschatteten Tafel, dann eines Firnisses, der schnell in der Sonne trocknet, aber im Schatten feucht bleibt, endlich der bei der Aquatintamanier angewendeten Staubmaschine „mit leichter Mühe auch vielfarbige Gemälde hervorbringen;“ nur wäre einer solchen Sonnenkupferstecheranstalt beständig ein so schöner Mai zu wünschen, als der dies- (vor-) jährige war; doch ließen sich vielleicht bei einem großen Feuer dieselben Wirkungen hervorbringen, damit nicht jeder trübe Regentag zugleich ein Feuertag werde. Uebrigens verstehe es sich von selbst, daß die Tafeln, auf welchen solche Gemälde verfertigt werden sollen, dem Laufe der Sonne folgen müssen, damit der Schatten immer auf dieselbe Gränze falle.— Bei diesem Vorschlage fiel mir ein anderer, nach dem zur Beseitigung der schauderhaften Gottesäcker die Leichen durch große galvanische Apparate verglast, und noch ein anderer, nach welchem die Blutmasse eines theueren Todten in Eisen verwandelt werden sollte, um daraus eine Denkmünze ohngefähr von der Größe eines Thalers zu schlagen.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 31. Jänner **Nro. 13.** 1834.

Für Theaterfreunde.

Sonntag den 2. Februar d. J. wird im k. ständischen Theater um 4 Uhr Nachmittags ein Quodlibet in zwei Abtheilungen in böhmischer Sprache zum Vortheile des Hrn. Karl Strakaty aufgeführt. Die Bestandtheile desselben sind mehrere Ouverturen und Gesangstücke aus allbeliebten klassischen Opern: „Die Vestalin,“ „die Stumme von Portici,“ „der Wasserträger,“ u. s. w. mit ergötzlichen komischen Scenen abwechselnd. Gewiß wird in demselben die große Arie aus „Robert dem Teufel,“ gesungen von Dem. Lutzer, welche bereits in dem Concerte des Hrn. Bezdèk mit dem allgemeinsten, stürmischsten Beifall aufgenommen worden, das lebhafteste Interesse erregen. Die zweite Abtheilung besteht aus der Ouverture, einer Arie und dem ganzen letzten Akte der Oper: „Zampa,“ worin Mad. Podhorsky die Rolle der Camilla übernommen hat. Die Theilnahme der Kunstliebhaber, welche sich Hr. Strakaty, besonders in der letzten Zeit in so hohem Grade erworben, die gelungene Wahl der Gegenstände und die Mitwirkung mehrerer der ersten Lieblinge des Publikums dürften dem Beneficianten einen sehr zahlreichen Besuch verbürgen.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Keine Woche war verlaufen, und auch Philibert fühlte sich unterjocht und gebunden. Freilich mußte sie dem jungen Pariser, der wenigstens von fern dem Hofleben des vierzehnten Ludwigs, zuschauen gedurft und dessen Sinne von dem feinen narkotischen Dunstkreise oft in einen Ahnungsschwindel gerathen waren, am meisten zusagen, denn die Edelfrau verbot durch den Nimbus, der sie als eine Halbverklärte umgab, jede Aeußerung der Galanterie, Fräulein Clara hörte zwar gern seine Huldigung, verstand aber in ihrer Kindlichkeit wenig davon, und gab nichts zurück; Aurora aber ging in leichtsinniger Verwegenheit in das romantische Spiel ein, ohne welches einmal kein Pariser, wäre er auch kaum Page geworden, leben kann, und das ihm nöthig ist wie Luft und Licht, aber das über die Jahre der Unerfahrenheit hinaus gewachsene Mädchen lockte ihn bald über die Perioden der Sonette, der Blicke und Seufzer hinweg, und mit Schrecken sah sich der junge Ritter fast ohne sein Zuthun, fast ohne seinen Willen von dieser schönen Circe in ein sehr enges Band verflochten, das zwar in seiner Neuheit, seinem Geheimniß, seinem Sinnentaumel ihn berauschte, ihn zu beglücken schien, aber ihn erröthen machte, wenn er der lieblichen, reinen Clara gegenüber stand und ihr lichtblaues Auge vertrauend und vertraut sich zu ihm aufschlug. Im seltsamsten Widerspruch hielt seine innerste Empfindung ihn bald fest, bald trieb sie ihn fort von dem Orte, wo sein Wesen aus allen gewohnten Schranken gerissen worden, und so schwer er sich von Claras feiner Hand losmachte am Scheidungsmorgen, so schmerzlich er sich am Abende vorher aus Auroras Sammetarm losgerissen, so sagte er sich doch, als er zurückschauend die alte Burg auf ihrer Höhe schon weit hinter sich liegen sah, daß sein Urlaubstermin wohl zu rechter Zeit abgelaufen seyn möchte. —

Drei Jahre hatte der Chevalier im Gewühle der dänischen Seestadt verlebt; die Verschiedenheit der Sitte und Lebensweise, die Nähe des Meeres, die großartigen Verhältnisse eines Seestaates, das Studium der Schiffahrt und des Flottendienstes, das den jungen Mann unwiderstehlich anzog, wie es jeden Jüngling von Phantasie, Geist und Feuer in seiner Gefährlichkeit, seiner kühnen Wirksamkeit, da es geschiedene Welten verbindet, anziehen muß, dazu die Geschäfte, welche ihm der Gesandte auftrug, ließen ihn kaum seiner Vergangenheit gedenken, doch wenn ihm in König Christians Schlosse im Zirkel der steifen, gezierten Schönheiten Kopenhagens die Luft schwül und beklemmend däuchte, stand manchesmal die liebliche, zarte

Blume der Rheinfelsen, die anspruchslose Clara vor seinen Augen, und in sehnsüchtiger Träumerei sprach er geheim wie ein Einsamer mitten im glänzenden Hoffeste zu ihr in die Ferne hinaus. —

Ein Schreiben seines Oheims, des Marschalls, gab ihm plötzlich die Aussicht auf eine erwünschte Veränderung seiner Verhältnisse. Der Graf war Gouverneur der wichtigen occupirten Festung Landau geworden, und er rief seinen Neffen zu sich, um Theil zu nehmen an den großen Ereignissen, welche vor der Thür waren, und von denen der Alte höheren Rang und Platz zu hoffen, verführt wurde. Trotz dem vergaß er jedoch seines Neffen nicht, und im Gegensatz zu seiner bekannten Charakter-Rohheit und Grausamkeit als Soldat rief er mit fast rührender Vatersorgfalt ihn auf, die guten Zeugnisse, welche der Gesandte dem Hofe zu Paris von ihm zukommen lassen, um auch durch höhere, männlichere Selbstständigkeit zu besiegeln, und durch Waffenthat zu beweisen, daß ihm außer der Courtoisie und Höflingstugend auch die übrigen Eigenschaften eines französischen Edelmannes nicht mangelten. Mit innerer Freude beurlaubte sich der junge Melac, und durchflog ohne Aufenthalt die niedersächsischen Provinzen und das Hessenland; als jedoch die schönen Ufer des Rheinstroms ihn umfingen, als er die Gesänge der fröhligen Winzer vernahm, da umklammerte ihn die Erinnerung, wie mit unbezwinglichen Liebesarmen, und er konnte sich nicht versagen, ihr einige Tage zu opfern. Er kam spät Abends im Schlosse der Esenheimschen Familie an, aber keines der jüngern Mitglieder sprang ihm entgegen, Hof und Gebäude schienen leer und entvölkert, zwei junge Dienstboten, ein Bursch und ein Mädchen, schaueten ihn neugierig an, und als er sich der Herrschaft hatte melden lassen, bekam er die Antwort, der Schloßherr sey nicht daheim, sondern zur Jagd hinaus, die Edelfrau bedaure, den Fremden so spät nicht selbst empfangen zu dürfen, heiße ihn jedoch willkommen, und würde gastliche Sorgfalt für ihn üben lassen. Betroffen stieg der Chevalier vom Sattel und folgte dem jungen Diener zu einem Seitenflügel des Schlosses, wo ihm ein kleines Zimmer aufgeschlossen wurde, das ihm gar bekannt war, denn Junker Jerome hatte hier gewohnt, und Alles darin, die Mobilien, die Waffen an der Wand, der Arbeitstisch, der Bücherschrank, das Bett im Cabinet, Alles stand noch eben so wie dazumal, und Melac meinte, der junge Freund, der ihm einst so viel Liebes erwiesen, müßte jeden Augenblick herein stürmen, und sich an seine Brust werfen. Er fragte den Diener, der die Kerzen anzündete, forschte bei der Magd, welche einige kalte Speisen und den silbernen Deckelkrug mit Wein vor ihm auf den Tisch pflanzte; beide waren erst seit einigen Wochen im Dienst; beide zeigten einen Respekt vor der Herrschaft, der wie Furcht ließ; beide kannten keine Kinder des Edelherrn, gaben die Hausgenossenschaft als nur aus dem Herrn, der Dame, dem Leibjäger und einer kranken Verwandten bestehend an, und vermehrten so die Räthsel, welche der Unterschied seiner ersten und zweiten Aufnahme bei derselben Familie bereits in dem lebhaften Franzosen erregt hatte. Doch mit dem leichten Sinn seines Alters und seiner Nation tröstete er sich mit der gewissen Auflösung am nächsten Morgen, meinte, die jungen Esenheimer könnten ja schon seit Wochen eine Reise zu Verwandten oder zur Weinlese gemacht haben, freuete sich des Wohlseyns der verehrten Edelfrau, und gedachte selbst ohne große Theilnahme der kranken Aurora, weil ihm dadurch ein Erröthen und die Beklemmung, welche er schon bei dem Gedanken an ihre erste Begegnung empfand, erspart werden möchte. — Er hatte das dargebotene Mahl nicht verschmäht, der herrliche Rebensaft hatte seine Müdigkeit verscheucht, nachdem er seinen Reitknecht fortgeschickt, hatte er Fenster und Thür geöffnet, um die dumpfe Luft des vielleicht lang verschlossenen Gemachs zu vertreiben, und saß jetzt, von dem Zuge der lauen Nachtluft erquickt, am Fenster. Mitternacht schlug die Schloßuhr mit scharfen Metalltönen, da polterten Schritte im Gange und in seiner Thür erschien eine Gestalt, die durch ihren Anzug und ihren Jammerton in dieser Tageszeit auch dem Beherztesten ein augenblickliches Erschrecken erwecken mußte. Er sprang auf und haschte nach seinem Degen, aber augenblicklich erkannte er seinen Baptist, seinen Diener, der im Hemde und niederhängenden Strümpfen, mit leichenblassem Gesicht und von der Stirn sich aufwärts sträubendem Haar, herein schwankte, athemlos sich zu ihm flüchtete und fast neben ihm niedersank. —

„Was ist Dir geschehen? Bist Du fieberkrank?“ fragte er besorgt den treuen Burschen, indem er den Knieenden umfaßte und ihm das schwarze, kurze Haar auf die Stirn niederstrich, wobei er kalte Schweißtropfen an seinen Fingern fühlte.

„Herr!“ stotterte der junge Gascogner. „Um des heiligen Josephs willen schließt die Thür, ehe Ihr weiter fragt.“ —

„Furcht also?“ fragte Melac ärgerlich, indem er die linke Hand zurückzog und mit der Rechten den Diener nicht eben sanft vom Boden aufriß. „Pfui über die Memme! Du weißt von unserer ersten Reise her, ich dulde das nicht, und ich glaubte Dich geheilt von dem angeerbten Makel, seit ich sah, wie Du den Fäusten der dänischen Schifferknechte wie ein braver Franzmann zu begegnen wußtest. Was gibt's denn nun hier Gefährliches im stillen Schloße? Schnell heraus damit, oder Du fühlst einmal wieder meine schlanke Klinge auf den Schultern.“ —

„O Herr!" jammerte der bleiche Bub; „habt Mitleiden und höret mich an zuvor. Das ist's eben, daß das alte Schloß so ein stilles Schloß ist. Hier, wo Ihr sprecht und scheltet, wird mir auf der Stelle besser um's Herz." — Mit scheuen Blicken zur Thür erzählte er jetzt, was ihm begegnet. — Auch ihm hatte der Diener des Schlosses ein gutes Kämmerlein angewiesen, und zwar in demselben Flügel, jedoch ganz am Ende der Gallerie, ein rundes, gewölbtes Gemach, welches in einem Eckthurme der Burg zu liegen schien. Wohlgemuth, gesättigt durch ein tüchtiges Abendbrot, müde vom Ritte, hatte er sich entkleidet, das Lämpchen gelöscht und das Bett eingenommen. Schon streuete der Schlafgott den Inhalt seiner Mohnköpfe über ihn aus, da schlug ein Ton an sein Ohr, der plötzlich alle Müdigkeit verscheuchte, seine Augen weit aufriß, und ihn aufrecht im Bett sitzen machte. Es war ein wimmernder, herzdurchschneidender Ton, unbeschreibbar sein Ausdruck, wie von unten herauf quellend und sich in kurzen Zwischenräumen wiederholend. Baptist fühlte sich augenblicklich wie im Schweiß gebadet, als jetzt aber zwischen dem Gewimmer sich ein lauterer, gellender Schrei erhob, war er mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett und stand mitten auf dem kalten Estrich. Scheu sah er sich um im runden mondhellen Gemach, das jedoch bei seinen wenigen Geräthschaften Niemand verbergen konnte. Er wankte zur Thür, öffnete mit zitternder Hand und blickte bebend auf den Gang hinaus. Horch, da regte es sich fern; ganz am Ende der Gallerie, die hie und da halb vom Mondlicht erleuchtet, sich fast endlos dehnte, bewegte sich ein weißes Wesen, und zurück flog er in den finstersten Theil seines Kämmerchens. Mit Todesschauern hörte er das Gezischel näher kommen; jetzt schlüpfte das weiße Gespenst an seiner offenen Kammerthür hin und versank dicht neben ihr in den Boden. Einige Minuten noch stand er an die kalte Steinwand gelehnt, da wimmerte es wieder dicht unter ihm, seine Füße hoben sich wie in Krämpfen, zur Thür stieß es ihn, fort, hinaus, bis er die große Schloßtreppe vorbei geflohen, bis er da, wo sich der Flügel winkelicht zum Mittelgebäude fügte, das Kerzenlicht aus seines Herrn Zimmer leuchten sah und kaum die Thür desselben zu erreichen vermochte. „Herr," schloß er seinen Bericht, „dieses Schloß ist verwünscht, wie so manches alte Steinnest in unserm Frankreich, wo die Barone spuken müssen bis zum jüngsten Gericht, weil sie Bauern und Fröhner in ihren Erdlöchern zu Tode gemartert. Die deutschen Freiherrn mögen auch nicht aus der Art geschlagen seyn, und wer weiß, welch ein alter Mordritter hier umgeht und aus Langweil fremden Reisenden das Genick abstößt. Lieber Herr, gegen derbe Menschenfäuste und bei Tage die Brust herzuwenden, habt Ihr mich gelehrt; aber gegen Begrabene, die das Sargkleid abschütteln, und durch welche Faust und Degen durchfährt wie durch einen Irrwisch, dürft Ihr kein gutes Christenkind hetzen, wenn Ihr selbst ein gläubiger Christ seyd." —

„Muster von einem Waffenknecht," rief verächtlich lachend der Chevalier, „ich muß mir nur noch eine Motion machen, um dem jämmerlichsten Sohn der tapfersten Provinz eine gute Nacht zu bereiten, aber die Fledermaus oder das Käuzchen, welches ich an meinen Degen gespießt aus diesem Feldzuge mitbringe, sollst Du ungebraten verzehren, so wahr ich eines Melacs Sohn mich nenne." — Und rasch ergriff er eine der Kerzen mit der linken Hand, seinen Degen mit der Rechten, stieß den armen Burschen, der nach seinem Aermel faßte, zurück, und schritt so schnell in den Gang hinaus, daß er nur noch von fern die Stimme des Verlassenen vernahm, welcher jammernd rief: „Kehret zurück, lieber Herr! O, wenn Ihr nicht wieder kämet, hätte der Baptist Eure arme Seele auf dem Gewissen, und würde hier allein in der langen Nacht ebenfalls am Herzbruch sterben ohne Beicht und Absolution." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

V.

Die Bohemia hatte einst in zahlreichen Belegen nachgewiesen, wie die rächende Nemesis schon hier die meisten Uebelthaten, und zwar nach den Worten der Schrift, auch an den oft unschuldigen Nachkommen entgelte, und darin namentlich Elisabeths von England verzweifelnden Tod, als eine Strafe des Himmels für die Hinrichtung der schottischen Königin Maria hervorgehoben. Allein auch dieser ihr Haupt war, nicht nur durch eigene Fehltritte, den finstern Mächten, dem Arme der Nemesis verfallen, durch das von ihrem Vater nur zu reichlich vergossene Blut der Douglas.

Archibald Angus Douglas, obenein Jakobs V. von Schottland Stiefvater und Vormund, Heinrichs VIII. von England Schwager, dem der Zwölfjährige entlaufen war, um selbstständig aufzutreten, ward nebst andern, der Rache des Fürsten geopfert und sogar die ganz unschuldige, schöne, liebenswürdige Schwester desselben, erlitt den Tod von Henkershand.

Für Agrippinens Gräuelthaten konnte es keine gräulichere Entgeltung geben, als der Tod, von des Sohnes, von Nero's Hand, und dessen elender Ausgang, für die beleidigte Menschheit vielleicht früher erwünschlich, bewährte das Allbekannte: Die Strafe kömmt, wenn auch langsam, doch sicher nachgehinkt.

Um übrigens mit etwas Einheimischem hierin zu reden, so bemerkt einer unserer ältesten Chronisten, Benesch von Weitmil, zum Jahre 1341, nachdem er erzählt, wie Margarethe die Maultasche, von Kärnthen und Tirol, sich ihres Gemahls, des böhmischen Prinzen Johann, entledigt und den Herzog Ludwig von Baiern geheirathet: Sie habe zwar einen Sohn in dieser Ehe erhalten, allein ihr Gemahl, stets an der Fußgicht leidend, sey endlich elendiglich gestorben, kurz nach ihm dieses Söhnlein, und mit der Zeit, als halbe Gefangene, verdrängt von Land und Leuten, Margarethe selbst.

Anekdote.

Gelehrte Artigkeiten.

Der bekannte Hydropath Oertel wurde im vorigen Jahre von Doktor Brehme hart im allg. Anz. d. D. mitgenommen. Gerade auf den schwächsten Punkt antwortete nun der Erste, es sey ihm bei Durchlesung der Worte des Doktor Brehme gewesen, als ob ihn eine Viehbrehme gestochen hätte. Ist das Witz? und wäre es solcher, würden sich nicht Ungelehrte schämen, ihn drucken zu lassen?

Jeremiade

in Form einer zweisylbigen Charade.

Es wohnt ein schwarzgelocktes Mädchen
In einem petersdorfer Haus,
Und sieht gar oft als Amorettchen
Vom Fenster in die Welt hinaus.

Das holde, süße Kind zu sehen,
Empfind' ich nun die Zweite sehr,
Und ließe Welt und Menschen gehen,
Fänd' meine Liebe nur Gehör.

Doch ach! Die muß im Herzen ruhen,
Kömmt kaum an's frohe Tageslicht;
Denn will ich auch nur leise thuen
Was hier der Ersten Sinn entspricht:

So blüht mir dennoch kein Entzücken,
Da die Verehrte schnell entflieht,
Und an dem Fenster meinen Blicken
Durch's böse Ganze sich entzieht! —

J. F. v. S.

(Die Auflösung folgt.)

Theater und geselliges Leben.

Geselliges Leben in Odessa.

Bélanger gibt in seiner „Reise nach Ostindien," die er in den Jahren 1825, 26, 27, 28 und 29 durch das nördliche Europa, durch die Provinzen des Caucasus, durch Georgien, Armenien und Persien u. s. w. unternahm, ein sehr vortheilhaftes Gemälde von dem geselligen Leben in Neu-Rußlands Hauptstadt Odessa, aus welchem die folgenden Züge nicht uninteressant seyn dürften.

Die Russen, sagt Bélanger, besitzen im Allgemeinen alle zur Conversation tauglichen Eigenschaften, und sind äußerst zuvorkommend gegen Fremde, besonders gegen Franzosen. Ueberall findet man den guten Ton der Pariser Gesellschaft, die Holländische Reinlichkeit, die Englische Bequemlichkeit, und etwas von orientalischem Reichthume.

Obgleich ich seit meinem Eintritte in dieses Reich gewohnt war, Russen unsere Sprache reden zu hören, so war ich doch oft über die Leichtigkeit der Aussprache, und fast möchte ich sagen, über die Grazie, mit welcher sie sich ausdrücken, erstaunt, so wie über die Wortspiele, die sie in französischer Sprache mit eben so viel Gewandtheit zu Tage förderten, als unsere Männer von Geist.

Diners, Bälle und Schauspiele sind, wie überall, Zweck der Versammlungen. Das Theater wird sehr besucht. Man spielt dort abwechselnd bald Russische, Polnische und Deutsche Stücke, und führt fast jede Woche eine Italienische Oper auf. Die mit diesen Opern beschäftigte Truppe hat einige Leute von Verdienst; da man aber nicht genug Leute hat, die hinlänglich Italienisch verstehen, um die untergeordneten Rollen spielen zu können, so bedient man sich dazu der Russen, und wenn sie irgend etwas im Stücke zu sprechen haben, so sagen sie es dem Schauspieler ins Ohr, der es dann wieder dem Publikum vorträgt.

Der merkwürdigste von allen Bällen ist der Clubball; das Lokale, welches auch zum Börsengebäude dient, besteht aus einem sehr schönen ovalen Saale, um welchen rings eine von Säulen getragene Gallerie läuft.

Ich wohnte einem solchen Balle bei. Die Gesellschaft war zahlreich; sie bot einen prachtvollen Anblick dar, zu welchem der Reichthum der Offiziersuniformen aller Grade noch Vieles beitrug, und die außerdem noch neuen Glanz durch den prachtvollen Schmuck und die Schönheit der Frauen erhielt. Ein auf der Gallerie befindliches Militairorchester eröffnete den Ball mit einer Polonaise, die der größte Theil der Gesellschaft paarweise tanzte. Auf diese Promenade folgte bald ein Französischer Contretanz und darauf ein Russischer Walzer, das Hübscheste, was ich in dieser Art gesehen habe. Die Lebendigkeit der Tänzer, die Anmuth der Tänzerinnen, die Bewegung, welche die Militairmusik diesem Walzer einprägte, verlieh dem Ganzen einen Reiz ohne Gleichen; aber vor Allem entzückte mich der nun darauf folgende Polnische Tanz. In demselben entwickelten die Frauen eine solche Geschwindigkeit der Bewegungen und eine Eleganz in den Stellungen, daß ich bedauerte, an einem so reizenden Vergnügen nicht auch Theil nehmen zu können.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

// Bohemia,
ein
Unterhaltungsblatt.

Den 2. Februar **Nro. 14.** 1834.

Die Nachtwandlerin,

geschildert nach einer wahren Begebenheit

von

Karl August Glaser.

Es wirken mannigfaltig wunderbar
Geheime Kräfte in dem Weltenringe;
Dem Weisesten wird das Warum nicht klar
So vieler außerordentlichen Dinge.
Wie unerforschlich mächtig, o Natur,
Wie staunenswürdig seltsam ist dein Walten!
Wir selber bleiben uns ein Räthsel nur,
Doch leitet Alles, wie sich's mag entfalten,
Auf einer ew'gen Allmacht heil'ge Spur.

In des Abends grauer Dämm'rung
Sitzt des rauhen Vaters Kind,
Eine schöne, blüh'nde Jungfrau,
Zücht'gen Wandels, fromm gesinnt,
Still und einsam in der Kammer,
Und aus ihren Taubenaugen
Träufeln mild, wie Thau auf Rosen,
Thränen über ihre Wangen,
Kündend ihrer Seele Schmerz.
Wehmuthsvoll die Hände faltend,
Blickt sie seufzend himmelwärts,
Denkend ihrer guten Mutter,
Die im ew'gen Heimathland
Tugendlohn und Frieden fand.

Seit die Theure ihr entrissen,
Fühlt sie, ach! was sie verloren;
Denn es läßt mit allen Schätzen
Nie die Liebe sich ersetzen,
Derer, die uns hat geboren.
Schüchtern beugt dem harten Sinn
Ihres Vaters, einsam weinend,
Sich die sanfte Dulderin,
Und bei ihren heißen Thränen
Zieht den Geist ein mächtig Sehnen,
Wie im Wachen so im Traum,
Nach dem hohen Sternenraum.

Lange sitzt die Trauernde,
Ernst versunken in Gedanken —
Oed' und Dunkel im Gemach
Wird's, wie in der Jungfrau Seele,
Die kein Freudenstrahl erhellt:
Und sie sinkt auf's Ruhbett nieder,
Sich vergessend und die Welt,
Schließt die müden Augenlieder —
Und entschlummert endlich sanft.

Der Vollmond lächelt im Silberlicht,
Und blickt, aus azurnen Höhen,
Der Jungfrau gar traulich in's Angesicht,
Und sie scheint seinen Gruß zu verstehen:
Es wogt der Schlafenden Schwanenbrust,
Und Seufzer dem Busen entsteigen,
Und als wär' sie sich ihres Thuns bewußt,
Bricht die schlummernde Jungfrau das Schweigen:
„Ich komme, ich komme, du lieblicher Freund!
Der in schweigender Nacht am Himmel erscheint,
Meine Sehnsucht kennt und mein Leiden sieht,
Und mit Zaubergewalt empor mich zieht.“
Und eilends verläßt sie die Lagerstätte:
„Ich komme, du holder Liebster mein!
Nur leise — nur leise — daß Niemand mich hört,
Sonst würd' ich Aermste der Welt zum Gespötte;
Nur sachte — sachte — ich stell' mich ein,
Wo Keiner die Liebenden sucht und hört.“

Düst're Wolken, schwarz und grau,
Zieh'n herauf am Horizont;
Bleich gesäumt, wie Leichentücher,
Wallen still sie um den Mond,
Der aus hohem Aetherblau
Niederblicket auf die Erde,
Wo ein kühler Nebelthau
Rieselnd fällt und sie befeuchtet,
Gleich als weinte sanft der Himmel
Ueber einer Todtengruft,
Die der Mond, als Trauerfackel,
Zweifelhaften Scheins erleuchtet.

Was mag das wogende Gedränge,
Die Eile einer Volksmenge

Am späten Abend jetzt bedeuten?
Was stört die Ruhe in der Stadt?
Ist's Feuers- oder Wassersnoth? —
Nein! — Keine Glocken hört man läuten. —
Ist es ein mörderischer Tod?
Führt die Empörung frech das Wort? —
Mit nichten! Denn gelassen schreiten
Die Wachen in den Straßen fort.

Das Volk, zu Tausenden geschaart,
Vor einem hohen Hause steht,
Und flüstert leise: „Seht nur, seht,
Es wandelt ein weibliches Wesen dort oben,
Im Mondlicht, mit flatterndem Haar;
Wie hat sie zur schwindelnden Höh' sich erhoben?
Wer entreißt sie der grausen Gefahr?
Zwischen Tod und Leben schwanket die Arme:
Daß ihrer der Himmel sich gnädig erbarme!"

Und aus eines Zeugen Mund
Wird den Andern dieses kund:
„Eines Bäckers schöne Tochter
Ist die Jungfrau, die dort wandelt
Auf dem steilen Dach des Hauses.
Wohl in mancher stillen Nacht,
Wenn das rege Stadtgetümmel
Längst verstummt ist, und am Himmel
Friedensmild der Vollmond glänzt,
Zieht geheimnißvolle Macht
Die Entschlummerte vom Lager,
Und, gleich einem Nachtgespenst,
Weiß sie mit geschloss'nen Augen
Selbst des Daches höchste Zinnen
Leicht und sicher zu gewinnen.
Auf den schmalsten Kanten schreitet
Sie im steten Gleichgewicht,
Denn sie weiß es selber nicht,
Welche Kraft sie hält und leitet;
Nur wenn Einer unvorsichtig
Oder boshaft sie erschreckt,
Und sie aus dem Schlafe weckt,
Dann erst kann sie nimmer klettern,
Wie bewußtlos sie es thut,
Und sie würde ohne Zweifel
Stürzen, und ihr Haupt zerschmettern.
Darum seyd wohl auf der Huth,
Nicht zu stören sie im Schlummer;
Wißt, sie wandelt stundenlang
Auf dem Dach oft her und hin —
Stört man nicht die Wandlerin,
Kehrt sie in die Kammer wieder,
Sinkt auf ihres Lagers Raum,
Und erwachend mit dem Frühroth
Dünkt ihr Alles nur ein Traum."

„Ach! und was denn ist das Leben,
Als ein Traum, ein Schattenbild!?
Wir auch, die wir wachen, streben
Aufwärts von der dunkeln Erde
Zu den Sternen, die so mild
Leuchtend, aus dem hohen blauen
Aether tröstend niederschauen.
Wir auch wie im Traume wallen
Tag für Tag, und die Gefahr,
In den Abgrund jäh zu fallen,
Nehmen wir so wenig wahr,
Als die nächtlich Wandelnde,
Die besinnungslos dort oben
Näher ist dem Tod als Leben."
Die Jungfrau wandelt im Mondesglanz
Auf dem Dach — und als hätte sie Schwingen,
Hüpft sie auf und nieder im leichten Tanz,
Und beginnt melodisch zu singen:
„Der Tag hat sich geneigt,
Die düst're Erde schweigt,
Dein Stern, o Liebe! blinkt,
Mein Bräutigam mir winkt:
Er grüßt mich mit Blicken
So liebetraut,
Und mahnt die Braut
Zur Trauung sich festlich zu schmücken.
Schon hallet vom Dome
Das Feiergeläute:
Ich komme, Geliebter! ich komme,
Die glücklichste aller Bräute."

Nun setzt sich das Mädchen, und ordnet die Locken,
Und ordnet mit Fleiß ihr Gewand;
Drauf eilt sie — die Pulse der Schauenden stocken —
Schnellfüßig hinab an des Daches Rand;
Und wie sie den Körper vorwärts beugt,
Starrt sie ernst hinab in die Tiefe,
Wo das Volk, vom Grausen ergriffen, schweigt —
O daß nur jetzt keine Stimme sie riefe!

Peinliche Sekunden schwinden —
Immer wie ein Marmorbild,
Das herabzustürzen droht,
Schaut die Jungfrau von der Höhe,
Und die Zeugen, angsterfüllt,
Ahnen schon des Mädchens Tod
Unter bangen Herzensschlägen.
Plötzlich bebt die Wandlerin,
Wie gefaßt von heft'gem Schauer,
Wendet schnell sich um und flieht
Auf des Daches steile Spitze,
Und von ihrem luft'gen Sitze
Singt sie abermal ein Lied —
Dumpf ist ihrer Stimme Klang —
Und es tönt wie Grabgesang.

Des Mondes Antlitz jetzt umwallt
Ein trüber Wolkenflor;
Der Jungfrau Trauerlied verhallt,
Sie richtet sich empor,
Und breitet hoch die Arme aus,
Als wollte mit Verlangen
Die Mutter dort im Vaterhaus
Das gute Kind umfangen.

Dann geht sie mit gesenktem Haupt
Dem Fenster langsam zu,
Durch das — wie Alles freudig glaubt —
Die Jungfrau kehrt zur Ruh.

Schon will in's offene Fenster sie steigen —
Schon athmen leichter die wartenden Zeugen,
Und flüstern: „Gott Lob! die Gefahr ist vorbei.“
Da wirft seine Strahlen plötzlich ein Licht
Der Wandlerin hell in das Angesicht —
Sie erwacht und taumelt, mit gellendem Schrei —
„O Himmel!“ tönt's unten —
Und ach! auf den klagenden Wiederhall
Erschüttert die Herzen ein dumpfer Fall —
Den Tod hat, zerschmettert, die Jungfrau gefunden.“

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Melac setzte seinen Marsch ohne Aufenthalt fort, war ihm doch jeder Winkel im Schloße, auch jenes Thurmgemach, welches die schönste Aussicht in das Land gewährte, und wo Aurora ihre Wohnung gehabt, bekannt. Er fand es sogleich, an der offen stehenden Thür es erkennend, und leuchtete, ehe er eintrat, die Wendeltreppe hinab, die dicht daneben in die untern Thurmzimmer führte. Alles blieb todtenstill, und nachdem er jetzt das Gemach selbst durchleuchtet, mit dem Degen unter das Bett gestoßen, einen Schrank geöffnet und nichts Verdächtiges vorgefunden, auch als er lange schweigend gehorcht, keinen Ton vernommen, ausgenommen einen Eulenschrei außen und den Schnabelstoß des Nachtvogels gegen das Fensterglas, so schritt er wieder zur Thür, um den Rückmarsch anzutreten und den albernen Burschen zu seinem Bett zurück zu fuchteln; da hörte er ein Hüsteln, welches von unten schallte, und schnell entschlossen löschte er das Licht, zog den Degen, und verbarg sich hinter der halb offenen Thür. Wirklich näherten sich leichte, langsame Tritte, und es stieg weiß herauf an der Wendeltreppe, und eine weibliche Gestalt machte Halt vor dem offenen Gemach und schauete eine Minute lang starr herein. Der Mond stand dem Fenster gegenüber und schoß seine Strahlen gerade in das Antlitz der nächtigen Wanderin. Nein, Melac konnte sich nicht täuschen; es war Aurora; die üppige Gestalt in dem dünnen Nachtgewand war die Ihrige; die großen, runden Augen unter den dichten Augenbraunen, die wie träumend in das Mondlicht gafften, gehörten ihr, aber ihr Gesicht schien aus Marmor gehauen und trug die Farbe einer bleichen Statue. Der Ritter stand unentschlossen in seinem Versteck und kam zu keinem Entschluße. Jetzt, in dieser Stunde ihr zu begegnen, konnte ihm nicht angenehm seyn, denn die Stimme seines Herzens, das in Hoffnung auf ein Wiedersehen der lieben Clara ihn hieher gezogen, nannte es eine Schändlichkeit, den sündhaften Roman mit Claras bösester Nebenbuhlerin in den ersten Stunden wieder anzuspinnen, und sich der stillen Jungfrau auf's Neue unwürdig zu machen. Wohl wallte sein Blut einen Augenblick auf, denn Auroras Gestalt war reizend, verlockend wie einst, aber ein Blick in ihr Gesicht tauchte die Wallung in Eis; er hatte unter seinen Bekannten einen Nachtwandler gesehen, und Auroras Erscheinung mahnte ihn an jenes Bild gespenstischen Lebens; sie war sicherlich die Kranke im Schloße, dieses nächtliche Umgehen war ihre Krankheit, war vielleicht eine Buße vom Himmel gesandt für früheren Mißbrauch der heiligen Mitternacht; wenn er jetzt hervor trat, wenn er sie anrief, der Name sie weckte, sie dann vielleicht erschreckt niedersank, wie er es bei jenem Kranken gesehen, wenn er dann die Bewohner des Schloßes wach rufen mußte, ihr beizustehen, sie in ihr Krankenzimmer zurückzuführen, in welche üble, peinigende Lage konnte er gerathen! —

Längst stand die Erscheinung nicht mehr auf ihrem Platze, als er seine Ueberlegung zu Ende gebracht, und als er vorsichtig auf den Gang trat, sah er, so weit sein Auge reichte, nichts mehr von ihr. Völlig erschöpft fühlte er sich vom Schreck und der unwillkommenen, nicht geahneten Ueberraschung, und er setzte sich deshalb eine Weile auf den nächsten Sessel, harrend, ob die Wandernde zurückkommen möchte. Sie kam nicht, und langsam, oft stillstehend und horchend, schlich er zu seinem Zimmer zurück, fand aber die Thür desselben zu seiner Verwunderung fest verschlossen. Er pochte, nichts regte sich, er pochte lauter, da hörte er Baptistens Stimme, die: „Alle guten Geister!“ ausstoßend; wie jedoch sein Zornwort jetzt zwischen die Beschwörung donnerte, sprang der Gequälte schnell herbei und schob den Riegel zurück.

Ein tüchtiger Backenstreich traf das blasse Gesicht des Gascogners, aber trotz der unerwarteten, schmerzlichen Begrüßung fuhr der bewegliche Diener unter dem gehobenen Arme des Herrn hindurch und verschloß die Thür mit sichtlich bebenden Händen ohne Aufschub, ohne über die Mißhandlung mit einer Klage Einspruch zu thun.

„Herr,“ sagte er dann, sich in die Knie werfend, „schlaget mich mit Allem, was Euch vor die Hand kömmt, nur ziehet den Riegel nicht wieder zurück, bis die liebe Gottessonne in das Fenster scheint. Ach! wüßtet Ihr, wie ich indessen für Euch und Eure arme Seele gebetet habe, und wie bitterliche Thränen um Euch mir die Augen gebissen, Ihr hättet Eure Faust weniger hart fallen lassen. Wie könnt Ihr aber nur meinen, gestrenger Herr, da Ihr doch sonst so klug seyd, daß alle Menschenkinder aus Erz gebacken, wie Ihr selber? Euer Vater, Großvater, Urgroßvater waren Kriegsleute, und wurden gewohnt in Blut spatzieren zu gehen, und oft in einer kleinen Stunde einige Hundert Spanier oder Niederländer an ihren baum-

langen Degen zu spießen. Deßhalb habt Ihr die Tapferkeit im Mark und Blut, und habt sicherlich schon in der Wiege ohne Furcht den Währwolf oder das Herenweib, welche nach den Kindern gehen, durch Eure Trompeterstimme zurück gejagt. Doch wie sollte unsers Gleichen zu so etwas kommen? Alle meine Väter sind geprügelt worden, und darum ist das Fürchten eine Familientugend geworden, die in der Haut und den Füßen steckt, und die kein Ritterschlag hinaustreibt." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

VI.

In des andern Auge erblickt der Mensch sich verkehrt, — ein nicht unebenes Sinnbild der gewöhnlichen Ansicht, die man von des Nächsten Charakter hat, — eine verkehrte.

Berichtigung. Der Verfasser der Charaden in Nro. 12 und 13 ist Herr Carl Preißner.

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 30. Jänner.

Am 30. Jänner wurde zum Vortheile des Herrn Schikaneder eine von ihm selbst verfaßte und in Musik gesetzte Posse unter dem Titel: „Die steinerne Braut, oder Kröpfelbergers Geniestreiche" aufgeführt. Schon der erste Theil der Ueberschrift deutet auf eine Parodie der Oper „Zampa" hin, sie ist jedoch nicht nach allen Einzelnheiten durchgeführt, und Referent kann es nur loben, daß Herr Schikaneder nur das Buch, nicht aber auch die Musik parodirt hat; denn es widert nichts so sehr an, als eine mißlungene musikalische Parodie, und ist sie gelungen, so läßt sie eine Erinnerung zurück, welche den nachfolgenden Eindrücken des Originals nur nachtheilig seyn kann. Als die „Vestalin" nach einer ziemlichen Zwischenzeit auf die Posse „Julerl, die Putzmacherin" folgte, haben sich bei dem schönen Duette zwischen Licinius und Cinna gewiß neun und neunzig von Hundert an die parodirenden Jodler aus der „Putzmacherin" erinnert. Eine solche Reminiscenz ist aber ein wahrer Störefried, wenn wir uns mit vollem Herzen dem Genuße des Ernsten hingeben wollen. Aber auch die Handlung der Schikanederschen Posse steht mit jener des Zampa nicht in so vielen parodischen Berührungen, daß der Bediente Kröpfelberger gegen Zamperl und seine Liebschaft in den Schatten träte; vielmehr ist eigentlich Kröpfelberger der Held der Posse. Herr Schikaneder wurde bei seinem Auftreten sehr schmeichelhaft empfangen, und nach beiden Akten gerufen. Das meiste Gelächter hatte das Finale des ersten Aktes zur Folge, wogegen aber der ganze zweite Aufzug weniger zu gefallen schien.

Im Ganzen genommen, muß die günstige Aufnahme der komischen Momente hauptsächlich der guten Laune des Herrn Feistmantel zugeschrieben werden, und die besondere Mühe, die er sich nahm, den Kröpfelberger recht drollig darzustellen, ist zugleich ein löblicher Beweis seiner collegialen Freundschaft. Schon eine geraume Reihe von Jahren haben sich diese beiden Komiker um die gute Unterhaltung des lachlustigen Publikums verdient gemacht, und es kann Niemanden entgangen seyn, wie sorgfältig, und mit welchem Effekte sie einander unterstützen, wenn sie in denselben Scenen zusammenwirken. Einer trägt dem Andern redlich ab, was er seiner Unterstützung zu verdanken hat, und es dürften wohl schwerlich drei komische Schauspieler so sehr an einander gewöhnt, und zu einem so guten Ensemble eingeübt seyn, als Herr Feistmantel, Herr Schikaneder und Madame Allram. Uebrigens hat Herr Schikaneder bei dem Mangel an neuen Possen durch seine „steinerne Braut" wenigstens den guten Willen bewährt, das Publikum durch eine Novität zu unterhalten, was von demselben auch durch wiederholte Auszeichnung anerkannt wurde.

Zamperl ist in Schikaneders Posse ein Gourmand und Verschwender, welcher, nachdem er eine Geliebte verlassen hat, eine Andere heirathen soll, die jedoch einen Andern gewählt hat. Die beiden Mädchen verabreden sich, ihn durch eine gespensterhafte Maskerade zu erschrecken, und von seinem Vorhaben abzubringen. Johanna muß als marmorne Statue in eine Nische treten, während die Andere der Bediente Kröpfelberger in einer ähnlichen Maske einnimmt. Damit der Arm nicht wanke, stützt er sich auf einen Bratspieß. Nun setzt sich Zamperl mit seinen Zechbrüdern zu Tische. Regina macht ihm weiß, Johanna habe sich seinetwegen zu Tode gegrämt. Zampa geht in sich, und setzt für den Fall, daß Johanna von den Todten auferstehe, ein Eheversprechen auf, welches er der Statue in die Hand gibt. Diese hält das Papier kaum fest, als sie den Arm erhebt. Der Schrecken der Gäste wird noch durch Kröpfelberger vermehrt, der, nachdem er früher die Verwirrung benützt hat, um einen Kapaun vom Tische aufzustechen, nun jeden, der sich in seine Nähe flüchtet, beim Schopfe ergreift. Ein Feuerlärm zerstäubt die Gesellschaft vollends. In der Folge erklärt sich Zamperl die Vision von gestern aus einem tüchtigen Rausche, und besteht auf seiner Verbindung mit Regina. Mittlerweile hat aber Kröpfelberger, um eine Mauserei auszuführen, sich als Ahnfrau in ein weißes Negligée maskirt. Es wird ein Tanz arrangirt, welchem Kröpfelberger aus einem Kellerloche zusieht. Nachdem er mehrere Male die Thüre geöffnet, und dem Zamperl gedroht hat, kömmt ihm die Musik in die Beine, er mischt sich in seiner Maske unter die Tänzer, und walzt einige Male mit Zamperl, der nicht wenig über seinen Anblick erschrocken ist. Man erkennt die Täuschung, Johanna produzirt die Verschreibung, und Vormund und Vater willigen in eine doppelte Heirath. Den Ueberrest der Handlung machen Kröpfelbergers dumme Streiche und eine dreifache Liebschaft der Köchin aus. Herr Schikaneder gab den Zamperl mit einer für sein Alter und für seine Corpulenz kaum glaublichen Gewandtheit, und nahm sich im schwarzen Backen- und Schnurbarte recht drollig aus. Auch wenn der erste Akt nicht wirklich einen gut angelegten Schluß hätte, würde das Ganze als eine Faschingsposse mit mehreren d'reingehen.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 4. Februar **Nro. 15.** 1834.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

„Plappermaul!“ fiel Melac ein. „Steh auf, und sage ohne Wasserbrühe, warum Du Dich eingeschlossen ohne meinen Befehl dazu.“ —

„Möget Ihr schelten,“ antwortete mit freierm Athem der Bursch, „aber einen klügern Einfall hat keiner der Söhne meiner Mutter zur Welt gebracht, und sind wir Beide wieder lebendig bei einander, so ist dieser schnelle Finger allein Schuld daran, der, als Ihr gegen alle Vorsicht eines gescheiten Ritters Euch in den Weg des Höllenspuks stürztet, gerade noch Kraft genug hatte, den kleinen Eisenstab von der Stelle zu rücken. Ich gab Euch verloren, und zog den Rosenkranz unter dem Brustwamse hervor, um Euch wenigstens mit einem warmen Bittspruch bei den Heiligen das Geleit zu geben als ein treuer, redlicher Dienstmann. Aber kaum hatte ich meine Gedanken zum Himmel erhoben, so pochte es leise an der Thür und versuchte zu öffnen. Herr, daß mir das Herz nicht zersprungen wie eine Nuß, auf die der Holzschuh eines näschigen Buben tritt, ist ein Wunder Gottes und der Fürbitte meines Schutzpatrons anzurechnen. Und wieder klopfte es und lauter, und rief mit einer Stimme Euren Namen, mit einer Stimme, Herr, wenn der Stier auf dem Pachthofe zu Hause und des Müllers Langohr und die alte Castellanin auf Eures gnädigen Oheims Schlosse ihre Stimmen alle zugleich hören ließen, würde nichts so fürchterliches zu Stande kommen, als die Stimme, mit der das Gespenst dreimal Euren Namen rief. Da preßte mir die Todesangst den Leib zusammen, daß der Athem mir aus der Brust fuhr wie aus einem Blasebalg.

Der Chevalier hatte im tiefen Sinnen dem Berichte über dieses neue Abenteuer zugehört, ohne das Geschwätz des treuherzigen Baptists zu unterbrechen, der neu belebt schien durch des Herrn schützende Gegenwart. Als der Knecht pausirte, schüttelte er lächelnd seinen Kopf und schlug spöttisch mit leichter Hand den erstaunten Burschen vor die Stirn. „Armer Tölpel,“ sagte er dazu, „Dein Meisterstreich mit dem Riegel hat Dich um ein Glück gebracht, um welches alle Pagen im Louvre Dich beneidet haben würden.“ — Baptist starrte ihm neugierig in's Gesicht, doch schnell wieder ernst werdend, befahl Melac dem Diener, ihn zu entkleiden, und legte sich ohne weitere Erörterung zu Bett, vergönnte jedoch dem Gefährten vor seinem Lager auf dem Fußboden von den Reisemänteln sich eine Ruhestätte zu bereiten, und bekümmerte sich weiter nicht darum, wie der Sorgsame den Tisch vor die Thür stellte als eine Schanzwehr, den entblößten Degen neben das Bett lehnte und die Kerze brennen ließ; Melac hatte längst die Augen zugedrückt, wovon er jedoch träumte, verrieth dem lauschenden, im Nachregen des bestandenen Wetters unruhigen Diener kein ungetreuer Gesichtszug.

Eine freundliche Sonne strahlte in die Fenster, als Melac erwachte; neben dem Bett auf dem Estrich schnarchte Baptist mit unmelodischen Tönen und schien sattsam im Tageslicht nachzuholen, was seine mitternächtige Gespensterfurcht ihn hatte versäumen lassen, und selbst der Chevalier hatte Mühe in dauernder Schlaftrunkenheit sich sogleich Alles dessen wieder zu erinnern, was ihm in dieser letzten Nacht begegnet. Er weilte noch einige Zeit mit offenen Augen gegen seine Gewohnheit ihm Bett, bis sein Geist klar geworden, und ihm vorerzählt, wobei ihm ebenfalls einfiel, daß er schon einmal wach geworden, als der Tag eben unter dem Mantel der Nacht hervor geblinzelt; daß eine Musik von Jagdhörnern ihn geweckt, die vielleicht die spätfrühe Heimkehr des Schloßherrn angekündigt; daß er jedoch über dem Gemurmel ferner Stimmen und dem dumpfen Geräusch im Schlosse unter ihm, wieder entschlummert seyn müßte. Er griff über den Rand des Bettes hinab nach dem Ohrzipfel des Gascogner, und der Gezupfte starrte ihn sogleich aus weitaufgerissenen Augen an, und stand dann mit einem Satze kerzengrad im Zimmer, sich wie vorher der Herr auf die Ereignisse besinnend, welche ihn in solche ungewöhnliche Lage gebracht. Es blieb jedoch den beiden Nachtgefährten wenige Zeit sich

zu verständigen, denn man klopfte bald nach ihrem Erwachen an die Thür, und der junge Schloßdiener lud den Ritter im Namen des Herrn von Esenheim zum Frühstück.

Neugierde, und neben ihr eine innere Unruhe und ein Gefühl von Beklemmung, denen er keine bestimmte Ursache zu geben wußte, hießen ihn, seine Toilette beschleunigen, und bald trat er unten in den Gesellschaftssaal ein, wo ihn der Schloßherr neben einer wohlbesetzten Tafel erwartete. Herr von Esenheim schien ihm in den drei Jahren weit älter und sehr häßlich geworden, sein Haar hatte an Dünne und Weiße zugenommen, sein Rücken hatte sich mehr gebogen, und dagegen war als Ersatzgabe für die Abnahme sein faltiges Gesicht mit einer Unzahl rother Rubinknötchen besetzt worden, welche ihm ein widerwärtiges, unheimliches Ansehen gaben. Freundlich begrüßte er den Gast, drückte ihm derb die Hand, und bedauerte, daß er gestern Abends ohne eine Bewillkommnung des Wirthes geblieben, da sein züchtiges, zartsinniges Gemahl in seiner Abwesenheit den Empfang eines jungen Mannes nicht schicklich gehalten. Er lachte selbst spöttelnd über die übertriebene Furcht der Dame von seiner flammenwerfenden Eifersucht, und setzte massiv witzelnd hinzu: „Freund Melac sey ihm von seiner vorigen Anwesenheit als ein zu schlechter Jäger bekannt, um einen alten Waidmann, wie er sey, abzuschießen, und die Leichtfertigkeit der jungen Pariser pflege auf deutschem Boden Bleigewicht an den Flügeln zu fühlen, seit ihnen der Troubadour von der deutschen Dame gesungen, die ihre Untreue neben dem Gerippe des fränkischen Buhlen gebüßt und aus seinem kaltküssigen Schädel den Nachttrunk habe nehmen müssen zur wohlverdienten Buße.“ —

Der Chevalier fuhr unwillkührlich zusammen, und der Gedanke an das Wimmern, welches sein Baptist im Thurm gehört, drängte sich ihm auf, er wußte nicht wie. Er erwiederte jedoch die unhöfliche Bemerkung im Geiste seiner Nation, indem er sagte: „Euer Scherz, mein verehrter Herr, verwundet nur mich, und auch mich nur leicht; denn wer Eure Gemahlin zu kennen beehrt wurde, weiß, daß sie zu jenen seltenen Frauen gehört, welche durch ihren Wandel und ihre reine Gesinnung eine himmlische Glorie um die irdische Gestalt zogen, in deren Nähe jeder sündige Trieb erlischt und der leichtfertige Bube seine Niedrigkeit erkennen, bereuen und in Buße die Knie beugen muß.“ —

Der Schloßherr lachte laut auf. „Halt, mein junger Freund!“ rief er spöttisch. „Ihr steigt ja höher in die luftigen Wolken als der flüchtigste Edelfalk. Steigt hernieder zu uns, denn ich versichere Euch, unsere Baronin würde kein Wohlgefallen an solcher windigen Huldigung finden. Oder,“ setzte er mit verfinsterter Stirn hinzu, „wollet Ihr vielleicht eine Grabschrift dichten? Wir lieben die Vergangenheit nicht, und überlassen die Sorge für die Zukunft dem Schicksal. Doch ich höre die Frau vom Hause, und habe die Ehre, sie dem Herrn von Melac vorzustellen.“ —

Wirklich that sich rasch eine Seitenthür auf, und herein trat — Aurora, und begrüßte frei und unbefangen die Anwesenden.

„Aurora?“ stieß Melac hervor in der Ueberraschung des unbewachten Augenblicks. Der Schloßherr schoß einen funkelnden Blick auf ihn und die Dame. „Die Baronin von Esenheim, seit einem Jahre schon, denn so lange ist es, als uns der Himmel von unserer ersten Gemahlin erlöste, der die Erde zu arm war, und die mit ihrem durchsichtigen Körper und ihrem heiligen Wandel nie die Erde hätte besuchen sollen,“ das sagte er scharf und mit spitziger Betonung.

„Verzeiht, gnädige Frau!“ erwiederte der Ritter, mit hochrother Wange und sich leicht verneigend. — „Mein Ausruf galt einer Erinnerung an die fröhliche Kinderzeit, welche vor wenigen Jahren in diesen Zimmern ein Paradieses-Leben erschuf und in welche mich das Glück bei meiner ersten Anwesenheit versetzte, so daß ich wieder ein glücklicher Knabe wurde.“ —

„Ja, im schelmischen Pfänderspiele, oder wenn wir die anmuthigen Räthselspiele, die Ihr uns lehrtet, aufführten, nannten wir uns bei den Taufnamen;“ fiel Aurora ein, indem ihr Auge weit offen und fast mit herrischem Ausdruck den Herrn von Esenheim fixirte. „Es ist eine feine Galanterie, daß der Herr Chevalier im ersten Augenblicke des Wiedersehens zeigen will, wie sich sein Gedächtniß mit dem Namen einer ihm damals so unbedeutenden Person belästigte.“ —

Der Freiherr schwieg und winkte zur Tafel, doch blieb auf seiner Stirn eine dickgewölbte Falte und die Rubinen seines Antlitzes blitzten dunkler als zuvor. Der Chevalier wagte es, indeß der Schloßherr das Wildbret zerlegte, die ihm gegenüber sitzende Dame fester zu betrachten. Ihre Formen trugen die jugendliche, verführerische Fülle wie sonst, und die reichere, mehr der Mode huldigende Kleidung hob die natürlichen Schätze höher noch als vordem, doch das Gesicht hatte einen fremden Charakter angenommen. Die Rosen der Wangen, welche sonst gleichmäßig und sanft gefärbt, dem eben steigenden Morgenroth glichen, lagen jetzt gedunkelt und mehr zusammengezogen unter dem großen Auge wie der Wiederschein eines innern, verhehlten Brandes; das Auge selbst, welches sonst frei, keck und fest seinen Gegenstand faßte, und bis in die Seele hinab drang, funkelte jetzt unstät unter den zusammengezogenen Augenbrauen bald rechts bald links, als scheuete es den fremden Blick, und der einst so lockend geschwollene Mund ließ seine Winkel wie erschlafft niederhängen, was dem Gesicht jede Spur der einstigen jugend-

lichen Leichtfertigkeit und Fröhlichkeit raubte, und dagegen eine unheimliche Traurigkeit und die Anstrengung, sie zu verhüllen, hinauf drückte.

Der Chevalier wurde ängstlich seiner Verführerin gegenüber, und er suchte ein Gespräch zu beginnen, indem er nach dem Junker Jerome eine freundliche Frage that.

„Der Junge taugte nicht mehr im Hause, seit seine Mutter starb," antwortete der Freiherr; auch hatte er das Alter erreicht, wo es Zeit wird, in der Fremde sich Selbstständigkeit zu gewinnen, um der Verweichlichung nicht anheim zu fallen. Schon seit fünfzehn Monden ist der Junkherr auf Reisen, und besieht sich die Wunder der Schweiz und das gepriesene Wälschland. Er wird bedauern, wenn er heimkehrt, Euch verfehlt zu haben."

„Auch ich bedaure es zwiefach," versetzte der Ritter lebhaft, „denn ich würde mich hochgeehrt, höher erfreut gefühlt haben, hättet Ihr den jungen Telemach, wenn er einmal in die Welt fliegen sollte, meiner Mentorschaft übergeben. Wäre der Mentor auch kein Graubart gewesen, würde er desto mehr als eifriger Freund den Jüngling mit allen Schätzen der Wissenschaft und des Ritterthums unseres herrlichen Frankreichs vertraut gemacht haben." —

Er hatte vielen Anflug von französischer Natur," fiel spitzig der Freiherr ein, „und der Zögling würde sicherlich nicht hinter dem Meister geblieben seyn." —

„Der Freund würde sich des glücklichen Rivals gefreut haben," antwortete Melac mit Bestimmtheit, und setzte dann mit Bitterkeit hinzu, weil ihn das veränderte Benehmen des Freiherrn belästigte, und er eine Abwehr versuchen mußte: „Müßte ein Vater nicht stolz seyn, wenn er einen Sohn besäße, der an dem ersten Hofe der Welt, am Throne des geistreichsten Königs und in der Mitte des gebildetsten Volkes eine Meisterschaft gewonnen? Fühlte er nicht diesen Stolz, möchte er eben kein guter Vater gewesen seyn." —

Der Schloßherr zuckte kaum merklich zusammen, und setzte rasch sein volles Glas an den Mund, der Chevalier, welcher jetzt in seiner Aufwallung seine völlige Besonnenheit und Geisteskraft wieder errungen hatte, fragte nun ruhig nach der kleinen, lieblichen Angela.

„Auch sie schläft im Gewölbe unter der Kapelle, ein böses Fieber nahm sie hin;" antwortete eintönig der Freiherr.

„Todt?" rief der Chevalier. „Der liebliche Engel? Ja, ja, die Mutter konnte nicht seyn ohne den herzigen Liebling, und zog ihn mit sich. Aber wie ertrug Fräulein Clara alle diese harten Schläge des Schicksals?" setzte er lebhafter hinzu, „Erlag auch sie vielleicht? O, wenn das grollende Geschick einmal ein Haus sich ausersehen zum Ziele seines Hasses, so fallen die Niobe-Pfeile Schuß auf Schuß ohne Mitleid." —

Die Freifrau nahm dem Gemahl die Antwort ab. „Unsere liebe Clara," sagte sie, „litt viel und kränkelte lange; darum brachte sie der sorgsame Vater nach Straßburg zu der Familie eines Freundes, um durch die Zerstreuungen der großen Stadt ihr Gemüth zu heilen und die traurigen Eindrücke zu verlöschen." —

„So seyd Ihr allein im weiten Eigenthum?" fragte mit jugendlicher Aufwallung der Ritter. „Allein, wo sonst so freundliche Gesellschaft Euch umgab? Ihre Geister müssen Euch umtanzen und Eure Einsamkeit muß Euch deßhalb oft marternd erscheinen." —

Die Freifrau schien sehr bewegt, ihre Brust hob sich hoch gegen das Seidengewand, und ihr Auge senkte sich auf ihren Schooß; der Schloßherr aber sagte barsch: „Eine gute Hausfrau hat zur Genüge an der Gesellschaft ihres Ehegatten, die Sorge für seine Bequemlichkeit vertreibt ihr am schnellsten die Zeit, und die Frauen am Rhein wissen, Gott erhalt's! noch nichts von dem Geisterverkehr, in dem die feinen Pariserinnen ihre Taubenseelen baden. Man vergreift sich leichtlich zum ersten Male, aber das Alter macht nicht immer trübe Augen, und die neue Freifrau von Eisenheim ist von uns zu einer solchen gemacht, weil sie keinen Schwindel kennt und keine Seufzerliebe gleich der jetzigen Weiberwelt; weil sie kein Dutzend Domestiken bedarf, sondern selbst die Hände rührt, und weil das Vergnügen des Eheherrn und sein Wohlstand von ihr als Lebenszweck und Lebensfreude betrachtet wurde. Betrachtet einmal, mein Freund, die scharfkantigen Strebepfeiler dieser Burg; so wie sich jeder Sturmläufer an ihnen die Nase blutig stoßen würde, so sind wir gewiß, daß die sämmtliche Chevalerie Eurer Hauptstadt, würde ihre verrufene Frechheit das kecke Auge auf die Gebieterin dieses Schlosses richten, einem gleichen Schicksale verfallen dürfte." —

Der Leibjäger, ein ältlicher Mensch mit einem vom rauhen Bart beinahe verdeckten Antlitz, in dessen Zügen eine kalte, wiederwärtige Rohheit herrschte, trat ein, und meldete die Ankunft des Jagdwagens, beladen mit dem erlegten Wild und mit dem beschädigten Leibhunde. Frühstück, Gast und das hitzige Gespräch vergessend, sprang der Freiherr auf, seinen Liebling zu empfangen, um mit eigenen Händen den Verband seiner rühmlichen Wunden zu bereiten.

So wie die Thür hinter den Waidmännern sich geschlossen, erhob sich die Freifrau von ihrem Sessel. „Melac, Philibert," rief sie, „was habt Ihr, was hast Du gemacht, welche freundlichen Tage hast Du uns verdorben? Meine Seele ahnete Deine Unbesonnenheit; warum gelang es mir nicht, Dich vor seiner Ankunft zu sprechen." —

„Also Ihr gingt durch die Nacht? Ihr ginget um meinetwillen?" fragte der Chevalier zurückgezogen, und

ohne Erwiederung ihrer Vertraulichkeit. „Aber wie war es Euch möglich, diesem Manne Eure Hand zu reichen, dessen leeres Herz, weit geöffnet in allen seinen Falten, Euch seit Jahren offen gelegen, und nur traurige Erfahrungen Euch geboten?" —

„Tadelt mich nicht zu rasch, junger Mann, antwortete sie, indem sie den Blick finster auf den anmaßenden Frager richtete, „Abhängigkeit und Magdthum drückten meine Jugend und zertraten meine Blüthen; nur eine Wahnwitzige hätte das Regiment, die Sorglosigkeit, die sichere Zukunft ausgeschlagen, die sich ihr darbot. Ja, lächelt nicht so unglaubig; dieser rauhe deutsche Bär ist mein Sklave, tanzt an der Kette, welche er nicht sieht. Seine Gewehrkammer, seine Hunde und sein Wald liegen außer meinem Zepter, das Uebrige ist mein, mir allein unterthan, und es fehlt mir nichts in meiner Residenz, als der Freund, der dem Herzen zu spenden vermöchte, was ihm freilich mangelt, und was es in jeder einsamen Stunde entbehrt. O Philibert, warum kam der Name Aurora in diesem Tone von Euren Lippen! Denn nur eine Leidenschaft ist der böse Geist meines Paradieses, es ist die Eifersucht des Barons, die mit der Blutgier des Jägers Einen Schritt geht. Er ist blind, so lange man ihm keine Fackel vor das Auge hält; er ist rasend in seinem Argwohn, rasend in seiner Rachsucht, wenn die Unbesonnenheit ihm die Bahn, die nächtige Leiter, den verdeckten Laubengang eines stillen Geheimnisses zeigt." —

„Aurora machte also schon Erfahrungen darin?" fragte spitzig der Ritter. Sie erröthete, trat aber dreist zu ihm heran, und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Philibert," sprach sie mit den Schmeicheltönen der Sirene und dem Zauberblicke einer Armida, bist Du gekommen mir weh zu thun, Du, der mir Dank schuldet oder wenigstens ein Erinnerungsopfer? Aber Du gehörst vielleicht, seit Du Mann geworden, zu jenen Selbstsüchtigen, welche die Blüthe, die sie in der Laune des Augenblicks vom Stamm brachen, wenn die Laune sich gewandelt, zerpflücken und unter die Füße treten? Ja, ja, drei Jahre sind viele Tage, viele, viele Stunden, und Ein einziger Tag kann um den Menschen und am Menschen selbst gar Vieles ändern! Du warst anders, die Zeit war anders, als Du zum ersten Male durch jene Thüre dort mir entgegen tratest, und mein Herz schneller klopfte und das Klopfen sagte: Das ist ein schöner Mann, und man sieht ihm an, wo er geboren. Auch Du bist anders als da, und ich?" — Ihre Blicke sanken zum Boden, eine Wolke legte sich über ihr ganzes Gesicht, aber ihre runde Hand gleitete vom Arm herunter zu des Ritters Hand, und ihre weichen, warmen Finger schlugen sich fest und fester um die Seinigen. Dann fuhr sie plötzlich wie aus einem Traume empor, und krampfhaft warf sie ihren Arm um des Ueberraschten Schultern, und preßte ihn fest an ihre volle Brust, und all' sein Blut schoß ihm vor das Auge, und er konnte sie nicht abwehren, und sprach nur mit halbem Athem den Namen: „Aurora!" aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Dr. Resbury, ein Mann von sehr finsterem Aeußeren, ging einst in Windsor auf der Straße; ein Unbekannter folgte ihm auf dem Fuße nach, und wandte kein Auge von ihm.

Endlich trat der Unbekannte ihm ganz nahe, und maß ihn vom Kopfe bis zu den Füßen.

Durch diese Ungezogenheit entrüstet, machte ihm Resbury über sein unziemliches Benehmen sehr ernste Vorwürfe.

Der Zurechtgewiesene verneigte sich ehrerbietig, bat tausendmal um Verzeihung, und sagte: „Ich bin ein Maler, und habe den Auftrag, ein Gemälde anzufertigen, wo Nathan dem David Vorwürfe macht; nun habe ich noch kein Gesicht gesehen, wo sich der finstere Ernst in den Mienen so deutlich ausdrückt.

Das brachte den Doktor noch mehr auf, und er sprudelte nun von einer Menge zorniger Worte über.

Der Künstler blieb ruhig, und als der Zornige erschöpft war, verneigte er sich noch demüthiger, wie anfänglich, vor ihm, und sprach:

„Sir, ich muß Ihnen zu meiner Rechtfertigung erklären, daß ich keineswegs die Absicht gehabt habe, Sie auf die entfernteste Weise zu beleidigen; ich wollte nur Ihren Zorn noch mehr reizen, um ein desto gelungeneres Bild zu liefern. Ich bin Ihnen unendlich verbunden, daß Sie mir so lange Stand gehalten haben.

Charade.

Geh' ich auf friedlich stiller Bahn
Im weiten Raum die Erste gleiten,
Verliert sich meiner Träume Wahn
In unergründlich ferne Weiten.

Wenn Du, o Freund! mir schnell enteilest,
Ruf' ich die andern Zwei Dir zu;
Wenn auf dem Ganzen Du verweilest,
Leg' ich indeß mich sanft zur Ruh.

(Die Auflösung folgt.)

— lh.

Die Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 12 ist:

Eifersucht.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 7. Februar **Nro. 16.** 1834.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

„O, warum sprachst Du diesen Namen vorhin im Tone des Neides, der Traulichkeit vor fremden, feindlichen Ohren!“ rief sie wieder mit Heftigkeit und Wallung. „Ich hatte einen Plan geträumt in dieser Nacht, für Dich, für mich von einem Weinlese-Fest geträumt ohne Gleichen. Dein Wort hat wie ein Nachtfrost jede süße Traube gedörrt und Liebesblut zu Essig gesäuert. Ha, vielleicht verließ er uns nur, um uns sicher zu machen; vielleicht gab er schon dem blutgewohnten Siegbert Befehle; hüte Dich vor dem scharfen Jagdmesser und der weitfliegenden Büchsenkugel. O, es ist hart, daß ich Dich nicht behalten kann, aber härter wäre es, müßte ich Dich verwundet, gefährdet wissen um meinetwillen.“ —

Melac schüttelte den Kopf und sah ihr forschend in das große, feurig rollende Auge. „Räthselhaftes Weib,“ sagte er, „schönes Chamäleon, welches ist eigentlich Deine rechte Farbe? Ich sah Dich demüthig und dienstfertig, arbeitsam und kindlich, heiter und leichten Sinnes; ich sehe Dich gebieterisch, befehlend, eine Sultane auf dem Divan, starr und hart, düster und tragisch. Wie kann ich Vertrauen fassen, wo ein Wellenmeer ohne Ruhe mir den festen Boden verbirgt? Du sprichst Gefühl, Sorgfalt, Liebe für mich aus in Worten, die der Wahrheit Wärme, der Wahrheit Töne tragen; und doch konntest Du Dich einem Andern hingeben, den Du selbst Deiner unwerth achtest, konntest die Magd eines rohen Waldmenschen werden, der selbst seine so arg von Dir gefürchtete Eifersucht vergißt, weil sein Hund blutet. Man lehrte mich, daß die Lüge die erste Waffe des Weibes sey, eine Waffe, schärfer als des Mannes-Schwert, stärker als Rolands-Arm.“ —

„Kann Lüge auch das Herz so klopfen machen?“ fragte sie, seine Hand unter ihre linke Brust legend.

„Aurora,“ entgegnete er wärmer und befangener, „Du dauerst mich, denn, wenn mich die Vernunft nicht trügt, so hast Du viel geopfert, um eine Herrin, eine Dame zu werden. Das ist ja der gewöhnliche Mädchenglaube, es gebe kein Glück für sie auf Erden als durch den Trauring, und die Ehe mit einem Kain, einem Cartouche, einem Blaubart oder Nero sey dem Mädchenstande vorzuziehen ohne Frage. Arme Geschöpfe! Elendes Zeitalter, wo der Holzschuh der Köchin mehr gilt als das feine geistige Daseyn der Freundin, der Erzieherin einer verlassenen Menschheit! Aurora, ich habe als Knabe mir meinen Schutzgeist, die Schutzgeister aller Menschen immer als himmlische Jungfrauen gedacht. Hättest Du nicht auch hier eine solche seyn können? Rief Dich nicht Alles auf dazu, als die arme Freifrau aufgezehrt worden durch diesen dörrenden Sirocco, dem ihre Lebensflur Preis gegeben? Aurora, ich bin ein Mann, ich kann mich nicht versetzen mitten in Deine Seele, wage darum kein Urtheil; aber ich weiß, meine Vernunft würde nicht nach dem Warum gefragt haben, mein Herz würde freudig im Wiedersehen Dir entgegen geschlagen haben, hätte ich Dich nicht so allein gefunden, hätte ich Dich im Kreise der lieben Verwaisten gefunden, Clara, Angela, die Gott auf Deine Seele gelegt, als Du den Ring ihrer Mutter an Deinen Finger schobst, und das gehässige Bild einer herzlosen Stiefmutter hätte sich nicht statt Aurora's Bild in meine Phantasie gedrängt.“ —

Als hätte die kalte Haut einer Schlange sie berührt, so hastig zuckend fuhr die Hand der Freifrau aus seiner Hand, so convulsivisch fast fuhr sie selbst einen Schritt von ihm zurück, mit einem Blick, worin Zorn und Argwohn, forschendes Mißtrauen und Haß wechselten, sah sie ihn einige Augenblicke an, der Name „Melac“ drängte sich kaum hörbar zwischen ihren Zähnen hervor, und zugleich brannten ihre Wangen im dunkeln Leuchtfeuer des Seelensturms. Dann verzog sich der rundgeschwollene Mund zu einem Bogen des Hohns, der Pfeile der Verachtung abschießt, „Ihr seyd nichts als ein Mann!“ sagte sie

lächend, und so drehete sie sich langsam auf dem kleinen Fuß herum, und schritt zum Fenster, als wäre Niemand außer ihr in der Halle. —

Der Chevalier stand betroffen da, und mußte sich zwingen, ihr nicht zu folgen und abzubitten, denn die Zürnende kam ihm reizender, anlockender vor, als er sie in ihrer höchsten Zärtlichkeit gesehen; und es war ihm zum Glücke, denn mit Hast ward die Thür geöffnet, und der Baron trat ein, und seine rothgeränderten Augen fuhren hin und her vom Gaste zur Hausfrau, doch erblichen die Rubinen seines Gesicht merklich, als er seine Recognoscirung zu Ende gebracht.

„Ihr steht gelangweilt da, Chevalier?" sprach er. „Seht Ihr, wie recht ich vorher urtheilte, als ich Euch ein Portrait meines Weibchens malte. Kommt mit hinaus, wenn's Euch gefällig, und beschaut den ungeheuern Feistthirsch, den mein tapferer Hassan mir zum Schuße gebracht, und an dessen Wehr er fast sein Leben gesetzt. Ein trefflicheres Prachtgeweih ist nimmer die Zierde dieser Burg geworden, so lange sie stand, und ein Faß Hochheimer soll fließen als Libation bei dem Feste, wo diese Trophäe ihren Platz im Rittersaale einnehmen wird." —

Im Unmuth, den des Schloßherrn Anblick vermehrt und der in ihm durch das Gefühl der Unfreiheit seines Gemüths, durch das Bewußtseyn seines Schwankens zwischen Zuneigung und Haß gegen die Schloßfrau geweckt, antwortete Melac mit Humor: „Ich bin bereit, Herr Baron; denn so ein abgeschiedener Würdeträger des Waldes sieht sich gar lieblich an, ist ein friedlicher Gesellschafter, und es grämt mich, daß des strengen Ohms Ordre mich abruft, und ich dem Feste nicht beiwohnen darf, wo das größte Gehörn am Rhein seine Gratulationen entgegen nimmt." —

Der Freiherr überhörte im Fortschreiten das stechende Wort, aber Aurora drehete sich rasch um, und ein Feuerblick warf ihm seinen Blitzkeil nach. — —

Kurze Zeit nachher trat der Chevalier in sein Zimmer und befahl dem traurigen Baptist die Pferde zu satteln, indeß er selbst das Gepäck in Ordnung bringen würde. Der Gascogner that einen Freudensprung, und schwur bei dem Brautkleide seiner Mutter, man würde ihn nie wieder im Steigbügel seiner dänischen Stute gesehen haben, hätte er noch eine Nacht in diesen alten Mauern zugebracht. Melac war bald mit seiner Arbeit fertig, denn der Mantelsack hatte nur das Nothwendigste hergegeben, er schnallte schon am Riemenwerk, da trat die junge, vollwangige Hausmagd herein, und als sie den Herrn allein fand, legte sie schnell mit verschmitztem Lächeln ein Brieschen auf den Tisch und entfloh, ehe sie der Ritter fassen und festhalten konnte. Der Brief war von Aurora geschrieben und mit Staunen las Melac Folgendes:

— „Welcher böse Geist konnte Zwietracht zwischen uns anfachen, zwischen uns, die wir durch unauflösliches Band verknüpft worden! Geheimniß ist sein Knoten und sehnsüchtige Erinnerung sein Wächter. — Ich bat Dich zu fliehen, aber die Ursache der Bitte ist erloschen durch des Zufalls Gunst, und wenn Aurora Dir befehlen darf, so spricht sie: Bleibe! bleibe, so lange Du vermagst, und sey der Stern an meinem düstern Himmel! — Esenheim belacht selbst seine gegebene Blöße, seine Eifersüchtelei; er nannte Dich einen bartlosen Knaben, einen Pariser Fant, den kein stattlicher Burgherr fürchten dürfte. Aber Du mußt den ungalanten Waldmann das zu gut halten, sollst ihn nicht zu Rede setzen darum, dem Ritter nicht wiedersagen, was die plauderhafte Geliebte ihrem schönen Adonis anvertrauete, um ihm die Sicherheit, die Besonnenheit zu geben, die uns Noth thut. Wolltest Du die beleidigte Ehre rächen, so könntest Du bluten und Aurora würde verzweifeln, oder Du könntest sie zur Witwe machen und — die Morgenröthe müßte sich in schwarze Wolken bergen. Vielleicht ginge sie dann heiterer auf aus der Trauernacht, und es bedürfte keiner widrigen Opfer mehr um des Guts und der Habe willen, welche des Barons Testament der Bedrängten längst gesichert. O, wenn der Liebe erlaubt würde, Alles mit der Liebe zu theilen! Man sagt, das soll den Himmel zur Erde tragen! — Bleibe, mein Freund, Idol meiner Liebe. Morgen schon wird im Rittersaal das Fest der Jagdgesellen bereitet, und wenn um Mitternacht die Köpfe der Trunkenbolde zu Kräuseln werden und ihr Verstand zu Null, und ihre Augen zu todten Glastropfen, dann spricht ein dürstender Mund mehr zu dem einzigen Nüchternen im Schlosse." —

Melac zerknitterte das Papier in seiner Hand. „Schlange!" sagte er in sich. „Ich verstehe Dich. Du bist eine schaamlose Eva, welche die Giftfrucht ohne Erröthen ausbietet. Aber die Ehre ist ein zu hoher Preis für den Apfel der Sünde, und jeder Reiz, den die Natur Dir gab, war eine schädliche Verschwendung." —

Eine Stunde später trabte der Chevalier und sein Knecht am Rheinufer hinauf, und der junge Champagner schauete nicht schmerzlich zurück nach den grünen Zinnen und schwarzen Schieferdächern wie ehemals, sondern wahrte besorgt die Weinhügel und Verstecke am Wege, als erwarte er einen boshaften Schützen hinter ihnen, indeß Baptist, der mit dem Herrn die Rolle getauscht, sorgenfrei und überlustig ein vaterländisches Brautlied mit einer Stimme ohne Sordine in die Luft sandte und alle Echo's des Rheinufers rebellisch machte. Erst dann, als die Ebene sich vor ihnen dehnte, wurde der Chevalier ruhig und antwortete, wie er gern that, auf Baptistens Possen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Litteratenbuch zu Ludiz.

Die Litteraten (literacy, litterati) waren bis auf die neueren Zeiten herab, eine Art Zunft, oder Innung, mit eigenen Stiftungen, Einkünften, Grundstücken ausgestattet, welche in Böhmens Städten den Kirchengesang leitete, meistens nach so kostbaren Pracht- und Andachtswerken, wie deren der Aufsatz Wladař (Bohemia 1833 N. 99 bis 113) Erwähnung gemacht, wie sie zu Königgrätz, Jungbunzlau, Leitmeritz, Ludiz zu sehen.

Das im letztgenannten Orte ward im eben angezogenen Aufsatze in etwas berührt, kann aber nun durch die Güte des damals genannten fürsterzbischöflichen Herrn Vikärs, Johann Hopf, des Herrn Superiors zu Stock, P. Paul Frey, den Freunden vaterländischer Alterthümer noch genauer geschildert werden.

Jener lieferte nachstehende historische Bemerkungen, dieser die Abschrift vieler Stellen, der Verfasser des Wladař, die deutsche Uebersetzung der später vorkommenden Verse, die eine Art gereimten sapphisch-adonischen Metrums, unsre Sprachforscher interessiren dürften, indeß deren Sinn dem bloß deutschen Leser mit der schon einmal gegebenen Erklärung gereicht wird, daß er bei der Schwierigkeit, aus einer kürzeren in eine längere Sprache, in gleich viel Strophen zu übersetzen (Zeuge dessen Horaz von Voß) gleichwohl möglichst treu erscheine.

Vor dem Titelblatte erscheinen diese Anmerkungen:

„In diesem Gradual gibt es zwei hundert vierzig „und zehenthalb Pergamenthäute, sammt den unbeschriebe„nen, acht Schock und 14 Blätter. Das Pergament, das „Schreiben, die Noten, kosteten 139 Schock, 17 Groschen „meißnisch, der Buchbinder 10 Schock meißnisch, die „Buckeln dritthalb Schock, die Mahlereien aber wie folgt:

„Das Wappen der durchlauchtigen Fürsten (oswyce„nijch) acht Schock.

„Das der durchlauchtigen Fürstin Margareth 5 Schock,
„das der durchlauchtigen Fürstin Katharina 10 Schock,
„das der Stadt 5 Schock,
„Kyrie o Allmächtiger! 8 Schock,
„Dich o Gott, loben wir! 1 Schock,
„Ein Kind ward uns geboren, 5 Schock,“ —

und so werden 29 Gesänge mit den einzelnen Ausgaben für dieselben nachgewiesen, mit diesem Schluße:

„Summarum des Ganzen, 283 Schock durchgehends „meißnisch und 12 Groschen.

„Vitus Cantor Strassecenus,
„Notarius Reipublicae Žluticensis. 1565. —“

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Augustin Carracci war sehr eitel; er kleidete sich wie ein Hofkavalier, nicht wie ein Maler, und setzte darin eine Ehre, bei Prinzen und Cardinälen antichambriren zu dürfen.

Sein Bruder Annibal Carracci war darüber sehr mißvergnügt und suchte ihn auf einen andern Weg zu bringen, doch ohne Erfolg.

Als er ihn einst als Begleiter eines Großen auf einem Spaziergang begegnete, zog er ihn bei Seite und lispelte ihm in's Ohr:

„Augustin! vergiß nicht, daß unser Vater ein Schneider gewesen ist.“

Er ließ es indeß bei dieser Ermahnung nicht bewenden; er malte auch gleich darauf die Halbfigur des Vaters mit einer Brille auf der Nase, einen Faden durch eine Nähnadel stechend; die Mutter mit einer Scheere daneben. Unten las man Antonio Carracci, Schneider.

Er schickte dies treffliche Bild an seinen Bruder, als eine fortwährende Ermahnung zur Unterdrückung einer albernen Eitelkeit. Doch dieser nahm so großen Anstoß daran, daß er es sorgfältig vor Jedermann verbarg.

Charade.

Ein Sylben-Kleeblatt wurde mir verliehen.
Die Erste, sie bezeichnet Dir noch nichts;
Doch willst Du mit zu ihr herüberziehen
Nur eine Chiffre, wahrlich dann gebricht's
An Deutung nicht, da sie in jeder Wohnung
Des Menschen Sicherheit allein erhält;
Der Gatte zeigt sie manchmal ohne Schonung
Dem Hungerleider, der ihm lästig fällt.
Hast Du dem letzten Sylbenpaar gelassen
Die erste Chiffre, so gemahnt es Dich,
Daß gierig kämpfend sich zwei Menschen fassen,
Und oft zuletzt von Beiden keiner wich.
Das Ganze ist ein Land, bewohnt von Sachsen,
Wo Ceres Gaben äußerst üppig wachsen.

Wolf, Med. Cand.

(Die Auflösung folgt.)

Die Auflösung der zweisylbigen Charade in Nro. 12 ist:

Vorhang.

Theaterbericht vom 2. Februar.

Am 2. Februar wurde zum Vortheile des Herrn Strakaty gegeben: ein Quodlibet in zwei Abtheilungen. Die musikalischen Stücke waren aus der „Vestalin," aus der „Stummen von Portici," aus „Robert der Teufel," aus dem „Wasserträger," aus „Zampa" und aus dem „Hochzeitsintermezzo" genommen; nur ein einziges Fragment war aus einem recitirenden Schauspiele entlehnt, ich meine „Poldls" Deklamationsscene aus den „bürgerlichen Brüdern." Wiewohl dieses Bruchstück in deutscher Sprache gespielt wurde, so erfreute es sich doch wegen der immer siegreichen Komik des Herrn Feistmantel eines allgemeinen, rauschenden Beifalles. Die Maske mit dem Cacadu, und die Bedienten-Livrée, welche er sich gewählt hatte, erhöhten den komischen Effekt, den seine parodirenden Gesten hervorbrachten. Herr Feistmantel hat in der drolligen Deklamations- und Erklärungsweise eines hochtragischen Monologs jede Kleinigkeit so wohl überlegt und so sorgfältig eingeübt, daß bei jeder Vorstellung Zug für Zug wiederkehrt; und es ist gewiß ein Beweis seiner glücklichen Erfindungsgabe, daß bisher alle Reprisen dieses unterhaltenden Bruchstückes einen gleich lebhaften Beifall gefunden haben. Wahrscheinlich hat ihn ein großer Theil des zahlreichen Publikums vom 2. Februar schon mehrere Male als „Poldl" gesehen; dennoch wird deßwegen Niemand weniger gelacht haben, als bei der ersten Produktion. Man kann Herrn Feistmantel in dieser Art des Komischen nicht oft genug sehen, und das Publikum wird es ihm sicher Dank wissen, wenn er uns wieder einmal den Zettelträger „Papp" in dem Monologe „Seyn oder Nichtseyn — das ist die Frage" zum Besten gibt.

Ich habe mich über die ästhetische Zulässigkeit der Quodlibets zu oft ausgesprochen, um noch einmal bemerken zu müssen, daß sich ein Potpourri ernster Stücke durch keinen annehmbaren Grund rechtfertigen lasse, daß aber bei einer Bühne, deren Fond fast allein aus den Eintrittsgeldern der Theaterfreunde besteht, die Forderung einer strengkritischen Wahl des Aufzuführenden zu den frommen Wünschen gehören würde. Ein Repertoire von ganzen Opern, die allgemein beliebt wären, und doch einen angenehmen Wechsel darböten, würde die Kräfte des böhmischen Theaters bei dem besten Willen übersteigen; und doch hören die Böhmen das musikalische Drama weit lieber, als das recitirende. Man wird also die an sich nicht zu billigende Zusammenstellung von Fragmenten aus ernsten Opern durch den Drang der Umstände entschuldigen müssen, die sich bekanntlich nicht überall und immer nach der Theorie richten. Uebrigens hatten wir am 2. außer der Scene aus den „bürgerlichen Brüdern" noch ein komisches Bruchstück aus der Oper „das Hochzeitsintermezzo," worin Dem. Nina Gned das »Ut re mi fa sol la si« und eine darauffolgende Arie mit böhmischem Texte recht wacker und beifällig vortrug. Herr Schikaneder schickte der abgehenden Sängerin einige derbe Beifallsworte in böhmischer Sprache nach, was sich aus dem Munde des jovialen Alten sehr drollig ausnahm, und das ganze gedrängt volle Haus zum Lachen brachte.

Von den Bruchstücken ernsteren Inhaltes waren ganz neu eine Arie aus „Robert der Teufel," dann eine Arie und der ganze dritte Akt aus „Zampa." Dem. Lutzer trug die Mayerbeer'sche Arie so virtuos vor, daß sie unter anhaltendem Beifallklatschen gerufen wurde. Einige Stimmen, welche sich gegen diese wohlverdiente Anerkennung erhoben, scheinen nicht damit einverstanden zu seyn, daß die Arie deutsch gesungen wurde. Man schien aber dabei nicht nur vergessen zu haben, daß der Arie ein sehr beifällig aufgenommenes Bruchstück in deutscher Sprache vorangegangen war, sondern auch nicht bedacht zu haben, daß der fremde Text wahrscheinlich noch nicht in das Böhmische übersetzt worden ist. Ueberhaupt aber kömmt es bei einem Publikum, welches böhmisch und deutsch versteht, nicht so sehr auf die Sprache an, in welcher der Text geschrieben ist, sondern auf den guten, verständlichen Vortrag der Worte, und den wird wohl dieser fleißigen Künstlerin Niemand absprechen können. Stößt sich ja doch auch kein deutsches Publikum daran, wenn eine Sängerin irgend eine eingelegte Arie in italienischer Sprache vorträgt, und zwar selbst dann nicht, wenn ein deutscher Text vorhanden ist. Uebrigens machten sich in dem ernst musikalischen Theile des Quodlibets außer Dem. Lutzer noch vorzuglich verdient Mad. Podhorsky, die sich trotz allen Anzeichen der Heiserkeit, doch in dem dritten Akte aus »Zampa« oft wiederholten und wohlverdienten Beifall erwarb, und Herr Strakaty sowohl als »Micheli,« wie als »Zampa.« Auch das Schlummerlied aus der »Stummen von Portici,« vorgetragen von Herrn Drska, erfreuete sich eines lebhaften Beifalles. Auffallend war am 2. Februar das auch in den Logen vollgefüllte Haus, und die rege Theilnahme, mit welcher man Scherz und Ernst aufnahm und seine Empfindung darüber ausdrückte.

Ich erlaube mir zu diesem Berichte einen Zusatz, welchen ich schon bei mehreren Gelegenheiten aus Furcht, mißverstanden zu werden, unterließ. Die Art der Prager, ihren Beifall zu äußern, gibt an Form und Lebhaitigkeit dem öffentlichen Anerkenntniße keines gebildeten Publikums anderer Hauptstädte nach. Das Prager Publikum (ich kenne es, so zu sagen, von meiner Kindheit an) ist für die Eindrücke alles Guten und Schönen im hohen Grade geeignet und aufgelegt, weiß sich aber selbst in den lebhaftesten Ausbrüchen seiner Zustimmung zu dem rechten Maaße zu bescheiden. In den Zeichen der Mißbilligung scheint es aber vor vielen gerühmten Theatern nach dem Vorzuge einer besondern Humanität und Decenz zu streben. Das rohe Auspochen und Auspfeifen, wodurch an anderen Orten Parthei gegen Parthei sein Müthchen kühlt, hat das prager Publikum längst als seiner unwürdig verschmäht. Seine größte, aber auch empfindlichste Mißbilligung ist — schweigen; und schon manche durchreisende Künstler haben in diesem Schweigen eine sprechendere Lektion gefunden, als sie ihnen ein Recensent lesen kann. Indessen ist auch bei uns ein Zwitterding von Beifall und Mißbilligung eingerissen, welcher, selbst nach dem größeren Ueberschuße tarirt, keinen genauen Maaßstab von der Ansicht der billigen Richter unter dem Publikum gibt, weil die Art und Weise, wie diese zwitterhafte Erklärung abgegeben wird, dem Verdachte von Partheiung Raum läßt. Z. B. es fangen Zehn zu klatschen an, und Zwanzig zischen dazu, und eben durch dieses Zischen werden aus Zwanzig hundert Klatscher, und zwei Hundert Gegner derselben u. s. w.: so gilt am Ende weder Beifall noch Mißfallen den Personen auf der Bühne, sondern das Ganze ist eine Fehde, die sich zwei Partheien liefern. Wäre auch eine dritte Potenz zur Vereinigung der Meinungen vorhanden, so müßte dazu die Handlung stille stehen, oder wo möglich das Strittige wiederholt werden, womit begreiflichermaßen keine Parthei zufrieden wäre. Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten wäre es am besten, wenn jene zehn unberufenen Klatscher durch das Mittel eines mißbilligenden Stillschweigens berichtigt und beruhigt, und ich könnte noch hinzu setzen, beschämt würden. Was aber den umgekehrten Fall betrifft, daß einige Zischer einen eben durch ihren Widerspruch immer zunehmenden Beifallsturm unterdrücken wollen, so spielen sie eine zu lächerliche Rolle, als daß es nöthig wäre, ihnen im vollen Ernste den guten Rath eines bescheidenen Stillschweigens zu geben.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

# Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 9. Februar **Nro. 17.** 1834.

Am 12. Februar.

Vor allen freudenreichen Segenstagen,
Von Millionen jubelfroh begrüßt,
In deren Busen treue Herzen schlagen,
Die friedensmild ein Liebesband umschließt,
Von Millionen, die begeistert sagen:
Daß Franz ihr Kaiser und ihr Vater ist —
Vor allen Tagen, die uns bringt die Sonne,
Erfüllst Du heute uns mit hoher Wonne.

Wohl würdig bist Du einer hehren Feier,
O Tag des Friedens! der uns All' beglückt,
Da Vater Franz, der seinen Völkern theuer,
An solchem Tag das Licht der Welt erblickt;
Der Starke, Weise, der das Ungeheuer,
Die Zwietracht, rings in der Geburt erdrückt,
Der Menschenfreund, durch dessen frommes Walten
Sich alles muß zum Glück und Recht gestalten.

Von Böheims waldumkränzten Riesenhöhen,
Der kräft'gen Czechentreue ernstes Bild,
Bis wo die südlich-milden Lüfte wehen,
Durch das italisch blühende Gefild;
Vom Alpenlande, wo die Gletscher stehen,
Bis wo sich Ungarns reicher Flor enthüllt —
Vom Donau-Ufer bis zu den Karpathen
Tönt eine Stimme nur in Oestreichs Staaten.

Und diese Stimme rauscht harmonisch-kräftig
Nach Ost und West, nach Süden und nach Nord:
Heil unserm Franz! und uns, die treu geschäftig
Vertrauen seinem väterlichen Wort.
Kein Sturm — und wüthet rings er noch so heftig —
Erschüttert unsers Glückes stillen Port —
Gesegnet sey der Tag, der uns gegeben
Den besten Herrscher — mög' Er lange leben!

Darum an diesem Tage schlinge fester
Die Lieb' und Treue ihr beglückend Band
Um Volk und Herrscher — aller Fürsten bester,
Wie keine Zeit ihn gütiger noch fand! —
Sagt, ist nicht der auch der Regenten größter,
Der friedlich, mild, gerecht beherrscht das Land?
Ja! keinen rühmt einst die Geschichte weiser —
Erhalte, Gott! uns Franz, den guten Kaiser!

Karl August Glaser.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

„Sieh da, eine nette Stadt! Sie soll uns heute die Herberge geben, schaut sie doch wunderlich aus dem Zickzack der Mauern und Wälle, und der dünne spitzige Thurm macht sie einem Storchnest ähnlich, über dessen breite Wandung der lange Schnabel des brütenden Mütterchens heraus ragt. Die Aehnlichkeit ist einladend, denn wo der Storch ein Dach erwählt, kommt mit ihm nach alter Sage Glück und Sicherheit unter das Dach!“ — So sprach ein langaufgeschossener, blutjunger Mensch, indem er einen tüchtigen keulenartigen Wanderstab in das Gras warf und sich ohne Umstände neben dem treuen Reisegefährten niederstreckte.

Es war um die Vesperzeit, die Sonne, welche zu Mittag heiß gebrannt, schoß schon schiefe Strahlen, und strich schräg über die Dächer der Stadt und Festung Landau hin, denn diese war es, an die der Wanderer seine Apostrophe gerichtet, und auf dem Canale sah man schon die Kähne der Landleute von der Stadt zurückrudern, welche am Morgen Frucht und grüne Waare zum Markt hinein gebracht nach gewohnter Weise. Der junge Mensch hatte etwas Ungewöhnliches in seinem Aeußern, das die Blicke der Vorübergehenden, denn die Straße war begangen von Städtern und Bauern, neugierig fesselte. Sein unbärtiges Gesicht trug nicht die Züge der niedrigen Klassen, sondern etwas Geregeltes, ja fast Edles war ihm aufgeprägt; er stand in der Lebenszeit, wo der Körper üppig aufzuschießen pflegt und sich mehr in die Länge als Breite dehnt, doch fehlte seiner schlanken Gestalt die jugendliche Muskelfülle nicht, da, wo sie innere Kraft

verkündet; der nackte Hals war nervicht und um die gebräunte, mit der Farbe der Gesundheit geschmückte Wange ringelte sich kurzes helles Haar in hundert natürlichen Löckchen, und das blaue deutsche Auge schauete lebensmuthig und sorglos auf die vorüberziehenden Gaffer. Die Tracht des müden Reisenden hatte nichts Vornehmes, indeß gehörte sie auch nicht ganz dem untern Stande an; der kurzgeschnittene braune Laufrock war abgetragen, aber hatte einen ritterlichen Schnitt und feine Nätherei am Kragen und Aufschlag, ein weißer feiner Hemdkragen schlug sich über die Schultern breit herab, dagegen war das pauschichte Beinkleid von grauem Zwillich, die Strümpfe und dicksohligen Schuhe erinnerten an das Tirolerland und ebenfalls der helle breitrandige Filzhut, den jedoch statt des rothen Bandes und des Blumenstraußes ein phantastisch befestigter Adlerflügel schmückte; an einem breiten Riemen, der über die rechte Schulter zur linken Hüfte lief, und auf dem allerlei Jagdfiguren in Weiß genähet waren, hing eine Wandertasche und eine Korbflasche, und in einer rothgelben Schärpe, die unter dem Rock sichtbar wurde, stack ein breites Jagdmesser, mit einem Griffe von rauhem Hirschhorn. —

Der Fremdling, denn als solchen bezeichnete ihn seine Tracht, warf den Hut vom Krauskopfe herab zu dem Knittel in's Gras, trank aus seiner Flasche, speisete von einem Weißbrotrest aus seiner Tasche, und lag da in jener Behaglichkeit, die dem Besitzer wie dem Beschauer gar wohl thut, weil sie das Bild der höchsten Glückseligkeit auf Erden, der Zufriedenheit mit sich selbst und der Welt darbietet. — Wer weiß wie lange der Fremde so dagelegen, hätte nicht eine äußere Erscheinung ihn aus seinem träumenden Nichtsthun aufgerufen. Auf einem lehnansteigenden Hügel in der Nähe befanden sich einige Gartenanlagen mit einem leichten Holzgehäge eingezäunt. Von ihnen her kam ein Mann von einem halben Dutzend ihn wild und kläffend umspringender, gut genährter Hunde begleitet. Der Mann war großer Statur, hatte einen breiten und massiven Körper; er trug einen grauen steifschößigen Oberrock, Reitstiefeln von ungegerbtem Leder und eine violettblaue Sammtmütze mit dicker goldener Troddel. So wie der Mann den Leuten auf der Landstraße sichtbar geworden, so kam eine unruhige Bewegung in die Meisten; einige beschleunigten ihren Marsch zur Stadt bis zum Wettlauf, Andere bogen von der Straße in kleine Fußwege ein, welche in die Fruchtäcker oder zu niedern Gebüschplätzen führten, und bald erklärte sich die Ursache der Furcht und Flucht. Der Mann hatte kaum mit seinen Hunden die Straße erreicht, so zerstreueten sich die bösen, aufgehetzten Thiere mit wüstem Gebell und muthwilligen Sprüngen, und sprengten auf die Wanderer ein, als wenn sie abgerichtet worden, menschliche Gestalten zur Scheibe ihres Angriffs zu machen. Hier warfen sie ein schreiendes Kinderpaar mit dem Schlage ihrer tälpischen Pfoten in den Sand; fuhren dort einem schwer beladenen Lastträger in die Waden, daß er im Schreck und Schmerz vorn über stürzte und unter seiner Bürde beladen, vergebene Anstrengungen sich zu erheben versuchte und einer Schildkröte gleich mit den Gliedern sparlte; stellten dort einen Sonntagsreiter, dessen scheues Pferd vor Entsetzen über die unbändigen Bestürmer, die mit weitoffenem, geifernden, zahnreichen Rachen an ihn aufsprangen, sich bäumend zur Seite bog und dann in unaufhaltbarer Flucht mit dem armen Herrn, der nach verlorenem Zügel erbarmungswürdig den Sattelknauf umklammert hielt, über die abgeernteten Stoppelfelder in's Weite flog; und der Mann mit der violettblauen Kappe lachte dazu laut und schallend, und schien ein menschenfeindliches grausames Gaudium an dieser seltsamen Jagd zu finden, das aller Galanterie und jedes Zartgefühles spottend, auch da sich zu erkennen gab, als eine der blutbefleckten Bestien auf ein Paar junge Damen schoß, die in der Abendkühle ihren Spaziergang machten, ihnen Mantilla und Schleier zersetzte, und den silberberandeten Hut, den ihr kleiner Page muthig zur Wehr vorstreckte, dem Knaben aus den Händen riß, spielend zerfetzte und dann dem Herrn wie im Triumphe apportirte. Der Fremdling hatte mit hohem Staunen dem aus der Ferne zugesehen, und sich selbst gefragt, wer der Unmensch seyn möchte, der sich dergleichen unterfing, und den Niemand von den kräftigen Männern auf der Straße in seinem schändlichen Muthwillen zu stören und zu strafen wagte. Jetzt, da das wilde Heer ihm näher kam, drückte er seinen Filzhut auf den Kopf und faßte nach seinem Knittel. Ein altes Mütterchen, das am Stabe schlich, und ein Körbchen am Arme trug, in welchem es Obst heimbrachte, ging jetzt einige zwanzig Schritte von seinem Ruheplatze vorüber, und ein schwarzer Saufänger, den sein wilder Kreislauf gerade in ihre Bahn führte, fuhr auch ohne Weiteres auf sie ein, faßte mit den Zähnen ihren Stab und riß ihn aus ihrer zitternden Hand. Ehe die der Stütze beraubte Alte jedoch umsank, stand der Fremde schon neben ihr, hielt sie in seinem linken Arm, und traf, da die schwarze Bestie einen zweiten Sprung nach dem kleinen Schultermantel der Greisin that, das Thier mit seinem Keulenstocke so tüchtig zwischen die Zähne, daß es mit blutigem Maule laut heulend zurückflog. Ein lautes „Hoho“ schallte vom Munde des Herrn, und der Fremde hatte kaum Zeit, die Alte sanft auf den Boden zu setzen, und sich nach einem alten Baumstamm zu flüchten, als er sich von der ganzen Meute angefallen sah, die wie erbittert durch die Behandlung ihres Kameraden zum wüthigsten Angriffe auf ihn ansetzte. Ein merkwürdiges Schauspiel, wie es diese Gegend wohl nie erblickt, begann in diesem Moment. Den breiten Eichenstamm im Rücken, die Füße fest in den Sand

gedrückt, wobei das rechte Bein in der Stellung des römischen Gladiators vor sich gestreckt, die linke Hand fest am Waidmesser im Gurt, schwang der junge Mensch seine knorrige Keule mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Stärke gegen die erboßten Thiere. Wie ein Wirbel des geübtesten Fahnenschwenkers oder des kunstgerechtesten Tambours flog die schwere Waffe um ihn her, durch die Luft, bald hoch, bald tief, seinen ganzen Leib deckend und in jeder Sekunde einen Schlag an die Gegner austheilend. Einige Minuten sah der kolossale Mann dem unerwarteten Schauspiele zu, als aber hier einer seiner Lieblinge am Kopf getroffen hinterrücks einen Purzelbaum schlug, dort ein an der Pfote Verletzter mit Wehgekreisch zur Seite hinkte, da pfiff er aus voller Brust zur Retirade, und die Thiere schienen gern zu gehorchen, denn sie sammelten sich alle hinter dem Herrn, als dieser mit hochrothem Gesicht und in der Hast des Zornes auf den erhitzten Fechter losschritt.

„Teufelsjunge," rief der Mann, „sticht Dich der Tollwurm, daß Du es wagst, meine tapfere Leibwache zu schanden zu schlagen? Den Tod auf Deinen Kopf, Du unverschämter Landstreicher, Du!" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Litteratenbuch zu Luditz.

(Fortsetzung.)

Das erste Blatt enthält das Fürst-Plauische Wappen von J. 1558, und die Rückseite nachstehende Verse, deren Anfangsbuchstaben das Akrostichon: Gan Taborsky z Klokotske hory, bilden, welches in der Uebersetzung schon darum aufgegeben werden mußte, weil kein deutsches Wort mit Y anfängt:

Gasnost Sluneczná, wssecko oswěcuge,
A prawda wiecžná, wssudy switiezuge,
Nic yasněyssjho slunce, sylnieyssjho
prawdy wietssjho.

Temnost yasnosti, musý postupiti
A blud s kazdau lstj, prawdie vstupiti,
Blažená prawda, bjdna s bludem krziwda
ne zyskái nikda. —

O prawdu stáli, Žluticžtij miessiance
Rozumnym dali yazykem nakladnee
Sobie dielati, knihy tyto psáti,
chtije s nich zpjwati.

Ke cti a k chwále, wotcy nebeskému,
Y také stále spasiteli swému,
Z srdce prawého, nemagije žádného
Boha giného. —

K němužby zrženj o spasenj mieli,
Lest poblauzenij lidska opustili.
On sám Krystus pán, wečná prawda gest znám,
y wěznym wssem nám.

Krystus Bůh náss pán, žiwot, dwerže, cesta,
On gest wůdce sám, do wěczného Miesta.
Tomu samému, y duchu swatému,
czest chwála gemu.

Swatym neslussj, Bozské cti dáwati,
K Krystu przislussj samému wolati,
Ey ty pane náss, genž žádnému nedáss,
cti kteruž sám máss.

Alles rings erhellt der Sonne Klarheit,
Ueberall siegst Du, o ew'ge Wahrheit!
Vor der Sonne ist, was glänzet, bleich,
Nichts an Größe, Kraft, der Wahrheit gleich.

Vor dem Lichte muß das Dunkel schwinden,
Wahrheit Trug und Irrthum überwinden.
Selig ist die Wahrheit, Irrthum List,
Haben Fortgang nur auf kurze Frist.

Die von Luditz für die Wahrheit glühend,
Sich um ein Gesangbuch fromm bemühend,
Um die Sprache, die Verständlichkeit,
Haben keinen Aufwand hier gescheut.

Dies zu Gottes des Allvaters Ehre,
Dessen Ruhm allhier für immer währe!
Und dem Heiland, voll von Christenpflicht,
Mehr als eine Gottheit gibt es nicht.

Fern vom Irrthum, auf die Wahrheit bauend,
Hoffen sie von ihm ihr Heil vertrauend.
Christus ist die Wahrheit, ihn bekennt,
Wer im Weltgefängniß, Herr! ihn nennt.

Christus ist der Weg, das Thor des Lebens,
Ohne ihn die Wallfahrt hin vergebens.
Ehre ihm, und Dir o heil'ger Geist!
Den dies Werk zugleich mit ihnen preißt.

Keinem außer Gott, sey Gottes Ehre!
Christum bloß anrufen, heißt die Lehre.
Du bist unser Herr! Dein Eigenthum,
Gibst Du keinem andern, — Deinen Ruhm.

Hlasy y srdcem, my k tobie woláme,
O rodownjkem smrtij tebe známe,
Racz nam wssem dáti, w twe prawdě wždy státi
Nestrwati.

Darunter steht die Anmerkung: „Diese Bücher wur-„den von der Hand meines Lehrlings Laurenz, mit dem „Zunamen Bjlý geschrieben, mit Noten versehen, (noto-„wány) glücklich beendigt, 1558 — und alles zu Ende „gebracht am Samstag vor dem Palmsonntage, (kwětnau nedelj) — pril III. am. —“

(Die Fortsetzung folgt.)

Herz und Stimme wir zu Dir erheben!
Steh' uns bei, wenn sterbend wir erbeben!
Gib für Deine Wahrheit jeder Zeit
Uns die treueste Beharrlichkeit!

Berichtigungen.

In Nro. 9. d. B. 3. Seite, 1. Sp., fehlt Zeile 29: hervor, nach: gestorben seyn.

In Nro. 10, Kleinigkeiten III., Zeile 18, lies: allgemeinste.

Nro. 13., 4. Seite, 1. Spalte, 2. Zeile, lies: enden, statt: reden.

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 3. und 6. Februar.

Am 3. Februar wurden Raupachs „Schleichhändler“ gegeben. Wiewohl sich dieses Lustspiel in seiner Satyre um eine Idee dreht, welche dem wandelbaren literärischen Leben und Verkehr angehört, so hat es doch seine ursprüngliche Beliebtheit noch immer nicht verloren. Walter Scotts Romane haben längst einer anderen Lecture Platz gemacht, oder vielmehr sie haben aufgehört, ein Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung zu seyn. Die französischen Neuromantiker und Bulwer sind nun an der Tagesordnung. Raupachs „Schleichhändler“ waren auf eine Zeit berechnet, welche nicht mehr ist; aber was dieses Lustspiel besonders auszeichnet, wird sich noch lange nicht überleben. Es erscheint nämlich nicht als ein fertiges Werk, sondern es entsteht so zu sagen bei jeder Produktion. Till und der Zufall machen es vor unseren Augen. Endlich muß man auch sagen, daß zu der fortwährenden Beliebtheit der „Schleichhändler“ das ausgezeichnete Spiel der Herren Polawsky und Feistmantel und der Madame Allram beiträgt. Auch Herr Grabinger verdient als Zollinspektor alle Auszeichnung, umsomehr, als er diese Parthie Herrn Polawsky nachgespielt hat, was schon an sich keine geringe Aufgabe ist. Die übrigen Rollen (etwa mit Ausnahme der Julie, welche von Demoiselle Nina Herbst sehr lobenswerth dargestellt wird) sind zu klein, als daß sie den Schauspieler, der nach Beifall verlangt, sehr reizen könnten. Dessenohngeachtet würde es zweckmäßig seyn, die Rolle des Lieutenants sorgfältiger zu besetzen. Herr Biel hatte sie bisher versehen, da er aber, wie ich vernehme, die Bühne verlassen hat (wenigstens steht sein Name nicht unter den Erkrankten): so wurde sie Herrn Grau, aber, wie es scheint, so unvermuthet zugewiesen, daß er nicht im Stande war, sie gehörig einzustudieren. Er spielte sie am 3. auf den Souffleur, was dem ungezwungenen und raschen Gange der Handlung und mehreren komischen Effekten viel Eintrag machte. Nie sollten aber die kleinen Rollen obenhin besetzt und eingeübt werden, denn die Sorgfalt, die man denselben zuwendet, lohnt sich durch die verstärkte Wirkung des Ganzen. Die komische Kraft irgend eines Momentes beruht zum Theile auch in dem, was ihm voranging, und es ist nicht gut, wenn man in vorangehenden Scenen lieber schlafen oder konversiren, als zusehen möchte. Trotzdem erregte übrigens Herr Feistmantel in allen Wendungen der Handlung, bei welchen Schelle betheiligt ist, ein schallendes Gelächter.

Am 6. Februar trat ein ehemaliges beliebtes Mitglied unserer Bühne einen Cyklus von Gastrollen an. Madame Brede gab nämlich die „Frau von Sylben“ in dem Weissenthurnschen Lustspiele: „Das letzte Mittel.“ Bekanntlich gehört dieses Lustspiel zu den unterhaltendsten und vollendetsten Erzeugnissen der komischen Muse. Die Idee, den Eifersüchtigen dadurch zu strafen und zu bessern, daß man seinen Verdacht wahr zu machen droht, hat die Dichterin so klar und anziehend durchgeführt, daß der Zuhörer der Handlung nur mit der größten Erheiterung und Theilnahme folgen kann. Weit entfernt, die Blöße einer Unwahrscheinlichkeit zu geben, entwickelt sich vielmehr das Ganze, als ob es eben so seyn müßte. Die Charaktere sind alle aus dem Leben gegriffen, und stehen gegen einander in wirksamen Contraste. Besonders gehören der Baron Gluthen, dann Ida und Frau von Sylben zu den lockendsten Aufgaben für Bühnenkünstler. Auch ohne Gast erfreut sich dieses Lustspiel gewöhnlich eines zahlreichen Besuches. Diesmal aber hatte an dem vollen Hause vom 6. der Gast einen größeren Antheil, als das Lustspiel selbst; denn das Prager Publikum ist in jeder Hinsicht dankbar, es mag sich nun um Anerkennung fremden Verdienstes, oder um das Andenken an Künstler handeln, die einst Mitglieder unserer Bühne waren. Madame Brede wurde deßhalb auch sehr ehrenvoll empfangen. Was ihre Darstellung betrifft, so verfehlte sie trotz einer gewissen Entschiedenheit und Schärfe, welche dem Charakter der Frau von Sylben eben nicht eigen zu seyn scheint, doch in keiner Scene die komische Wirkung. Sie fand auch in jeder Scene lauten Beifall. Uebrigens wurde sie so lobenswerth unterstützt, daß am Ende von mehreren Stimmen „Alle“ gerufen wurden.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 11. Februar **Nro. 18.** 1834.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Der Fremde setzte seinen Knittel in Ruh, holte tief Athem, und sah den Scheltenden mit flammenden Blicken an. „Salvirt Euren eigenen Kopf,“ entgegnete er kurz und dreist, „denn mein Arm ist einmal heiß geworden, und mein Seel! mir wächset die Lust, meine gute Wehr an einem bessern Ziel zu versuchen als an dem unvernünftigen Viehe dort. Und bei dem gerechten Gott,“ setzte er heftiger und den Knittel wieder erhebend hinzu, „wer hindert mich, an Euch den Unfug zu bestrafen, zu dem Ihr als ein Mensch, dem Gott Vernunft gab, den Gehorsam Eurer Thiere mißbrauchtet? Aehnlicher als ich seyd Ihr überhaupt einem Landstreicher und Friedensbrecher, und vagabondirtet Ihr im guten Schweizerlande also mit Eurer Jagdkoppel durchs Land, schöße man Euch die gefährlichen Bestien vor den Füßen todt, und Ihr selbst müßtet büßen mit Gut und Leib für den Frevel an Euren Nächsten.“ —

Der Mann in den Reitstiefeln war stutzig einen großen Schritt zurück getreten, sein Gesicht wurde blässer und er fixirte einige Augenblicke mit seinen scharfen Augen den jungen Menschen, wobei sein Mund sich allmählig in ein möglichst freundliches Lächeln hinüberzog.

„Du führst Deine Zunge fast so gut wie Deinen Weberbaum;“ sagte er dann mit Laune und Gemüthlichkeit; „sage, wo hast Du diese Fechtkunst erlernt?“

„Ihr müßt nicht weit über Eure Schwelle hinausgekommen seyn,“ antwortete der Fremde mürrisch, „daß Ihr die Schwinger von Uri nicht kennt! Habt Ihr Vergnügen in dem schönen Spiele der Aelpler auf der Stelle Unterricht zu nehmen, so brecht Euch einen knorrigen Ast vom Baume hier, und in einer Viertelstunde sollt Ihr wissen, wie man am Waldstädter See oder an der Reuß ungeschliffenen Leuten die gute Sitte einbläut.“ —

„Hoho,“ rief der große Mann. „Du bist ja ein gar gewaltiger Goliath; aber Dein Großmaul hat eine gute Faust vorangeschickt, und Du gefällst mir darum, denn Du gibst mehr als Dein bartloses Kinn versprechen konnte. Kühle Deinen Ingrimm, mein Bübchen, laß uns Freunde werden, und sage mir vor Allen, wer Du bist, und woher Du kommst?“ —

Der Fremde sah den vertraulichen Frager verächtlich an, und entgegnete leichthin: „Meint Ihr, es beliebe mir dergleichen? Nach dem, was sich hier begab, meine ich, es stände mir weit eher an, zu fragen, wer denn Ihr seyd, der Ihr die Straßen unsicher macht und eher einem Buschhelden als einem ehrlichen Menschenkinde gleicht. Ja, ja, verzieht nur nicht den Mund so spaßig, den ich fordere Euren Namen, damit ich in der Stadt da meine Klage anbringen kann. Und ohne Umstände, — wollt Ihr nicht etwa auch meinen Schwingerstab kosten, — Euren Namen und was Ihr hier zu treiben habt!“ —

Der große Mann lachte laut auf, und sagte heftig „Beim Saint Denis, es ist nur einer auf Erden, der mich so fragen darf, und der sitzt auf dem Stuhle des heiligen Louis! — Aber,“ setzte er milde und das Haupt etwas beugend wie in Unterwürfigkeit hinzu, „Du bist ein so eindringlicher und furchtbarer Frager, daß man sich gezwungen fühlt, Dir ohne Rückhalt zu antworten, als wärest Du Minister Louvois in eigner Person. Ja, Du hast ganz Recht, wenn Du mich einen Landstreicher und Buschklepper nennst; ich gehöre zu der Sorte, und die Holländer und das Niederland bis Amsterdam hinab wissen von mir zu reden, denn ich habe Manchen dort das Dach über dem Kopfe eingebrannt, Manchen für immer von den Beinen geholfen. Nun, werde nur nicht ungeduldig, mein junger Freund; laß mir den Hirnschädel ganz, ich möchte gern mit Dir noch einige Becher stürzen und einige gute Hausschüsseln leer machen. Ich beichte ja schon und bekenne Dir, Du Gewaltiger, daß man mich Melac nennet, daß mich die Majestät meiner Sünde wegen zum Marechal de Camp gemacht, und daß man mich als einen bekannten, großen Taugenichts dort in die Festung verwiesen, wo ich den äußersten Vorposten des Landes kom-

mandire, damit nicht solche Wagehälse wie Du ein Stücklein des schönen Frankreichs im Wandersacke nach Hause tragen möchten.“ —

Der junge Fremde stand ein wenig verdutzt, doch sah man, es war nicht Furcht und Schrecken, sondern mehr Ueberraschung, Erstaunen, was ihn gefaßt, ja, in seinen Mienen leuchtete sogar ein Fünkchen von Wohlgefallen hindurch, als er jetzt seinen Gegner mit größerer Genauigkeit in das Auge faßte. Und dieses Wohlgefallen mußte sehr räthselhaft erscheinen, denn der Marschall Melac hatte nie das Glück gehabt, durch sein Aeußeres irgend einem Menschen zu gefallen, indem die Natur sehr geizig und stiefmütterlich gegen ihn gehandelt. Es würde dem phantasiereichsten Maler, selbst einem Höllen-Breughel, schwer gefallen seyn, ein häßlicheres Antlitz zu erschaffen; diese gelbe, faltige Haut auf breite Backenknochen gespannt, dieser weite Mund voll hervorstehender Zähne, die in die aufgeworfenen Lippen tiefe Spalten gedrückt, diabolisch widrig, wenn er lachte, satanisch-entsetzlich, wenn der Zorn ihm die Form des knirschenden Tigerrachens gab; dazu eine breite, aufgestülpte Nase, große, vorspringende Augen, deren eines Augenlied, durch einen Säbelhieb gespalten, und schlecht geheilt, halb über den Apfel herabhing, und alle diese Reize eingekränzt von einem schlichten, harten Kopfhaare und Bartwulst, dessen Färbung ein Gemisch von Schwarz und Grau zeigte; so, einem indischen Götzenkopfe gleich den man auf einen kolossalen Fels-Pilar gestellt, sah der Mann aus, der sich dem jungen Keulenschwinger als den Gewalthaber der Gegend genannt, den der Ruf als den tapfersten Soldaten der französischen Armee, aber zugleich als den grausamsten, unerbittlichsten und strengsten General Frankreichs bezeichnete. —

„Nun, mein Freund, begann nach einer Weile der Marschall, „hast Du die Sprache verloren, seit Du weißt, wem Du den Unterricht in Deiner Fechtkunst so freundlich angeboten?“ —

„Euer Name ist mir bekannt,“ sagte der Fremde unbefangen, „aber ich hatte mir den braven Marschall etwas anders gedacht, und mein Verstummen findet seinen Grund gar leicht, in der seltsamen Liebhaberei, in der ich Euch traf, und die ich mit Eurem hohen Stande in keinen Einklang zu bringen weiß.“ —

„Das ist so mein Plaisir,“ sagte leichthin der Marschall, „Jeder geht seinem Geschmacke nach. Das Schicksal hat mich zum Menschenjäger gemacht, und ich kann's nicht lassen, auch in Friedenszeit den Beruf zu üben. Du hast Deine Lust daran, Arme und Beine entzwei zu schlagen, ich schaue gern so eine Hatz auf kreischendes Frauenvolk, das mir nie, und dem ich nie besonders gut war; ihre Purzelbäume ergötzen mich, und Dir möchte es nicht so leicht werden, die gebrochenen Knochen zu bezahlen, wie es mir wird, eine zerrissene Mantilla oder ein zerfetztes Unterröckchen zu ersetzen.“ —

Der junge Mensch sah ihn unmuthig an und wandte sich halb ab von ihm. Nie habe ich den Arm gehoben gegen Wehrlose,“ sagte er abgestoßen, „nie im Muthwill verwundet.“ —

„Was hadern wir,“ sprach der Marschall. Du wirst mir meine Unart vielleicht abgewöhnen, wenn Du Dich bequemst als Mentor gütigst bei mir zu bleiben. Gefalle ich Dir nicht, gefällst Du mir desto besser, und ich lade Dich ein, es eine Weile zu versuchen, wie es sich im schlechten Hause eines alten Soldaten lebt.“ —

„Du kannst mich in den Thurm setzen lassen, wenn Du mich einmal hinter jenen Mauern hast;“ entgegnete der Fremde überlegend; „aber was thut es,“ setzte er rasch hinzu; „ich habe Schlimmres erlebt, und man muß Alles versuchen in der Welt.“ —

Beide gingen zusammen zur Stadt, wenn der Junge sich aber bei einem Rückblicke darüber zu ergötzen schien, daß die mächtigen Hunde nur von fern folgten, und sich schmeichelnd, und mit scheuen Blicken auf die gefährliche Keule weit hinten hielten, so lächelte auch der Alte und fast boshaft. Der Marschall fragte jetzt wieder nach Namen und Heimath seines Gastes, und nach kurzem Besinnen nannte sich der Fremde Hieronymus von Gestinen, die Schweiz sein Geburtsland, und erzählte dazu, der Vater habe ihn aus dem Gebirgthale fortgeschickt, weil er groß genug, sich selbst in der Welt zu versuchen und sich ein Gewerb zu erwählen; gäbe es Krieg, würde er längst gewählt haben, so wolle er eine Weile herumpilgern bis zum Norden hinauf und zum Süden hinab, um zu sehen, was in den Winkeln der Erde für Menschenkinder lebten; zugleich zeigte er zwei Goldstücke vor, die er wie ein vollkommen ausreichendes Reisegeld mit stolzer Freude zu betrachten schien. — Der alte General plapperte vertraulich mit seinem Begleiter bis zur Stadt hinein, doch wurde dem jungen Gestinen etwas wunderlich zu Muthe, als sie über die Zugbrücke, durch das mächtige Thor und die düstern Fortifikationen einschritten, die Wache in's Gewehr trat und die bärtigen Füseliere salutirten, wobei die dumpfe Trommel das Geklirr der Waffen begleitete. Er sah sich jetzt in völliger Gewalt des von ihm nicht eben höflich Behandelten; seine häßliche Fratze, sein boshafter Blick, seine seltsamen Plaisir's drückten ihm jetzt erst recht auf das Gemüth, doch sein leichter Sinn siegte und er folgte dreist dem Marschall über den Wall, zu einer Steintreppe, die sich an einer Gatterthür endete, und von der man über einen großen Baumgarten hinsah, welcher zwischen den drohenden Bastionen da lag wie eine blühende königliche Jungfrau im Schutze eines Riesen, und als des alten, einsamen Kriegers Lieblingsplatz bekannt war, den er nur gern mit dem Feldlager vertauschte, wenn die Trompete

seines von ihm vergötterten Königs rief. Der General stieg hinab und schloß die Pforte auf, Hieronymus folgte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Litteralenbuch zu Ludiß.

(Fortsetzung.)

Das zweite Blatt enthält auf der Vorderseite das Graf-Salmische, auf der Rückseite das markgräflich-Brandenburgische, das dritte Ludißer Wappen, und auf der Kehrseite diese Verse, nach denen zu schließen, daß Taborsky von Kaiser Ferdinand I. geadelt worden:

Ctného vžitku, ctná práce docházy,
Yakož pak w skutku, ted' se to nacházy.
Ctny pán Rzjmský kral, ctný dár tomu gest dal
ctne kniby genž psal.

Dayž mu wěčný kral, ctných daruw swých množstwj
Zwlasst by obdržal przesstiastné witezstwj
Nad wssemi lstnymi neprzátely s swými,
Syny slawnými.

Mau tjm darem ctným prácy okrassliti,
Mne racž pokornym srdcem obdařiti,
Jakz obsahuge ten Erb wyswiedczuge,
ctnosti zdržuge.

Pokorn czernost, a bielost czistotu,
Lásku czerwenost, stálost rowná zlatu,
Krżjz trpicliwost, holubice prostost,
had opatrnost.

W niczemž nemáme giném se chlubiti
Nez w krzjži pánie, opatrnij býti,
Jakzto hadowé, a yak holubice
sprostnost magijce.

Toť sau ty ctnosti, w nichž žádam rytirzstwj
Wěčné radosti, po czasnem wjtiezstwj.
Toť koruna ta wyznamená zlata,
O ctnosti swatá!

Ehrenarbeit trifft ihr Ehrensold.
Dieser ward ihr eben auch gezollt,
Ehrend ward vom Kaiser der bedacht,
Der ein ehrenwerthes Buch gebracht.

Himmel! segne ehrend Du auch ihn;
Laß die Feinde zagend vor ihm flieh'n;
Segne des glorreichen Stamms Geschick,
Mit Verherrlichung, Triumph und Glück.

Und für dieser Ehrenarbeit Zier,
Gib ein Herz voll wahrer Demuth mir!
Laß in jenen Tugenden mich blüh'n,
Die dies Wappen deutungsvoll durchziehn.

Demuth schwarz, weiß Herzensreinigkeit,
Liebe roth, Gold die Beständigkeit,
Täubchen lehren Sanftmuth, Schlangen List,
Der Geduld das Kreuz ein Sinnbild ist.

Nur das Kreuz des Herrn sey unser Ruhm,
Sitteneinfalt unser Eigenthum;
Doch auch Schlangenklugheit fehle nie,
Denn die Welt, die arge, fordert sie.

Ja darin mag stets ich Ritter seyn,
Siegend einst des Himmels mich erfreu'n.
Dessen ist die Krone hier ein Bild,
Tugend deutet ganz dies Wappenschild.

Darauf folgt das Taborskische Wappen mit der Unterschrift: **Jan Taborský z Klokotské hory**, und zwar eiförmig in vier Feldchen getheilt. Mitten darin ein rothes gekröntes Kreuz, rechts unten, im schwarzen Felde, eine weiße Taube, oben ein weißes Feld, links unten, im weißen Felde eine Schlange, oben ein schwarzes Feld, oberhalb des Schildes ein geschlossener schwarzer Helm, worauf eine Taube (auch beschrieben in Rieggers Statistik **VII.** S. 183), was Alles zugleich die Andeutungen der eben angeführten Verse erklärt. Uebrigens war dieser Taborsky, der dieses Buch im Verein mit seinem Lehrlinge Bjly verlegt, derselbe (Rieggers Statistik **VII.** S. 170), der unter Ferdinand **I.** im J. 1552, in einem Alter von 70 Jahren, die Prager altstädter Uhr herstellte. Sein Name deutet ganz auf seine Herkunft hin. Er scheint ein Taborer, zu Klokot begüterter Bürger gewesen zu seyn, zu Klokot (Pimpernuß) jetzt eine Wallfahrtskirche, bloß vom Thale der Lužnice, von Tabor getrennt, in anmuthiger Lage.

Dieß Alles der Eingang zum eigentlichen **Graduale**, dessen Blätter mit Buchstaben und Ziffern bezeichnet sind, als: **a**, **I.**, **II.**, bis **X.** u. s. w. und zuvörderst immer ein **Summum** und ein **Kyrie**, auf alle Festtage des Herrn und der Heiligen, ganz wie in einem ordentlichen **Missale**, mit passenden trefflichen Bildern, den Unterschriften und Wappen jenes Ritters, Bürgers, oder jener Zunft, auf deren Kosten sie gemalt wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 8. Februar.

Da die gottesdienstliche Feier des Geburtstages Sr. Majestät unseres allergnädigsten Kaisers im heurigen Jahre am 9. begangen wurde, so fand die am Vorabende gewöhnliche Festlichkeit im Theater am 8. Statt. Die Vorstellung eröffneten jene Melodien, welche in dem glücklich erreichten sechs und sechzigsten

Lebensjahre unseres besten Monarchen ihren Anklang in dem Herzen der Kinder und Greise finden. Von der gesammten Bevölkerung dieser Hauptstadt dürfte es wohl Niemanden geben, der nicht vor einigen Monaten mit Rührung und Ergebenheit auf den Ehrfurcht und Liebe einflößenden Zügen unseres Landesvaters verweilt hätte. Er ist Vater des Vaterlandes nicht durch den Beschluß eines schmeichelnden Senates, sondern durch das, was er erstrebt und gethan hat, und durch die einmüthige und aufrichtige Zustimmung seiner Völker. Seit er das Licht dieser Welt erblickte, neigt sich bereits das zweite Menschenalter zu seinem Ende. Sichtbar waltet die Vorsehung über dem Haupte eines Fürsten, dessen Wahlspruch Frömmigkeit, Recht und Friede ist. Zwar winkte sein ehrwürdiges Haupt am 8. nicht auf die jubelnde Menge herab, allein das wiederholte „Lebehoch der zahlreichen, festlichen Versammlung war Beweises genug, daß das Andenken an den guten Kaiser Aller Herzen erfülle. Uebrigens wurde das Volkslied diesmal nicht durch das Orchester, sondern durch die Kapelle des k. k. Infanterieregimentes Baron Trapp begleitet. Nachdem der Vorhang vor dem Bilde Sr. Majestät gefallen war, wurde unter allgemeinem Beifallklatschen und Vivatrufen die letzte Strophe noch einmal begehrt.

Nach dem ersten, trefflich aufgeführten Satze aus Beethovens D dur-Symphonie wurde aufgeführt: „Der Fürst über Alle,“ Lustspiel in 5 Aufzügen von Raupach. Wiewohl die Annonce das Stück ausdrücklich als Lustspiel angab, so schienen doch Manche aus dem Titel eine Beziehung auf den festlichen Abend errathen zu haben, und sich am Schluße um so getäuschter zu finden, als der Name des Stückes selbst mit dem Inhalte nur lose zusammenhängt. Allein theils bedürfen wir solcher Beziehungen nicht, um einen Freudentag froh zu begehen, theils ist hiezu eine heitere Novität nicht ungeeignet. Ich will es versuchen, dem geneigten Leser eine kurze Inhaltsanzeige zu geben.

Der Marchese von Demona, ein sehr pedantischer und ungefüger Mann, zog sich im Gefühle seiner geringen Beliebtheit vom Hofe des vorigen Herzogs von Mantua auf seine Güter zurück, wo er mit seiner Schwägerin Claudia fast nur der gelehrten Erziehung seiner Tochter Camilla lebt. Unter dem Studium der Klassiker und der scholastischen Philosophie ist Camilla zu einer reizenden Jungfrau aufgeblüht, welche aber die Liebe nur nach dem kalten Begriffe, und ihre gefährlichen Folgen nur aus der Geschichte kennt. Indessen hat sie als gehorsame Tochter sich dem Beschluße ihres Vaters gefügt, der sie zur Gattin des Grafen Matara bestimmt hat. Uebrigens kennen weder Vater noch Tochter diesen Grafen von Angesicht. Aber während des Marchese Zurückgezogenheit haben sich in Mantua wichtige Veränderungen ergeben. Der Herzog, so wie sein Neffe, ist gestorben, und ein Prinz hat den herzoglichen Stuhl geerbt, den der Marchese nie gekannt, und als einen entfernten Seitenverwandten auch nie kennen zu lernen gesucht hat. Dieser Prinz kehrt nun auf seiner Reise zum Heere in dem Schloße des Marchese ein. Es begleitet ihn sein lustiger Stallmeister Pasto. Je liebenswürdiger er die schöne und witzige Camilla findet, desto sorgfältiger hält er sein Inkognito ein. Pasto muß mit dem Alten Schach spielen, und der 39jährigen Schwägerin desselben die Cour machen, um recht unbeachtet mit Camilla sprechen zu können. Je spröder und kälter sie ist, desto höher steigt seine Liebe. Indessen sieht der Marchese den verlängerten Aufenthalt seiner unbekannten Gäste um so unlieber, als ihm Graf Matara seine nahe bevorstehende Ankunft meldet. Seine Schwägerin Claudia übernimmt den Auftrag, die Gäste an ihre Abreise zu mahnen, nur ungern, indem sie die verstellten Liebesanträge des Stallmeisters Pasto für baare Münze genommen, und ernstlich in ihn verliebt ist. Da es dem Prinzen bereits gelungen ist, sich Camillas Theilnahme zu erwerben (denn sie bereut, wenn sie ihn beleidigt zu haben glaubt, und kann es nicht ertragen, wenn er sie gleichgiltig behandelt): so kömmt ihm die ohnehin unzarte Aufkündigung der Gastfreundschaft sehr ungelegen; und da der Marchese wenigstens die Namen der Fremden wissen will, so gibt sich der Prinz für den Grafen Matara aus. Matara ist aber bereits im Gasthause des Ortes eingekehrt, um sich zu einem Besuche bei seinem künftigen Schwiegervater umzukleiden; und so weiß sich denn der Fürst nicht anders zu helfen, als ihm durch Pasto einen Befehl zuzuschicken, daß er sich auf der Stelle zum Heere begeben solle. Pasto geräth durch diesen Auftrag in keine geringe Verlegenheit, denn es ist ihm ein hoher Preis zugesagt, wenn er sich mit Erfolg für des Fürsten Verbindung mit einer benachbarten Prinzessin verwendet. Er legt also dem schriftlichen Befehle seines Fürsten ein Billet bei, in welchem er den Grafen Matara zu einem Quid pro quo und zu dem Entschluße ermuthigt, sich bei dem Marchese als Herzog einzuführen. Natürlich, daß der wahre Herzog, als dies Matara wirklich thut, in keine geringe Verlegenheit geräth. Er sieht zwar die Kühnheit des Grafen nach, fordert aber das gegenseitige Ehrenwort der Mitwisser ab, das Geheimniß zu bewahren, durchaus nichts gegen die Freiheit der Wahl Camillas zu unternehmen, und dem Alten diesen zweiten Punkt als ausdrücklichen Willen des Herzogs zu hinterbringen. Der Prinz kennt Camilla besser als Matara, Camilla ist ihm auch schon so gewogen, daß eine offene Bewerbung nothwendig Erhörung finden muß. Pasto intriguirt vergebens. Mit aller Anstrengung kann er nur das Resultat erzielen, daß Camilla dem Zwange nachgibt, und ihre Liebe aus Achtung für den Vater und für den Willen des vermeintlichen Fürsten unterdrückt. Als sie mit schwerem Herzen ausspricht, daß sie den Herzog wähle, stürzen beide Bewerber zu ihren Füßen, und Camilla kann sich kaum fassen, da es sich nun zeigt, daß der heiß Geliebte nicht Graf Matara sey, wie sie glaubte, sondern der Fürst selbst. Die komische Episode der Handlung bildet Pasto's erheuchelte Zärtlichkeit und Claudia's Leidenschaft für ihn. Der Fürst, welcher hinter seine Schliche gekommen ist, kündigt ihm an, daß er, falls Camilla seine Braut würde, die Landesstallmeisterstelle mit Claudia's Hand erlangen solle, wo nicht, so werde er ihn seiner Dienste entlassen. Dies setzt den lustigen Pasto in eine verzweifelte Lage. Vergebens will er sich von der einen Hälfte der verheißenen Belohnung losmachen; die verliebte Claudia hängt an ihm, wie eine Klette. Er stiftet ein Mädchen an, sie solle ihn wegen ernstlichen Nachstellungen als treulos und flatterhaft verklagen; allein, da es eine Lüge ist, geräth die bezahlte Verläumderin in Verwirrung, gesteht den Anschlag, und die entzückte Claudia hält das Ganze für eine glücklich überstandene Liebesprobe. In der höchsten Verzweiflung will er auf Leben und Tod duelliren, und sich gutwillig erstechen lassen; allein Claudia fällt zwischen die gezückten Schwerter, und erfleht ihrem Lieblinge das Leben. Auf die Alternative gestellt, entweder Claudia und die Landesstallmeisterstelle, oder keines von beiden, muß der bestrafte Intrigant endlich in den sauren Apfel beißen.

(Der Beschluß folgt.)

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.



// Bohemia,
ein
Unterhaltungsblatt.

Den 14. Februar — Nro. 19. — 1834.

Musikalische Notiz.

Herr Professor Buschmann und Sohn aus Berlin, welche mit dem von dem Erstern neu erfundenen Tasten-Instrumente Terpodion genannt, laut vielfältigen öffentlichen Nachrichten, überall, wo sie sich hören ließen, allgemeine Sensation und Bewunderung erregten, waren so zuvorkommend, es im Konservatorium der Musik hören zu lassen; wofür dasselbe sich veranlaßt fühlt, seine Anerkennung der Vortrefflichkeit dieses einzigen Meisterwerkes in jener Art hiermit öffentlich an Tag zu legen, und zu bekräftigen, daß dieses Instrument unter allen jenen, worauf der Ton durch Friction erzeugt wird, das vorzüglichste, ja das vollkommenste sey, indem es durch den unwiderstehlichen Zauber seines Tones die Empfindung des Zuhörers ganz in Anspruch nimmt. Der Totaleffekt, der darauf hervorgebracht wird, gleicht bis zur Täuschung einer Harmonie von Hoboen, Clarinetten, Fagotten und Hörnern, nur mit dem Unterschiede, daß dabei eine noch reinere und präcisere Intonation, und weit mehr Gradationen vom leisesten hauchähnlichen Piano bis zum imposantesten Forte wahrgenommen werden. In einer Polonaise, welche die beiden Künstler vereint darauf vortrugen, bewährte es sich vollkommen, daß dieses Instrument nicht bloß zum Vortrage von Tonstücken im langsamen, sondern auch im geschwinden Zeitmaaße, sogar mit einverwebten Staccatostellen, geeignet sey, ohne daß dabei in der Deutlichkeit nur das Geringste vermißt wird.

Prag den 8. Februar 1834.

Das Conservatorium der Musik.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Zuerst schritten sie durch Baumreihen, an deren Zweigen das schönste Obst liebäugelte; dann kamen sie in einen breiteren Raum mit hohem Grase bewachsen und von dichtem Gebüsch und schattigen Baumgruppen abwechselnd durchbrochen. Nicht weit waren sie hier gegangen, so erblickte der Jüngling auf dem Grasplatze einige blanke Stücke Rothwild, welche zahm und furchtlos ihre Atzung suchten; kaum hatte jedoch der Herr des Gartens einen Jägerpfiff erschallen lassen so erhob ein stattlicher Schaufelhirsch sein Haupt, schüttelte den breiten, bemähnten Hals, stieß einen grellen Ton aus, und nahete sich zuerst im Schritte, dann im Trabe, und senkte zugleich sein Geweih. Der Gast sah sich um nach dem Wirth; als jedoch ein recht boshaftes Lächeln den Mund desselben verzerrte, wandte er sein Gesicht schnell wieder von ihm, und schon hatte ihn das starke Thier fast erreicht, und unverkennbar war die Wuth in seinen großen, blitzenden Augen, und das scharfe Geweih auf ihn gerichtet, stürzte es zum tödtenden Angriff heran. Schweiß trat dem Gefährdeten auf die Stirne, doch als ein wackerer Gemsjäger mit solcher Gefahr bekannt und seiner Kraft bewußt, sprang er geschickt zur Seite, ließ seine Keule fallen und griff von der Seite zugleich mit beiden Fäusten in das Gehörn, und schwenkte sich mit dem erschrockenen Thiere so lange hin und her, bis beide Ringer zugleich zu Boden fielen, wobei die Spitze des Geweihes ihm die Wange blutig riß. Der alte Sonderling stand jetzt im Sturmmarsch neben ihnen; »couchez vous, Acteon!« rief er mit einer Riesenstimme, und der Hirsch lag gehorsam auf der Seite wie ein Todter, und des Generals Hand half den jungen Sieger selbst sorgsam vom Boden auf.

„Ist das auch Euer Plaisir?“ fragte er im Aufstehen mit unverhaltenem Groll; doch der alte Herr wischte ihm freundlich das Blut ab vom Gesicht und antwortete schmunzelnd: „Nichts für ungut, mein Söhnchen! die wilde Bestie sieht Niemand als mich in diesem Revier und ist eifersüchtig auf Dich geworden. Aber Du kannst Dir einen Triumphatorenstolz erlauben, denn sieh nur, wie scheu das edle Geschöpf die Augen zu Dir aufschlägt. Wäre es aber eine Probe gewesen, so hättest Du sie wie ein Held bestanden, und willst Du bleiben bei mir, theilen

Brot und Becher und Bett mit mir, so sollst Du mir willkommen seyn für immer, und ein Offizierplatz unter meinen Leibschützen steht Dir zu Diensten, wenn solche geringe Ehre dem jungen Roland nicht zu schlecht dünkt.“ —

Der junge Mann blickte ungläubig auf den Sprecher, um zu forschen, ob Ernst oder neuer Hohn in den Worten zu suchen sey, aber er fand die Züge des Kriegsmannes gänzlich verwandelt, und aus dem häßlichen Gesicht leuchtete ein so väterlicher und wohlwollender Ausdruck zu ihm herüber, daß er kräftig in die dargebotene Hand einschlug und dazu sprach: „Auf Tod und Leben, so lange Ihr wollt, aber nicht als Euer Söldner!“ — und der Marschall schüttelte in sichtlicher Freude die Hand, und sie gingen weiter durch den Garten, bis sie zu dem hohen Commandantenhause kamen, das am Ende desselben, von einer Reihe hoher Linden umgeben, erschien. —

Mehrere Wochen waren verlaufen. Der neugeworbene Schütz fühlte sich ganz behaglich auf seinem Platze, wenn auch sein jetziges Verhältniß den schroffsten Contrast zu seiner vorigen Lebenslage bildete. Frei wie die Schwalbe unter den Wolken war er von Berg zu Berg, von Thal zu Thal gezogen, alleiniger Herr seines Willens, seiner Zeit, seiner That; jetzt mußte er sich in den Waffen üben, die Wache beziehen, Ordres schreiben, mußte nach dem Trommelschlage seinen Tag einrichten, die Uniform anthun und ablegen, vom Bett aufstehn und sich niederlegen; aber das junge Blut schien sich leicht und freudig in den Lebenszwang zu finden, und wie ein farbenvoller Schmetterling, nachdem er die Puppe zerbrochen, mit jeder Minute sich schöner entfaltet, so wandelte sich der rohe, ungeschlachte Naturbursche mit jedem Tage mehr in einen ritterlichen, stattlichen Soldaten, und bewies an sich die Vortheile, welche die Ordnung des Kriegerlebens dem raubesten Dörfler zuwendet. Die alten, gedienten Schützen, ein ausgesuchtes Corps, hatten von seinen Abenteuern mit des Marschalls wilden Rüden und seinem Hirsch, die von ganz Landau gefürchtet wurden, gehört, und achteten den unbärtigen Offizier, und ihr Respekt verdoppelte sich, da sie den alten Melac, dessen Gesicht sie niemals freundlich gesehen und das ihnen einer ewig am Himmel haltenden, Blitz und Donner versendenden Wetterwolke glich, so väterlich und traulich mit dem jungen, wie in die Festung herein geschneieten, Fremdling umgeben sahen. —

Hieronymus hatte die Wache am Thor, als der Chevalier Melac mit seinem Gascogner einritt, jedoch nur leichthin seinen Namen nannte, keinen Blick auf den fragenden Offizier warf und ohne Aufenthalt zum Commandantenhause fortrabte.

Der Marschall empfing den Neffen ernst, betrachtete ihn mit raschem Blick von oben bis unten, und wehrte ihn fast hart ab, als dieser gewohnter Weise sich beugte, ihm die Hand zu küssen.

„Gerade auf,“ commandirte er, „Kopf in die Höh, Brust heraus! Wer einen Bart trägt, darf nicht an solche knechtische Pagenpossen denken. — Beim Saint Denis, Du bist ein schmuckes Mannsbild geworden, Philibert, aber die glatte Höflingsmanier guckt aus Dir heraus vom Scheitel bis zur Sohle, die muß fort, fort, denn die Melac's haben nie ihr Glück auf den Schloßparquets gesucht und gefunden. Ein Soldat sollst Du werden, und kannst bei meinem jüngsten Lieutenant in die Schule gehen, der ein ganz anderer Kerl ist wie Du.“ —

Der Chevalier wurde blutroth im Gesicht, versicherte jedoch unterwürfig dem gefürchteten Onkel, er würde sich gern hinstellen lassen, wo der Ohm es wünschen möchte, und hoffe überall dem Namen Melac Ehre zu machen.

„Brav, mein Sohn!“ entgegnete der Alte mit mildrer Stimme. „Wer kommandiren will, muß zu gehorchen verstehen. Doch wird das Kunststück nicht leicht seyn, ohne Exercirzeit sogleich aus dem Sammtkleide in den Lederkoller zu steigen, und es drängt die Zeit, der Krieg ist vor der Thür, ohne daß eine Seele außer Frankreichs Gränzen es ahnet. Schon ist eine Armee nicht fern von uns, welche Louvois auf Straßburg schickt, und jede Stunde kann der Courrier eintreffen, der auch uns zum Aufbruch ruft. Nimm Dich drum zusammen, suche Dir einen Wappenrock aus meinem Magazin, denn ich wünsche Dich als meinen Aide de Camp mitzunehmen und selbst einzuführen in das Freudenfeld der Schlacht, in den einzigen Festsaal, wo sich ein ächter Mann wohlzubefinden vermag.“ —

Der Neffe dankte für die Auszeichnung auf das herzlichste, und der Marschall griff wieder zu den Landcharten und Papieren, die ihn vorhin beschäftigt, erzählte leichthin nur noch von dem jungen Schweizer, den er adoptirt, den er dem Chevalier zum brüderlichen Kameraden bestimmt, und den er ihm, sobald er sich sehen ließe, auf's Zimmer schicken würde.

Nach diesem kurzen Zwiesprach entlassen, ging der Ritter, nicht ganz zufrieden mit dem Empfang, und wirklich verstimmt über den ihm als Muster gepriesenen Fremdling, mit dem er die Gunst des Ohms theilen sollte, ja, mit ihm darum zu ringen gezwungen war. Die Wachposten wurden Mittags gewechselt, und kurz nachher meldete der lustige Baptist den jungen Gestinen an. Mit krauser Stirn hob sich der Chevalier lässig vom Sessel, als der Schütz in dem grünen feinen Wams mit den silbergestickten Aufschlägen eintrat, und beleidigt warf er seinen Kopf stolzer nach hinten, als der Offizier an der Thür ohne die schickliche Begrüßung stehen blieb, die Melac als Neffe des Marschalls erwarten durfte. Da streckte der junge Mann beide Hände nach ihm aus und rief mit

vor Rührung bebender Stimme: „Philibert, ist es möglich, hast Du wirklich Deinen Jerome und das Esenheimer Schloß so bald vergessen?“ —

Der Chevalier stutzte, schauete schärfer hin, schien seinen Augen nicht zu trauen, erkannte jedoch schnell den Freund, und beide lagen Brust an Brust, saßen bald traulich neben einander, und Melac konnte sich nicht satt sehen an dem hochaufgeschossenen, kraftvollen Jünglinge, den er sich immer noch knabenhaft und unselbstständig gedacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Litteratenbuch zu Luditz.

(Fortsetzung.)

So enthält z. B. das erste Summum, dessen Text mit Noten, mit den Worten beginnt: Wssemohucý wocže wěčný Bože u. s. w. zwei Bildchen zur Seite, eins unterhalb. Das rechts umfaßt sehr zierlich den Anfangsbuchstaben von Wssemohucy (allmächtig), stellt den Heiland in den Wolken dar, und unten knieend David, den königlichen Psalmisten, mit der vor ihm liegenden Harfe, und das links, das Wappen der Bräuerzunft, sammt Ueberschrift: Slawného Czechu Rżemesla Sladownického, dann darunter das Bild des h. Wenzels zwischen zwei Engeln.

Das Bild unter dem Summum versinnlicht seine Aufschrift: Moses pugnans cum Amalek. Exod. XVII. Moses, den betenden Sieger über die Amalekiten.

Die übrigen sind dem jeweiligen Feste entsprechend, der Geburt, der Auferstehung, der Himmelfahrt des Heilandes, der Himmelfahrt Mariens, nur fehlt dabei auch das damalige Fest des 6. Julius, sammt Bild Summum und Kyrie nicht, das Bild von späterer Hand mißhandelt, und bei einem jeden die Namen der die Kosten dazu tragenden Parthei, als die Fleischer -, Tuchmacherzunft, einzelne Gerber, Pfefferküchler, fromme Frauen, endlich das Bild der Kirchweihe mit der Kirche von Luditz, einer Kerzchenverkäuferin, im Hintergrunde ein Wirthshaus mit verschiedenartig frohen Gästen, Scharwächtern u. s. w.

Von den hiezu Beitragenden erscheinen als die merkwürdigsten: Ein Niklas Ratiworsky von Chebuze, Johann Skornie von Freyenburg, Melchior und Georg Audrczky von Audrcz, der Ritter Wolf Stampach, Jakob Panast von Parvos, und als Maler, laut Inschrift auf dem Fußgestelle des ersten Bildes, Franz Polyar aus Prag.

Die Ritter Ratiborsky, Ratiworsky, besaßen im 15. und 16. Jahrhunderte das ¾ Stunden von Luditz entfernte Gut Ratiworz, jetzt zur Herrschaft Udritsch gehörig.

Melchior Audrczky war Hausbesitzer zu Luditz und Herr auf Chrassow (Chrasch), sein Bruder Georg, Fürst Reuß-Plauischer Haupt- oder Amtmann in Luditz, Herr auf dem nahen Buda, beide Herrschaft Luditzer Lehnsritter, so wie Wolf der ältere Stampach, Edler (Wladyk) von Stampach, Herr auf Groß-Werschetitz (na Werussicych) nicht weit von Luditz, zugleich Hausbesitzer daselbst. Er starb zwar schon den Samstag nach Invocavit 1557, mochte aber im Voraus die Unkosten auf das erwähnte Bild bei dem officium beatae virginis erlegt haben.

Die Aufschrift des Plauischen Wappens lautet: Wappen der durchlauchtigen und hochgebornen Fürsten und Herrn, Heinrichs des ältern und des jüngern, Brüder, des h. römischen Reichs Burggrafen von Meißen, Grafen von Hartenstein, Herrn von Plauen und Gera — das Salmische: Der durchlauchtigen und hochgebornen Fürstin und Frau, Frau Margareth, des h. römischen Reichs Burggräfin in Meißen, Gräfin von Hartenstein, Frau von Plauen und Gera, Wittwe, gebornen Gräfin von Salm, — das Brandenburgische: Der durchlauchtigen und hochgebornen Frau, Frau Dorothea Katharina, Burggräfin in Meißen, Gräfin von Hartenstein, Frau von Plauen und Gera, gebornen Markgräfin von Brandenburg.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdote.

Es war Jemand in England wegen einiger Vergehen vor Gericht gefordert; nach geschehener Untersuchung wurde er zu einer Gefängnißstrafe und Tragung der Kosten verurtheilt. Der Richter machte ihm solches bekannt, und sagte:

„Bevor Ihr Eure Gefängnißstrafe antretet, habt Ihr noch für jeden abgenommenen Zeugeneid einen Schilling zu entrichten.“

„Wie käm' ich dazu?“ fragte der Verurtheilte, „ich — ein Edelmann?“

„Ach! Ihr seyd ein Edelmann?“ sprach der Richter, „davon habt Ihr zuvor nichts gesagt. Gut, daß ich's noch zu rechter Zeit durch Euch selbst erfahre. Ein Edelmann zahlt in solchen Fällen für jeden Zeugeneid fünf Schillinge.“

Die Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 15 ist:

Sternwarte.

Theaterbericht vom 8. Februar.

(Beschluß.)

Mag auch der Stoff dieses Lustspiels weder in der Haupthandlung, noch in der Episode neu seyn, so ist er doch auf eine so meisterhafte Weise behandelt, daß schon die bloße Form ein hohes Interesse erregen muß. Nichts ist an dem Stücke tadelnswerth, als der Titel, und man kann auch sagen, daß an dem Tage der ersten Produktion hauptsächlich der unglückliche Titel den guten Eindruck schwächte, weil er in ernsten Gemüthern den Standpunkt der Beurtheilung verrücken mußte. Referent hält das Lustspiel für weit vollendeter, als Alles, was uns bisher von den komischen Produkten des reichbegabten und vielgestaltigen Dichters bekannt geworden ist. Es scheint, als ob dieses Werk in einer und derselben glücklichen Stunde empfangen worden, und völlig ausgebildet an das Licht getreten sey. Die Handlung bewegt sich mit einer Freiheit und Leichtigkeit fort, welche in Bezug auf den innigen Verband von Ursache und Wirkung, und von Zweck und Mittel als Nothwendigkeit erscheint. Trotz der komischen Kraft der Episode sammelt sich das Interesse doch in der Haupthandlung, und wenn die Scenen zwischen Camilla und dem Herzoge beiderseits gut dargestellt werden, so muß man nothwendig auf die komischen Subjekte des Pasto und der Claudia vergessen. Das Entstehen und Zunehmen der Liebe in Camilla's unbefangenem Herzen ist mit dem psychologischen Scharfblicke eines Meisters in der dramatischen Kunst eingeleitet und fortgeführt. Die dialektischen Wendungen des Gespräches in den ersten Auftritten, so wie der allegorische Traum in der Gartenscene, sind ganz im Geschmacke der Zeit, in welcher sich der Dichter die Handlung vorgehen denkt. Pasto ist eine wahrhaft originelle Gestalt, welche dem „Till" und dem „Filippo" des fruchtbaren und gewandten Dichters nichts nachgibt, ja vor Beiden den Vorzug hat, daß sie weit allgemeiner ansprechen muß. Die Contraste in den Charakteren und Situationen sind eben so wirksam als ungesucht, und was den Dialog und die Diktion betrifft, so weiß ich mich lange auf kein Stück zu erinnern, in welchem Beides natürlicher und angemessener, und zugleich fesselnder wäre. Einige Excentrische Würfe der Laune müssen wir dem Dichter um so eher nachsehen, als sie sich auch in minder guten Lustspielen finden, ohne daß man sich eben daran stößt. Ich bin überzeugt, daß das Stück alle Stimmen für sich gewonnen hätte, wenn es an einem andern Tage oder unter anderem Titel aufgeführt worden wäre. Uebrigens fand die lustige Episode selbst am 8. ungetheilten und laut ausgesprochenen Beifall.

Was endlich die Aufführung betrifft, so müssen gleich in vorhinein die Damen Friederike Herbst, Allram und Binder, und die Herren Polawsky und Stölzel gelobt werden. Mit der Darstellung des Herzogs kann aber Referent aus zwei Gründen nicht einverstanden seyn. Erstens ermangelte sie der nöthigen Freiheit und Leichtigkeit. Es schien fast, als ob der sonst so fleißige Darsteller seiner Rolle nicht ganz mächtig gewesen sey, indem sich mancherlei Pausen und mimische Verlegenheiten offenbarten. In dieser Hinsicht wird sich sein Herzog bei der zweiten Produktion freilich anders herausstellen; allein ich glaube noch zweitens bemerken zu müssen, daß sich in den ersten Scenen weniger die Tiefe und Wärme einer ernsten Leidenschaft, als der Scherz einer flüchtigen, durch Widerstand erregten Eroberung aussprach. Die Gartenscene nahm sich aus, als ob sich der Darsteller zur Empfindung zwingen müsse, wodurch nicht nur die Rolle in zwei Theile geschnitten, sondern auch die Idee des Stückes verwischt wurde. Der Herzog faßt gleich Anfangs eine ernste, sein ganzes Wesen erfüllende Neigung für Camilla, und er will ihr Herz nicht erobern, um es wieder aufzugeben, sondern um es für immer zu behalten. Die Klugheit, mit welcher er vorgeht, darf auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit einem Schelmenstücke haben, und alle Stellen, die sich auf seine Leidenschaft beziehen, müssen mit einer Wärme gesprochen werden, die sich auch in den ruhigeren Absätzen nicht verkennen läßt. Wird der Darsteller (wie ich es von seinem löblichen Streben erwarten darf) diese Winke benützen, so bin ich überzeugt, daß auch das Ensemble mit Dem. Fried. Herbst an Leben und Bedeutung gewinnen werde. Uebrigens kann die wohlberechnete und fein durchgeführte Leistung der Dem. Fried. Herbst nicht genug gelobt werden. Sie hat den Dichter auch in der kleinsten Nuance richtig aufgefaßt, und treu wiedergegeben, was er in die Parthie der Camilla gelegt, und theilweise eingehüllt hat. Ich stelle es ihrem Gutachten anheim, ob die nothgedrungene Erklärung im letzten Akte nicht lieber vor sich hin, als gegen den vermeintlichen Herzog gesprochen werden solle. Mir wenigstens scheint das Erstere schon in Bezug auf die nächst folgende Gruppe zweckmäßiger zu seyn. In Bezug auf alles Uebrige kann ich nur wünschen, daß Dem. Fried. Herbst die Camilla bei der zweiten Produktion genau so geben möge, wie am 8. Mad. Binder (der ich noch das ausgezeichnetste Lob für ihre Leistung in dem Lustspiele „Ewig" schuldig bin) spielte die kleine Rolle des Gärtnermädchens mit der Liebe und Sorgfalt einer größeren Leistung. Nach den ihnen zugewiesenen Charakteren trugen aber zur Erheiterung des Publikums Mad. Allram und Herr Stölzel am meisten bei. Mit dieser Sicherheit und komischen Kraft hat Referent Herrn Stölzel noch nie spielen sehen; und so natürlich auch seine Darstellung aussah, so wenig war an ihr ein angelegentliches Studium zu verkennen. Sein Pasto ist wirklich meisterhaft, und es war nicht bloß das Verdienst einer vortheilhaften Rolle, sondern auch seines Spieles, daß er allein zweimal gerufen wurde. Es schien, als könne man ihn nicht oft genug auftreten sehen. Gewiß aber hätte Herr Stölzel diese glücklichen Erfolge nicht ohne die gleich meisterhafte Mitwirkung der Mad. Allram erreicht, welche in der komischen Parthie der Claudia Alles vereinigte, was uns in ähnlichen Leistungen sonst einzeln zum Lachen reizt. Herr Stölzel wird als Pasto überall gefallen, sich aber auch jedesmal an unsere treffliche Allram erinnern, da ihre Parthie von einer anderen Künstlerin schwerlich besser gegeben werden wird. Herr Dietrich gab den Ritter des Matara bis auf einige Momente, wo er den Abstand zwischen seinem Herrn und dem Herzog vergessen zu haben schien, recht gut; aber für den Darsteller des Matara war die Aufgabe offenbar zu schwierig, vorzüglich in dem Momente, als er als Pseudo-Herzog eingeführt wird. Herr Polawsky hielt das ganze mit gewohnter Einsicht und Kunstgewandtheit zusammen.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 16. Februar **Nro. 20.** 1834.

Musikalische Anzeige.

Die beiden musikalischen Akademien des Conservatoriums der Musik, welche heuer, eingetretener Hindernisse wegen, im landständischen Theater nicht Statt finden können, werden daher im Convikt-Saale abgehalten werden, und zwar, nach dem Wunsche vieler Kunstfreunde, als musikalische Mittags-Unterhaltungen zwischen 12 und 2 Uhr, wie dies in Wien schon lange eingeführt, und auch in Paris und London der Gebrauch ist. Die große Theilnahme, welche das musikliebende Publikum den Leistungen dieses jugendlichen Orchesters seit einer Reihe von Jahren schenkt, läßt hoffen, daß auch diese neue Einrichtung den Besuch der beiden Concerte nur noch erhöhen dürfte. Die erste Akademie findet Statt: Sonntags [illegible]3. Februar, die zweite: Sonntags den 9. März.

Ein Wort zur Zeit,

oder

Ist der Genius der weiblichen Sittsamkeit kein Schneider?

oder

Welchen Einfluß haben die entblößten Damen-Nacken auf das Klima und die Witterung?

oder

Anatomisch-geographische Streitigkeiten über die eigentlichen Gränzen des weiblichen Nackens;

oder

Militärische Ansichten über die Manövres weiblicher Kokketterie, wenn sie den Rücken nicht gedeckt haben;

oder

Debatten über die Censurlücken in der neuesten Ausgabe des Feigenblattes;

oder

Betrachtungen über den Ueberfluß an Mangel an weiblicher Schamhaftigkeit bei der Zunahme der Abnahme der Ermel und Schulterbekleidungen;

oder

Mathematische Belustigungen des Belials über die Verkürzungen der Damenkleider in auf- und absteigender Linie;

oder

Neuentdeckte Kreuzzüge zur Bekämpfung des Unglaubens;

oder

Die verbannten Chemisetten, Hals- und Busentücher zum Besten der nackten Wahrheit;

oder

Die geoffenbarten Geheimnisse der Natur in den entschleierten Sybillinischen Schulterblättern;

oder

Kolorirte und fleischgestochene Ansichten des Grenier d'Abondance;

oder, oder, oder u. s. w.

> »Nos peintres modernes ne nous montrent dans leurs portraits des femmes que des tétons et des epaules. J'aime beaucoup à les voir, mais je ne puis pas souffrir, qu'on me les montre!«
>
> *Diderot.*

Schon vor ungefähr zwanzig Jahren ist in dem dummen, tölpelhaften, deutschen Bürgersinn, in dem ehrsamen, flanellenen Sittsamkeitssinn deutscher Frauen die Mode des halb Unangekleidetgehens untergegangen! Unsere deutschen Frauen waren so abgeschmackt, schamhaft zu seyn, und so albern, zu wähnen, daß Schulter, Hals und nächste Umgebung nicht auf den Präsentirteller ausgelegt werden müssen! Die thörichten Gänse! Gottlob, der Geist der Zeit, die Naturphilosophie, der französische Liberalismus hat auch hier gesiegt, unsere Frauen fangen schon wieder nach und nach an aus den Kleidern heraus- und in die Freiheit und Gleichheit hineinzuwachsen! In dem

contract social steht nichts davon, daß man Busen und Nacken züchtiglich verhülle, und daß die verhüllte Schönheit die reizendste, die göttlichste ist. Die Philosophie, die neueste Naturphilosophie lehrt: je weniger der Mensch braucht, desto mehr nähert er sich der Gottheit. Unsere Damen werden nun bald ganz Gott seyn, denn sie brauchen jetzt schon um zwei Ellen weniger zu einem Kleide als im vorigen Jahre, und wenn sie einmal gar nichts mehr brauchen, dann ist die Göttlichkeit fertig. Freilich klagen die Fabriken und Manufakturhändler über den kargen Verbrauch ihrer Stoffe; allein was die Fabriken dadurch verkürzt werden, das gewinnen die Apotheker, Aerzte und Todtengräber. Da, wo die Stoffe aufhören, da fängt ja eigentlich erst der Stoff an! Eva war eine rechte Landpomeranze, denn als sie Gott suchte, versteckte sie sich, weil sie nackt war; wozu verstecken, warum ist sie nicht auf den Ball, ins Theater oder ins Conzert gegangen?

Man darf unsern Frauen wenigstens jetzt keinen Vorwurf machen, daß sie ihren Nächsten, die Armen, nicht kleiden, denn Nächstenliebe fängt bei sich selber an; da sie aber sich selber nicht kleiden, so hört es bei dem Nächsten eo ipso auf. Ach, ewig schade ist es, daß der Genius der weiblichen Sittsamkeit kein Schneider ist, sonst würde er alle Nacht herumwandern, und eine Handbreit Zeug an die Damenkleider anstückeln!

Der Zuschnitt des Ausschnittes ist jetzt so beschaffen, daß die Frau selbst nur ein Ausschnitt genannt werden kann! Wenn man den zweideutigen Charakter eines Mannes dadurch ausdrückt, daß man sagt: „er trägt auf beiden Schultern," so sind die Frauen jetzt vom herrlichsten Charakter, denn sie tragen gar nichts auf beiden Schultern!

Welchen Einfluß aber diese Mode auf die Witterung hat, ist unbeschreiblich! Erstens verbirgt sich die Sonne aus Scham; zweitens entstehen durch die ungehemmte Transpiration dieser Schultern und Nacken Dünste und Nebel in der Atmosphäre, und aus ihnen wird Regen und Schnee, und die Windbeutel bekommen freien Spielraum!

Auf der andern Seite aber ist diese Tracht, welche fast die Hälfte der Person unerschrocken den Forschungen der Kritik aussetzt, ein Gewinn für uns Männer aus vielerlei Gründen; denn wenn einer solchen Dame der Schelm im Nacken säße, so müßten wir ihn gleich sehen, und wenn der Schelm auch noch so tief säße! Die Frauenzimmer werden uns auch nicht mehr so gefährlich seyn, denn der Feind verliert an Furchtbarkeit, wenn man alle seine Waffen kennt und seinen ganzen Operationsplan vor Augen hat. Ferner, da die Neugierde Gelegenheitmacherin des Lasters ist, so hört das Laster auf, wo die Neugierde im Voraus getödtet wird. Nur das unenträthselte Räthsel hat Reiz, das, wo die Auflösung dabei steht, ist uns gleichgültig!

Somit wäre diese wiedereinreißende Mode nichts als ein neuer, bequemer, entschleierter Weg zur Tugend und Sinnenreinheit. Hoffentlich aber wird das schöne Geschlecht in der praktischen Anwendung dieses Moral-Systemes nicht noch weiter gehen, denn auch die Moral hat ihre Schranken, und gar zu tugendhaft und stoisch müssen sie uns arme Männer doch auch nicht machen wollen; ein Bischen sündhaft wollen wir schon bleiben, bloß um dem Neid einigen Abbruch zu thun.

Mehr aber als das steht zu befürchten, daß unsere bürgerlichen Schönen unempfänglich für diese neue Moral-Lehre seyn könnten.

Der altkattunene Sinn der Bescheidenheit und die bürgerliche herausgebackene Züchtigkeit könnte den lächerlichen Gedanken fassen, die Schamhaftigkeit sey das heiligste Kleinod des schönen Geschlechtes; sie könnten so abgeschmackt seyn, zu wähnen, ein züchtig verhüllter Busen, ein sittsam verschleierter Nacken erhöhe die wahren Reize der Weiblichkeit; sie könnten in ihrer eingepferchten Solidität denken, der Genius der weiblichen Würde entfliehe schamroth von dem Frauenzimmer, welches Gegenden in öffentlichen Ausstellungen zur Schau trägt, die kaum dem züchtigen Auge des Ehegemahls nur sittsam gelüftet werden; der reine, unentweihte Sinn der bürgerlichen weiblichen Welt könnte sich so blamiren und befürchten, daß die Engel der Unschuld, der Sitte, der heiligen Scham das erzürnte Antlitz von ihnen abwenden, wenn sie aller Sittlichkeit entsagend, Scham und Anstand mit Füßen treten und die jungfräuliche und weibliche Züchtigkeit zur Herzensthüre hinauswerfen! O, das wäre schrecklich! Nein, o nein, ihr müßt die schöne Mode auch mitmachen und in Gesellschaften und an öffentlichen Orten euch so produziren, als wären wir Männer nichts als polizeiliche Weiber-Fleisch-Beschauer, als kauften wir euch nach Gewicht und Pfund, als wäre aller Sinn für die wahre Würde des Weibes, für den züchtigen Anblick bescheidener, verhüllter Schönheit, für den namenlosen Zauber schamhafter Schönheit und für den alleinseligmachenden Eindruck des züchtigen, heiligverhüllten Frauenthums plötzlich in uns erstorben!

M. G. Saphir.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

„Aber welch Wunder brachte Dich hierher," fragte er kopfschüttelnd, „was warf Dich in dieses Kleid, in meines rauhen Onkels Herz und Gunst, und warum verachtest Du Deines Vaters Namen, mein Jerome, der Dir wie mir so lieb seyn muß?" —

„Still, Still!“ sagte scheu der Schütz; „wenn Du mich liebst wie sonst, so darfst Du den Namen Esenheim nicht kennen, mich nicht kennen. Der Marschall würde mir nie den Trug vergeben, und gönnst Du mir das Bischen Gunst bei Deinem strengen Anverwandten, und bist nicht neidisch darauf, wirst Du mir die erste Bitte nach unserm Wiederfinden nicht versagen.“ —

„Ich Clara's Bruder verrathen?“ rief Melac mit Bewegung. „Aber heile meine Neugier! Erzähle! Wir sind sicher vor jeder Unterbrechung, denn der Ohm vermuthet den Neffen auf dem Bett, ruhend von der Reise, und wird vor der Tafelglocke mich nicht stören lassen.“ Er legte traulich seine Rechte in Jeromes Hand, und dieser begann seine Erzählung, nachdem der Ritter zur Vorsicht den Baptist angewiesen, vor dem Zimmer Wache zu halten, und jeden Störer schleunigst anzumelden.

„Seit Du fortgeritten von unserm Schlosse, sprach der junge Esenheim, „war es uns Allen, als sey der gute Geist von uns gewichen, und als wäre an die Stelle eines heitern Frühlings plötzlich und ohne Uebergang der langweilige, freudenleere Winter eingetreten. Mir fehltest Du allenthalben; warest Du doch der Erste gewesen, der sich zu mir geneigt in Freundschaft und Vertrauen, und Alle schienen meinen Gram zu theilen, die kleine Angela fragte stündlich nach Dir und bat, man möchte Dich wieder holen, denn alle ihre Püppchen weinten, Schwester Clara schlich stumm und traurig umher und saß stundenlang an dem Fenster, von dem sie Dir den Abschied gewinkt, und auch die Mutter, welche, so lange Du bei uns weiltest, heiterer gewesen wie gewöhnlich, kränkelte auf's Neue, und verließ bald das Bett nicht mehr, von dem sie wenige Monden darauf zu Grabe getragen wurde. Ach! Melac,“ — er drückte schmerzlich des Ritters Hand an seine Brust; — „ich hatte früher nicht bedacht, was eine Mutter dem Kinde ist, der wilde Bube hatte sie oft gekränkt im Eigensinn und Ungehorsam, hatte sich nicht so um sie bekümmert wie er gesollt; jetzt an ihrem Sarge fiel mir das Alles wie eine drückende Last auf das Herz, und ich mag mich wohl sehr ungebärdig betragen haben, wie man die schneebleiche, gute Frau zur Gruft hinab trug, denn der Vater fuhr mich hart an und schalt mich einen albernen Knaben, und Aurora, Du erinnerst Dich der Jungfrau vielleicht, die bei uns wohnte, ermahnte mich, vor den Leuten mich nicht lächerlich zu machen, die den Respect vor ihrem heulenden Junker verlieren müßten.“ —

„Ja, ich erinnere mich!“ seufzte Melac. „Aber weiter, weiter!“ —

„Aurora's Wort hatte ein besonderes Gewicht für mich, ohne daß ich wußte warum;“ fuhr Jerome fort, „weit mehr als des Vaters Scheltwort; und ich bezwang mich, und der Mutter Bild wurde bald schwächer in meiner Phantasie, und ich weinte in sündhaftem Leichtsinn nicht mehr um die Verlorene. Aber Aurora trug auch hier wieder die Hälfte der Schuld durch ihr Benehmen gegen mich, das seit dem Verschwinden der Mutter sich gänzlich verändert hatte. Ohne sie hätte ich mich sicher unerträglich allein und recht elend im öden Schlosse gefühlt, doch sie schien meine einsame Lage mitleidig zu erkennen, und in allen Stunden, worin sie der Sorge des Haushalts sich entziehen durfte, gab sie mir ihre Aufmerksamkeit kund, sie schwatzte und las mit mir, wir sprachen von Dir und meiner Zukunft, sie trieb mich zu den Waffenübungen mit dem Jäger Siegbert, und lobte meine Fortschritte, sie trieb mich, Theil zu nehmen an des Vaters Jagden, um seiner Liebe mich zu vergewissern, sie sorgte für meine Kleidung, meine Bequemlichkeit, mehr wie es fast die Mutter gethan, und ich empfand eine Neigung, ein Zutrauen für sie, wie es die einsylbige Schwester Clara niemals in meinem Herzen hatte erwecken können.“

„Du armes, junges Blut! Ich sehe die Katastrophe voraus;“ fiel Melac ein, indem er mit doppelter Theilnahme zuhörte. —

„Ich wette für das Gegentheil,“ antwortete Jerome; „ist mir, der ich Alles selbst erlebt, doch das ganze Ereigniß ein Räthsel geworden, wie mir das Gefühl ein Räthsel blieb, was so auf Einmal mich zu einem Wesen hinzog, das ich doch schon so lange gekannt hatte, das schon so lange dicht neben mir gelebt. O, mein Freund, ich kann Dir nichts erzählen von den nächsten Monden nach dem Tode der Mutter, von dieser Zeit, wo ich mich bald glücklich, bald recht unglücklich wähnte; ich fühle meinen Kopf brennen, mein Herz klopfen, wie da, als ich ihr die erste wilde Ente, meinen ersten Jagdpreis, zur Küche trug, und sie mich im fröhlichen Scherz über mein Jagdglück, beim Kopfe nahm, und zwei warme Küsse auf meinen Mund drückte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Litteratenbuch zu Luditz.

(Beschluß.)

Jene Frau Margareth war die Wittwe des am 19 Mai 1554 verstorbenen Heinrich von Plauen, welcher zu den Herrschaften Buchau, Engelhaus, Teising u. s. w. auch Luditz im J. 1535, von Johann dem jüngern von Wrżowecz hinzugekauft, Mutter der obgedachten beiden Heinriche, und des ältern Gemahlin, jene Markgräfin von Brandenburg, Dorothea Katharina.

Mit dem am 22. Jänner 1572 erfolgten Ableben ihres Gatten, dem der jüngere vorangegangen war, erlosch diese böhmische Linie der Herren von Plauen (z Plewna, wie in mancher böhmischen Urkunde zu lesen) einst in den

höchsten Staatsämtern bemerkbar und mit den Rosenbergen im Rangstreit.

Buchau und Engelhaus gelangten käuflich an Adam von Steinsdorf, Herrn auf Uoritsch und Feltsch, Luditz mittelst Erbschaft an Johann den ältern von Lobkowitz, einen Verwandten, welches er, so wie sein Bruder Niklas auf Chisch, das damals weit umfangsreichere Gut Schlößles, zwischen den Jahren 1575 und 1578, um 30000 Schock böhmisch, an Georg Adam Kokorzowecz, Ritter von Kokorzowa verkaufte, der diese Güter sofort 1578, seinem Sohne Peter dem ältern, bei dessen Vermählung mit Ludmila von Schwamberg überließ.

Seitdem änderte Luditz seine Besitzer nicht, und ist noch itzt ein Majorat der Grafen Kokorzowa. — Die Stadt selbst führt das Wappen ihrer ehemaligen Schutzherren im 13. Jahrhunderte, der Riesenburge, einen Rechen, vermehrt im J. 1540, auf Verwendung Heinrichs von Plauen, von Kaiser Ferdinand I., mit einem Thurme und Löwen.

Bis auf das obberührte Fest des 6. Julius und einige leise Anspielungen auf das Abendmahl unter beiden Gestalten, ist übrigens des Buches ganzer Inhalt rein katholisch, so rein katholisch, daß die Fürstin Margareth, Wittwe eines katholischen Kanzlers in Böhmen, dessen Söhne, Neffen eines katholischen Bischofs, Zöglinge eines eben so rühmlich katholischen Prälaten, zu dessen Anschaffung um so eher beitragen konnten, als damals die Utraquisten den rühmlichen Ausspruch des Konziliums zu Basel*) für sich hatten.

Utraquistisch-katholisch, nicht protestantisch, waren die Luditzer zu jener Zeit; erst im J. 1594, während ringsum längst alles protestantisch geworden, bewilligte ihnen Karl Kokorzowa, als Vormund des erst 1602 großjährig gewordenen Adam Georg Kokorzowa, die Aufnahme eines Pastors augsburgischer Konfession, der aber nach etwas über 20 Jahre darauf, nach Ferdinands II. Religionsedikt, abermals verschwand.

Die mit rühmlichem Fleiße gesammelten Belege hiefür liefern Glockeninschriften, Pfarrarchive, Rieggers Statistik von Böhmen, Luditzer und Buchauer Privilegien, Stadtbücher, Testamente, Kirchenbilder, Spitalurkunden —, und wenn des Gebildeten geistreiche Unterhaltung nicht bloß in Novellen und Charaden gesucht, auch in wechselnder Nachricht über Geschichte, National-Alterthümer, Kunstgegenstände geliebt wird; so dürfte sich Niemand wundern, das Litteratenbuch von Luditz in einem Unterhaltungsblatte, in der Bohemia auftreten zu sehen, zumal zwei in Deutschland besonders viel gelesene Zeitschriften, das Morgenblatt, die Abendzeitung, ein Kunstblatt, im artistischen Notizenblatt, ähnliche Gegenstände ungleich breiter besprechen, sonach unsere Litteratenbücher wohlverdienter Aufmerksamkeit würdigen und abermal bewähren würden, daß wir daheim noch immer zu wenig manches Gute und Schöne in das nöthige Licht zu stellen suchen. —

*) Primogeniti ecclesiae filii.

A n e k d o t e.

Der Redakteur des Edinburger medizinischen und chirurgischen Journals, hatte in einem Stücke desselben eine Abhandlung über die Ursachen des schnellen Verlustes der weiblichen Schönheit abdrucken lassen; sie war in einem schneidenden Tone abgefaßt, und hauptsächlich in solcher wider die Schnürleiber zu Felde gezogen worden.

Der Herausgeber erhielt bald darauf einen Brief in Versen von unbekannter weiblicher Hand, worin auf eine feine Weise die Unzartheit dieses Aufsatzes gerügt, und ihm ein parfümirtes Paket übersandt wurde, um es dem Verfasser dieser Abhandlung zuzustellen.

Dieß Paket enthielt ein Schnürleib von — g r o b e r S a c k l e i n w a n d.

D r e i s y l b i g e C h a r a d e.

Die b e i d e n E r s t e n ein Symbol der Jugendliebe,
Sehr gerne athmest Du den Duft von ihnen ein;
Gar herrlich schmücken Deinen Garten ihre Triebe,
Doch beim Berühren mußt Du immer achtsam seyn.

Die Fehde dieser B e i d e n von verschied'nen Farben
Stürzt' einst durch dreißig Jahr' Britannien in Noth,
Erbittert kämpften Brüder, bis sie blutend starben,
Das Haus Plantagenet fand damals seinen Tod.

Bei einem jeden Thal besteht nach gleichen Normen
Die D r i t t e stets; bei uns ist sie nur selten groß,
Doch in Amerika erzeugt in Riesenformen
Der Himmel ihren Kopf, den Fuß des Weltmeers Schoß.

In Asiens weitem Raum erreicht der Brüder König
Mit seinem Haupt' beinah' des Himmels Sterngebiet,
Und bist Du, nicht gelehrt, belesen nur ein wenig,
Hast Du die D r i t t e schon, eh's G a n z e sie verrieth.

Das G a n z' ein böhmisch Stamm von Einfluß und Gewichte,
Einst hoch gestellt im Land, mit König gleicher Macht,
Ist ausgestorben — doch im Buche der Geschichte
Verschwindet nie sein Ruhm in des Vergessens Nacht.

Noch mahnet uns ein Schloß im Süden unsres Reiches,
Wo nur ein seichter Bach der Moldau Wasser strömt,
Dann die Benennung eines weit berühmten Teiches,
An jenes edle Haus, das oft den Feind bezähmt.

J. F. v. S.

(Die Auflösung folgt.)

R e d a k t i o n u n d V e r l a g v o n G o t t l i e b H a a s e S ö h n e i n P r a g.

// Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 18. Februar Nro. 21. 1834.

Heinrich Wynghen.

(Aus den „Cactus-Blüthen.“ Von A. Schreiber.)

Die Holländer haben eine Geschichte, aber keine Geschichtsmalerei. Dagegen hat sich ihre Neigung in der Kunst hauptsächlich auf ländliche Gegenstände gewendet. Dieß läßt sich wohl erklären, denn im Menschen bleibt ein unvertilgbares Sehnen nach der Natur, wenn ihn auch das Leben noch so weit von ihr abzieht, und es zeigt sich in dieser Hinsicht eine wunderbare Uebereinstimmung bei zwei, sonst in ihrer ganzen Art wesentlich verschiedenen Völkern, den Engländern und Batavern. Beide bestehen aus Handelsleuten, und bei beiden haben die Gartenkunst und die Landschaftmalerei vorzüglich Eingang gefunden. In Holland blühte die letzte besonders im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte, zur Zeit, da in der Nation noch eine edle, kräftige Selbstständigkeit vorhanden war, und ihre Söhne, als kühne Schiffer, tapfere Krieger, weise Forscher und wackere Künstler mit einander wetteiferten. Die Geister wurden durch inneren Trieb und durch Anregung von Außen in die verschiedenen Bahnen geführt, die sich vor ihnen aufthaten, und Alle, mehr oder weniger, zu Ehre und Ruhm führten.

Die Erzählung, welche wir hier geben, fällt in jene Zeit, und wenn darin die Dichtung mit der Wahrheit gemischt erscheint, so gehören dieser doch die Hauptmomente an, jener bloß die Nebenumstände und die zum Theil veränderten Namen.

Im siebenzehnten Jahrhunderte lebten in Amsterdam zwei junge Landschaftsmaler, Heinrich Wynghen und Adrian van der Velde genannt. Beide waren von der Natur mit mancherlei Gaben reichlich ausgestattet worden, und Beide liebten sich wie Brüder. Eines Abends, als Adrian zu seinem Freunde in's Zimmer trat, um ihn zu einem Spaziergange abzuholen, saß dieser ganz tiefsinnig am Tische, den Kopf auf die Hand gestützt, und neben ihm am Boden lag ein geschnürter Reisebündel.

„Was soll das?“ fragte Adrian.

„Endlich bin ich zu einem Entschluße gelangt,“ antwortete Heinrich; „morgen trete ich die Wanderung nach der Schweiz an. Du wunderst Dich, wie das so plötzlich gekommen. Laß Dir's erzählen. Als ich diesen Morgen durch die Stadt ging, begegnete mir ein Leichenzug. Auf meine Frage, wen man zu Grabe trage, erfuhr ich, es sey ein junger Schweizer, der am Heimweh gestorben. Das schnitt mir tief in's Herz. — Wir Bewohner der langweiligen Flächen wissen nichts von der Krankheit. Ich muß jene Berge, jene Wälder sehen, die eine solche Sehnsucht wecken können, eine solche Liebe, daß die Trennung von ihnen den Tod bringt.“

„Du weißt, daß wir hierüber einerlei Sinnes sind,“ unterbrach ihn sein Freund; „dem Landschafter muß die Natur in ihren mancherlei Gestalten zum Vorbilde dienen; hier aber ist alles Kunst und Künstelei; diese Bäume, in Reih und Glied geordnet, und mit verschnittenen Kronen, diese meilenlangen, geraden Kanäle und Straßen, diese geputzten Bauernhäuser, die sich ihrer schlichten Bewohner schämen — Alles dieß eckelt mich an, und mein Vorsatz, nach Italien zu gehen, steht noch fest in mir; jeder Mensch, besonders der Künstler, den nicht sein Geschick irgendwo fest gebannt hält, soll der inneren Stimme folgen. Zieh mit Gott, Heinrich! Nach fünf bis sechs Monaten sehen wir uns, denk ich, in der Schweiz wieder.“

Die Freunde brachten den Abend noch in traulichen Gesprächen zu, und in der Frühe des andern Morgens pilgerte Wynghen fröhlichen Muthes den schönen Ufern des Rheins entgegen. Hoch schlug sein Herz, als er bei Arnheim zum ersten Male den herrlichen Strom erblickte, der aus dem Lande seiner Sehnsucht kam, und ihm nun gleichsam als Wegweiser dahin dienen sollte.

Die ersten Tage war es mit seiner Reise ziemlich rasch gegangen. Beim Eintritt aber in das wunderschöne Thal zwischen Coblenz und Bingen, wo sich jede Viertelstunde eine neue, zauberische Landschaft vor den Augen des Wanderers entfaltet, und die bald großen, bald anmuthigen Scenereien der Natur noch bedeutsamer und anspre-

chender werden durch so viele Ueberreste und Anklänge einer reichen Vergangenheit; da wurde es ihm schwer, sich von Erscheinungen loszureißen, die ihm so neu und doch wieder so befreundet vorkamen, als würden bei ihrem Anblicke die farblosen Bilder aus den dunkeln Erinnerungen seiner Kinderjahre wieder lebendig. Zeichnen konnte er wenig, so oft er sich auch daran gab; denn sein Gemüth war zu gewaltig angeregt, und es wurde ihm in der ersten Zeit schwer, die verschiedenen Gegenstände in ihren eigenthümlichen Formen aufzufassen und festzuhalten.

Froh und frei und glücklich, wie er sich nie gefühlt, langte er endlich in der Schweiz an, und wählte seinen ersten Aufenthalt am Fuße des Albis, wo er sich, nicht weit von Wollishofen, in einem einsamen, aber malerisch gelegenen Bauernhause einmiethete, und nun seine Ausflüge in die herrliche Gegend begann.

Eines Tages bestieg er einen der Vorhügel des Albis, wo zwischen alten Eichen und melancholischen Tannen die wenigen, sparsamen Trümmer einer zerstörten Ritterburg seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Er zeichnete den Umriß der Ruine in sein Skizzenbuch, und wollte sich eben wieder entfernen, als er ein Hirtenmädchen und einen Knaben bemerkte, die ihre kleine Heerde am Abhange des Hügels weideten. Der Fremde mit seinem Buche hatte ihre Neugierde erregt, und verwundert schauten sie hinter dem Stamme eines Baumes hervor, unwissend, was der junge Mann eigentlich wolle; denn das Zeichnen war ihnen etwas Unbekanntes.

Wynghen ging freundlich auf sie zu, und fragte nach dem Namen der Ruine. Der Knabe schmiegte sich furchtsam an seine Schwester, aber das Mädchen antwortete lächelnd und unbefangen:

„Es ist das Schloß Manegg.“

„Weißt Du mir nichts davon zu erzählen?“

Die Hirtin erröthete. „Ihr wißt gewiß besser, was davon zu sagen ist, denn Ihr habt's ja in Euer Buch geschrieben.“

Der Künstler zeigte ihr seine Skizze. „Ei, das ist ja die Burg hier,“ rief sie erstaunt. „Ihr wollt doch nicht mit den Geistern verkehren, die darin hausen?“

„Ich verkehre lieber mit Menschen,“ erwiderte Wynghen, „besonders mit so schönen Kindern, wie Du eines bist.“

„Ei, spottet nicht,“ versetzte die Hirtin. „Auf dieser Burg wohnte vor vielen, vielen Jahren ein Ritter, der Mamoß genannt wurde, und seine Freude daran hatte, hübsche Lieder zu machen; Leute, welche die Nacht auf dem Albis zubringen, hören ihn noch manchmal singen, und unser Küster hat ihn um Mitternacht vor Ostern gesehen; da saß er auf dem Gemäuer, schneeweiß gekleidet, und ein schönes Knäbchen brachte ihm eine Harfe, und er fing darauf zu spielen an.“

„Das ist kein böser Geist, der die Menschen mit Saitenspiel und Gesang erfreuen will. Möchtest Du mir nicht eines von den alten Liedern singen? Du weißt gewiß welche.“

„Wenn Ihr morgen Früh oder morgen Abends hier auf dem Hügel seyd, könnt Ihr mich unten im Thale singen hören,“ entgegnete die Hirtin, indem sie züchtig die Augen niederschlug.

„Wohnst Du da unten?“

„Dort am Bach. Seht nur, die First guckt über die Weiden hervor, und nebenan steht eine Erle mit einem Elsternestr.“

„Und wie heißest Du, schönes Kind?“

„Ich heiße Bätely, und mein Vater heißt Gotthardt.“ In diesem Augenblicke tönte ein Horn vom Thal herauf. „Jetzt müssen wir heimtreiben, mein Bruder gibt das Zeichen. Gute Nacht, Herr!“

Mit diesen Worten eilte sie zu ihren Rindern, während Heinrich ihr nachschaute, bis sie in der Tiefe verschwand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

„Die schöne Zeit nahm einen gar zu traurigen Abschied,“ fuhr der junge Schütz schwermüthig fort; „höre nur was sich begab. Eines Abends, der Vater war auf der Jagd, saßen Aurora und ich allein im Zimmer, und ich mußte ihr vorlesen aus dem französischen Gedichtbuche, was Du bei uns zurückgelassen. Ich las das Poem von dem Bruder, der seine Schwester liebt, und recht unglücklich ist, bis sich's entdeckt, daß die Schwester nicht seine Schwester ist. Es hatte mir gedäucht, als hätte ich einen Hund anschlagen hören weithin im Hofe, aber Aurora verneinte es, und legte den runden, warmen Arm traulich um meinen Nacken, und ich mußte fortlesen. Als ich nun kam zu dem Schluße des Gedichts, wo sich Braut und Bräutigam in die Arme stürzen, da fiel es plötzlich wie Schuppen mir vom Auge, und ich hielt ein, denn mir mangelte der Athem, und ich sah auf zu ihr mit Blicken, vor denen Feuersterne tanzten. In jedem Auge stand ihr eine Thräne, und doch leuchteten die Augen durch die Thränen heller und schöner als Sternenschimmer und Morgenlicht. Da warf ich mich an ihre Brust und schlug beide Arme um sie und hing lange an ihrem Halse, O schrecklicher Augenblick! Der Vater war herein getreten, seine wilde Stimme und seine harte Faust weckten mich aus einer Betäubung, die alle meine Sinne getödtet; furchtbar traf mich sein Zornwort und zernichtete mich fast. Ich hörte Aurora's Entschuldigung nur halb, sie

verklagte mich, sprach von Verfolgung, von Wehr. Was konnte die Arme anders thun? Wie konnte sie des Vaters Mißhandlung anders von sich abhalten? Warf sie sich doch zwischen ihn und mich, so daß ich nach meinem Zimmer zu flüchten vermochte! — — Am andern Morgen folgte nach einer bangen Nacht die Strafe für meine sündhafte Unart. Der Jäger Siegbert brachte mir im Namen des Vaters eine Rolle mit Goldstücken und zugleich den Urtheilsspruch, ohne Aufschub das Schloß zu verlassen, und bei Fluch und Enterbung nicht früher zurück zu kommen, bis mir des Vaters Befehl dazu geworden.“ —

„Ich sehe klar;“ stieß Philibert hervor und seine Hände ballten sich. „Die Schlange spie ihr Gift in Deinen Lebenstrank. O Pfui über die Entweibte! Und für ewig bleibt es wahr: kann sich kein Mann erheben zu der Engelshöhe des Weibes, zu der Herrlichkeit reiner Frauen-Natur, so kann auch kein Mann so tief sinken, wie das Weib, wenn es gesunken.“ —

Jerome sah verdutzt und fragend auf den Freund, dieser aber sprach: „Bringe nur Deine Geschichte von dem verlornen Sohne zu Ende, dann wird ein Wort von mir Dir den Räthselknoten zerhauen.“ —

„Ich ging vom Schlosse,“ erzählte Jerome weiter, „froh dem Zorne des Vaters zu entrinnen; ohne Sorge pilgerte ich in die fremde Welt, und bald schien mir die Strafe ein liebes Geschenk, sah ich doch täglich Neues und Herrliches, fand ich doch überall freundliche Menschen, war ich doch frei, Herr meiner Zeit und meines Willens. Ich wanderte am Rheine hinauf, durch die Schweiz bis an Italiens Gränzen; aber dort gefiel es mir nicht, die Menschen wurden finster und feindselig, die Sprache mir fremd, man betrachtete mich mit Argwohn, man bestahl mich, und entschlossen kehrte ich um und pilgerte zurück zu einem gastlichen Hause, das unfern der Teufelsbrücke umringt von duftigen Weidplätzen lag, das mich einst beherbergt, und wo sechs wackere Brüder, alle nicht weit im Alter über und unter mir, dazumal einen Freundschaftsbund mit mir geschlossen. Man nahm mich fröhlich auf, ich wurde wie der siebente Bruder gehalten, und lebte zwei Jahre in dieser lieben Familie. Aber meine Goldrolle ward immer kürzer, denn ich sparte sie nicht, und mehr als früher gedachte ich der Heimath; auch war ich verständiger geworden durch das Gespräch der Alten, dem wir Jungen oftmals zuhorchten; ich kannte jetzt meine Rechte, meine Ansprüche, und nahm Abschied, um zu schauen, wie es stände zu Hause, um den Versuch zu wagen, in unseres Schlosses Nähe geheim mit der freundlichen Aurora in Verkehr zu treten und durch sie den Vater zu versöhnen. Da fand mich Dein Oheim, seine Anträge schmeichelten meinem Ehrgeiz, es schien mir günstiger für mein Schicksal, in dem Kleide eines Soldaten vor den Vater zu treten, als in der Tracht des Aelplers, sein Name erinnerte mich an Dich, ich hörte von Deiner baldigen Ankunft, und ich blieb, um Dir mein Herz zu vertrauen, von Dir Rath und Hülfe zu nehmen bei dem Schritte, der für meine Zukunft so wichtig erschien.“ —

Der Jüngling schwieg, und der Chevalier nahm wieder wie anfangs Jeromes Hand zwischen seine beiden Hände. „Du sollst Dich nicht getäuscht haben, Du guter, treuherziger, arg betrogener Mensch;“ sagte er mit Wärme und Lebhaftigkeit. „Dein guter Engel warf diese Barriere mitten in Deinen Weg, denn Deine Aufnahme im Vaterhause möchte Dir eine Teufelsbrücke geworden seyn, gefährlicher als jene zwischen Deinen Eisbergen. Vor wenig Tagen war ich dort und sprach Deinen Vater.“ —

Hochauf fuhr der Jüngling. „Und wie lebt der Vater, die Schwestern und Aurora?“ rief er mit Herzlichkeit. —

„Ein Wort zuerst,“ antwortete der Chevalier; „es beantwortet vielleicht alle Deine Fragen: Aurora, die schöne, zärtliche, seelengute Aurora ist Deine Stiefmutter geworden.“ —

Mit einem Schrei sank Jerome in seinen Sessel zurück. „Aurora meine Mutter, Aurora meines Vaters Frau?“ stotterte er, und seine Wangen waren plötzlich bleich geworden wie die Wand und seine Augen starrten ungläubig und wie erlöschend in des Freundes Gesicht. — Melac erzählte ihm jetzt, was er dort gefunden und nicht gefunden, jedoch ohne sein eigenes Geheimniß preis zu geben. Thränen floßen aus des Jünglings Augen um die kleine Angela, als er aber Clara's Entfernung vernahm, stutzte er, und versicherte, daß er weder Blutfreunde noch Bekannte seiner Familie in Straßburg kenne, ja, daß er selbst sich ganz vor Kurzem mehrere Tage in Straßburg verweilet, und nichts von der geliebten Schwester dort gehört, noch gesehen.

„Aber Aurora meines Vaters Frau?“ so schloß er mehrere Male seine abgestoßenen Reden, als wenn dieser Gedanke vor den übrigen sich unmöglich in seinen Verstand einbürgern könnte, und zuletzt setzte er hinzu: „Melac, wäre es nicht Dein Mund, der der wackern Jungfrau solchen Makel aufbürdet, ich schölte ihn ein Lügenmaul.“ —

„So bist Du ganz ohne Ahnung, so siehst Du nicht durch den Nebel?“ fragte Melac unmuthig. „Ja, die falsche Sünderin kannte Dich, und darum wagte sie das große Spiel um Dein Erbe, denn Du, der den Schwestern zum Schutz von der Vorsicht berufen, warest blind geworden, stockblind in dem Trugschimmer der vor Dir ausgelegten, freilich, ja freilich nur zu preiswürdigen Reize. Dich ließ sie verbannen, nachdem ihre Comödie mit dem Papa gelungen, das kleine Engelchen starb ihr zu rechter Zeit, und Clara, die liebenswürdige, fromme Clara — —“

(Die Fortsetzung folgt.)

Theaterbericht vom 11. bis 16. Februar.

Am 11. wurde die Carnevalszeit im Theater vom 4. bis 6. durch Stiepaneks Lustspiele „die Vogelscheuche" und „der Böhme und der Deutsche," dann zur gewöhnlichen Theaterstunde durch von Holbeins „Doppelgänger" beschlossen. Referent wohnte nur der böhmischen Vorstellung bei, und wurde sowohl durch das, was auf der Bühne vorging, als durch das herzliche, durch kein ernstes „St! St!" unterbrochene Gelächter des Publikums in die heiterste Stimmung versetzt. Die Schauspieler mußten oft inne halten, um nicht übertäubt zu werden, und bei manchem Spaße wurde schon anticipato gelacht. Als Herr Feistmantel die ersten Blicke auf den vermeintlichen Haubenstock warf, konnte man bereits kein Wort mehr vom Dialoge hören, und ich glaube, der Ernst selbst hätte über diesen allgemeinen Ausbruch des Frohsinns lachen müssen. Aber nicht nur das zweite Stück, sondern auch die komischen Wendungen des Ersteren, brachten ihre gute Wirkung hervor. Erfindung und Behandlung ist in Stiepaneks „Vogelscheuche" gleich sehr zu loben. Der Dialog ist klar, fließend und munter, und es ergeben sich die Scenen durchaus ungezwungen auseinander. Wieder erwarben sich um den heiteren Abend der vielbeschäftigte und unverdrossene Herr Feistmaantel, dann Mad. Allram und Herr Grabinger besondere Verdienste. Aber auch Herr Schmiller gab den Studenten sehr gut, so wie der fleißige Dilettant H. Plech im ersten Stücke recht vortheilhaft mitwirkte.

Am 15. wurde Raupachs Lustspiel „der Fürst über Alle" zum zweiten Male vor einem zahlreichen Publikum gegeben, und zwar mit einem Erfolge, wie ihn das Stück und der Fleiß der Schauspieler erwarten ließ. Mein Bericht vom 8. hat trotzdem, daß er den Raum dieser Blätter überschritt, doch eine Einzelnheit hervorzuheben vergessen, welche diesem Lustspiele ein besonderes Interesse gibt, weil in derselben ein scheinbar nicht zu vereinigender Widerspruch trefflich aufgelöst erscheint. Ich machte besonders auf den Charakter des Pasto aufmerksam, da doch jener der Camilla an Originalität noch höher steht; denn Camilla ist für ihr Alter und Geschlecht beinahe zu belesen und gelehrt, und doch erscheint sie uns im edleren Sinne des Wortes wahrhaft naiv. Unter den vielen Artikeln, die man ihr aus dem Bereiche der Lebensklugheit lehrte und zur Betrachtung empfahl (ohne sie wirklich in das Leben eingeführt zu haben), ist auch der, daß es zwar die Bestimmung des Mädchens sey, Gattin zu werden, daß aber, was Dichter und die schwärmenden Gemüther der Jugend Liebe nennen, eine der gefährlichsten Leidenschaften sey. Sie glaubt in Folge dessen an eine Neigung ohne Leidenschaft, und hält sie zu einer glücklichen Ehe für hinlänglich. Dies ist das Glaubensbekenntniß, welches ihr nicht bloß von den Lippen, sondern auch vom Herzen kommt. Eine strenge Aufsicht über ihren Umgang, und die geistreiche Beschäftigung, zu welcher sie angehalten und durch eigene Wahl hingetrieben wurde, lassen an dem ihr eingeprägten Grundsatze nicht den mindesten Zweifel aufkommen. So kömmt es denn, daß das Bewußtseyn ihrer geistigen Ausbildung und Ueberlegenheit durch die Folie eines durchaus schuld- und arglosen, reinen Herzens gehoben, und dadurch doppelt anziehend wird. Wir sind, wenn auch nicht mit vollem Rechte, stets gewohnt, das Naive auf Aeußerungen zu beziehen, welche von Unkunde der geschlechtlichen Verhältnisse und damit zugleich von Unschuld zeugen, begehen aber ganz gewiß den Fehler der Einschiebung eines unwesentlichen Merkmals, wenn wir uns das Naive nicht anders als mit einem Mangel an geistiger Aufklärung zusammendenken. Nur der Unbillige und Unerfahrene wird in Abrede stellen, daß es in den höheren, gebildeten Ständen nicht weniger naive Jungfrauen gibt, als in den niederen, und daß eine wohl überwachte und geleitete Aufklärung des Geistes mit vollkommener Reinhaltung der Phantasie und des Herzens vereinbar ist. Eine solche Bildung hat nun Camilla genossen, und der Dichter zeigt uns in ihrer Umgebung, daß das schlummernde Kind der Liebe, ehe sie den Prinzen sah, durch nichts geweckt worden sey. Indem also Camilla mit ihrer Bildung und edlen Naivetät durchaus keine Chimäre der willkührlich schaffenden Laune des Dichters ist, hat Raupach diesen nur scheinbaren Contrast vielmehr aus dem Leben gegriffen. Es ist auch ganz natürlich, daß der Prinz, da Bitten und Ueberredung eine vorgefaßte Idee nicht bekämpfen können, seinen Plan auf Camilla's Unbekanntschaft mit dem Gefühl der Liebe baut, und daß auf das erste glücklich errungene Zeichen die andern wie in jedem unbefangenen Mädchenherzen folgen. Das allmähliche Erwachen der Liebe ist nun vom Dichter so wahr und scharfsinnig behandelt, daß dieser Theil des Stückes für die Darsteller eine der preiswürdigsten Aufgaben ist. Dem. Herbst hat sie mit aller Einsicht und Feinheit gelöst, und Herr Ernst, für welchen sie an sich noch schwieriger ist, hat in vielen schönen Einzelnheiten bewiesen, daß er ihr gewachsen sey. Der geneigte Leser möge mir aber verzeihen, wenn mich der mit Recht gefeierte Name Raupachs, und eine seiner gelungensten Dichtungen zu einer größeren Ausführlichkeit bewog. Ohnehin hat die Oper schon das recitirende Schauspiel bald zu Boden gedrückt; müssen wir darum nicht die gelungenen Werke eines Mannes in Ehren halten, welcher nun fast der einzige Träger deutscher Dramatik ist, und uns durch seine Muse schon so oft erheitert und erhoben hat?

Zwei Tage vorher wurde zum Besten des Pensionsfondes der Mitglieder des ständischen Theaters „Wallenstein" aufgeführt. Die Wahl dieses Stückes muß darum insbesondere gebilligt werden, weil klassische Trauerspiele beinahe vom Repertoir zu verschwinden drohen.

Am 16. wurde bei übervollem Hause „Zampa" gegeben. Dem. Lutzer entzückte wieder durch den klaren, anmuthigen und gefühlvollen Vortrag ihrer Arien und Duette; so wie sich auch Herr Strakaty als „Zampa" des früher erlangten Beifalls abermals würdig machte. Auch in Bezug auf die übrigen Personen kann Referent nur die Bemerkung wiederholen, daß die Darstellung des „Zampa" zu den gerundetsten Leistungen unserer Oper gehört. Möchte Spohrs „Jessonda," deren Aufführung wir entgegensehen, sich eines gleichen Erfolgs erfreuen!

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 21. Februar **Nro. 22.** 1834.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Der Gascogner trat herein, und bat um Verzeihung, daß er seinen Posten verlassen, aber es sey ein besonderer Lärm losgebrochen in der Stadt, eine besondere Unruhe auch im Commandantenhause, eine Ordonnanz sey auf schweißtriefendem Gaule eingeritten, die Obristen wären schon allesammt bei dem Herrn Marschall versammelt."

„Laufe zum Salon," sprach im erweckten Diensteifer der Schützenoffizier, „und frage nach, was es besonders gibt, und bringe schnell uns Nachricht zurück." —

Der Chevalier hatte jedoch starr und ohne seine Rede zu vollenden auf den Gascogner geblickt, und als Baptist eilfertig davon sprang, fuhr er wie ein Mensch, der ein Gespenst erblickt, dessen Anblick ihn versteinerte, dessen Verschwinden ihn wieder zum Leben ruft, vom Sessel auf mit erblichenem Gesicht und mit Augen, in welchen das Entsetzen seiner Seele zu lesen war. „Clara ist nicht im Schloß, ist nicht in Straßburg;" rief er im Selbstgespräch; „wo ist sie hin? Mußte sie nicht auch aus dem Wege, um der Habgierigen den ganzen Reichthum des verliebten alten Thoren zu sichern? Wenn er doch recht gehabt und gute Ohren gehabt der alberne Bursch in seinem Thurme? Wenn jene wimmernde Stimme — wenn sie mich gerufen, den Freund, den Geliebten? Wenn — O, es ist entsetzlich! Und ich hörte nicht ihre Stimme, nicht die Stimme des Himmels, die mich forderte? Entsetzlicher Traum! Gespenst des Macbeth! Furchtbarstes Bild, das je ein Mensch in seiner innersten Seele aufsteigend erblickte!" —

„Was ist Dir Freund!" unterbrach Jerome seine unheimlichen Ausrufungen. „Kalter Schweiß deckt Deine Stirn, Deine Glieder zittern. Hast Du eine Krankheit von der Reise mitgebracht, und muß ich den Feldarzt rufen?"

„Laß es gut seyn, mein Bruder;" sagte Melac matt, indem er sich an Jeromes Schulter lehnte. „Das schreckenvolle Traumbild, das mich beunruhigte, ist zu grauenhaft, als daß es der Wirklichkeit angehören könnte. Es ist vorüber, ist verschwunden und ich bin erwacht. Aber," setzte er lebhafter hinzu, „wir müssen dennoch ohne Säumniß hin zu Deinem Schlosse, müssen wissen, wo Clara ist, müssen sie schützen vor der schleichenden Feindin. Komm, sogleich wollen wir um Urlaub bitten bei meinem Oheim; Du mußt mich begleiten, denn mich könnte man fragen, welch ein Recht ich mitgebracht so tief und ernstlich zu forschen." —

Kopfschüttelnd entgegnete Jerome: „Und was könnte der Schwester geschehen im Vaterhause, unter des Vaters Augen?" —

„Armer Bursch," antwortete der Chevalier heftig und indem er ihn fortzog, „wärest Du statt in die Schweizerberge nach Paris gewandelt, so würdest Du mißtrauischer geworden seyn, würdest in der großen Sittenverderbniß den Menschen nackt gesehen haben, wie das erste Sünder-Paar vor dem Feuerschwerte des Racheengels. Mich schaudert vor einer Möglichkeit, die ich nicht in Dein unbefangenes Herz vergiftend zu werfen wage. Deine treffliche Mutter, die kleine Angela — es ist mir als stiegen sie auf aus der Gruft der Burg am zürnend-rauschenden Rhein, und winkten mir befehlend. Fort, zum Oheim; meine Phantasie drohet mich umzuwerfen, und darum will ich glauben, Du hättest nicht Unrecht, denn ein Teufel kann nicht lieben, nicht einmal Liebe heucheln, und meine Gedanken spielen mit etwas, welches mehr als teuflisch genannt werden müßte." —

Er riß ihn fort, aber ehe sie noch das Zimmer verlassen, hörten sie auf einmal draußen in der Stadt Trommelgemurr erwachen, bald Trommeln von allen Seiten rasseln, und unterschieden den Generalmarsch, der die Truppen mit seiner bekannten dumpfen Stimme aus den Quartieren zu den Allarmplätzen rufen mußte.

Jerome hatte sich losgemacht von der Hand des Freundes, um sich auf den Posten zu begeben, wohin ihn

die kriegerischen Töne befehligt, zu der nahe gelegenen Kaserne der Leibschützen des Marschalls, vor deren Pforten bereits der Hornbläser seine langgezogenen Signale in die Luft blies, um die etwa in der Stadt zerstreuten Büchsenträger einzuberufen. Der Chevalier, den die Neugier betreff der Ursache des unvermutheten Allarms in etwas aus seinen düstern Träumen erweckt, eilte zu dem Zimmer des Marschalls, mußte jedoch eine geraume Zeit dort verharren, bis die Obristen entlassen und ihm die Erlaubniß zum Eintritt verkündet worden.

Er fand den Marschall vor einer Landcharte, in die eine Menge Knopfnadeln eingesteckt waren, und indem seine Augen auf dem Papier die bezeichneten Gegenden musterten, aß er aus einer Schüssel, die ein simples Fleischgericht enthielt, mit Hast und ohne die Bissen anzusehen, die seine Gabel zum Munde trug.

„Ach, der Herr Neffe!“ sagte er recht heiter, nachdem er einen Blick nur auf den Eintretenden geworfen. „Nun ohne Säumniß zu Pferde, mein Recrut! Aus dem Empfangschmause für meinen theuern Blutsverwandten kann für heute nichts werden; laß Dir, wie ich es that, aus der Küche eine Schüssel bringen und speise sie auf dem Serviettchen, nimm dann einen Degen aus meiner Waffenkammer und thue die Reiterstiefel an. In einer Stunde geht's hinaus in das Feld, und Dank dem heiligen Dionis, daß wir einmal wieder aus diesem traurigen Käfig kommen.“ —

„Und von woher sind wir bedroht?“ fragte Philibert. „Welcher Feind hat Frankreichs Gränzen überschritten?“ — Mit wildem Hohn lachte der Marschall auf. „Du bleicher Hofjunker,“ rief er, „hat Dich der Trommelwirbel trunken gemacht? Frankreich macht sich seine Kriege selbst. Du hast im Norden die Historie der Ludwige vergessen, ich werde sie aber schon mit Dir repetiren, und praktisch, wie es gescheute Lehrmeister machen. Horch, die lustigen Trompeten! Aiguillon führt seine Dragoner schon zur Zugbrücke, uns den Weg zu zeigen. Ja, ja, mein schmuckes Herrchen, Straßburg ist unser, die stolze Reichstadt brachte ihren goldenen Schlüssel nach dem ersten Kanonenschuße in Louvois Lager. Durch den Nimwegner Frieden ist ein schwarzer Strich gemacht, und Alles, was diesseits des Stromes liegt, muß mit der Lilienkrone eine Wiedervereinigung finden.“

„Aber wohin geht unser Schnellmarsch, wenn wir keinen Feind vor uns haben?“ forschte Philibert verwundert.

„Hinunter am Rheinstrom;“ jubelte der Alte hochroth im verzerrten Antlitz, „mir recht, wenn Gott will, bis nach Amsterdam, der reichen Krämerstadt, welche leider vor drei Jahren dem Nachschwerte des tapfern Condé entging. Das Commando des linken Flügels ist mir vertraut; bis er sich zu mir her gedehnt, führe ich die Hälfte unserer Garnison hinaus, und jedes Fleckchen am Strom bis Mainz und Coblenz hinunter soll von mir besetzt werden, damit der Rücken der großen Armee sicher steht und sie sich ausbreiten darf ohne Sorge, einem austretenden Meere gleich, dem nicht Damm, nicht Ufer Widerstand zu leisten vermag.“ —

Der Chevalier horchte mit Aufwallung auf die letzten Worte seines kriegslustigen Oheims. Was er mit dem jungen Esenheim gesprochen, fiel ihm ein, und er freuete sich innerlich, daß Louvois Kriegsplan seine Wünsche schnell zu bewilligen schien, ohne daß es der Bitte um Urlaub oder einer Erklärung gegen den Marschall bedurfte, der doch seinem Charakter nach die Sache vielleicht als eine kleinliche Weiberhistorie oder einen ihm verächtlichen Familienprozeß betrachtet haben möchte. — —

Kurze Zeit darauf sah man den Marschall schon völlig uniformirt auf den Steinstufen erscheinen, die zu der Pforte des Commandantenhauses führten.

Mit sichtlicher Gemüthsruhe bestieg er sein Streitroß, der junge Jerome legte jedoch seine linke Hand dem bleich und verstummt dastehenden Chevalier auf die Schulter und sagte leise, indem er mit ihm einen verständlichen Blick tauschte: „Es ist doch ein schweres Handwerk, zu dem wir getreten, und wir werden noch Manches verlernen müssen.“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

Heinrich Wynghen.

(Fortsetzung.)

Die Schönheit in ihrer ersten, reinen, frischen Blüthe übt eine geheime Macht über das Herz des Jünglings, aber ihr Zauber wirkt unwiderstehlich, wenn sich damit Unschuld, Offenheit und jene kunstlose Anmuth verbinden, die man oft unter den schuldlosen Töchtern der Natur findet. Wynghen fühlte dies jetzt, und er war geneigt, es für eine glückliche Ahnung zu halten, die ihn nach den Bergen der Schweiz gezogen.

Bei seiner Nachhausekunft suchte er das Gespräch mit seinem Wirthe zwar nicht auf die Hirtin, aber doch auf ihre Wohnung zu lenken, indem er von der anmuthigen Lage des Hauses sprach. Der Mann schüttelte den Kopf.

„Es ist ein wunderlicher Kautz, der da sein Nest hat, ehrlich, aber reich und streng, und kein gutes Wort kann seinen Sinn beugen. Sein Geld hütet er wie seine Augen, und hat schon drei Bursche abgewiesen, die um seine Tochter freiten, weil keiner eine ganze Sennete*) besaß. Die Dirne ist hübsch und wacker.“

Wynghen schlief ein und erwachte mit dem Gedanken an die schöne Hirtin. Als kaum die nächste Sonne her-

*) Sennete, eine Heerde von ungefähr 30 Kühen.

auf stieg, eilte er zu den Ruinen von Manegg, und schaute in das Thal hinab. Bald vernahm er Bätely's Stimme, die ein Morgenlied sang. Der Künstler fing zu zeichnen an, aber es wollte heute nicht damit gehen. Jeden Augenblick schielte er von dem Blatte weg, ob die Hirtin nicht den Weg herauf komme. Endlich hörte er das Getön der Glocken, und sah sie mit ihrer Heerde höher auf dem Berge, über den Ruinen. Sie hatte einen andern Weg dahin genommen, konnte aber von dem Platze leicht die Trümmer der Burg ganz überschauen. Wynghen suchte bald eine bequemere Stelle zum Zeichnen, das Mädchen sah sich nach freundlichem Schatten um, als die Sonne höher stieg, und so näherten sich Beide einander immer mehr, bis sie an einer Felsenquelle zusammenkamen, um welche der Boden rings mit Waldkresse bedeckt war.

Der Stoff zum Gespräch war bald aufgefunden. Wynghen erkundigte sich nach der Gegend, und erzählte hierauf mancherlei von seinem Vaterlande. Die Hirtin wollte kaum glauben, daß es ein Land geben könne ohne Alpen und Sennen, ohne Thäler und meilenlange Wälder. „Wie nur die Menschen da bleiben mögen,“ sagte sie endlich.

„Gutes Kind,“ entgegnete der junge Mann, „dem Menschen ist überall seine Heimath lieb, denn in ihr bewahrt er sich seine Vergangenheit, ohne die er gar arm wäre. Manchmal wird man freilich zum Fremden hingezogen; aber es ängstigt uns, bis wir mit ihm bekannt und vertraut werden.“

„Ihr mögt recht haben,“ erwiederte Bätely; „diese Bäume, diese Halden, der Bach dort, und selbst die Erle mit dem Elsterneste sind mir so werth, wie die Gespielen, mit denen ich aufgewachsen bin. Ich kenne sie, und ich glaube, sie kennen mich auch.“

Wynghen bat sie um die Erlaubniß, ihr Bild zeichnen zu dürfen.

Sie schaute ihn besorgt an. „Ist das nichts Böses?“

Er suchte sie zu beruhigen. „Du warst ja wohl manchmal in der Kirche zu Wollishofen, wo die Bildnisse des Ritters Uto und seiner Hausfrau hängen, welche die Kirche erbauten?“ Bätely bejahte es, und ihre Furcht schien zu verschwinden.

Der junge Künstler hatte sich früher nur wenig mit der menschlichen Figur beschäftigt; aber es gelang ihm wunderbar, das Angesicht der Hirtin mit sprechender Aehnlichkeit auf's Papier zu bringen. Bätely und ihr kleiner Bruder Rudeli, der immer mit ihr bei der Heerde war, zeigten ein freudiges Erstaunen. „Was wollt Ihr jetzt mit dem Ding machen?“ fragte das Mädchen, nachdem sie das Bild lange und nicht ohne geheimes Vergnügen betrachtet hatte.

„Es wird mir in der Heimath eine liebe Erinnerung seyn an dieses schöne Thal und an die schöne Hirtin des Thals.“

Bätely erröthete, und Heinrich legte die Zeichnung in sein Skizzenbuch, nicht ahnend, welche Unannehmlichkeiten ihm das Blatt zuziehen werde.

Heinrich und Bätely fanden sich täglich bei den Ruinen von Manegg, und sie wußten bald, daß sie einander dort treffen würden, auch ohne Verabredung. Nicht lange, so gestanden sie sich auch ihre Liebe, und gaben sich die Hand darauf, das Loos des Lebens zu theilen, und nie von einander zu lassen, wie es auch kommen möge.

Eines Tages harrte Wynghen vergeblich auf Bätely's Ankunft; auch Rudeli ließ sich nicht blicken, und als der Abend hereinbrach, fing er an Unheimliches zu ahnen, und kehrte traurig in seine Wohnung zurück. Seine Unruhe trieb ihn schon in der Dämmerung des nächsten Morgens nach dem Albis, und diesmal nahm er den Weg an Bätely's Wohnung vorüber. Hier erblickte er einen Mayen, an dessen Gipfel viele Bänder flatterten. Das traf ihn, wie ein Pfeil, in's Herz, denn er wußte, daß in der Schweiz solche Mayen den Bräuten gesteckt werden. Seine Sinne wollten ihm vergehen; mit unsichern Schritten wankte er am Hause vorbei, da hörte er leise „Heinrich! Heinrich!“ rufen, und als er sich umsah, hing Bätely an seinem Halse, und ihre heißen Thränen floßen an seinen Wangen herab. Er wollte reden; aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen, und raunte ihm in's Ohr: „Geht nicht auf den Albis, sondern auf den Bürglen drüben. In einer Stunde bin ich dort, und Ihr sollt Alles erfahren.“

Schnell machte sie sich jetzt von ihm los, und schlüpfte in das Haus zurück.

Zwischen Furcht und Hoffnung stieg Wynghen den Bürglen hinan, und lehnte sich dort an einen Baum, um die Geliebte zu erwarten. Nicht lange, so vernahm er das Geläute der Heerde vom Thale herauf, und fast in demselben Augenblicke eilte die Hirtin, leicht und bebend, wie eine Gemse, auf ihn zu. „Ach,“ sagte sie, „seit vorgestern hat sich Vieles geändert, ich soll heirathen.“

„Heirathen!“ rief Wynghen, und das Roth seiner Wangen verfärbte sich wie vom Hauch des Todes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

In einer Gesellschaft sprach man über den Werth und Unwerth des Lebens, und über die Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Güter.

„Darüber will ich mir nicht den Kopf zerbrechen,“ unterbrach eine Dame das Gespräch; „leben oder nicht leben — gleichviel — wenn man nur gesund ist.“

Die Auflösung der Charade in Nro. 16 ist:
Thüringen (das getreidreiche).

Theaterbericht vom 17. und 19. Februar.

Am 17. Februar trat Mad. Brede als „Baronin Wendtheim" in dem Lustspiele „Welche ist die Braut?" und am 19. in dem für uns neuen Weissenthurnschen Stücke „Der erste Schritt" als „Freifrau von Birkenau" auf. Madame Brede wurde in dem letzteren Lustspiele nicht nur mitten im Akte durch den lebhaftesten Beifall unterbrochen, sondern auch nach jedem Aufzuge einstimmig gerufen. Sie wandte sich am Schluße des Stückes in einigen wohlgewählten Ausdrucken an das Publikum. „Wenn ich," sagte sie ungefähr, „Ihren Beifall für einen Beweis nehmen darf, daß ich Ihnen am heutigen Abende keine unangenehme Erscheinung war, so werde ich meine Darstellung für den ersten gelungenen Schritt in meiner Laufbahn halten." In der That scheint auch Mad. Brede, nachdem sie vom Cothurn zum Soccus übergegangen, in der Parthie der „Freifrau von Birkenau" das Feld gefunden zu haben, auf welchem sie sich den größten Schauspielerinnen dieses Faches anreihen wird. Ich will darum auch von dem Stücke beginnen, welches die größere Wirkung hervorbrachte, und den geneigten Leser zuerst mit dem Inhalte desselben bekannt machen.

Der gekürzte Titel sollte in seiner Ausführung eigentlich „der erste Schritt zur Versöhnung" heißen. Der Landrath von Solling und der Kommerzienrath Donder sind nämlich von frühen Zeiten her geschworene Feinde. Mehr als einmal standen sie als Mitbewerber auf derselben Rangstufe, und je mehr sie einander haßten, desto tiefer schmerzte die Zurücksetzung. Nicht wenig trug zu ihrer Feindschaft ein zurückgegangenes Verhältniß zwischen Donder und Sollings Schwester bei. Donder reichte seine Hand einer Andern, und wiewohl die verschmähte Braut bald darauf Baronin von Birkenau wurde, und in einer glücklichen Ehe lebte, so konnte der strenge Solling die Beleidigung des leichtsinnigen Donder doch niemals vergessen. Die zwei Feinde wohnen einander gegenüber, allein sie vermeiden nicht nur jede Begegnung, sondern ziehen sich auch in Zimmer zurück, wo sie einander nicht durch die Fenster sehen können. So stehen die Sachen, als Sollings Tochter „Clara" das achtzehnte Jahr erreicht hat, und Gottfried, der Sohn des Kommerzienrathes von der Universität zurückgekehrt ist. Kaum acht Tage in seiner Vaterstadt, hat er sich bereits an einem dritten Orte in Clara verliebt, und Gegenliebe gefunden. Es werden Briefe gewechselt und die Liebenden sind in Verzweiflung, als sie die Liebe der Väter vergeblich in Anspruch nehmen. Ihre Lage wird noch schmerzlicher, als die achtundsechzigjährige Witwe von Birkenau vom Lande ankommt, dem Bruder eröffnet, daß sie Clara zur Universalerbin einsetzen wolle, ihm aber auch die Bitte an das Herz legt, ihr das Mädchen mit auf das Land zu geben. Gottfried kann den Gedanken einer Trennung von Clara nicht ertragen; er faßt einen gewagten Entschluß, läßt sich der Frau von Birkenau vorstellen, und weiß ihr Herz so sehr für sich zu gewinnen, daß sie ihm ihren Beistand verspricht. Da überrascht sie Solling; zum Glück hat er jedoch den jungen Donder seit seiner Zurückkunft von der Universität nicht gesehen, so daß es der Alten gelingt, ihn über die Person des jungen Mannes zu täuschen. Sie stellt ihn dem Bruder als den Sohn einer Jugendfreundin, mit Namen Liebenberg vor. Der vermeintliche Liebenberg gefällt dem Landrathe so wohl, daß er auf die Hoffnung einer Verbindung mit Clara den Plan gründet, seine Tochter bei sich zu behalten, ohne die gute Schwester zu beleidigen. Er will den alten Liebenberg besuchen, er will ihn einladen, allein die Schwester weiß ihn von beidem durch den Vorwand abzuhalten, daß er an einem heftigen Podagra leide. Sie selbst erbietet sich zu dem Geschäfte der Werbung, und macht, nachdem sie Clara nach einer kleinen Strafe ihrer Zurückhaltung von diesem Schritte verständigt hat, dem alten Donder einen Besuch. Mit einer Schlauheit, wie sie nur dem klugen Weibe eigen ist, weiß sie seinen Haß zu erschüttern, und ihn durch den Vorwand, als habe Solling den ersten Schritt durch eine Einladung zu einer Abendunterhaltung gethan, dahin zu bringen, daß er mit dem Sohne zu kommen verspricht. Weit schwerer wird es ihr, den Bruder zur Versöhnlichkeit zu stimmen. Er fängt an in sich zu gehen und zu wanken, allein als sie ihm die Mystifikation mit Liebenberg gesteht, flammt sein Haß von Neuem auf. Donder und die Liebenden werden in das Zimmer gerufen, und die Bitten der Kinder, dann die ernsten Vorstellungen der Tante, helfen eine Versöhnung zu Stande bringen, welche schon zu scheitern drohte. Zum fröhlichen Schluße tritt die Tante das Verdienst des ersten Schrittes an die Liebenden ab.

Der „erste Schritt" gehört zu den seltenen Lustspielen, in welchen Liebe und Liebelei nicht den größeren Raum und das überwiegende Interesse einnehmen; vielmehr weiß die geschätzte Dichterin unsere ganze Aufmerksamkeit und Theilnahme auf die zwei Feinde und auf die liebenswürdige Vermittlerin zu lenken. Die Klarheit und Gediegenheit der Lebensansichten, welche die Freifrau ausspricht, der leichte, nie verwundende Humor, den sie mit einem biederen Herzen verbindet, und der richtige, ächtweibliche Takt, mit welchem sie ihre Umgebung zu sondiren und zu lenken weiß, machen sie zu einer der gelungensten und anziehendsten Schöpfungen der Mad. Weissenthurn. Die Handlung des Stückes ist sehr einfach, mehrere Situationen sind einander dem Wesen nach ähnlich. Dennoch fesselte der „erste Schritt" (etwa die Scene mit Mad. Bijoux ausgenommen) bis zu den letzten Worten. Sittliche Grazie und Urbanität entschädigen hinlänglich für die raschen und frappanten Wendungen jener Novitäten, welche auf Unkosten der Charakteristik durch die bloße Form der Handlung anziehen wollen. Der „erste Schritt" ist ein Charaktergemälde, dessen eigenthümliches Interesse in dem Gegensatze alter und neuer Zeit, und in der harmonischen Auflösung desselben beruht. Gesetzt auch, es ließe sich in Erfindung und Behandlung Einiges rügen, so müßte die strengste Kritik durch den Charakter der Freifrau, so wie durch jenen des Kommerzienrathes entwaffnet werden, welcher zwar in zweiter Linie interessirt, allein eine nicht minder liebenswürdige und erheiternde Gestalt der lebenserfahrenen und lebensweisen Dichterin ist.

Besser konnten wohl aber beide Charaktere nicht dargestellt werden, als durch Mad. Brede und Herrn Polawsky. Nicht nur, daß Mad. Brede über ihr Alter vollkommen zu täuschen wußte, so ging in ihrer Darstellung auch nicht die feinste Nuance und der untergeordnetste Charakterzug verloren. In jeder Kleinigkeit war sie ganz, was die Dichterin will, und es gab in ihrem Spiele keine Wendung, welche nicht auf das Publikum ihre wohlberechnete Wirkung hervorgebracht hätte. Keine ihrer launigen und treffenden Repliquen und Pointen ging ohne Beifall vorüber, in den sich das heiterste Gelächter mischte. Die gutmüthige Schalkhaftigkeit, welche sie nach jedem Triumphe ihrer Klugheit und Verstandesüberlegenheit hinter die ruhigste Haltung verbarg, machte die betreffenden Momente so pikant, daß man Madame Brede nicht oft genug reden hören konnte. Dagegen wurde es im Hause still, wenn sie dem Getriebe der Leidenschaften den klaren Ernst gediegener Lebensweisheit entgegensetzte, oder den Gefühlen eines edlen, uneigennützigen Herzens Luft machte. Mad. Brede verstieg sich in dem einen Stücke nie bis zum Lehrton, und sank in dem andern nie bis zur altersschwachen Weinerlichkeit herab. Die Hauptsache bleibt jedoch in ihrer Darstellung die glückliche Verschmelzung aller einzelnen Studien zu einem abgeschlossenen wahren, in allen Theilen gleichförmig beseelten Ganzen, welches sich gewiß der Phantasie eines jeden Zuschauers auf lange Zeit eingeprägt hat. Nichts mahnte an Mad. Brede selbst, außer etwa einige Bewegungen der Arme, die ihr noch von dem höheren Style des Trauerspiels geblieben sind; sonst war sie in Haltung und Bewegung gerade nur die Freifrau von Birkenau. Referent glaubt nur der Stimme des ganzen Publikums zu folgen, wenn er sich auf ähnliche Parthien der Mad. Brede von Herzen freut.

(Der Beschluß folgt.)

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

// Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 23. Februar **Nro. 23.** 1834.

Concert-Anzeige.

In einer musikalischen Notiz hat sich das hiesige Conservatorium der Musik in den ehrenvollsten Ausdrücken über Herrn Buschmanns Terpodion ausgesprochen und sich durch sein kompetentes und unpartheiisches Urtheil an die Zeugnisse angeschlossen, welche ein Spohr, ein Hummel, ein Gottfried und Karl Maria Weber, ein Kalkbrenner und so viele andere geachtete Kenner über Buschmanns treffliche Erfindung in öffentlichen Blättern ausgesprochen haben. In der Form eines sechsoktavigen Tafelfortepiano's vereinigt dieses Friktionsinstrument die Töne einer ganzen Kapelle blasender Instrumente, und hat die Zauber des Crescendo und Decrescendo selbst vor der Orgel voraus. Die zauberhafte Annehmlichkeit der Diskanttöne läßt sich schwer durch Vergleichung bestimmen. Sie liegen in Hinsicht ihres Timbre zwischen Flöten- und Clarinettönen, und trotz eines kräftigen und würdigen Basses stellen sich auch die Mitteltöne mit aller Klarheit heraus. Die Herren Buschmann (Vater und Sohn) werden nun am nächsten Mittwoch ihr Terpodion dem kunstsinnigen und kunstverständigen Publikum Prags in einem Konzerte vorführen, an welchem Dem. Lutzer und Herr Strakaty, in Gesang, dann Herr Stölzel und Dem. Nina Herbst in Deklamation Theil nehmen werden. Das Nähere wird der Anschlagzettel bekannt machen. Ein großer Theil des hiesigen Publikums wird bereits durch öffentliche Blätter und vom Hörensagen über die Wirkung dieses äußerst sinnreich erfundenen und mit unsäglicher Mühe vollendeten Instrumentes unterrichtet seyn; gewiß wird nun auch Jedermann die eigene Erfahrung überzeugen, daß es nicht nur alle Arolodica weit verdunkelt, sondern auch vor der Glasharmonica die leichte und sichere Behandlung, ja selbst die wohlthuendere und kräftigere Wirkung voraus hat.

A. M.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Der Plan des kriegskundigen französischen Ministers war mit der bekannten Scharfsichtigkeit des gewaltigen Louvois den besten und tauglichsten Männern zur Ausführung in die tapfern Hände gelegt worden. Ehe nur eine der bedroheten Regierungen eine Ahnung davon gehabt, stand Frankreichs Heeresmacht vereinigt in Straßburgs Nähe, nahm die Reichsstadt und machte sie zu ihrem Hauptstützpunkte. Der linke Flügel derselben schwenkte sich alsdann nach Westen und ward zur Avantgarde, denn der Kriegsplan gebot, sich zuerst alles Bodens diesseits des Rheines zu bemächtigen, ehe man den Uebergang zum rechten Ufer bereiten möchte, und Marschall Melac war der rechte Mann, diese Avantgarde zu führen und der Armee die geforderte Sicherheit im Rücken, ihr die nöthigen Anlehnungspunkte zu gewinnen.

Der alte, rauhe Soldat verließ keine Stunde die Spitze seiner Truppen; ohne Rast, fast ohne Schlaf, die nasse Beiwacht, den Marsch durch stürmisches Herbstwetter, die elende Kost mit dem gemeinsten Reiter theilend, wurde er ein Muster seiner Kriegsleute, und seine Härte im Garnisonsdienst, seine Unerbittlichkeit vergaß sich in wenigen Tagen, und die ihm zugetheilten Regimenter vergötterten ihn, wie sie es in den vorigen Feldzügen gethan, und das Vertrauen zu dem Führer, die große Seele der Schlacht, wurzelte immer tiefer in jeder einzelnen Brust. Der Marschall riß sein Corps ungestüm mit sich fort, ohne Aufschub und Rasttag, denn er wußte, die verdoppelte Anstrengung der Märsche erhielt ihm die Braven, welche bei der Sammlung der feindlichen Kräfte dem Tode verfallen konnten. Die Städte, welche durch hinlängliche Garnison gedeckt, sich zur Wehr anschickten, ließ er nur von kleinen Corps umstellen, ihre Einnahme dem nachrückenden Hauptcorps überlassend; die Besatzungen kleiner Orte ließ er niedersäbeln, wenn sie sich unterfingen, Widerstand zu leisten, auch manche widerspenstige Ortschaft der plündernden

Soldateske Preis geben und sie darauf in einen Aschenhaufen verwandeln. Er hatte die Ueberzeugung, daß seinem Könige durch diese Nothwendigkeit, wie er dergleichen nannte, und welcher er mit kaltem, eisernen Antlitz zuschaute, in der gewonnenen Zeit Menschen und Geld gesparet würden, und wenn er dadurch auch die gemißhandelten Einwohner erbitterte, wenn sich aus den Elenden, die Hunger und Rachsucht spornte, einzelne Raubbanden bildeten, die seinen Zug beunruhigten, so achtete er diese flüchtig im nächtlichen Dunkel herumprellenden Horden nur wie der Bär die Meute der Hunde achtet, er schlug sie nieder, wo er sie fand, und fing er einzelne dieser Freijäger lebendig, so waren die Unglücklichen auch eines qualvollen Endes gewiß. —

Auf einem felsigen Hügel, nicht weit vom Rheinstrome, lagerte ein weit vorgeschobenes Piquet französischer Schützen. Das Nachtfeuer flackerte noch in einzelnen Flämmchen über dem großen, rothglühenden Kohlenhaufen, umlagert von einem Dutzend Soldaten die sich fest in ihre grauen Mäntel gewickelt hielten, und denen die schwarzgrünen Hahnfedern der Hüte durchnäßt vom dicken, dumpfigen Morgennebel schlaff über die Gesichter herabhingen. Der Hügel ging von der einen Seite lehn bergauf, an der andern schnitt sich der Felsblock, der ihm zur Basis diente, gerade ab an acht Ellen steil hinunter, und vor der abfallenden Höhe breitete sich ein ebenes, vom niedern Busch unterbrochenes, weites Terrain aus, in welchem sich die weißen Nebelballen wälzten, jetzt sich wie ungeheure Gespenster hoch aufrichteten und die wunderbarsten Formen annahmen, jetzt sich wieder niedersenkten und lang wie ein Bahrtuch auf die grüne Fläche sich ausdehnten. Am Rande des Abschusses hatten die Soldaten eine Laubhütte erbaut, und in ihr sah man den Offizier am Boden liegen, den großen besilberten Federhut auf sein Antlitz gedeckt; am lehnen Aufweg des Hügels jedoch standen zwei Bauern mit verbrannten, unwilligen Gesichtern, mürrisch auf ihre Knittel gestützt, und ganz unten hielten ein Paar blaue Dragoner, welche diese Landleute so eben auf ihrer Morgenstreiferei aufgefangen und in die Linie gebracht. Der Corporal des Piquets hatte seyn Examen beendigt, und drehete sich mit verächtlicher Miene und unbefriedigt von den Arrestanten.

„Ihr habt gut thun und reden, Euch bezahlt der König, und außerdem nehmet Ihr vorlieb, wo ihr einen Tisch gedeckt findet;" sagte der ältere der Bauern mit tückischem Seitenblicke; „wir aber missen dem Verdienste nachgehen, und müssen hungern, wenn wir faul sind; darum laßt uns unsers Weges ziehen, oder meldet es wenigstens dem Herrn Offizier, der vielleicht ein mitleidiger Herz in der Brust hat und arme Arbeitsleute und ihr Weib und Kind daheim nicht um den geringen Tagelohn bringen wird ohne Grund und Vortheil für Euch." —

„Schweig, oder ich lasse Dich den Kolben kosten, Du vermaledeites deutsches Ochsenmaul!" schalt der Corporal sich halb zurückwendend. „Beim heiligen Namen Gottes, das wäre der Mühe werth, um solch Gesindel den wackern Lieutenant aus dem Schlafe zu wecken, der ihm so Noth thut, da er die ganze Nacht selbst bei der äußersten Vedete gewacht hat, und dazu so fest und süß schläft, daß ihn, der sonst wie ein Kranich auf einem Beine den Schlaf abmacht, selbst die beiden Schüsse, die drüben im Felde fielen, nicht munter gerufen. Marschirt nur ab, Kameraden," setzte er den Dragonern winkend hinzu, „auf Euren Posten, und Du Schildwacht, laß die Lumps nicht aus den Augen." —

Mit giftigen Blicken setzte sich der ältere Bauer auf einen großen Feldstein, und stützte den Kopf auf die Hände, wurde aber bald zur neuen Aufmerksamkeit gereizt, als von dem fernen Lager her, dessen weiße Zeltspitzen nach und nach im höher steigenden Sonnenlichte sichtbar geworden, zwei andere Reiter heran trabten und an dem Hügel Halt machten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Heinrich Wynghen.

(Fortsetzung.)

„Hört nur, ich darf nicht bei der Heerde bleiben und muß gleich wieder nach Hause. Wir sind verrathen. Uebermorgen ist Sonntag. Während des Gottesdienstes schleiche ich mich auf das alte Ritterschloß Uto, der Burg Manegg gegenüber. Dort wartet auf mich."

„Wen sollst Du heirathen?" fragte Heinrich.

„Den schwarzen Martin; er trieb früher die Saumrosse auf den Gotthard; aber kürzlich starb ihm ein Vetter in Adlischweil, von dem erbte er Haus und Gut, und ist jetzt ein reicher Mann."

„Und was wirst Du thun?"

„Ich habe nein gesagt, und werde nein sagen," erwiederte Bätely mit großer Heftigkeit.

„Aber Dein Vater?"

„Ich werde nein sagen," wiederholte die Hirtin. „Was wir uns gelobt haben, gilt vor Gott, und wir brauchen uns dessen weder zu schämen, noch zu fürchten." Rudeli kam jetzt mit der Heerde näher; Bätely drückte Wynghen die Hand. „Am Sonntag," flüsterte sie ihm noch bedeutsam zu, und entfernte sich eilig.

Der Sonntag schlich für den armen Künstler sehr langsam heran. Die meiste Zeit bis dahin brachte er auf den Ruinen von Uto zu, da Düsternheit und Abgeschiedenheit ihm jetzt willkommen waren. Er machte eine Zeichnung davon, bemerkte aber während der Arbeit, daß ein junger Bursche ihn aus einiger Entfernung zu belauern

schien. Wynghen dachte indessen nichts Arges dabei, und hielt es für bloße Neugierde.

Am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde fanden sich die Liebenden bei den Ruinen ein. „Ich habe einen harten Stand gehabt," sagte Bätely, indem sie sich neben Heinrich setzte; „mein Vater wurde wild, und der schwarze Martin schnitt wunderliche Gesichter; er vermaß sich hoch und theuer, Ihr wäret ein Hexenmeister, stecktet beständig in den alten Schlössern, und machtet geheime Zeichen in Euer Buch, um die Geister zu bannen, und Ihr hättet auch mich behext. Da mußte ich lachen, und sagte: Euch, Martin, sieht man es wohl an, daß ihr kein Hexenmeister seyd! Der Vater schalt mich ein ungezogenes, starrköpfiges Ding, und hieß mich aus der Stube gehen. Sie munkelten nun noch allerlei zusammen, und der Vater fragte mich gestern und vorgestern wohl zehnmal, ob ich den Martin heirathen wolle, ich antwortete aber jedesmal: Euch oder Keinen." Sie berathschlagten nun, was zu thun seyn möchte.

Wynghen fragte die Hirtin, ob sie wohl den Muth hätte, mit ihm zu entfliehen. Sie sah ihn ernsthaft an und schüttelte den Kopf. „Uns würde kein Segen folgen, wenn ich das Vaterhaus heimlich verließe."

Heinrich erbot sich, mit dem Vater zu reden. „Ich bin nicht arm," setzte er hinzu, „und Du sollst auch nicht von der Heimath scheiden. Ich will mich in Zürich niederlassen."

„Wolltest Du das?" rief Bätely, und ein Lächeln der Freude schwebte auf ihren Lippen, während Thränen in ihren Augen zitterten.

Es wurde jetzt verabredet, daß Wynghen noch am Abend desselben Tages zu Gotthardt, so hieß der Vater, gehen, und sein Herz zu gewinnen suchen sollte.

Die Liebenden schieden, von neuer Hoffnung belebt. Wynghen blieb noch unter den Ruinen sitzen, und hing seinen Gedanken nach. Zufällig hatte er, im Gespräch mit Bätely, sein Skizzenbuch neben sich gelegt, welches er immer bei sich zu tragen pflegte. Er hob es auf und blätterte darin. Das Bild der Hirtin fiel ihm in die Hände. Aber während er in Betrachtung des holden Antlitzes sich verlor, bemerkte er nicht, daß einige Leute sich ihm von hinten näherten. Es war Bätely's Bräutigam mit zwei jungen Burschen aus seinem Dorfe. Sie fielen über ihn her, faßten ihn bei den Armen, und der schwarze Martin riß ihm das Buch aus der Hand. „Da haben wir's," rief er, „der Kerl ist ein Hexenmeister, ein Zauberer, der mit ihrem Bilde da Gewalt über sie bekommen! Haltet ihn nur fest, denn er könnte uns unter den Händen verschwinden." —

Umsonst suchte Wynghen sich loszumachen, umsonst drohte er ihnen mit den Folgen dieser Gewaltthätigkeit. „Er ist ein Zauberer, er muß verbrannt werden," schrieen sie durcheinander, und führten ihn hinab nach Adlischweil.

Wynghen fand seine Besonnenheit bald wieder; er kannte die seltsamen Vorstellungen, die sich das gemeine Volk an vielen Orten vom Zeichnen machte, und wußte auch aus Erzählungen, daß manchem Künstler schon Aehnliches begegnet war. Nur besorgte er, die Arglist seines Nebenbuhlers könne mit im Spiele seyn, und durch die aufgeregten Leidenschaften das Glück seiner Liebe zernichtet werden auf immer.

Er wurde nach Adlischweil vor den Vogt gebracht. Dieser, ein alter, schwacher Mann, hörte die Klage der Bauern mit großer Aengstlichkeit an, und hatte nicht das Herz, das Skizzenbuch, welches ihm die Bauern übergaben, in die Hand zu nehmen.

„Könnte ich zaubern," sagte Wynghen lächelnd, „so würde ich nicht in den Händen dieser Menschen geblieben seyn, die das heilige Recht der Gastfreundschaft so gröblich an mir verletzen. Uebrigens seyd Ihr, Herr Vogt, nicht mein Richter. Ich weiß auch Bescheid in Euerm Lande; peinliche Sachen gehören nach Zürich, bringt mich dorthin."

Diese Worte, mit Ernst und Festigkeit gesprochen, versetzten den Vogt in einige Verlegenheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

Die Erste ist ein seltnes Ding,
  Viel schneller als der Wind, —
Der schätzt sie hoch und der gering,
  Wie nun die Menschen sind; —
Doch hat sie das ganz eigen allein,
Man holt sie verloren nicht wieder ein.

Die Zweite geht verschieden hin —
  Bald ist sie Kunst der Hand,
Bald Geisteswerk — der Dichter Sinn,
  Sie gar am Himmel fand, —
Sie wird geschrieben, man liest sie auch
Und hechelt sie dann nach altem Brauch.

Das Ganze ist der Ersten Kind —
  Der Zweiten nah verwandt,
Ist's Publikum ihm hold gesinnt,
  Geht's schnell von Hand zu Hand;
Wird lange im rühmlichen Glanze besteh'n,
Nicht spurlos im Drange der Ersten vergeh'n.

Karl Max. Schnabel.

(Die Auflösung folgt.)

Die Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 20 ist:

Rosenberg.

Theaterbericht vom 17. und 19. Februar.

(Beschluß.)

Wiewohl Mad. Brede von allen Mitwirkenden rühmlich unterstützt wurde, so waren doch ihre Rollen nicht bedeutend genug, um Herrn Direktor Polawsky den Rang abzulaufen. Wer ihn auch in früheren Jahren nicht als Chevalier gesehen und bewundert hätte, würde aus seinem „Donder" leicht auf die besondere Gewandtheit zurückgeschlossen haben, mit welcher er damals die ersten Künstler Deutschlands ohne Scheu herausfordern konnte. Donder ist ein alter Lebemann, der in seinem sechzigsten Jahre noch nicht Zeit und Lust gewann, sich seine jugendliche Munterkeit abzugewöhnen. Nur in einem Punkte kann er ernst und bitter böse seyn, nämlich in seinem Hasse gegen Solfing; übrigens bringt ihn weder der Gegensatz zu der Gemüthsstimmung, noch zu den Ansichten seines Sohnes auf lange Zeit in Harnisch. Seine Aufwallung löst sich alsbald in Witze, und diese in die heiterste Stimmung auf. Selbst die Ausbrüche seines Zornes gewinnen, weil sie nicht natürlich und ernstlich gemeint scheinen, einen komischen Anstrich. Einen solchen Charakter kündete nun Herr Polawsky in Maske, Costum und Haltung an, noch ehe er ihn im Verlaufe der Handlung entwickeln konnte. Hierin bewies er nun seine Kunst und tiefe Einsicht vorzüglich in zwei Stücken: daß er in den Abirrungen und Rückfällen von und aus einem Gefühle zum andern nie die Grundlage herzlicher Gutmüthigkeit verwischte, und daß er die komischen Effekte seiner Partie nicht bis zur Unfähigkeit zu ernsten Gefühlen und Reflexionen trieb. So wiederholt er uns in der Scene mit der Freifrau zum Lachen brachte, so natürlich und konsequent erschien uns im letzten Auftritte sein ernstes und würdiges Benehmen. Nur in einer Einzelnheit kann ich weder mit seiner, noch Herrn Bayers Ansicht einverstanden seyn. Als nämlich die beiden Väter mit abgewandtem Antlitze die Arme über die knieenden Kinder ausstrecken, fassen sie sich zufällig bei den Händen, und nehmen dieß für mehr als bloßen Zufall. In den Worten nun, mit welchen sie sich darauf versöhnen, fand Referent zu wenig Steigerung. Beide brachen mit ihrer Empfindung so plötzlich los, als ob das Händegeben nur ein Signal zu einem Theatercoup wäre.

Zwei Tage vorher trat Mad. Brede, wie schon gesagt, als Baronin Wendtheim auf. Wenn es auch in ihrer Darstellung keine Scene gab, in welcher sich die Künstlerin nicht als Frau von Welt und gutem Ton bewährte, wenn sie auch in vielen, ausgezeichnet schönen Einzelnheiten sorgfältige Studien entwickelte, wenn also auch diese Partie nichts weniger als vergriffen und mißlungen war: so kann Referent doch nicht die im Eingange ausgesprochene Meinung zurücknehmen, daß es vorzüglich Rollen, wie die Freifrau von Birkenau sind, in welchen Mad. Brede mit vollem Rechte frische Kränze des Ruhmes erwarten darf. Ich gestehe offen, daß mir in der Frau von Sylten und in der Baronin Wendtheim eine gewisse Schärfe des Ausdruckes, welche sonderbar genug mit nobler Nachläßigkeit wechselte, als Manier erschien. Warum sollte eine Dame, welche zu höheren Ansprüchen berechtigt ist, ihre Kunst auf Partien verschwenden, in denen sie die Ehre des Gelingens mit Anderen theilt? — Uebrigens wurde das Stück „Welche ist die Braut?" im Ganzen so vortrefflich gegeben, daß die Darstellung unserer Bühne zur größten Ehre gereicht. So wohlberechnet in den kleinsten Kleinigkeiten, und doch so natürlich und liebenswürdig, als Mad. Binder die Scene mit Waldberg gab, kann sie ihr keine Rivalin in dem Fache des Naiven nachspielen. Die kleinen und verborgenen Künste und Wendungen, mit welchen sie ihre Wirkung immer à tempo und im rechten Maaße hervorbringt, an den Fingern herzuzählen, und ihre Zweckmäßigkeit zu demonstriren, wäre eine schwierige Aufgabe der Kritik, weil man in den Augenblicken, wo sich ihre Kunst am siegreichsten entwickelt, nicht zum Nachdenken aufgelegt ist. Uebrigens war ihre Darstellung trotz der erwähnten, besonders hervorleuchtenden Einzelnheit, auch ein schönes, consequentes Ganzes. Dem. Nina Herbst gab aber die wenig dankbare Rolle der Maria Vernon mit einem so richtig eingehaltenen Maaße in der Klage, und mit so viel Anstand und Seelenadel, daß die naive Partie der Nina ihre Darstellung nicht verdunkelte. Gerade so muß Marie gespielt werden, wenn sie uns tief rühren will, ohne zu langweilen. Auch verdiente sie vollkommen den einstimmigen Beifall, der ihr nach der Deklamation des großen Monologs aus der „Jungfrau von Orleans" zu Theil wurde. Auch Mad. Allram und Dem. Schikaneder gaben ihre kleinen Rollen vortrefflich, was der Letztern zu um so größerer Ehre gereicht, als die Partie der Sommer eigentlich außer ihrem Fache liegt. Herrn Polawskys Blümlein wird wohl am 17. Niemand gesehen haben, ohne seine Darstellung selbst im Zwischenspiele, wo Blümlein zurücksteht, für musterhaft zu halten. Sein Geist ist in jedem Momente gegenwärtig und gesammelt, und der richtig aufgefaßte Charakter tritt in seiner Darstellung mit der Schärfe und Lebhaftigkeit eines Spiegelbildes hervor. Nicht minder glänzend behauptete sich neben dem Meister Herr Ernst in der Partie des drolligen, aber herzensguten Grünau. Die komische Offenheit seiner Aeußerungen erregte jedesmal das heiterste Gelächter, nicht nur durch die Worte selbst, sondern durch den natürlichen und treffenden Ton, mit welchem er sie sprach und mimisch begleitete. In der Scene mit Waldberg erregte er stürmischen Beifall. So oft wir auch über ihn lachen mußten, so wenig konnten wir dem Charakter, den er darstellte, in der Theescene unsere aufrichtige Achtung versagen. Das Feuer, welches Herrn Ernst beseelte, war keine bloße Theaterflamme, weßhalb das Publikum auch so tief ergriffen war, daß es alle Illusion vergaß, und seiner Strafpredigt Beifall zuklatschte, als ob die Handlung nicht im Theater vorginge. Auch Herrn Dietrich (Waldberg) ist Referent das Zeugniß einer vorzüglichen Sorgfalt und eines tadellosen Gelingens schuldig.

Nur Mangel an Raum kann mich abhalten, nicht unter einem über die gleich gelungene Darstellung der „Stricknadeln" zu referiren. Mad. Brede gab die Baronin Durlach so durchaus vollendet, daß es mir schwer wird, dieser Rolle oder jener der Freifrau von Birkenau den Vorzug zu geben. Da nun auch Madame Binder und Herr Bayer mit der trefflichen Künstlerin rühmlichst wetteiferten, so freue ich mich, im nächsten Blatte das Nähere berichten zu können.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,
ein
Unterhaltungsblatt.

Den 25. Februar **Nro. 24.** 1834.

Für Theaterfreunde.

Zum Vortheile des Herrn F. B. Ernst werden am nächsten Samstag den 1. März auf der landständ. Bühne folgende zwei interessante theatralische Novitäten zum ersten Male in die Scene gehen: „Warum?“ Ehestandsscene in 1 Aufzuge (nach Pourquoi?) frei bearbeitet von F. A. v. Kurländer. Hierauf: „Damen und Husaren“ Lustspiel in 3 Aufzügen nach dem Polnischen des Grafen Fredro von J. F. S. Zimmermann. Da diese beiden Lustspiele sich auf mehreren deutschen Bühnen des ungetheiltesten Beifalls zu erfreuen hatten, und das schätzbare Mitglied unserer Bühne, zu dessen Benefice sie gegeben werden, sich die allgemeine Gunst und Achtung des Publikums erworben hat, so darf man wohl mit Zuversicht einem sehr vollen Hause, wie der Zufriedenheit der versammelten Zuschauer entgegen sehen.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

„Sieh da, Monsieur Baptist!“ rief der Corporal. „Was Teufel? Schon im Sattel? Ich meinte an der Garonne und in Marmande ließen solche Cavaliere wie Du sich erst um Mittag von der Sonne aus den Federn rufen. Und bei dem Saint Etienne von Baigorri, welche furchtbare Waffe baumelt links an Deinem Gurt? Willst Du die Mainzer Thore einschlagen, oder bist Du als Schmiedeknecht zu den Arquebusirern getreten?“ —

Baptist reichte dem Corporal treuherzig die Rechte, indem er zugleich mit der linken Hand den schweren Hammer, der an seiner Hüfte hing, etwas in die Höhe hob, und eine gar stolze Gebärde dazu machte. „Ein Ehrenandenken ist's,“ antwortete er, „von unserer Bataille her zu Landau. Habt Ihr nicht davon gehört, wie ich dieses furchtbare Eisen dem tollen Schmiedt aus der Faust riß, wie er damit gerade nach des Herrn Marschalls Stirne zielte? Der Kerl maß sieben Fuß zwei Zoll und hatte vier Pariser Schuh in der Breite. Um fiel er von einem Fußstoß wie eine Saatgurke, und ich trage die Beute unserm Herrn Marschall zu Ehren, der mir zehn blanke Louis für das Heldenstück verabreichen ließ, und der Hammer soll dereinst, was der heilige Joseph jedoch noch lange verschieben wolle, über meinem Grabe eingemauert werden, daß die Kindeskinder wissen, was für ein Mann ihr Herr Vater gewesen.“ —

Alles lachte, der Gascogner fuhr aber, indem er rund umher sah, geschwätzig fort: „Sprechen wir aber nicht mehr von uns und solchen Bagatellen, die einem guten Franzosen täglich begegnen; denken wir vielmehr an die neuesten Kriegsthaten. Freund Corporal, habt Ihr noch nichts von dem Marschall und meinem Herrn erblickt?“ —

„Von dem Herrn Marschall?“ fragte der Angeredete verwundert, und die Soldaten alle sprangen bei dem Namen vom Boden auf, und ordneten ihr Waffenwerk, als sähen sie den strengen General schon vor sich.

„Von ihm;“ versicherte Baptist. „Schon mit dem Hahnschrei im nächsten Dorfe ritt er mit mir und dem Chevalier, meinem Herrn, und noch zwei leichten Reitern aus dem Lager, in das Feld hinaus, weit vorwärts, fast bis dort, wo der graue Thurm über die Nebel guckt. Zwei Schnapphähne schossen nach uns aus dem Busch, und die Kugel des Einen der Schurken traf meinen Herrn am Arme. Er blutete wie ein geschlachteter Gänserich, wollte aber den General nicht verlassen, und ich mußte voran zum Lager traben und den Herrn Chirurgien Major hier zum letzten Piquet commandiren. Die mordsüchtigen Schützen waren vor den Reitern in ihre Höllenverstecke entwischt, und ich hatte allein auf meinem kleinen Bretagner die lange Tour zu machen durch Nebel und Busch. Der Herr wußte, wen er abschickte, und gab mir darum nicht einmal einen der Reiter mit zur Sauvegarde.“ —

Der Offizier des Postens hatte sich schon bei Baptist's Eintreffen erhoben, war vor die Laubhütte getreten, und stand auf dem Gipfel der Höhe mit untergeschlagenen Armen, und in Gedanken versunken und über das Feld

hinschauend. Jetzt drehete er sich zu den Leuten und fragte, indem er den Mantel abwarf: „Bist Du es, Baptist? Und was willst Du hier? Was soll der Chirurgien? Und was ist's mit dem Chevalier?“ —

Die Schützen zogen sich zur Seite und Baptist wiederholte seinen Bericht, dem der Lieutenant mit großer Theilnahme zuhorchte. Der Bauer aber, der schon bei Baptist's Ankunft seinen breiten Filzhut tief in das Gesicht gezogen, schien von der Stimme des Offiziers besonders angeregt, und starrte von der Seite zu dem großgewachsenen jungen Manne hinauf, der in dem grünen Wappenrocke mit dem reichen Silberbesatz, dem breiten weißen Bandelier, und dem großen, von beiden Seiten aufgeschlagenen und mit Federn ausgefütterten Hute recht ritterlich da stand und über seine bärtigen Schützen hinausragte, obgleich er der Jüngste schien. „Bei dem Saint Hubertus,“ murmelte er vor sich, „ist es ein Spuk oder er selbst? Ungelegener als der Fant könnte uns gerade jetzt Niemand in den Weg laufen.“ —

„Sitze wieder auf und reite ihm entgegen, treuer Bursch! Eine Kugelwunde ist schlimmer als ein Säbelriß, und es könnte Gefahr haben;“ sagte der Lieutenant mit unruhiger Bewegung, aber der Gascogner antwortete freudig: „Es thut nicht Noth, denn da sind sie schon! Der Herr Chevalier galoppirt munter wie in der Pariser Manege.“ —

Vier Pferdeköpfe wurden im Unterbusche sichtbar und wenige Minuten später hielten sie am Hügel. Der Marschall warf sich zuerst aus dem Sattel und stieg sogleich, den salutirenden Wachtposten grüßend, und an der Schützenreihe vorbei schreitend, auf die Spitze der Höhe. Der Chevalier, dem Baptist vom Pferde geholfen, stieß mit der Faust den Bauer von seinem Steinsitze, daß er in den Sand polterte, setzte sich erschöpft nieder, und nachdem ihm Mantel und Uniform abgezogen, begann der Chirurg Untersuchung und Verband, wobei der Lieutenant sorgsam fragend und tröstend, dem Blessirten sich näherte. Der Marschall droben schien jedoch mit andern Gedanken beschäftigt. „Du hast Recht Philibert;“ rief er herab, „das Ding dort ist ein festes Nest, und wie es da jetzt mit seinen Schieferdächern und spitzen Zinnen aufsteigt, wird es mir immer willkommener, und eignet sich ganz für meinen Zweck. In drei Tagen muß es Rochechouart mit seinen Ingenieuren zu einem sichern Quartier der Generale umschaffen können. Unser muß es werden, denn nur zu gewiß dürfte es ein Sammlungsplatz der Brigands, die der Teufel lebendig holen möge, seyn, welche in diesen Tagen manchem Braven von uns das Croix d'Honneur stahlen, das ihm hätte werden müssen. Schade, daß Dein Arm blessirt, gern hätte ich Dich mit einem flüchtigen Corps dahin voraus gesandt, da Du das Ding von Deiner Reise her innen und außen kennen willst, und ein Coup de Main vielleicht das Nest und die Ratten darin zugleich gewönne.“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

Heinrich Wynghen.

(Fortsetzung.)

„Eurem Begehren soll willfahret werden,“ sagte er endlich mit zagender Stimme. „Da aber heute ein Tag des Herrn ist, so müßt Ihr bis morgen in dem Gemeindehaus in dem Verwahrsam bleiben. Die Wächter sind brave Leute, und werden Euch kein Leid zufügen.“

„Bei Gott, das sollte ihnen auch schlecht bekommen,“ rief Wynghen, und Alles wich scheu zurück vor dem Feuer seiner Augen.

In diesem Augenblicke trat der Cantor in die Stube. Es war dies ein stattlicher und wohlgenährter Mann, der auf Niemanden größere Stücke hielt, als auf sich selbst. Wenn er geheimnißvoll die Achseln zuckte oder lächelte, so hieß dies so viel, als er könne die Welt halten oder laufen lassen, je nach Belieben. In allen Angelegenheiten des Dorfs maßte er sich das erste und letzte Wort an. Man kann nicht sagen, daß die Leute gerade Achtung oder Ehrfurcht gegen ihn gehegt hätten; seine Kunst, die Menschen zu beherrschen, bestand in seiner Unverschämtheit, die so oft für das Zeichen eines überlegenen Geistes genommen wird. Bei der ersten Nachricht von dem eingebrachten Gefangenen eilte er zum Vogt, in der festen Ueberzeugung, den Herenmeister durch sein bloßes Ansehen zum Geständnisse des verübten Frevels zu bringen. Er wurde inzwischen doch etwas verblüfft, als er einen jungen Mann von edler Gestalt und ruhiger Haltung erblickte, dessen ganzes Aeußeres zu seinem Vortheile einnehmen mußte.

„Wer seyd Ihr?“ redete er den Gefangenen an.

„Ein Künstler aus Holland.“

„Vielleicht so ein fahrender Schüler, der die Geister zwingt, ihm das Geld zu zeigen, das in den Ruinen begraben liegt?“

Wynghen lächelte. „Könnte ich Geister beschwören, ich würde es in diesem Augenblicke thun, damit sie die Schurken, die mich so unwürdig behandelten, ohne Weiteres durch die Luft in das Land führten, wo der Pfeffer wächst.“

Der Cantor hatte inzwischen das Skizzenbuch durchblättert. „Hier ist das Bild der Dirne. Ohne Zweifel habt Ihr dadurch Gewalt über sie bekommen, und sie mit Eurer Liebe behert.“

„In der That war ich von jeher der Meinung, daß in der Liebe eine Art von Zauberei im Spiele sey; aber die Verliebten zaubern nicht, sie sind bezaubert. Habt Ihr dies nie an Euch selbst erfahren, Herr Cantor?“

„Ha!“ schrie dieser, und ein dunkles Roth flammte über sein Gesicht. „Du willst mich höhnen; aber das soll Dir schlecht bekommen. Dein Zauberbuch ist in meiner Hand, und ich werde es selbst dem hohen Gericht in Zürich übergeben. — Vogt, laß ihn in's Gefängniß bringen und wohlverwahren.“

Wynghen warf einen mitleidigen Blick auf ihn, und ließ sich ruhig abführen.

Unterdessen war die Nachricht von Heinrichs Schicksal auch zu Bätely's Ohren gekommen, und ihr Vater selbst hatte ihr mit Zorn und Hohn gesagt, er werde in Zürich als Zauberer verurtheilt werden. Eine unsägliche Angst bemächtigte sich ihrer; in dem Herzen voll Liebe und Vertrauen konnte kein Verdacht gegen die fromme, reine Gesinnung des Geliebten aufsteigen; aber ihre Besorgniß um ihn gränzte an Verzweiflung. Umsonst suchte sie zu einem klaren Gedanken zu kommen, ihr Geist und ihre Sinne waren in Nacht gehüllt. Endlich raffte sie sich auf, und eilte zur Kirche, wo sie sich zu den Stufen des Altars niederwarf, und zum Himmel mehr mit Thränen, als mit Worten — um Rettung des theuren Jünglings flehte. Während des Gebets fiel es plötzlich wie ein Lichtstrahl in ihre Seele. Die Frau des Bürgermeisters in Zürich war aus Adlischweil, und ihre Pathe. Zu dieser wollte sie eilen, und sie um Rath und Hülfe ansprechen. Ohne sich weiter zu besinnen, verließ sie die Kirche, und machte sich auf den Weg. Eine halbe Stunde weit mochte sie gegangen seyn, als sie, erschöpft von dem Schrecken und dem hastigen Laufen, halb ohnmächtig unter einem Baume niedersank. Ein Wanderer, der eben des Weges daher kam, näherte sich ihr theilnehmend. „Was ist Dir zugestoßen, liebes Kind?“

Bätely starrte den Fremden an. Es war ein junger Mann, dessen offenes Gesicht Wohlwollen ausdrückte. Seine Kleidung, und ein Skizzenbuch in der Hand, mußten sie augenblicklich an den Geliebten erinnern, und zugleich flog eine dunkle, freudige Ahnung durch ihre Seele.

Der Fremde wiederholte seine Frage.

„Seyd Ihr auch ein Maler?“

„Gott sey Dank!“ lispelte die Hirtin, als es jener bejahte, „so darf ich Euch wohl mein Unglück vertrauen, und Ihr werdet mir guten Rath geben.“

Sie erzählte nun kurz und unzusammenhängend ihre kleine Geschichte. Der Fremde hörte ihr mit steigender Theilnahme zu, und ergriff ihre Hand, als sie geendigt hatte.

„Du bist also die schöne Bätely, die meinem Heinrich das Herz gestohlen?“

„Was sprecht Ihr da?“

„Ich heiße Adrian van der Velde,“ fuhr Jener fort, „und Wynghen ist mein Jugendfreund. Er schrieb mir, daß er sich am Albis aufhalte, und dort ein Liebchen gefunden, von dem er nicht mehr lassen könne. Ich bin eben auf der Wanderung nach Italien begriffen, und wollte meinen Freund aufsuchen.“

„So hat Euch Gott wohl zur rechten Stunde geschickt,“ rief Bätely, und faltete die Hände, während ein Strahl schöner Hoffnung ihre blassen Wangen röthete.

„Geh' jetzt heim, und schlafe ruhig; unsern Heinrich sollen sie ungebraten lassen. Eigentlich hast Du ihn so gut bezaubert, als er Dich; doch dafür könnt Ihr einander im Ehestande büßen lassen. Ich gehe jetzt nach Zürich zurück.“

„Habt Ihr Bekannte dort?“

„Ja! und morgen ist Heinrich frei, traue auf mein Wort.“

(Der Beschluß folgt.)

Kleinigkeiten.

V.

Die Bojer hinterließen zwar Böhmen ihren Namen, sie selbst aber wurden von den Cechen verdrängt. Deutschen Stammes, lieh ihnen der Zufall čechische Namensbedeutung; denn Bog (sprich: boj) heißt die Schlacht, und bogi se (boji se) er fürchtet sich, deutet im Wortspiel ihren Abzug an.

Anekdote.

Einer von den herumziehenden Rabbinern, die für ein Almosen zu predigen pflegen, predigte vor einer zahlreichen Versammlung von der Mildthätigkeit. Nachdem er sich lange bemüht hatte, zu beweisen, daß sie die verdienstlichste und schönste aller Tugenden sey, setzte er hinzu: „Nun werdet Ihr glauben, ich habe damit sagen wollen, daß Ihr desto mildthätiger gegen mich seyn sollt, — und freilich habe ich das gewollt!“

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 21. Februar.

Am 21. gab Mad. Brede ihre vierte Gastrolle. Es wurde an diesem Tage Kotzebu's Schauspiel „die Stricknadeln“ bei vollem Hause und mit einem Erfolge aufgeführt, welcher das Publikum nicht nur in der vortheilhaften Meinung über die Kunst der Gastdarstellerin vollkommen bestärkte, sondern uns auch in der überaus gelungenen Mitwirkung der Mad. Binder und des Herrn Bayer den Werth dieser Mitglieder unserer Bühne

empfinden ließ. Mad. Brede wurde nach der heftigen Scene mit ihrem Sohne unter anhaltendem Beifallklatschen gerufen; dieselbe Ehre widerfuhr ihr am Schluße des Stückes, worauf sie jedoch nicht allein, sondern mit Madame Binder und Herrn Bayer erschien. In der That hätte das treffliche Spiel des geehrten Gastes nur die halbe Wirkung hervorgebracht, wenn ihr nicht zwei so ausgezeichnete Kunsttalente zur Seite gestanden wären; denn das Verdienst des Einzelnen leuchtet im Glanze eines schönen Ganzen in doppeltem Lichte, und die Schadenfreude, Halbkünstler verdunkelt zu haben, kann nur im Herzen eines Halbkünstlers Platz greifen.

Das Stück selbst hat viele Seiten, von welchen die Wahrscheinlichkeit und Moral der Handlung besonders dem unbefangenen Leser sehr problematisch erscheint. Um eine neunzehnjährige Gemahlin im vierzigsten Jahre seines Alters allen Zerstreuungen des Carnevallebens in der Stadt auszusetzen und preis zu geben, einen jungen Cicisbeo an ihrer Seite zu wissen, und zwei Meilen vom Glatteise der Verführung getrost an einer Brettmühle zu bauen und sein Testament zu machen, dazu gehört eine heroische Verläugnung seiner Mannsnatur und ein bergversetzender Glaube. Gerade der erkannte Abstand der Jahre ist das natürlichste Motiv zur Eifersucht, und was ist Zärtlichkeit ohne diesen apagogischkräftigen Beweis der Liebe? Wer in Baron Durlachs Lage nicht ein paar Mal mit seinem Weibe gezankt hat, der ist gar nicht Manns genug, um mit einem Spieler zu duelliren. Einen jungen, als gefährlich verschrienen Grafen seine Gattin küssen zu sehen, und sich doch auf seine nähere Bekanntschaft zu freuen, dazu gehört mehr als stoische Langmuth und blinde Liebe. Endlich ist es immer etwas Mißliches, und für unverdorbene Herzen Unliebsames, wenn der Dichter die ganze Handlung sich um eine wankende Tugend drehen läßt, und so centnerschwere Gewichte, wie das Schmuckkästchen und ein Testament, anwenden muß, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Was ist das Dilemma vor der Eröffnung des Kästchens und das dem Grafen gemachte Geständniß anders, als ein offenbarer Treubruch? Der Dichter sollte doch den Bruch der ehelichen Treue nicht so materiell nehmen, wie ein Jurist. Die öfteren Versicherungen der Amalie, daß sie zwar leichtsinnig war, aber ihre Ehre unversehrt erhalten hat, klingen nach dem Balle fast lächerlich. Junge Frauen können also darum wenig aus dem Stücke lernen, weil in der Regel kein Mann geneigt ist, diesen Weg zum Herzen einzuschlagen, und das Verdienst der Besserung bei solchem psychischen Zwange zum Gutthun gleich Null ist. Der einzige Charakter, welcher mit Consequenz auch Kraft verbindet, ist die Landräthin; aber Kotzebue hat der ehrenwerthen Alten einen so auffallenden Papierzopf von Lächerlichkeiten angeheftet, daß uns das Lachen sehr oft zur Unzeit kömmt, und den Eindruck der rührendsten oder wenigstens ernsthaftesten Momente schwächt. Bei allen diesen Mängeln muß man sich auch in den „Stricknadeln" über Kotzebues Einsicht in das verwundern, was sich unter Voraussetzung eines guten Spieles von den Brettern herab wirken läßt. So viel ist gewiß, daß das Publikum am 21. eine Aufmerksamkeit und ein Interesse bewies, als ob in den Charakteren und Situationen Alles in der vollkommensten Ordnung wäre.

Madame Brede kündigte sich trotz den vielen Lächerlichkeiten, mit welchen uns der Dichter die Landräthin von Durlach aufführt, doch als eine ehrenwerthe Gestalt an, indem sie vorzüglich ihre Sorgfalt für die Ehre und für das häusliche Glück des Sohnes hervorhob und das Andere als durchgehende Noten nahm. Auch ihr Benehmen gegen den alten Christian trug gleich Anfangs zu unserem Interesse an dem Charakter der Landräthin bei. In den darauffolgenden Scenen mit dem Sohne, mit Amalien, und mit Eßlingen, dann mit dem Sohne allein, beobachtete sie ein richtig erdachtes und wirksames Crescendo von kochendem Unmuth und Zurückhaltung, bis endlich vor ihrem Abschiede das Gefühl den Damm bricht. Die schwer vorzutragenden, durch häufige Zwischenreden unterbrochenen Schlußsätze sprach sie meisterhaft. In dem Alleingespräche mit Amalie milderte Mad. Brede manches Harte, Niederbeugende und Bissige zum Vortheile des Charakters, und ohne ihrer Strafpredigt im Ganzen die eindringliche Kraft zu benehmen. Angst und Freude drückte die wackere Künstlerin in den letzten Scenen so wahr und wirksam aus, daß sie an der Rührung, welche in diesem Augenblicke vielleicht auch manchen Tadler Kotzebuescher Sentimentalität beschlich und fesselte, ihren guten proportionirten Antheil hatte, daß ich mir selbst nicht über die Mittelglieder klar werden kann, durch welche Mad. Brede zu Amaliens Umarmung überging, mag vielleicht seine Ursache nicht in einem fehlerhaften Sprunge, sondern darin haben, daß ich das Augenmerk vorzüglich auf Durlach und Amalie richtete. Ueberhaupt muß aber an der Darstellung des werthen Gastes gelobt werden, daß sie die komischen Erläuterungen und Wendungen ihrer Rolle nicht als ein Feld betrachtete, um mit einem wohlgefälligen Lächeln oder Lachen zugleich reichlichen Beifall zu ernten, sondern vielmehr so sprach, als ob ihr alle diese Reden unbewußt und unerwogen entschlüpft wären. Referent kann nur bedauern, sie nicht in mehreren ähnlichen Rollen sehen zu können, freut sich aber in Voraus auf die Wiederholung ihrer Freifrau von Birkenau.

Von den Darstellern der Hauptpersonen hat Niemand mehr zu verkleiden und auszugleichen, als jener des Barons von Durlach. Die wohlberechnete Art und Weise, wie Herr Bayer jenes schwierige Verkleidungs- und Ausgleichungsgeschäft vornahm, ist kein geringerer Beweis seiner Kunsteinsicht und Kunstgewandtheit, als manche größere und lohnendere Rolle. Er stellte uns in seinem Durlach eine konsequent gehaltene, edle und liebenswürdige Gestalt vor die Augen. Die leise Bewegung des Unwillens, als Eßlingen sein Schlittenrecht einlöst, war ganz geeignet, kein Lachen aufkommen zu lassen, und in den Widersprüchen, mit welchen Durlach seine Mutter zu beruhigen und zurechtzuweisen suchte, lag der Ton eines guten Sohnes und selbstständigen Mannes. Seine Zärtlichkeit gegen Amalie hielt sich in den Gränzen einer würdigen Beherrschung der Gefühle, und in der Scene mit Paulinen sprach sich der entschlossene Mann und der Herr bei aller Zurückhaltung wahr und lebendig aus. Die Schlußscene interessirte als eines der schönsten Ensemble von drei tiefergriffenen Bühnenkünstlern. Mad. Binder hatte von dem Reichthum ihrer beneidenswerthen Darstellungsmittel schon in der Scene mit dem Schmuckkästchen einen so wirksamen Gebrauch gemacht, daß eine Steigerung in der Schlußscene zu den schwierigen Aufgaben gehörte, umsomehr, da ihr ein Sturm des Gefühles anderer Art voranging. Mad. Binder löste aber diese Aufgabe so glücklich, daß sich das Interesse des Publikums, wie es der Dichter wirklich haben will, vorzugsweise um ihre Darstellung drehte. Und doch lag in keinem Tone und in keiner Gebärde die mindeste Uebertreibung. Sehr richtig unterschied sie zwischen dem Tone zutraulicher Achtung und Ergebenheit, und dem eines vorübergehenden Wohlgefallens. Auch sie ließ wie Mad. Brede Manches fallen, was den wohlthuenden Eindruck des Ganzen gestört hätte; und indem uns aus ihrer untadelichen Leistung Amaliens Leichtsinn unter Formen anschaulich wurde, die am wenigsten beleidigten, empfahl sie sich auch durch einen besonders feinen Anstand. Amalie ist keine naive Parthie; dennoch gab sie Mad. Binder so, daß ihre Darstellung schwer zu erreichen ist.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 28. Februar **Nro. 25.** 1834.

Heinrich Wynghen.

(Beschluß.)

Bätely schied getrost von dem Freunde ihres Heinrichs. Aber kaum hatte sie sich über sein Schicksal beruhigt, als schon ein anderer trüber Gedanke ihre Freude störte. Wenn er nun auch frei würde, so war er doch wahrscheinlich auf immer für sie verloren; denn an die Einwilligung des Vaters durfte sie weniger denken, als er.

In kindlichen Gemüthern erhebt sich manchmal plötzlich eine Zuversicht, deren Grund der Mensch nicht aufzudecken vermag. So geschah es auch der Hirtin, und sie zeigte bei der Heimkunft eine Fassung, die den alten Gotthardt in Verwunderung setzte, und ihn irgend etwas befürchten ließ.

Inzwischen besorgte der wackere Adrian die Angelegenheiten seines Freundes mit glücklichem Erfolge, wie nicht anders zu erwarten stand. Er hatte die Reise von Amsterdam nach Zürich mit dem holländischen Obristen de Hooghe gemacht, der ihn und die Kunst ehrte und liebte. Der Obrist kam nach der Schweiz als Bevollmächtigter der Generalstaaten, um einen Vertrag wegen eines Schweizer-Regiments abzuschließen, welches in den Sold ihrer Hochmögenden treten sollte. Er kannte Wynghen persönlich und ging sogleich mit Adrian zu dem Bürgermeister, der des Vorfalls lachte. „Vor zehn Jahren," sagte er, „brachten die Bauern ebenfalls einen jungen französischen Zeichner, mit Stricken gebunden, vom See herüber. Sie schwuren hoch und theuer, daß er ihnen einige Gewitter über den Hals gebracht, die damals ihre Gemarkung verheerten. Die Narrheit kostete den Strohköpfen schweres Geld, denn der französische Gesandte mischte sich in die Sache." — Er versprach hierauf, da es bereits zu dunkeln anfing, in der Frühe des andern Morgens den Stadtschreiber nach Adlischweil zu senden, mit dem Befehl zur Loslassung des Gefangenen, wenn, wie zu erwarten, kein weiterer Verdacht, als wegen Zauberei, auf ihm laste. „Außerdem," setzte er hinzu, „soll Eurem Landsmann alle Genugthuung werden, die er fordern kann."

Adrian meinte, „die beste Genugthuung würde seinem Freunde die schöne Hirtin geben können."

Der Bürgermeister besann sich eine Weile. „Mir fällt etwas ein," sagte er nach einigem Stillschweigen. „Der alte Gotthardt ist so schwer zu drehen, als ein eingerosteter Wetterhahn; aber er hat doch eine schwache Seite. In seiner Jugend diente er einige Jahre in Frankreich, und war mit in der Schlacht bei Rocroy. Darum hat er Respekt vor der Uniform, und Ihr, Herr Obrist, dürft Euch ihm nur zeigen, und von jenem Tage mit ihm sprechen, so seyd ihr seiner Gunst gewiß. Ermangelt nur nicht, bei dieser Gelegenheit des großen Condé recht oft ehrenvoll zu erwähnen."

Der Obrist erbot sich sogleich zu diesem Schritte. Beide begaben sich am nächsten Morgen mit dem Stadtschreiber nach Adlischweil. Die Loslassung des Gefangenen geschah auf der Stelle. Wynghen wollte eben nach der Ursache des schnellen Wechsels fragen, als sein Freund hereintrat und ihn in die Arme schloß.

Während Beide sich den Freuden des Wiedersehens überließen, und sich so Mancherlei zu sagen und zu fragen hatten, ging de Hooghe zu Bätely's Vater. Beim Anblicke eines vornehmen Offiziers, der im Knopfloche ein wohlverdientes Ehrenzeichen trug, stand der Alte ehrerbietig von seinem Sitze auf, und nahm eine militärische Haltung an, so gut es noch gehen mochte. Der Obrist schüttelte ihm die Hand, und versicherte, er komme blos, um einen wackern Krieger zu sehen, der noch unter dem Helden Condé gefochten und an den Lorbeeren von Rocroy Antheil gehabt.

So freudig war der Alte in seinem Leben nie überrascht worden, und für die Ehre, die ihm jetzt widerfahren, hätte er, in diesem Augenblicke, seine beste Wiese gegeben. Er bat den Obristen, sich niederzulassen, und rief seiner Tochter, und befahl ihr, ein Frühstück zu bringen. Bätely trug geschäftig Brod, Butter, Käse und

Wein auf. Dazwischen warf sie verstohlene Blicke auf den Fremden, ohne zu ahnen, welchen Einfluß die Erscheinung desselben auf ihr Schicksal haben sollte.

Er schien sie kaum zu bemerken, und sprach in einem fort von den Feldzügen des trefflichen Condé, die er aus gedruckten Berichten ziemlich genau kannte. Gotthardt unterbrach ihn bisweilen mit dem Feuer eines Jünglings, die Freude leuchtete dabei aus seinen Augen, und die Vergangenheit wurde um ihn lebendig.

Als das Gespräch ohngefähr eine Stunde gedauert hatte, und Bätely eben wieder aus der Thüre ging, sagte de Hooghe leicht hingeworfen: „Ihr habt da eine hübsche Tochter. Ist sie schon versorgt?"

„Ach," brummte der Alte, und kratzte sich den Kopf, „die Dirnen wollen nicht auf's Commando gehen, und ihren eigenen Willen haben."

„Bei'm Heirathen laß ich's gelten," erwiederte der Obrist, „denn man trägt dabei die eigene Haut zu Markt."

„Hätte sie sich nur nicht an einen Menschen gehängt, der mit dem, Gott sey bei uns, Gerad und Ungerad spielt," versetzte Gotthardt, und that einen guten Zug aus dem Becher. Er fing hierauf zu erzählen an; aber der Obrist unterbrach ihn bald mit lautem Gelächter. „Ihr seyd ein so kluger Mann," sagte er, „habt die Welt gesehen, und glaubt noch an die Spinnstubenmährchen und an den Wauwau, womit man die Kinder schreckt am heil. Niklaustag. Maler und Zeichner sind keine Schwarzkünstler, sie stehen bei Königen und Fürsten in Ansehen, und werden für ihre Arbeiten oft so belohnt, daß sie selbst wie Fürsten leben können. Der junge Mann, von dem Ihr sprecht, ist mein Landsmann, und ein so wackerer Holländer, als es je einen gegeben. Er besitzt Vermögen und kann es mit seiner Kunst weit bringen. Hätte ich eine Tochter und er verlangte sie zum Weibe, ich würde sagen: Gott segne euch, meine Kinder."

Gotthardt rieb sich die Stirne. „Es ist eine dumme Geschichte," murmelte er; „sie werden ihn bereits nach Zürich abgeführt haben."

Der Obrist erzählte nun den Verlauf der Sache, und setzte hinzu: „Kamerad, besinnt Euch. Eure Tochter ist nun einmal im Gerede mit dem jungen Manne, und nimmt sie einen Andern, so wird der's ihr nachtragen."

Der Alte schien zu überlegen; plötzlich aber stand er auf, nahm die Mütze vom Kopfe und sagte: „Herr Obrist, wollt Ihr mir die Ehre erweisen, und meine Tochter zur Kirche führen?"

De Hooghe gab seine Hand darauf. Gotthardt rief jetzt seine Tochter, die schnell mit glühenden Wangen hereintrat, denn sie hatte an der Thüre gelauscht.

„Geh', und hole Deinen Hexenmeister, Du weißt ohne Zweifel, wo er zu treffen ist."

„Drüben auf der Halde, Vater," antwortete Bätely, noch höher erröthend, und schlüpfte hastig zur Thüre hinaus, nachdem sie dem Obristen noch einen Blick des Dankes zugeworfen.

Der Obrist und van der Velde hatten verabredet, sich im Wirthshause zu treffen; aber Wynghen fühlte sich dort zu unruhig und beklommen; er ging daher mit seinem Freunde auf den Hügel am Albis, wo er nach Bätely's Wohnung hinabsehen konnte, und auch von ihr augenblicklich bemerkt wurde. Ein freudiges Zittern ergriff ihn, als sie jetzt, fast athemlos, vom Thale herauf kam. Sie eilte auf die Freunde zu, und nahm sie bei der Hand. „Kommt, kommt, es ist Alles gut." Mehr konnte sie nicht hervorbringen. Sie zog Beide mit sich fort, und gab auf ihre Fragen nur halbe Antworten. Beim Eintritt in die Stube, wo Gotthardt und der Obrist saßen, gerieth Wynghen in nicht geringe Verlegenheit; aber Bätely warf sich zu den Füßen ihres Vaters, und zog auch den Geliebten neben sich nieder. „Vater, Euren Segen!" stammelte sie. Dem Alten ging das Herz auf, und er sprach mit gerührter Stimme: „Wie Gott will! er segne euch, wie ich euch segne."

Der Hochzeittag wurde festgesetzt, und der Obrist führte die Braut zur Kirche; Wynghen versprach seinem Schwiegervater, wenigstens so lange dieser leben würde, in der Schweiz zu bleiben. Er wählte Zürich zu seinem Aufenthalte, und fand dort ermunternde Freunde. Man sieht noch jetzt in dieser Stadt einige schöne Gemälde von seiner Hand, und ein Buch mit herrlichen Zeichnungen nach der Natur.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Der Chevalier wollte unten antworten, indeß nahm ihm der Schmerz die Worte von der Zunge, da gerade der Chirurg die Kugel mit seinem Zänglein aus der Wunde hervorzog. Der Marschall kehrte sich indeß herum und fragte nach den Bauern, und als er den Rapport des Corporals, der sie als eingebrachte Spione signalisirte, gehört, trat er herunter, riß mit gewaltiger Hand den Aeltesten vom Boden auf und donnerte auf ihn ein: „Sprich Schurke, wenn Du Dich vom Galgen retten willst, wer bewohnt jetzt dort jenes Schloß? Sind viele Männer darin? Halten die Gaudiebe dort ihren Convent? Haben sie Waffen und Munition? Hat sich vielleicht Militair in die Steinhaufen geworfen? Du mußt das wissen, denn Ihr deutschen Hammel klebt ja zusammen wie Pech, wenn es blitzt. Sprich oder ich lasse Dir die steife Zunge aus dem Halse reißen." —

Der große Filzhut des Bauern war zu Boden gefallen, und trotzig sah der stämmige Mensch mit dem zusammengekniffenen

Augen dem Marschall in's Gesicht. „Was wissen wir von dem Schlosse?" antwortete er tückisch. „Der Bauer geht nicht gern da hinauf, wo es für ihn nur die Peitsche und eine Hundesuppe gibt. Wir sind dem Eisenheim nicht Frohn und Handdienst schuldig; wir sitzen im Erzbischöflichen." —

Wie er sprach, hatten sich sogleich die Augen des Lieutenants und des Chevalier zu ihm gewandt. „Siegbert!" stieß der Erstere erschrocken hervor. Der junge Melac aber drückte den Chirurg zur Seite, und rief mit zornblitzenden Augen: „War es doch meine Ahnung, als die Kugel mich traf! Schützen, packt den Mordbuben; knebelt ihn, schlagt ihn nieder, wenn er sich sträubt! Ihr macht in ihm einen Eurer boshaftesten Feinde unschädlich." — „Das ist Buße für Aurora!" seufzte er leise dem Lieutenant zu, als ihn Schwäche und Weh wieder auf den Stein zurück zogen. Der Bauer, oder vielmehr der Leibjäger Siegbert überflog mit schnellem, vollendeten Tigerblick den Kreis, in welchem sich Arme und Gewehre überall zu seinem Verderben erhoben, und der ihm die Flucht vom Hügel herab abgeschnitten. Abgestoßen und mit heiserer Stimme rief er dann: „Wohl bekomme der Aderlaß dem verliebten Monsieur! Nächstens soll das Blei ein wenig mehr rechts applizirt werden. Was jedoch das Schlagen und Hängen anbetrifft, so ist es besser, wir Beide incommodiren uns nicht damit." — So sprang er unerwartet den Hügel hinan, und warf sich ohne Besinnen von der steilen, abschüssigen Seite desselben in das Feld hinunter, raffte sich, nachdem der tolle Sprung gelungen, vom Boden auf, und flog wie ein abgeschossener Pfeil über das Feld den bergenden Gebüschen zu.

Drei Schüsse geschahen von den erbitterten Schützen nach ihm, der dritte traf, er stürzte, aber augenblicklich stand er wieder auf den Beinen, taumelte in den Unterbusch und man sah sein schwarzes flatterndes Haar weiter hin noch einigemal über den niedern Gruppen der Zwerggewächse. Der alte Marschall fluchte gräulich über die verlorene Beute, und commandirte seine Reiter, der Spur des Flüchtlings zu folgen, und gelobte einen goldenen Preis für seinen Kopf, indem er den zitternden, blassen Gefährten des Entflohenen sogleich zum Tode zu führen befahl. —

Ein düsterer Abend lag über der Gegend; der Wind fuhr kalt und strichweise über die Felder, und es rauschte unheimlich in den Baumgruppen. An einem Weingarten machte ein Soldatentrupp Halt nach einem lautlosen, vorsichtigen Marsche. Der Chevalier und sein Begleiter stiegen von den Pferden, und ließen sie festbinden an das Pfahlwerk, welches den Weinberg umgab.

„Wir müssen uns an dieser Stelle theilen;" sagte er als Commandant der Attake. „Du Lieutenant, kennst Deinen Weg; nimm die Hälfte der Schützen, die jüngsten, denn es gibt eine Gemsjagd für sie, eine Erkletterung über Stock und Stein am Abgrunde hinauf. Mir folgen sechs Freiwillige zum Burgthor; Ihr Capitain Issoire bleibet hier mit dem Rest der Leute unter den Waffen; nehmet jenen schwarzen Thurm fest in das Auge; sobald eine Fackel in ihm leuchtet, so folget im Sturmlaufe diesem Pfade rechts zum Thore; wir bedürfen dann Eurer Hülfe, oder rufen Euch zur Besetzung des gewonnenen Platzes. Ihr, guter Palisse, möget Euch auch hier niederlassen, bis wir Euch einladen; Ihr sehet mein Arm hält sich gehorsam und still wie ein treuer Dienstmann, als wüßte er, wie sein Herr hier so nöthig ist, und Niemand Anderm dieses Abenteuer anvertrauen darf." —

„Lasset mich meine Pflicht thun so streng und getreu, wie Ihr die Eure thut, Chevalier;" erwiederte der Chirurgien. „Ich versprach dem Herrn Marschall, keinen Schritt von Eurer Seite zu weichen, und werde mein Wort zu halten wissen." — Melac reichte dem Lieutenant die Hand, drückte sie fest und sagte: „Mit Gott, Jerome! In einer halben Stunde sehen wir uns wieder." — „Mir klopft das Herz," antwortete leiser der Lieutenant, „stürme ich doch feindlich gegen meine Wiege, und soll meine Kriegsfahne pflanzen auf das stille Grab meiner Mutter." —

Sie hatten ihre Hände noch nicht getrennt, so vernahmen sie trotz des Verbots einen Wortwechsel zwischen den Soldaten, welche schon einige Schritte weiter marschirt waren, und fanden sie versammelt um einen Gegenstand, welcher den Fußsteig sperrend am Boden lag. Es war ein Leichnam, und als Jerome die Blendleuchte, welche er selber trug, öffnete, erkannte er den Leibjäger Siegbert, und mußte den Schützen ein hartes Befehlswort entgegen werfen, damit die, welche nach dem Flüchtling geschossen, nicht in ein Jubelgeschrei ausbrachen. Der Todte lag auf dem Bauch, die gekrümmten Finger in die Erde gedrückt; als er umgewendet, sah man sein Leinenzeug vollauf mit Blut geröthet, das Blei war durch den Rücken in den Leib gedrungen, und das Leichengesicht trug die Verzerrung der Wuth noch im Tode.

„Wie nahe war der Verräther seinem Ziele!" rief der Chevalier entsetzt. „Ein Pfund Blut mehr in diesem Leibe und wir würden einen bösen Empfang erwarten müssen. So hat auch der Bösewicht seine Tugend, denn dieser Schurke opferte sich für den Herrn mit furchtbarer Entschlossenheit." — Der Lieutenant blickte tiefsinnig und wortlos nieder auf den stillgewordenen Trotzkopf; er sah in ihm den ersten Pfeiler seines Vaterhauses in den Sand gestürzt, und bebte in schwarzen Ahnungen. Man warf den Todten zwischen die Weinstöcke, und die getrennten Rotten setzten ihre verschiedenen Märsche fort, und verloren sich mit kaum hörbaren Schritten und stumm wie Geisterzüge in dem Dunkel. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Friedrich Wilhelm I. König von Preußen, fragte einst den Feldmarschall von Natzmer: ob er sich in einen Zweikampf einlassen würde?

„Wenn der, welcher mich fordert, den Christen zu Hause findet," versetzte der Befragte: „so stelle ich mich nicht; findet er aber den Natzmer, so soll ihn der Teufel holen."

Theater und geselliges Leben.

Ueber die erste musikalische Akademie der Zöglinge des Conservatoriums der Musik.

Die erste Akademie des Conservatoriums fand diesmal am 23. Februar, und zwar nicht im Theater und zur gewöhnlichen Stunde, sondern zur Mittagszeit und im Konviktsaale Statt. Auch in Hinsicht der geistigen Vergnügungen pflegt man nicht gern von der angenommenen Tagesordnung abzugehen; nichts desto weniger war die Versammlung eben so zahlreich und glänzend, und wenn Jemand Mittags-Concerte zur bleibenden Sitte machen kann, so ist es das Conservatorium der Musik; denn es gibt wohl in Prag schwerlich einen Musikfreund, der sich auf die Akademien dieser trefflichen Kunstanstalt nicht wie auf ein eigenes Fest freute. Wiewohl ich über die größere Hälfte der Akademie aus dem umständlichen Berichte eines glaubwürdigen Freundes referire, so war doch schon jener Theil, der mir zu hören vergönnt war, ganz geeignet, alle Ansprüche des Enthusiasmus zu rechtfertigen, die ich in dem mir eingehändigten Aufsatze fast in jeder Zeile lese.

Vor Allem findet sich Referent für seine Person bewogen, dem verdienstvollen Herrn Direktor für die Wahl der Haydnschen Symphonie zu danken. Die Verehrer jener Musik, welche nicht den vorübergehenden Launen der Mode, sondern dem über alle Zeit erhabnen Schönen huldigt, hätten sich durch keinen Ersatz trösten können, wenn in dem Repertoire der Akademien des Conservatoriums die Symphonien Ouverturen Platz gemacht hätten. Am Schluße des vorigen Jahres entzückte uns in einem Vorschmacke zu den Fastenakademien eine Symphonie von Mozart; dieselbe Wirkung brachte am 23. auch Haydns Symphonie in Es hervor. Dieses gediegene, in jedem Satze wahrhaft erquickende Tonwerk durchweht eine Laune, die von Haydns Dichtergenie nicht weniger zeugt, als der rührende und erhebende Ernst seiner „Schöpfung," sich aber zugleich dem Mitgefühle durch gutmüthige Heiterkeit empfiehlt. Merkwürdig ist es bei dieser Symphonie, daß sie ohne auffallende Contraste in den einzelnen Nummern doch ein so hohes Interesse erweckt. Ein Meister, wie Haydn, konnte sich füglich aller jener Kunststücke überheben, welche die moderne Musik anwenden muß, um das einnickende Gefühl aus einem verzeihlichen Schlummer zu wecken, oder wie ein Kind zu behandeln, dem man die Buchstaben in Zuckerwerk eingibt. Jeder Satz fand allgemeinen, lebhaften Beifall, insbesondere aber der letzte und der Menuett, in dessen äußerst schwierigem Trio das begeisterte Orchester zugleich eine erstaunliche Präcision bewährte. Allein auch in den übrigen Stücken bewies uns der würdige Herr Direktor, was er den wackeren Zöglingen zutrauen kann, und wie ehrenvoll sie sein Zutrauen rechtfertigen. Nicht minder gilt dies von der Ouverture zu Oberon. „Ein „wahrhaft musterhaftes Ensemble! Die delikaten Gänge der Blas„instrumente im Adagio waren untadelhaft! So kräftig und prä„cis hörte man das feurige Allegro noch nie. Das Crescendo „war hinreißend, und die kühnen Gänge des Tonsetzers erlangten „durch die durchgreifenden Bässe doppelte Kraft. Man konnte „wohl nur einstimmig der vaterländischen Kunst zu dieser Anstalt, „und der Anstalt zu diesen Zöglingen Glück wünschen. — Eine „hier noch nie gehörte Ouverture von Dotzauer fand aber, so „lobenswerth sie auch executirt wurde, einen ziemlich lauen Bei„fall. Rauschend und klingend genug, um ähnlichen Novitäten „den Rang abzulaufen, ist sie nicht originell genug." — Von den concertirenden Zöglingen trat zuerst Pius Müntzel, Schüler der ersten Klasse, mit einem Divertissement für das Violoncell von Böhm auf, „und gefiel durch Annehmlichkeit der Mitteltöne, „Reinheit in der Applikatur, und durch einen ausdrucksvollen „Vortrag." Hierauf folgte ein Potpourri für zwei Waldhörner von Pechatschek, ebenfalls von Schülern der ersten Klasse (Franz Bahr und Joseph Krteginé) als erster Versuch vorgetragen. „Trotz einer merkbaren Befangenheit im Anfange, erwar„ben sie sich doch in der Folge durch Reinheit und Geläufigkeit „den wohlverdienten Beifall des Publikums. Aber in jeder Hin„sicht virtuos trug Joseph Fortner einige Variationen für „die Violine vor. Diese Leichtigkeit bei den schwierigsten Passa„gen, diese Reinheit der Doppeltöne, dieser elegante und doch „gefühlvolle Vortrag mußten den rauschendsten Beifall erregen. „Auch während des Spieles ertönte von allen Seiten ein wieder„holtes Bravo. Herr Professor Pixis hatte wieder einmal die „belohnende Freude, einen seiner vielen ausgezeichneten Schüler „zweimal stürmisch rufen zu hören. Auch die unbefangene, ruhige „Haltung des Concertisten verdient bemerkt zu werden. Johann „Smutny trug eine Polonaise für den Fagott von Jakobi „unter lebhaftem Beifalle vor. Die Composition sprach sehr an, und „Johann Smutny berechtigt in Ton und Behandlung zu den „schönsten Hoffnungen. Johann Peh, dessen diese Blätter schon „rühmlich gedacht haben, zeichnete sich nebst Joseph Fortner „ganz vorzüglich durch den jugendlich warmen und kunstgewand„ten Vortrag einer Partbie Variationen von Drouet aus. Die „ganz für die lieblichen Töne der Flöte geeignete Composition „sprach nicht nur für sich, sondern auch durch den kunstreichen „Vortrag dieses ausgezeichneten Zöglings an. Er hat das deli„kate Instrument vollkommen in seiner Gewalt, und bewies vor„züglich in der dritten Variation und in dem brillanten Schluß„satze, daß er mit gefühlvoller Zartheit auch Bravour zu verbinden „wisse. Jede Nummer wurde äußerst beifällig aufgenommen, und „Joh. Peh, so wie Fortner, am Schluße zwei Mal gerufen."

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 2. März **Nro. 26.** 1834.

Die Liebe ein Buch!

Wer bist Du Kraft der Kräfte,
Die Greises Augen hellt?
Des Jünglings Wangen röthet,
Und Mädchenbusen schwellt? —

— Rosengarten. —

1834 — und noch immer weiß man nicht, was die Liebe ist. Es geht mit der Liebe wie mit mancher Krankheit, man kann troz aller Erfahrung und Gelehrsamkeit nicht beweisen, ob sie ein Miasma, oder ein Contagium sey.

Unter Allen, die je die Liebe erklärten, haben die Dichter sie am besten erklärt. Obgleich nun den Dichtern gewöhnlich nicht zu trauen ist, so muß man ihnen in diesem Falle dennoch Glauben bemessen, denn die Dichter sind die Geheimsekretäre der Liebe. Viele Dichter erklären nun, die Liebe wäre eine Pflanze. Allein was für eine Pflanze? — Darüber sind sie nicht einig. Der Eine meint, sie sey eine Rose, der Andere eine Hageputte — über die Stacheln sind Beide einverstanden — Der Eine nennt sie Tausendguldenkraut [1]), der Andere Glockenblume [2]), der Eine Engelwurz [3]), der Andere Farrenkraut [4]). — Ein Linnée würde verlegen seyn, alle diese Arten zu benennen und zu classificiren, und in Ewigkeit wird Niemand entscheiden, was für eine Pflanze die Liebe ist. Ja, ich behaupte, die Liebe sey gar keine Pflanze, und — chapeau bas — ich bin auch ein Dichter und habe deßhalb eine glaubenswürdige Meinung. —

Ich sage die Liebe ist ein Buch, welches der große Meister über den Sternen zum Besten seiner Geschöpfe herausgegeben, eine **Biblia polyglotta** in allen Sprachen, eine Vulgata, von den Völkern aller Zonen verstanden und geheiligt. Die Liebe ist ein A, B, C, Buch, woraus die junge Menschheit das Buchstabieren gelernt, ein Prämienbuch für alle Erdenkinder, ein Classiker **cum notis variorum.**

Dieses Buch ist der Inbegriff aller Wissenschaften, mit Ausnahme der mathematischen. Denn Liebe und Mathematik sind Antipoden, sie verhalten sich zu einander wie der erquickende Thau zum brennenden Sirocco.

Die größten Kenner dieses Buches sind die Frauen, denn die Frauen sind die gebornen Professoren der Liebe, wir Männer sind blos die Kandidaten, welche auf den langen Schulbänken des Lebens sitzen, und von der Chateder des weiblichen Herzens uns das hohe Buch der Liebe commentiren lassen.

Ach, Ihr Herren Professoren hoher Wissenschaften, wie wenig gleicht Ihr jenen liebenswürdigen Professorinnen. Ihr tragt Euere Professur nur als ein persönliches Lehn, die Professur der Liebe hingegen ist ein Allodialgut der Frauen, und selbst in ihrem höchsten Alter lassen sie sich nicht in Pension setzen. Lord Chesterfield fragte einst eine 80jährige Dame, in welchem Alter die Frauen zu lieben aufhörten? — „Ich weiß es nicht,“ war die Antwort, „Sie müssen dies eine Aeltere fragen.“ — So sind die Frauen, ihre Geburts- und Sterbestunde sind die beiden Deckel, in welchen das Buch der Liebe gebunden ist, ihre Lebenstage aber sind die Blätter desselben.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die letztvergangenen Jahrhunderte, um die mannigfaltigen Schicksale dieses Buches zu übersehen.

Das Mittelalter war das goldene Zeitalter desselben, die schönsten Lettern wurden mit unverwüstlicher Schwärze auf glänzendes Pergament gezeichnet, die Initialbuchstaben mit den prächtigsten Farben ausgemalt und mit Gold reich belegt, selbst die breiten Seitenränder waren mit herrlichen Bildern geschmückt. Die Gesänge der Troubadurs und Minstrells geben Kunde von dem damaligen Glanz dieses Buches. Da wurde die Buchdruckerkunst erfunden, und die Manuscripte hörten auf. Das Pergament verschwand, das Papier trat an seine Stelle. Noch immer jedoch wurde das Buch in groß Folio edirt mit gothischen

[1]) In der Blumensprache: Glückseligkeit.
[2]) Torheit.
[3]) Begeisterung.
[4]) Träumerei.

Buchstaben und kunstreichen Holzschnitten; bald aber erschien es in Quarto, zwar mit großen Lettern, aber mit schlechten Kupferstichen, später gar im Octav mit gewöhnlichen Typen und Vignetten, und endlich im Taschenformat mit kleinen Lytographien. In neuester Zeit sieht man es nur in einer Duodezausgabe mit Petitschrift auf schlechtem Papier ohne allen Kupfern — auf dem Titel prangen großgedruckt die Worte: „Wohlfeilste Ausgabe!“ — Gewiß, die Liebe wird zuletzt noch ein Pfennigmagazin, eine olla potrida kleiner Gefühle, ein Kaffeehausblatt, welches man flüchtig durchblättert und dann bei Seite legt. —

Jetzt ist dieses große, an Schönheit und Pracht so reiche Buch nicht mehr vorhanden, sein hoher Sinn, sonst nur von einer kleinen Zahl geweiheter Leser verstanden, wird jetzt von dem großen Haufen mißdeutet und verspottet.

Mit seinem Einbande — der Treue, in der jede Liebe gebunden seyn muß — hat das Buch einen nicht mindern Schicksalswechsel gehabt. Zuerst wurde es in Pergament, dann in Fisch-, dann in Schwein-, dann in Kalbleder gebunden. Später bloß in Halbleder, dann in Papierband und endlich nur broschirt. In neuester Zeit liebt man ungebunden.

Ignaz Kuranda.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Jerome, mit jedem Punkte der Gegend von seinen Knabenspielen her bekannt, unternahm es, seine leichtbewaffneten Leute auf einem Wege in das Schloß zu bringen, den vielleicht die Schloßbewohner selbst nicht einmal kannten. Dort, wo die Steinmasse, auf der die Burg erbaut, am abschüssigsten und ungangbarsten erschien, kannte er eine Bahn, auf der man von Stein zu Stein von den einzelnen Zwergeichen und Wacholderbüschen als Anhaltspunkte gehoben, bis dicht an die Mauern zu gelangen vermochte. Oft hatte er diese Teufelssteige kletternd und rutschend auf und ab gemacht, wenn er den Nestern der kleinen Sangvögel nachstellte, oder dem Rothkehlchen Sprenkel hing. In der Mauer selbst wußte er eine niedere eingestürzte Stelle, die ihm als Knabe zum geheimen Ausgangsthore gedient, von wo man in einen engen, unbenützten Hof gelangte, der die Rückseite des großen Wartthurms berührte. Mit bewegtem Gemüth und gespannten Sinnen begann Jerome die Ersteigung, und freuete sich der leichten Basken und der kühnen Söhne der Pyrenäen und Ardennen, die gleich der gewandten Gemse ihm im Scheine seiner geöffneten Blendlaterne nachkletterten; dennoch möchte das Wagstück nicht ohne Unglück abgegangen seyn, wäre nicht, als die Kecken gerade den gefährlichsten Platz berührten, ein Theil des Nachthimmels wolkenfrei geworden, und hätte das Sternenlicht herabgesendet. —

Der Chevalier näherte sich unterdessen dem Burgthore, und trat ohne Hinderniß allein mit seinem Baptist an die Eichenpforte, und ließ dreist die dumpfen, weitschallenden Schläge des Klopfers daran ertönen. Ein Kopf erschien bald im Schießloche der Warte und fragte, und an der Stimme erkannte der Gascogner sogleich den jungen Hausknecht.

„Oeffne, mein Junge,“ rief Baptist, „öffne schnell und rufe Deinen wackern Herrn. Wie sind's; Dein Camerad, mit dem Du Brudertreu getrunken vor wenigen Tagen, und der Monsieur Philibert ist's, der Dir einen blanken Kronthaler geschenkt, als Du ihm den Bügel hieltest. Wir sind verwundet, bestohlen, ohne Pferde, und haben nur noch das Leben salvirt vor dem Raubgesindel, das an dem Rheine lagert.“ —

„So ist es doch wahr, so sind die vertracten Franzosen doch schon in der Nähe, und verschonen selbst ihre eigenen Landsleute nicht?“ entgegnete der Bursch treuherzig. „Nun wartet nur ein Weilchen. Es ist freilich Niemand heim als ich und die Madam, aber seyd Ihr nur erst herein, soll Niemand hinter dem guten Thore Euch ein ferneres Leid anthun.“ —

Bald thaten sich die schweren Flügel von einander, der Knecht machte dem rasch eintretenden Chevalier seinen Kratzfuß, erschrack aber nicht wenig, als ihn der Gascogner fast zu herzlich umarmte, ihm zugleich die breite Hand auf den Mund legte, und zu seinem Erstaunen mehrere Soldaten mit blankglänzendem Gewehr wie aus der Erde wuchsen, und in ernster Ordnung nach stummen Commando sich an dem Eingange aufstellten. Melac gelangte durch den bekannten Bogengang in das Hauptgebäude, und kaum hatte er einige Schritte in das Innere gethan, so öffnete sich eine Thüre, und heraus trat Aurora im Nachtkleide, die Kerze in der Hand, und blieb vor der fremden Erscheinung wie festgebannt stehen, mit vorgestrecktem Licht und starren Augen ihn betrachtend.

„Verzeiht, schöne Frau, den späten Besuch,“ sagte der Ritter. „Grollet mit dem Schicksale, welches mich zwingt, Euch sobald wieder zu belästigen.“ —

„Melac!“ rief Aurora mit Ueberraschung, die jedoch nicht unangenehm schien. „Ihr selbst? Das macht die kühnste Hoffnung zu Schanden.“ — Aber indem sie noch sprach, hatte der Chevalier schon galant ihre Hand genommen, und führte sie in das Zimmer zurück, aus dem sie getreten. Weniger artig legte der Gast dann, ohne um Erlaubniß zu bitten, seinen Hut und Mantel ab, und neuerdings überrascht, blickte Aurora auf den Kriegsrock, den Degen und die weiße, breite Feldbinde ihres einstigen Galans. Hohe Röthe hatte ihr Gesicht bedeckt, aber mit der Besonnenheit, die das schlaue Weib nie im Stiche läßt, verbarg sie unter einem leichten Lächeln ihre Betroffenheit, setzte die Kerze nieder, trat dem Chevalier

traulich näher, so daß ihr noch immer schönes Antlitz fast seine Brust berührte, und legte ihm dreist die Hand auf die Schulter. „Ha, jetzt verstehe ich Deinen nächtlichen Ueberfall, mein lieber Freund!“ sagte sie lebhaft. „Jetzt ist mir der Grund Deines mysteriösen Eintritts klar. Du hast das Hofkleid mit der Uniform vertauscht, und es steht Dir wahrlich vortheilhaft, Du schöner Mann. Du bist ein Held geworden, und der dankbare Ritter gedachte seiner Dame, und eilte, sie zu schützen in ihrer Eremitage gegen Mordbrenner und Plünderer.“ —

Melac fixirte mit seinen Augen die ihrigen. „Seyd Ihr dessen so gewiß,“ fragte er, „meine schöne Frau? Und wenn ich nun gegentheils gekommen, mich zum Herrn des Schlosses und seines Inhalts zu machen?“ —

„Immerhin,“ sagte sie leichthin; „Philibert spielte ja schon einst in diesen Steinhallen den erobernden Alexander, und wir werden ihn gern eintauschen gegen einen grämlichen Waidmann, der, wie Du siehst, seine Dame sogar in dieser nahen Kriegsnoth und in gefährlicher Nacht verläßt und Preis gibt.“ —

„Wo ist der Herr von Eisenheim?“ fragte ernster der Chevalier, indem er einen Schritt zurück trat. Forschend und gespannter sah sie ihn an, dann antwortete sie langsam und mit Vorsicht: „Der Baron zog wie gewöhnlich auf die Jagd, und hat sich bei einem Trinkgelage seiner Genossen sicher verspätet; wir erwarten ihn jede Minute.“ —

„Sind keine dieser Genossen im Schlosse versteckt?“ fragte strenger der Ritter. „Sind hier keine Zusammenkünfte gehalten? Zog der Baron heute nicht auf eine edlere Jagd als gewöhnlich? Aurora, glaubt Ihr, der Baron habe nichts gewußt von diesem guten Schusse?“ —

Er deutete auf seinen Arm, den er in der Binde trug, und das Weib erblich, aber das Entschuldigungswort erfror auf ihren Lippen, als ein Geräusch ihr Auge zur Thüre zog, und sie den Schützenhauptmann und hinter ihm die Köpfe einiger Soldaten, unter denen auch Baptist's apfelrundes Gesicht sich zeigte, erblicken mußte. Sie sank in einen Sessel; Melac trat den Waffenbrüdern entgegen. Der Hauptmann meldete, daß von der Seite des Stromes sich Pferdegetrappel fernher vernehmen ließe, und verlangte Ordre; als ihm der Chevalier geantwortet, drängte sich aber der Gascogner herein, mit langem Gesicht und unsichern Blicken. „Herr,“ sagte er stammelnd, „man begehrt Euch! Der Herr Lieutenant ist herein, ist im Thurm, und o Saint Etienne! es hat wieder gewimmert wie damals, als Eure liebe Hand meine Backen etwas derb klopfte, und Ihr ungläubig waret wie der Apostel Thomas.“ —

Hastig ergriff Melac Hut und Licht, und folgte, ohne der Dame vom Hause zu achten, dem Diener.

Der Furchtsame hatte nicht gelogen; als der Chevalier durch die langen Schloßgänge im alten Thurm ankam, fand er den jungen Eisenheim mit seinen Begleitern vor einer Eisenthüre versammelt, deren Schloß die menschliche Kraft zu Schanden machte.

Glücklich hatte Jerome sein Vaterhaus erklettert, durch eine Fensteröffnung gelangte der kecke Trupp aus dem kleinen Hofe in ein Gewölbe, wo ohne Nachsuchung das Licht der Laterne einen Vorrath an Waffen und mehrere mit Patronen gefüllte Fässer entdecken ließ. Zur Eile durch diese Entdeckung getrieben, führte der Lieutenant die Soldaten in den Thurm, aber gleich die erste Thüre fesselte ihn, denn unverständliche Menschenstimmen schienen daraus hervor zu dringen, aber sie war verschlossen, und als man klopfte, drohete, befahl, verstummte das gehörte Geräusch sogleich. Jerome ließ die mitgebrachten Windlichter anzünden, und schickte nach dem Chevalier, ohne den er nichts unternehmen mochte. „Hier stecken sicher die Schurken, die wir suchen, und durch die Du geblutet;“ rief ihm der Lieutenant entgegen; „ich hoffe einen unbezahlbaren Fund gethan zu haben.“ —

„Vielleicht;“ entgegnete Melac, den ein unbezwinglicher Schauder schüttelte; „vielleicht aber ein Fund, wie Du nimmer hättest suchen mögen. Corporal, eilet in's Haus und fordert der Schloßfrau die Schlüssel ab, fordert streng, nöthigenfalls mit Gewalt.“ —

Doch ehe er ausgeredet, fühlte er seine Hand von eiskalten Fingern gefaßt, sich mehrere Schritte zurückgezogen, und sah Aurora, einer Leiche gleich, bebend wie die von Wind durchstrichene Espe, vor sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

C h a r a d e.

An * * *

Blick ich froh Dir in die blauen
Wundervollen Liebessterne,
Glaub das G a n z e ich zu schauen —
Wie es blühet nah und ferne; —
Und ob's tief in's Herz geschrieben:
Woll' die E r s t e n gut erwägen;
Denn das hoffnungslose Lieben
Bringet nun und nimmer Segen; —
Kann ich es doch nicht vermeiden,
Dich als D r i t t e mir zu denken;
Freundlich' Träumen! — das in Leiden
Trost und Ruhe mir will schenken. —
Aber frag' das kalte Leben
Ich, ob Hoffnung mir bereitet? —
Wird es schnell zur Antwort geben,
Was die V i e r t e frostig deutet; —

Doch bewahrst nur Du im Herzen
Mir des Ganzen lichte Bluthen. —
Wird das Leben, selbst in Schmerzen,
Mir manch' süße Freude biethen. —

(Die Auflösung folgt.)

Karl Max. Schnabel.

Die Auflösung der zweisylbigen Charade in Nro. 23

ist:

Zeitschrift.

Theater und geselliges Leben.

Ueber die musikalische Akademie der Herren Buschmann.

Das von Herrn Buschmann, dem Vater, erfundene Friktions-Instrument wurde in diesen Blättern sowohl in einem vom hiesigen Conservatorium ausgebenden Gutachten, als in einer Anzeige besprochen, welche der am 26. Februar Statt gefundenen Akademie um einige Tage voranging. Selbst der Anschlagszettel sprach sich in einigen Zeilen über die Beschaffenheit und über die Wirkung des Buschmannischen Terpodions aus. Es war daher kein Wunder, daß die zahlreiche Versammlung auf dieses Instrument sehr begierig war. Die Herren Buschmann trugen auf demselben ein Mozartsches Adagio, dann eine Polonaise von Erkhauser, endlich ein vierhändiges Rondeau von Diabelli vor. Eine tiefe Stille verbreitete sich bei den ersten Tönen des Adagio durch den Saal. Das Instrument machte im Piano und Forte, im Crescendo und Decrescendo, im Solo und Ensemble, in den einfachen und figurirten Stellen einen zauberhaften Eindruck, indem die wohlthätig wirkenden Töne bald wie Pfeifen, bald (besonders im tiefen Baße) wie gestrichene Saiten ansprachen, und, ehe man eine bestimmte Vergleichung anstellen konnte, ihre Natur verändert zu haben schienen. Man glaubte bald die Flöte, bald die Clarinette, bald das Horn, bald den Fagott, bald wieder den Contrebaß oder das Baßethorn zu hören, und trotz der chamäleonartigen Natur des' Einzelnen stellte sich das Zusammenwirken als ein wohlgerundetes, in seinen Theilen richtig gegen einander abgewogenes Ganzes heraus. Instrument und Vortrag waren ganz geeignet, das einschmeichelnde und rührende Tonstück in einen eigenen Verklärungsglanz zu hüllen. Das Publikum blieb bis auf den letzten, leise verschwebenden Ton in der gespanntesten Aufmerksamkeit, und als die Herren Buschmann aufstanden, ward ihnen ein so allgemeiner und anhaltender Beifall zu Theil, daß sie noch einmal vor dem Publikum erscheinen mußten. Wahrscheinlich, um zu zeigen, daß sich das Terpodion nicht bloß für das Largo und Adagio, sondern auch für bewegte Maaße und leichteren Styl eigne, spielten die Herren Buschmann eine zwar gefällige, aber für die Anforderungen des Instrumentes doch zu wenig sagende Polonaise. Wenigstens konnte diese Kleinigkeit nicht den herrlichen Eindruck des Mozartschen Adagio verwischen und das Urtheil widerlegen, daß das Terpodion sich vorzüglich zum Ausdrucke tiefer, schwärmerischer, in langsameren und freieren Maaßen verlaufenden Gefühle eigne. Indessen fand auch die Polonaise keinen geringen Beifall; aber je weniger im dritten Stücke den Erwartungen entsprochen wurde, ein Tonstück zu hören, welches sich an Werth und Wirkung dem Mozartschen Adagio gleich stellen könnte, desto unangenehmer fand sich das Publikum getäuscht. Das für Anfänger auf dem Fortepiano und auch nur für ein Klanginstrument berechnete Rondeau konnte sich auf dem Terpodion nicht anders als matt und unvollkommen ausnehmen, und um den Mißgriff der Wahl noch empfindlicher zu machen, wurden statt eines Blattes zwei umgeschlagen. Da ich weiß, daß Herr Buschmann mit geeigneten Tonstücken hinreichend versehen ist, so kann ich mir die Wahl dieses Galanteriestückchens nur daraus erklären, daß er befürchtete, das Publikum nicht mit zu vielem Ernste zu behelligen. Ich bin aber überzeugt, daß ein zweites gefühlvolles Andante oder Adagio ihm und seinem Instrumente einen so großen Beifall erworben hätte, als das trefflich und effektvoll vorgetragene Adagio von Mozart. Selbst solche Stücke erfordern für das Terpodion eine eigene Einrichtung und Einübung; was aber seinen gefälligen Eindruck nur dem Klingen und Klingeln verdanken kann, würdigt dieses Instrument, in welches der Erfinder eine tieffühlende Seele gebannt hat, herab. Auch würde Referent den Herren Buschmann rathen, die Leuchter lieber anzuschrauben, als auf das Spielpult zu stellen, indem die starke Schwingung, welche die tönenden Stäbe dem ganzen Gestelle mittheilen, leicht ein unangenehmes Schnurren der Gegenstände bewirken kann, die sich auf dem Deckel befinden. Referent fühlte, als er das Instrument zum ersten Male in der Nähe hörte, bei dem Contre-C den Fußboden erzittern.

Die Herren Buschmann wurden durch die Demoiselles Lutzer und Nina Herbst, dann durch die Herren Strakaty, Habern und Hofmann unterstützt. Demoiselle Lutzer trug eine Arie aus Bellini's „Norma" mit so allgemeinem und wohlverdientem Applause vor, daß sie einstimmig gerufen wurde. Nicht nur ihre siegreiche Bravour, welcher ihre jugendliche und kunstgeübte Stimme so ganz zusagt, sondern auch die einfacheren, mit tiefem Gefühle gesungenen Stellen machten einen so vortheilhaften Eindruck auf das Publikum, daß der Beifall zu wiederholten Malen mitten im Stücke ausbrach. Desto mehr Ehre macht es Demoiselle Nina Herbst, daß ihre Deklamation trotz dem glänzenden Erfolge der vorangegangenen Bravourarie den ausgezeichnetsten Beifall fand. Sie trug Eberts Ballade: „Schwerting, der Sachsen Herzog" eben so klar und verständig, als effektvoll vor. Für Tomascheks liebliche und sinnige Composition des Tieckschen Liedes „die Sterne" konnte sich wohl keine Stimme besser eignen, als der angenehme und doch kraftvolle Baß des Herrn Strakaty, welcher jedoch nicht bloß sang, sondern auch den Sinn der Worte, (die er aber etwas deutlicher hätte sprechen können) tief und richtig fühlte. Herr Habern trug mit Herrn Hofmann eine vierhändige Ouverture von Tomaschek beifällig vor, wobei jedoch Referent bemerken muß, daß die rechte Hand in vielen Stellen zu sehr eilte, und die Linke den Baß nicht kräftig genug angriff. Einen größern, vorzüglich in Bezug auf Bravour allgemeinen Applaus erwarb sich Herr Habern durch den Vortrag einer Parthie von Herzschen Variationen über ein Thema aus Rossinis „Semiramis."

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 4. März **Nro. 27.** 1834.

Der Abend zu Castiglione,

oder:

Trennung und Wiedersehen.

Labirinthisch sich die Pfade winden
Durch das Leben, über Berg und Thal;
Freudig hofft der Pilger einst zu finden
Seiner Sehnsucht schönes Ideal:
Kunst und Freundschaft und die süße Liebe,
Und das Hochgefühl der edlen That,
Sind die Sterne, die dem Menschen leuchten.
Auf dem wirren, dornenvollen Pfad.
Und vertraut er diesen Glanzgebilden,
Die zum Ziele lenken seinen Lauf,
Dann gewiß, in blühenden Gefilden,
Geht ihm hell des Glückes Sonne auf. —

Jünglingsbetrachtung.

Der mächtige Berg war erstiegen. „Wieder einer hinter Dir!“ sagte der Jüngling, tief aufathmend, und maß den besiegten Riesen unter seinen Füßen. „So werde ich bald die Tiroler oder Schweizer Alpen, die Apenninen, den Vesuv, den Aetna unter mir sehen und „Juchhei!“ machte er einen Sprung, trotz dem berühmten Vestris. „Was sind doch Hindernisse,“ rief er mit jugendlich-kräftigem Muthe, „für einen festen Willen und einen gesunden Körper? Des Sturmes, der auf der kahlen Gebirgshöhe seine Schloßen in's Antlitz schleudert lache ich; drückt man die Augen zu, schnallt man den Mantel fester, und wirft ihm die Brust entgegen, dann mag er schnauben wie ein gefesseltes Roß. Will er mir die Kraft seiner Lunge beweisen, wohl, ich beweise ihm, daß auch meine Brust gestählt ist, und singe ihm mein lustiges Liedchen entgegen. Und entwurzelt er auch Tannen, mich wirft er nicht um. Ich bedarf der bleiernen Sandalen jenes federleichten Griechen nicht, um mich gegen seinen Ungestüm auf den Füßen zu halten, obgleich ich auch nicht des Flamländers Körperbau habe. Die Sonne, wenn sie ihre Mittagsstrahlen auf meinen Scheitel senkt, kann wohl meine Wange bräunen, meinen Mantel lösen, und mir Schweiß entlocken, was aber mehr? Einen Schattenbaum, eine kühle Quelle, und, wenn mein Beutelchen es erlaubt, ein gastliches Wirthshaus finde ich überall. Eine freundliche Bäuerin labt zuweilen auch den Durstigen mit frischer Milch und saftigem Obste, zufrieden mit einem herzlichen Danke und muntern Berichten auf ihre kindlich einfachen Fragen. Den Gießbach, der mir den Weg versperren will, überspringe oder durchwate ich, über den finstern Strom haben die Menschen Brücken gebaut, und ist es keine Amazonenfluth, wohl, so schwimme ich hindurch. Ueber die Berge komme ich auch ohne des neuern Dädalus Kunst, ohne Herrn Degens Flügel. Hat der Frost mit spiegelblanker Rüstung Fluß und See bewehrt, ich fürchte mich nicht; mein wackerer Ziegenhainer mit der stählernen Nase hilft mir hinüber, er wird mich auch auf den Eisfeldern der Schweiz nicht verlassen, er, mein treuer Gesell zu Schutz und Trutz. Vor der Ermordung durch einen heimtückischen Vetturino, oder einen hinterlistigen Kammerdiener bin ich sicherer als Schweigger und Winkelmann. Bei einem armen Maler, wie ich bin, sucht kein Raubsüchtiger Etwas; Lösegeld dürfen die Banditen von mir auch nicht erwarten, wenn sie gleich der undankbaren Mühe sich unterziehen wollten, mich einzufangen. Und übrigens weiß ich auch meinen Stock zu führen,“ setzte er ein wenig selbst zufrieden hinzu, indem er eine trefflich gelungene Schlenkerprim anzog. „Was weiter? Ein wenig Hunger? Etwas Durst? Eine kalte harte Streu, und wenn es das Aeußerste gilt, den Regenhimmel über, die nasse Erde unter mir? Hm, bin ich doch als Soldat, wenn der arme Wirth mein Brodbeutelchen zu füllen nicht vermögend war, manchen Tag mit bellendem Magen gegangen; schmeckte mir doch am Tage der Schlacht von Belle-Alliance ein Stück rohes Fleisch mit Pulver bestreut gar köstlich, und Schotenschaalen, welche die vertrockneten Lippen aussogen, gaben doch wenigstens einige Erquickung dem Durstigen.

Doch mit den biedern Pommern, meinen Waffen-
..ten, vor Philippe-Ville und Maubeuge
..ag, hielt auch kein stattlich geputzter Mohr den Regenschirm über mein Haupt, obgleich Jupiter Pluvius uns fast Tag und Nacht begoß. Türkische Teppiche und Lotterbettlein gab es im Bivouacque und auf der Feldwache nicht, und die kalte harte Streu im festgemauerten Häuschen wäre uns damals wohl eine Herrlichkeit gewesen! Bin ich nicht derselbe noch? Geldmangel? Soll der mich bekümmern? Mit nichten! mein Silberstift und die Eitelkeit der Menschen nährt mich." —

Mit großer Gemüthsruhe holte er das grüne Perlenbeutelchen hervor, um den Inhalt nachzuzählen. „Der Realitäten," lächelte er, „sind nicht viel darin, aber der Vergißmeinnicht, der Rosen desto mehr auf dem Grunde der Hoffnung. Auch gut, mein sinniges, zärtliches Schwesterlein! Nur Hoffnung, Erinnerung, und Liebe. Diese sind die besten Gefährtinnen im Leben." —

Die Zählung war bald beendigt, und heitern Sinnes, ja befriedigt, wie es schien, trällerte er mit seiner schönen Baßstimme die Worte jenes schwäbischen Volksliedes, welches genau die Summe seiner Baarschaft angab:

„Jetzt hab' ich noch sechs Kreuzer,
Die g'hören mein und Dein! ic. — —

„„Soll ich Sie beim Worte halten?"" fragte Jemand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

„Melac," sagte sie, und die Lippen zitterten bei jedem Worte, „Melac, Du warest diesem Herzen nahe, so rette dieses Herz und bringe es nicht zur Verzweiflung. Dieser Thurm umschließt ein Geheimniß des Barons, aber es ist unschädlich für Dich und Alle, die mit Dir sind. Melac, gehe nicht weiter! Commandire die Männer in die große Halle, sie sollen dort im vollen Maaße bewirthet werden, Die will ich dann, Dir allein vertrauen, was dieser Thurm verbirgt." —

„Mir werdet Ihr die Schlüssel doch nicht verweigern, Mutter!" sprach Jerome, indem er vortrat in den hellen Fackelschein. „In des Vaters Abwesenheit darf der Sohn, der Einzige, schon einmal den Hausherrn zu spielen wagen." —

Als hätte sie auf eine Natter getreten, schoß das bleiche Weib zurück und in sich zusammen, und als sie den Junker wirklich erkannt, that sie einen Schrei und sank in die Knie, und drückte ihre Augen in des Chevaliers Kleid.

„Erlaubet Ihr Herren den Versuch?" tönte da Baptist's Stimme, der in der Mitte der kühnen Büchsenträger jeder natürlichen Bangigkeit Valet gerufen zu haben schien, „dieser wackere Hammer hat dem berühmtesten Schlossermeister Landaus zugehört, ehe ihn meine stärkere Faust eroberte, und ich meine, er wird Schlüssel und Dietrich zu ersetzen vermögen." — Da seinem Vorsatze kein Widerspruch geschah, so erhob er mit kräftigem Arme den Hammer zum Schlage. Aber kaum verhallte der hohle Schlag, kaum sprang das Schloß mit einem grellen Tone und fiel klirrend auf das Steinpflaster, so that Aurora einen entsetzlichen Kreisch, raffte sich auf, und floh schnell wie mit dem Flugschuß des Falken in die Wendeltreppe hinauf. —

Alle sahen ihr einige Augenblicke nach, dann traten die Anführer zur Eisenthür, die sich schon halb geöffnet, von der jedoch der tapfere Baptist einige Schritte zurück gewichen war. Man konnte Anfangs von fern nichts erkennen, als aber Melac einem Schützen das Windlicht aus der Hand genommen, und vorsichtig hineingetreten, sah er hinten an der Mauer ein niederes Ruhebette, eine weiße, feine Menschengestalt saß darauf, so wie jedoch Lichter und Menschen eindrangen, sank sie mit einem Seufzer zurück und schloß die Augen. Der Ritter trat rasch zum schmalen Bett, er leuchtete hinab, und „Clara," rief er mit Entsetzen, und das Licht fiel aus seiner zuckenden Hand. —

Ja, es war die unglückliche, verschollene Clara, auch der Bruder erkannte mit erstarrendem Schreck, als er und die Seinen näher getreten, die hingeopferte Schwester. In einem engen Steingemach, mit rauhen, feuchten Wänden, in welches kein Sonnenstrahl, nur eine Spur von Licht durch ein Gitterfenster in der Höhe zu dringen vermochte, und welches nur das Nothwendigste enthielt, lag das junge Mädchen da, abgemagert und bleich wie ein Bild aus griechischem Marmor, und als wäre sie selbst das schöne Steinbild auf dem eigenen Grabe. Die Augen waren mit den langen Wimpern verschlossen, kein Athemzug hörbar, die feinen Glieder starr, sie glich einer weißen Frühlingsblüthe, welche der Sturm vom Baume gerissen und auf den Sand geworfen. Ihre Bekleidung zeigte von der Vernachlässigung ihrer Wärterin, auf dem groben Tisch am schmalen Bett stand ein leerer Wasserkrug und eine kleine Schüssel ohne Labung.

„Ist es denn möglich?" schrie Jerome mit wildem Ausbruch seines Gefühls. „Clara, sprich! wie kamest Du hierher? Wer hat Dich in diesen furchtbaren Zustand geworfen?" —

„Fragst Du noch, blinder Tobias?" entgegnet Melac mit dem kalten Tone der Verzweiflung. „Fallen noch die Schuppen nicht von Deinem Auge? Erräthst Du noch jetzt nicht, welche Furie aus Neid, Haß, Habsucht diese Folterkammer erfunden? Man taufte sie mit dem Namen des lebenerweckenden Morgenroths, aber Megäre hätte

man sie taufen müssen, zu menschenfreundlicher Warnung für Alle, welche diesem weiblichen Teufel sich genähert.“ —

„O, sie ist todt!“ setzte er weich und den Thränen nahe hinzu, indem er ehrerbietig die kalte hagere Hand ergriff. „Unser stürmischer Einbruch hat die letzten Lebensfunken in ihrem schwachen Körper verlöscht. Und ich hätte sie retten können, wäre ich der Spur gefolgt, die meines dummen Baptist's Gespensterfurcht mir bezeichnet. O, ewiger Gott, nimmer kann der Fluch des Mordes und der Mitschuld nun von meinem Haupte genommen werden!“ —

„Sie ist nicht todt;“ rief der Lieutenant; „ihr Herz schlägt. Nur hinaus aus dieser giftigen Luft, die selbst das gesundeste Herz erdrücken könnte.“ — Und mit riesiger Stärke hob er die Schwester auf seinen Armen von dem Lager, und trug sie wie ein Wickelkind leicht und sicher durch die Reihen der mitleidig staunenden Schützen fort, die Stiege hinauf, den Gang hinab, bis in das luftige Gemach, das einstens das Seine gewesen. Der Chevalier folgte langsam mit gefalteten Händen und gesenktem Kopfe, und betete leise: „Herr der Liebe, nimm diese Schuld von mir, laß sie leben; es wäre zu gräßlich, wenn die Liebe, welche sie zu retten kam, sie in das Grab legen müßte, die erst eben in die Frühlingsflur der Liebe getreten.“ — „Palisse,“ rief er dann lebhaft, als er den herbeikommenden Chirurgien erblickte, „nicht des Marschalls Befehl, nein, Gottes allmächtige, allgütige Hand hat Euch hieher beordert. Hinein, zeigt Eure Kunst, thut ein Wunder! Und hättet Ihr hundert Todeswunden geheilt, hundert zerschossene Cameraden gerettet, Euer Bewußtseyn könnte Euch nicht so stolzen Lohn geben, als wenn ihr diese zertretene Blume wieder aufblühen macht, und den Dank aus diesen frommen Himmelsaugen empfangen dürft.“ —

Der Hauptmann erschien in diesem Augenblicke, mit ihm der Freiherr von Esenheim. In Begleitung vier bewaffneter Reiter war er unbesorgt in das Burgthor geritten, im Hofe jedoch sogleich ergriffen, sammt seinem Geleit entwaffnet, und zu Gefangenen im eigenen Hause gemacht worden. Bestürzung mit heimlicher Wuth gemischt lagen auf seinem Gesichte.

„Hinein, Du entsetzlicher Vater!“ brach Philibert aus, indem er ihn gewaltsam in das Gemach stieß. „Hier erwartet nicht den Feind das Kriegsgericht Frankreichs, nein, Gottesgericht fordert hier den Kindesmörder vor seinen Stuhl.“ —

Verwundert stand der Freiherr mitten im Zimmer; als aber jetzt Jerome sich ihm näherte, und mit dem Ausrufe: „Vater, was ist hier geschehen, und wie habt Ihr solche Unthat gelitten!“ seine Arme ihm entgegen breitete, da bekam sein Grimm Worte, und die Rubinen seines Gesichts leuchteten wie Karfunkelsteine. Er stieß den Sohn zurück, und sagte mit verbissener Wuth: „Fort von mir, Verräther am Vater und an dem Vaterlande! Die Farben, welche Du trägst, geben Zeugniß Deiner Schlechtigkeit, vor der mich zu rechter Stunde ein treuer Mund gewarnt. Plündere mein Haus, stoß Dein falsches Gewehr in Deines Vaters Brust, aber nenne Dich nie mehr des Vaters Sohn, dessen Fluch Du hundertfach verdienetest.“ —

Empört ergriff der Ritter den Wüthigen wieder am Arm, und stieß ihn weiter zu dem Ruhebett, auf das man die arme Clara gelegt.

„Kindesmörder!“ schrie er mit kreischender Stimme. „Rühre sie an, und schwöre, Du habest nicht Theil am Morde dieser Unschuld! Rühre sie an mit Deinem Finger, sie wird bluten, sie muß bluten!“ —

„Clara!“ stammelte der alte Nimrod, tief erschüttert; „welche Hand hat das gethan?“ —

„Sind denn Alle hier im Schlosse blind und verrückt, und ich der einzige Vernünftige?“ lachte Philibert mit wahnsinnigem Hohne. „Erkennest Du nicht die schöne Stiefmutter, die nach des alten Sünders Erbe gestrebt, und aus ihrem Schlangenwege geräumt, was ihr hinderlich, und Dich um Vaterseligkeit hier unten, Dich dort oben um die Seligkeit Deiner Seele bestohlen? Siehst Du den Geist der edlen Freifrau nicht stehen neben diesem Bett, und drohend von Dir fordern ihre zertretenen Kinder?“ —

Der Freiherr taumelte, verbarg sein dunkles Antlitz mit beiden Händen, flüsterte den Namen: „Aurora,“ und sank wie vom Wetterschlage gelähmt in einen Sessel.

(Die Fortsetzung folgt.)

K l e i n i g k e i t e n.

VI.

Gemeinhin glaubt man, erst seit Karl IV. besitze Prag eine steinerne Brücke. Nach Benesch von Weitmil, einem Zeitgenossen, ging eine frühere von Stein, durch die Eis- und Wasserfluth des Jahrs 1342, am St. Blasiustage (3. Februar) zu Grunde, so auch die steinerne zu Dresden.

A n e k d o t e.

Die Frau von . . ., welche der geheime Rath Dr. F o r m e y als Arzt behandelte und von einer gefährlichen Krankheit glücklich geheilt hatte, beschwerte sich, daß er nach ihrer Genesung die Besuche abkürze und seltener mache, denn bekanntlich wollen die Damen krank seyn, wenn sie gesund sind, und umgekehrt, gesund erscheinen, wenn sie an Krankheit leiden.

Einst traf sie F o r m e y in einer Gesellschaft, da sagte sie, sich an die Anwesenden wendend:

„Er ist mein Retter, mein Schutzengel gewesen! — Er ist noch immer ein Engel in meinen Augen, denn seine Besuche sind wahre Erscheinungen.“

Theaterbericht vom 1. März.

Am 1. März wurde zum Vortheile des Herrn Ernst ein einaktiges Lustspiel, unter dem Titel „Warum?" hierauf eine Posse in drei Akten, betitelt „Damen und Husaren," und zwar beide Stücke zum ersten Male gegeben. Man sagt: Das Lachen steckt an; allein diesmal war die allgemeine, heitere Stimmung eines sehr zahlreichen Publikums kein glücklicher Wurf des Zufalls, sondern das Verdienst der gewählten Stücke und ihrer gelungenen Darstellung. Vorzüglich gilt dies aber von dem ersteren Lustspiele, welches Herr von Kurländer einem gleichnamigen französischen Dramolet („Pourquoi") frei und äußerst glücklich nachgebildet hat. Feiner Takt und stylistische Gewandtheit sind Eigenschaften, die man Herrn von Kurländer in keiner seiner Uebersetzungen und Umarbeitungen absprechen kann; in dem allerliebsten „Warum?" hat er aber auch bewiesen, wie weit er es in der schweren Kunst gebracht habe, Manches nicht zu sagen. Abgesehen davon, daß die Schlußwendung des Stückes mit äußerster Delikatesse behandelt ist, so dürfte wohl auch die strengste Kritik in den übrigen Scenen nichts zu streichen, oder zu kürzen finden. Vielmehr erscheinen, wie das Stück am 1. gegeben wurde, die Worte so nothwendig, als die Sache selbst, und was der Herr Verfasser zu rathen gibt, ist eben so geschickt verhüllt, als richtig angedeutet. Wer den Inhalt genau angeben wollte, mußte entweder das Stück abschreiben, oder die schönsten Farben von den Flügeln dieses heiteren Tagfalters abstreifen. Dennoch muß ich es zum Behufe der Kritik des Spieles versuchen.

In einem berühmten Badeorte bewohnen zwei Ehepaare dasselbe Haus, oder vielmehr dasselbe Stockwerk. Der wenig liebenswürdige, phlegmatische Lebemann Waldheim hat im fünfzigsten Jahre ein achtzehnjähriges Mädchen geheirathet, und wird von ihr mit der Zärtlichkeit einer guten Tochter geliebt. Der leiseste Wunsch ist für die sanftmüthige Elise Befehl. Ueber ihr einförmiges, freudenloses Eheleben entschlüpft ihr keine Klage. Dagegen hat sein junger Freund Thalborn eine gleich junge und lebhafte Gemahlin, welche die Ansprüche an das Leben selbst gegen die Launen ihres Mannes geltend zu machen weiß. Indessen liebt Heriette ihren Thalborn nicht minder zärtlich und innig. Ein junger Spanier, der sich in demselben Badeorte aufhält, und in den eleganten Cirkeln keine kleine Rolle spielt, hat auch die Aufmerksamkeit beider Damen auf sich gezogen. Während ihm aber Henriette nicht mehr Aufmerksamkeit schenkt, als es die Höflichkeit und seine feine Bildung erfordern, während sie in Bezug des interessanten Fremden nur die Mode mitmacht, hat Elisens Melancholie in dem Herzen des gleich schwermüthigen Spaniers Anklang gefunden. Eine Convenienzheirath, die so eben im Zuge ist, erscheint ihm erst, seit er Elisen kennen lernte, als das unerträglichste Mißgeschick. Der Spanier ist klug genug, um die Bekanntschaft mit Thalborn als Gelegenheit zu benützen, die angeknüpfte Freundschaft mit der Dame seines Herzens fortzusetzen; und Elise ist schwach genug, ihm die Bitte brieflicher Mittheilung zu gewähren. Beide wissen aber ihr freundschaftliches Verhältniß so geheim zu halten, daß nicht einmal die schlaue Henriette, viel weniger der phlegmatische, seiner Sache gewisse Herr Gemahl, und der wenig überlegende Brausekopf Thalborn das Geringste ahnen. So stehen die Sachen, als Thalborn an einem schönen Morgen einen Spazierritt mit dem Spanier beschließt. Seine Frau, so wie das zweite Ehepaar, soll daran Theil nehmen. Schon haben die Damen Reitkleider angezogen, als der ungeduldig erwartete Waldheim vom Wassertrinken zurückkömmt, und, dick, hungrig und bequem, wie er ist, die Parthie ausschlägt. Es bedarf kaum einiger Worte, um Elisen zu dem Opfer zu bewegen, ihn beim Frühstücke zu unterhalten. Indessen fällt der Spazierritt für Thalborn nicht glücklich aus. Er stürzt, und kömmt, indem er sich aufraffen will, auf einen weißen Pudel zu sitzen, welcher sein Pferd scheu gemacht hat. So sehr Henriette erschrocken ist, so kann sie doch nicht umhin, in der Folge über das komische Mißgeschick ihres Gemahls zu lachen, was er jedoch um so übler nimmt, als sie das Lachen bald nach frischer That, während ihrer Erzählung vor Waldheim und Elise anwandelt, und Waldheim so herzlich und kräftig sekundirt, daß er sich gar nicht fassen kann. Je mehr sein junger Freund tobt, desto mehr muß er lachen, und es ist natürlich, daß Thalborn seine Frau mit härteren Worten entläßt, als sie es verdient. Ihr Betragen kränkt ihn um so mehr, als er die sanftmüthige Elise sich jeder Laune ihres Gemahls gehorsam fügen sieht. Das „Warum?" dieses Contrastes will er nun von Waldheim erfahren; denn er hält ihn mit seinen 50 Jahren, mit seinem Embonpoint und mit seiner Sorglosigkeit im Benehmen gegen die gehorsamste aller Frauen für einen wahren Hexenmeister. Waldheims Antwort ist keine andere, als daß es Thalborn versuchen müsse, seiner Gemahlin, was er wünsche, ernstlich zu befehlen, dann aber auch auf seinem Befehle zu verharren. Leider fällt aber das erste Experiment zu Thalborns großem Verdruße aus. Es soll ein Ball Statt finden. Schon freuen sich die Damen und besorgen ihre Toilette, als Thalborn mit seinem Veto dazwischen tritt und der betroffenen Henriette in derben Worten erklärt, daß sie fortan nichts Angelegentlicheres zu thun haben werde, als seinen Befehlen pünktlich zu gehorchen. Henriette erklärt sich zwar zu einem Versuche bereit, kündigt ihm aber auch ihre Liebe auf, indem sie im blinden Gehorsam zwar seine Magd, aber nicht seine Gemahlin seyn könne. Thalborn ist in Verzweiflung; er ist es noch mehr, als sein alter Rathgeber die zu plötzlich eingetretene rücksichtslose Strenge höchlich mißbilligt. Man müsse, meint er, wenn man sein Recht fordere, es auch nicht an zarter Aufmerksamkeit fehlen lassen. „Darum" habe sein voriger Rath auch nicht die gehoffte Wirkung hervorgebracht. Waldheim stellt sich selbst als Muster gefälliger Rücksicht auf, indem er seinem Freunde erzählt, daß er für seine Frau bei einer Blumenhändlerin ein ausgezeichnetes Bouquet bestellt, oder vielmehr durch den Spanier habe besorgen lassen. Dieses Beispiel treibt den armen Thalborn zu dem Extreme, nicht nur die Erlaubniß zum Balle zu geben, sondern seinen Widerruf auch durch eine zarte Gefälligkeit zu eröffnen. Er erfährt von einem Bedienten, daß seiner Frau daran liege, ein eben anlangendes Modejournal früher zu sehen, als Elise; nimmt es dem Bedienten, der für die frühere Uebergabe bezahlt worden war, gegen ein gutes Douceur ab, und will es Henrietten selbst überreichen. Indem er aber darin blättert, findet er ein Billet mit Bleistift, welches in den zärtlichsten Ausdrücken auf ein Liebeszeichen hindeutet, das auf dem Balle getragen werden soll. Thalborn ist außer sich vor Eifersucht, kaum kann ihn sein Freund, welcher eigentlich der Gefoppte ist, vor unzeitigen Ausbrüchen seines Zornes zurückhalten. Man will erst über das Zeichen in's Klare kommen. Dies ist nun jenes Bouquet. Elisens Geständniß, das sie ihrer Freundin macht, und Waldheims Unwille, als es der eifersüchtige Thalborn auf den Boden wirft, und nun erfährt, daß es für Elisen bestimmt sey, öffnen dem jungen Ehemanne die Augen. Er weiß, woran er ist, während die Reihe eines bedeutungsvollen „Warum?" an seinen Freund kömmt. Zum Glücke bleibt man ihm das „Darum" schuldig, und beschließt, das Bad zu verlassen.

(Der Beschluß folgt.)

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 7. März **No. 28.** 1834.

Der Abend zu Castiglione,

oder:

Trennung und Wiedersehen.

(Fortsetzung.)

Der Reisegefährte.

Ein Blick auf den Jemand, welcher so eben hinter einer breitstämmigen Buche hervortrat, genügte unserm treuherzigen jungen Maler Karl Rangau. „Topp, wir theilen, wenn Sie weniger haben!" rief er dem Fremdlinge zu, ihm die Rechte bietend, und erwiederte seine Begrüßung echt brüderlich. „„Sie ziehen nach dem Süden, wie ich aus ihrem Selbstgespräche höre; auch ich bin ein Zugvogel, auch mich treibt's dahin, lassen Sie uns zusammen gehen bis Neapel, wo meine Fahrt endet, lieber Bruder!"" bat der Fremde.

Rangau war damit zufrieden und schlug ein. Der Fremde, in das feinste dunkelblaue Tuch gekleidet, auf dem Haupte ein preußisches Nationalmützchen und auf dem Rücken ein wohlgeschnürtes Reisetäschchen, konnte wenigstens diesem Aeußern nach unmöglich ein Landstreicher seyn. Unter den schwarzen Locken, die seine Stirn bedeckten, leuchtete das gutmüthigste Auge von der Welt, und wenn auch sein Profil von der geraden Linie etwas abwich, so stand ihm doch das Stumpfnäschen eben so allerliebst, als der feine Mund. Die vollen Wangen, deren Karmin, wie er sagte, leider in einer schweren Krankheit verschwunden war, hatten zwar keine anmuthige Frische, vielmehr einen starken südlichen Anstrich; aber sie versöhnten doch durch ihre Rundung und Weiche und seine melodische Sprache, so wie sein Benehmen kündigten sogleich den Mann von guter Erziehung an. Freilich war sein Wuchs nicht so hoch, so schlank und kräftig wie Rangau's, auch fehlte ihm das Herrscherzeichen auf Stirn und Nase, was jenen zierte; aber diese Vorzüge, welche die launische Natur nur wenigen Günstlingen verleiht, ersetzte vielleicht der Zug froher Gutmüthigkeit, welcher in dem Grübchen seiner Wangen spielte, eingedrückt vom Finger des Liebesgottes. Nachdem nun Beide ausgeruht und gefrühstückt hatten, wollten sie den schwellenden Rasensitz verlassen. Noch einmal sahen sie hinab auf die zurückgelegte Strecke. Da unterschied Rangau in der dämmernden Ferne, welche die heraufsteigende Sonne heller und heller beleuchtete, die Thürme seiner kleinen Vaterstadt.

„Ich dachte, das wäre vorüber!" sagte er leise und seufzend für sich, und sein Blick umwölkte sich immermehr, je deutlicher die Gestalten der Heimath aus dem Hintergrunde hervortraten. Die beiden hohen Marienthürme, das alte Kaiserschloß, die rothen Sandfelsen, der kleine Fluß, welcher im Strahle der Morgensonne herüber glänzte, alle diese Gegenstände einer freundlichen Gewohnheit wurden ihm kenntlich. „Kommen Sie!" sagte er etwas rauh zu dem neuen Gefährten, und drehte sich rasch um, noch einen Kuß der theuren Heimath und dem geliebten Wesen dort zuwerfend. Der Freund sollte die verstohlene Handbewegung nicht sehen, aber sie war ihm nicht entgangen, und schweigend wandelte er an der Seite des Malers daher; denn sich jetzt schon, bei kaum gemachter Bekanntschaft in sein Vertrauen eindrängen zu wollen, war seinem Feingefühl entgegen. Sagte ihm doch die Thräne, welche Rangau unwillig wegstrich, genug. Waldheim ahnete die Wahrheit; obgleich er nicht gefragt, hatte er doch einen ziemlich sichern Blick in das Innere seines Reisegenossen gethan. Ersterer hielt übrigens Wort. Seine sechs Zwanzigkreuzer, (etwas mehr betrug denn doch sein Vermögen, als jenes der schwäbischen Maid) theilte er redlich mit dem neuen Freunde. Sie lebten so mäßig, daß sie zwei Tage damit auslangten, und glücklich eine ansehnliche Stadt erreichten, wo Rangau einen reichlichen Erwerb hoffte. „Wir wollen schon durchkommen, Freundchen!" rief dieser dem Heimgebliebenen freudig am Abende des ersten Rasttages zu. Das war nicht schwer zu begreifen, denn dem wunderschönen, nettgekleideten jungen Maler — einem Rubens*) seiner Zeit,

*) Dieser bekannte, ausgezeichnete niederländische Maler war zugleich der schönste Mann seines Zeitalters, und seine zweite Gattin ebenfalls eine Schönheit ersten Ranges.

mußte ja in allen Häusern, wo ein hübsches Mädchen, oder ein anspruchmachendes Frauchen Sitz und Stimme hatte, Erwerb werden. Man zahlte ihm seine brave Arbeit mehrerentheils über die Gebühr, und forderte sogar auch hie und da ihn auf, wieder zu kommen, und die Portraits in Oel oder Pastell im Großen auszuführen. Er brachte gewöhnlich das grüne Beutelchen gar straff und voll zurück. Noch einen Tag über die gesetzte Frist mußte Waldheim dem Freunde opfern; denn der Bestellungen und Briefchen für den fremden Herrn Maler liefen so viele ein, daß es gegen den eignen Vortheil der Reisenden gewesen wäre, davon keinen Gebrauch zu machen. Während nun der müßige Reisegesell in Kirchen und Museen, Gallerien und Gärten umherschlenderte, nahm Rangau den Umriß der schönsten Mädchengestalten der Stadt mit seinem Silberstifte auf, und wunderte sich dabei nur darüber: daß die Mädchen meistentheils en face und nicht wie die sparsamern Mütter, sich in der Seitenansicht malen ließen. Der bescheidene Jüngling ahnete nicht, daß nur seinetwillen die Mädchen jene etwas kostspieligere Bedingung machten. Sie konnten ja so den hübschen Maler nach Herzenslust beäugeln.

Nachdem nun das Kapitälchen unsrer jungen Freunde sich im besten Wohlseyn befand, setzten sie ihre Wanderung weiter fort. In den Werkstätten der Kunst, in den stolzen Sitzen prachtliebender Fürsten, verweilten sie gern, denn hier fand Rangau's Geist Nahrung, empfing neue große Eindrücke. So erreichten sie die schon längst ersehnten Tiroler Gebirge. Ihr Weg führte sie hier durch mehrere Orte, die aus der neuesten Geschichte jener braven Bewohner derselben eben so bekannt, als merkwürdig geworden sind.

Rangau war ganz begeistert, und grollte laut, daß er nicht auch eines so schönen Märtyrertodes, wie der edle Sandwirth, gestorben sey. Groß sah Waldheim den Gefährten mit seinen treuen, blauen Augen an und sprach: „Haben Sie nicht vor Tausenden eine echte Vollmacht zum Lebensgenuße von der Natur erhalten, Rangau? Wollen Sie sich versündigen? Ist nicht das Leben schön?“ Dabei zeigte er auf die üppige Landschaft mit ihren Alpen und Heerden, Dörfern und Blumentriften rund umher. Da flammte der lebhafte Gegner auf und rief: „Soll ich etwa ein sybaritisches Leben unter den Töchtern des Lykomedes dem Ruhme vorziehen, die alte Troja stürzen zu können? Würden Sie nicht nach Odysseus Waffen gegriffen haben, oder lieber nach dem weibischen Putze? Weit lieber ein kurzes Leben voll Ruhm, als ein ewiges ohne denselben. Was mich betrifft, so schätze ich den Memnon, dessen Säule noch jetzt ertönt, wenn die Sonne erscheint, weit glücklicher, als dessen Vater, den stattlichen Gemahl Aurorens, Tithonus. Während dieser das nutzlose Geschenk der Unsterblichkeit, das ihn von den Gebrechen der Menschlichkeit doch nicht befreute, bereuend zurückgab, fiel Jener rühmlich unter Achilleus Hand.“ — „„Sie wissen,““ erwiederte Waldheim lächelnd, „„daß ich in dem Reiche Ihrer Göttersagen fremd bin; indeß achte ich den Helden, der für den Herd seiner Väter das Blut verspritzt, so gut als Sie, und zweifle nicht, daß Sie ebenfalls treu und fest dem tapfern Hofer beigestanden, und für und mit ihm geblutet haben würden. Aber warum wollten Sie es wünschen, Ihre Thatkraft schon beendet zu wissen? Nein, der Himmel mag geben, daß es nicht mit Ihnen ende, wie mit dem unglücklichen Hofer!““ —

Beinahe wäre der Sonderling Rangau ernstlich böse geworden. Er konnte sich gar kein größeres Glück denken, als einen Tod, wie der Sandwirth, oder Prinz Louis, oder Schill, oder Oels ihn davon trugen. Waldheim ließ den Schwärmer brausen, und verfolgte, dem Anscheine nach ruhig, den jähen Bergpfad weiter, ohne ein Wort zu sagen, ohne hinter sich zu schauen. Doch Rangau's Hitze war bald verraucht. Er fing bald dieses, bald jenes Gespräch, wiewohl fruchtlos an; denn der Reisegefährte schritt unverdrossen voran, ohne einzustimmen. Sieh da, ein dunkler Punkt bewegt sich langsam an einem der Eiskegel zur rechten Seite. „Gewiß ein Gemsenjäger!“ Kaum denkt es Rangau, da fällt auch schon der Schuß und ein Steinbock stürzt von der Klippe herab. Aufgeschreckt von dem unerwarteten Knalle, der durch die tiefen Bergthäler wie ein Gewitter rollt, wendet sich Waldheim. Der kühne Jäger, seiner Beute blitzschnell auf glatter Eisbahn nachrutschend, achtet der blauen Eisspalte, der Absätze nicht, die ihn von dem Wilde trennen. Siegreich überspringt er sie, und die staunenden Pilger in der Tiefe, mit dem grünen, reichgeschmückten Berghute grüßend, jubelt er — man sieht's an seinen Bewegungen — über die edle Beute. „Glück auf, kühner Waidmann!“ ruft Rangau dem Schützen zu, sein Hütchen ebenfalls schwingend. Da blickte Waldheim den Reisegefährten recht unmuthig an. „„Ihr seyd doch recht grausam, ihr — Jäger! zürnte er, „„das unschuldige Thierchen seines Lebens berauben, so kaltblütig und frohen Herzens, das möchte ich nicht. Wohl beweist diese Freude, daß für Sie nichts Höheres das Leben bieten kann, als einen blutigen, ruhmvollen Tod. Thränen trocknen, habe ich immer für verdienstlicher gehalten, als Thränen verursachen. Ich streite nicht wieder mit Ihnen,““ schloß er mit so ernstem, ja unwilligem Nachdrucke, wie ihn Rangau nie bei seinem sanften Freunde bemerkt hatte. Er suchte den Schmollenden zu versöhnen, indem er alle Gründe des Naturrechts geltend machte; aber Waldheim ließ sich auf nichts ein, und am Abend gestand sich Rangau, daß ihm von Deutschland aus, bis in das Herz von Tirol, keine Tage-

reise so mühsam und einförmig gewesen sey, als die heutige.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Aus des Vaters Munde, aus den einzelnen, schwachen Aeußerungen des durch des thätigen Arztes Hülfe wieder in das Leben gerufenen Fräuleins erfuhren die beiden Freunde später den schrecklichen Zusammenhang dieser beispiellosen Unthat. — Als der Bruder aus dem Schlosse gestoßen, als der Vater die Anstalten zu seiner neuen Vermählung gemacht, und seine Absicht nicht länger verhehlt, war plötzlich ein starker, finsterer Geist in das stille, kindliche Mädchen gefahren. Das Gefühl, wie verlassen sie da stand, hatte alle ihre Kraft auf einmal reif gemacht. Mit freiem kühnen Worte mahnte sie den Vater, abzulassen von seinem Vorsatz, in welchem sie eine Beleidigung der entschlafenen, heißgeliebten Mutter erblickte, in welchem sie eine Beleidigung für seine Kinder, seine Familie, sein altes Wappen zu sehen vermeinte. Der Vater stieß ihre Warnung hart von sich, aber sein rauhes Wort, seine Mißhandlungen selbst schüchterten das aufgeregte Kind nicht ein, und auch nach vollzogener Hochzeit sprach sie laut ihren Abscheu und Haß aus, und sah auf die ihr aufgedrungene Mutter mit jener scharfen Verachtung, mit der die Herrin die schlechte Magd bestraft, und durch welche in dem bösen, verlorenen Herzen der Stiefmutter eine Rachsucht erweckt wurde, die bald bis zur Todfeindschaft sich steigern mußte. Nach einer heftigen Scene, wie sie täglich zwischen Clara und Aurora vorfielen, und zu welcher der Freiherr kam, trieben die Klagen und Thränen der scheinheiligen Frau den Vater so weit, daß er sich verschwor, nie wieder die Tochter vor seine Augen zu lassen, daß er seinem Leibschützen befahl, das Kind in ein fernes Zimmer zu sperren, daß er Aurora'n die völlige Gewalt und Aufsicht über die Verstoßene vertraute. Seine sinnlichen Genüsse, seine Jagden ließen ihn bald die Bedaurungswürdige vergessen, und er achtete kaum darauf, als Aurora ihrer als einer Kranken erwähnte, und war zufrieden, daß sein wüstes Leben nicht mehr durch den Anblick der täglichen Mahnerin, die ihm als sein neben ihm wanderndes Gewissen erschien, nicht mehr durch die feindlichen Wechselreden der Weiber getrübt werden konnte.

Aber die feindlichen Gewalten, deren Eigenthum die arme Clara geworden, säumten nicht, vorsichtig, jedoch mit kältester Grausamkeit, ihr Ziel zu verfolgen. Wie eine Missethäterin wurde die Tochter des Hauses behandelt, das schlechteste Gemach ihr bestimmt, alle Bequemlichkeit ihr geraubt, und zugleich ihr täglich mit kaltem Hohne von der Stiefmutter und dem tückischen Siegbert, der eine Creatur Aurora's geworden, der Befehl des Vaters als Ursache ihrer Marter vorgeschoben. An diesen wiederholten Dolchstößen brach die Kraft ihrer Seele. Kecker schritt jetzt Haß und Habsucht vorwärts. Man entzog der Verlassenen die stärkende Nahrung nach und nach, man gab ihr die schlechteste Kost, man vergaß sie vorsetzlich tagelang, und Nachts trat dann überdies die entweihte Furie zu ihr ein, hörte mit satanischer Lust die Klagen, die jammervollen Bitten der Gefolterten, ihr Flehen nach des Vaters Anblick, und erwiederte sie mit giftiger Verhöhnung, und weidete sich mit Lust an der täglich zunehmenden Entkräftung ihres Opfers, an dem sichtlichen Abwelken der lieblichen Blume, deren Reiz sie von jeher beneidet. Ein gesunkenes Weib vergißt nie die ihr gezeigte Verachtung und nur im Verderben des Beleidigers findet sie Befriedigung, nur auf seinem Grabhügel Sühne und Auslöschung des Wortes, das ihr eine ewig brennende Giftwunde stieß. —

Auf solche Weise war Clara in den armseligen Zustand gerathen, worin Bruder und Freund sie fand, und nach wenigen Tagen möchten die Retter zu spät für sie erschienen seyn, denn auch jetzt gab der Arzt geringe Hoffnung, wenn ihm auch Jugend und die treue Anwendung aller denkbaren Heil- und Pflege-Mittel die beste Unterstützung seiner heiligen Kunst darboten. —

(Der Beschluß folgt.)

Kleinigkeiten.

VII.

Das Märzheft der nouvelles de la republique des lettres, Amsterdam 1686 berichtet Seite 353, der in Schillers Wallenstein ebenfalls erscheinende Astrolog Seni, sey vom Herzoge von Friedland durch einen Agenten zu Wien, zu 25 Thaler monatlich aufgenommen worden. Das schien aber dem Heeresfürsten zu unfürstlich; er bestimmte ihm 2000 Thaler jährlich und meinte: Er würde sich schämen, Gelehrte so wohlfeil zu so gutem Preise zu erhalten.

Viel Ehre für die Gelehrten, charakteristisch für den Herzog, hierin zwar nicht ganz neu, aber denkwürdig, weil dies nur 52 Jahre nach seinem Tode, fern von der Heimath verlautbarte, und für diesen Zug ein fremdes Zeugniß mehr liefert.

Die Auflösung der Charade in Nro. 26 ist:

Vergissmeinnicht.

Theaterbericht vom 1. März.

(Beschluß.)

Alle Charaktere, welche an der oben erzählten Handlung Theil nehmen, sind mit sicherer Hand gezeichnet, und eben so wahr als ungezwungen ausgeführt. Ich beginne von Waldheim, weil Herr Dir. Polawsky in der Darstellung desselben seinen vollen Künstlerwerth entwickelte, und uns ein Bild vor die Augen stellte, dessen Würdigung zu den schwierigen Aufgaben der Kritik gehört. Denn es war an seiner Darstellung Alles, wie es seyn sollte, und es würde eine genaue Erörterung dieser Behauptung Keinem nützen, der ihn nicht gesehen hat, und Jedem überflüßig scheinen, der am 1. März in das allgemeine, beifällige Gelächter eingestimmt hat. Waldheim gehört zu den Kurgästen, welche ¾ Jahre darauf los essen und trinken, um sich an einer Heilquelle frischen Appetit zu holen, und zur nächsten Badezeit in Voraus ein Quartier zu bestellen. Alle Leidenschaften und Affekte, welche mit seiner Eß- und Trinklust nichts gemein haben, hat er ohne große Schwierigkeiten besiegt, denn er ist dick und bequem geworden. Einer Weinflasche und seiner Elise gegenüber, die ihm für ein gefälliges Wort dankbar die Hand küßt, verlacht er in seinem weichgepolsterten Lehnstuhle alle Herrlichkeiten eines Schachs von Persien. Hiezu gesellt sich in Betreff seines häuslichen Glückes eine Sicherheit, welche auch der bedenklichste Zweifel nicht zu erschüttern vermag, denn Zweifel zu lösen, kostet Mühe, und Mühe verachtet er. Dabei ist aber nur sein Gedächtniß mit Fett durchwachsen, denn er kann sich keine Namen merken; mit der mäßigen Gabe von Verstand und Herz, welche er der Natur verdankte, hat er aber ziemlich Haus gehalten. Er kann in seiner Art einen guten Rath geben und begründen, er kann zürnen und lachen, und zwar das Erste mit Anstand, das Letztere mit Herzlichkeit; aber es gehört zu beiden nicht wenig. Gerade so stellte Herr Polawsky den Waldheim dar. Maske, Statur und Gang waren ganz geeignet, uns die epikurische Behaglichkeit dieses drolligen Charakters anschaulich zu machen. Das unbezwingliche Lachen über Thalborns komischen Unfall und die würdevolle Mißbilligung, mit welcher er Henrietten das Mode-Journal mit dem fatalen Inhalte überreicht, hat Herr Polawsky als die Extreme betrachtet, bis zu welchen sich Thalheims Gemüth erheben und herablassen kann. Es wäre aber kein Lob für den trefflichen Künstler, wenn Referent die äußerst gelungene Darstellung dieser beiden Momente hervorheben wollte; vielmehr muß Hr. Polawsky wegen der äußerst schwierigen, und doch so gelungenen Nuancirung jener Stellen ausgezeichnet werden, in welchen Waldheim um ein Kleines von der trägen und bequemen Mitte abweicht, oder wenn ich mich figürlich ausdrücken darf, wegen der kurzen unscheinbaren Linien, mit welchen der geschickte Zeichner eine wenig sagende Contour zu einem anziehenden Gesichte zu machen weiß. Es war aber auch, als ob die Augen des Publikums selbst die unmerklicheren Wendungen seiner Darstellung mit Vergnügen verfolgten und wahrnahmen, denn Herr Polawsky wurde nicht weniger am Schluße, als im Verlaufe seiner Scenen beklatscht.

Schärfer konnte der Contrast zwischen einem Phlegmatiker und Sanguiniker nicht hervorgehoben werden, als in den Ensemble's zwischen Polawsky und Ernst (Thalborn). Hr. Ernst bewies in der Wahl dieses allerliebsten „Warum?" nicht nur seinen guten Geschmack, sondern auch in der Darstellung des Thalborn, wie weit er es in der Kunst gebracht habe, ein sorgfältiges Studium hinter die anziehendste Natürlichkeit zu verbergen. Eine so liebenswürdige Ungeduld und Reizbarkeit hat uns Herr Ernst schwerlich in einer andern Rolle vor die Augen gestellt. Selbst in der unartigsten Leidenschaftlichkeit gab sich als Entschuldigungsgrund ein gutes, jugendlich feuriges Herz kund. Auch wußte Herr Ernst die äußeren Formen des Standes, dem Thalborn angehört, recht gut einzuhalten, und das bewegte Leben dieses wohl ausgezeichneten Charakters ohne Zwang und Uebertreibung zu einem schönen Ganzen zu sammeln. Es war, als ob sich die Herren Polawsky und Ernst das Wort gegeben hätten, ihre Darstellung gegenseitig zu reguliren und zu beleben. Möchte dies doch auch bis auf die kleinsten Rollen herab Statt finden, und jeder Schauspieler von der Wahrheit durchdrungen seyn, daß man die Rolle des Andern wohl kennen muß, um die eigene mit Geschick und Erfolg spielen zu können! Kaum in Fabriken läßt sich die Arbeit so theilen, daß der Eine sein Geschäft verrichten kann, ohne zu wissen, was der Andere von ihm erwartet. Herr Ernst war, wie Herr Polawsky, nicht nur in den Extremen des Unwillens, der Eifersucht, und der Freude ausgezeichnet, sondern hielt auch, wo es die Rolle zuließ, die Mitte so geschickt ein, daß sich jede Aufwallung von selbst erklärte. Waldheim und Thalborn sind gute Freunde aus Gewohnheit und Gemüthlichkeit, und es trägt zu ihrem Beisammenleben nicht wenig bei, daß Einer an dem Andern viel zu tadeln findet. Desto komischer erscheint das Verhältniß, daß der geistig überlegene Thalborn sich dem Rathe seines wohlbeleibten Freundes zweimal fügt, und ihn in Ehestandssachen für einen wahren Hexenmeister hält. Darauf war aber auch das treffliche Spiel beider Künstler angelegt.

Dem. Nina Herbst gab Thalborns Gattin „Henriette" vortrefflich. Sie stellte das entschiedene Benehmen dieses Charakters so dar, daß unter Henriettens festem Willen und guter Laune weder der Anstand, noch die Herzlichkeit der Liebe litt. Vorzüglich gelang ihr die Scene mit Thalborn, wo sie seiner üblen Laune die Würde und Entschiedenheit einer ungerecht beleidigten, liebevollen Gemahlin entgegengesetzt, und der Auftritt mit Elise, wo sie die Pflicht mißbilligender Freundschaft mit Würde und Schonung übt. Aber damit wußte sie auch den gutmüthigen Muthwillen und die Lebenslust einer jungen, lebhaften Frau zu vereinigen, ohne die Rolle zu zerreißen. Ihre Rolle war an Umfang und Effekt weit größer als jene der Dem. Friederike Herbst, deßhalb gereicht es dieser Darstellerin zu großer Ehre, daß sie aus den wenigen unbedeutenden Scenen ein Bild schuf, wie es der Dichter gerade haben wollte. Ihre Melancholie in den ersten Auftritten bereitete uns auf das Geständniß vor, welches sie in der verzweifelten Situation des Schlußes nicht mehr verschweigen kann; und Dem. Fried. Herbst führte ihre Rolle so durch, daß wir ihren Entschuldigungsgrund als eine verzeihliche Selbsttäuschung hinnehmen konnten. Sie hüllte ihr Spiel in das alle Herzen gewinnende Licht eines unverschuldeten, geduldig ertragenen und verborgenen Leidens.

Der elegante, geistreich geführte Dialog, der anziehende Gegensatz der Charaktere, die nicht pedantische und doch strenge Einheit, und die heitere Laune, welche der fein gebildete Dichter über das Ganze verbreitete, und die treffliche Darstellung der genannten Schauspieler machen es begreiflich, daß sich das zahlreiche Publikum des 1. März einstimmig für dieses schöne Dramolet erklärte.

Ueber die unterhaltende Posse „Damen und Husaren" wird der Bericht nach der zweiten Aufführung folgen.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 9. März **Nro. 29.** 1834.

Das Dampfschiff.

Seht wie der Wind
Sich spreizt und sperrt,
Wie ein zürnendes Kind
An den Wimpeln zerrt,
Möcht' uns die Fahrt nach Norden wehren,
Werden uns an den Wind nicht kehren;
Die Kraft, die dem Schiffe zeichnet den Lauf,
Wiegt sein Sperren und Drängen nicht auf.

Es kommen die Wogen
Mit Blitzesschnelle
Dahergezogen,
In wilder Hast
Steigt Well' an Welle
Zum Deck empor,
Daß, von gewaltigen Schlägen erschüttert,
Der Eichenbau des Schiffes erzittert,
Wie der Wall der schirmenden Stadt erbebt,
Den ein belagerndes Heer umfaßt,
Und mit dem donnernden Gruß der Geschütze
Der Bürger Wehr zu vernichten strebt.

Doch in des Fahrzeugs
Innerstem Raume
Waltet die unbezwingliche Kraft;
Im Gleichmaß hebet und regt sie ohn' Ende
Hundert gewichtige Eisenhände,
Hundert mächtige Pulse schlagen.
Wie Enceladus Hauch aus Aetna's Kluft
Wirbelt ihr Athem in Flammen empor,
Stößt Ströme von Dampf aus den Nüstern hervor;
Ihr Qualm verschwimmet vom Sturm getragen,
Auf Meilenferne in blauer Luft.

Es fliehen die Ufer,
Der Strom erseufzt
In banger Qual
Unter der Räder zermalmender Wucht.
In wilder Flucht
Schießen die Wasser an jedem Bord,
Gleich Cataracten nach Süden fort;
Und als farbiger Regenbogen
Bricht sich im sprühenden Schaume der Wogen
Helios Strahl.

Wer hat die Waldung
Von Erz belebt?
Wer ist's, der die tausend verschlungenen Zweige
In stetem Wechsel senket und hebt?
Das Höchste, was menschliches Denken erfand,
Hat den Titanen hieher gebannt,
Der kühn der Urkraft entgegen ringt,
Die tosenden Elemente zwingt,
Ob Berge von Wogen entgegen sich thürmen,
Nichts stört ihn in seiner geschäftigen Ruh.

Geist des Menschen! O bliebest Du
So unerschüttert in allen Stürmen.

August Mandl.

Für Theaterfreunde.

Am künftigen Mittwoch, als am 12. d. M. wird zum Besten der Dem. Friederike Herbst das hier noch nicht gesehene Drama „Maria, oder die Pest in Leon,“ von Doktor Pohl, gegeben werden. Die Verdienste, welche sich Dem. Herbst durch so viele ausgezeichnete Darstellungen in den Fächern sentimentaler und feiner Conversations-Rollen um unsere Bühne erworben hat, sind unter dem hiesigen Publikum zu bekannt, als daß ihr Werth durch eine öffentliche Anpreisung gewinnen könnte. Da nun auch die Wahl des oben genannten Drama's durch den Beifall gerechtfertigt wird, welchen sich dasselbe in der Residenz erworben hat, so haben die Theaterfreunde nicht nur von der mit Recht beliebten Darstellerin, sondern auch vom Stücke selbst das Beste zu erwarten. A. M.

Die Stiefmutter.

(Beschluß.)

Als die nächste Morgenröthe eben die Gipfel der fernen deutschen Gebirge bemalt, weckte lautes Hundegebell schon die gemischte Einquartirung des Schlosses, die theilweise erst spät vom gewünschten Schlafe in die willkom-

mene Vergessenheit eingewiegt worden. Es war der Marechal de Camp, der von seiner Meute umgeben, eingeritten. Durch seine gefürchtete Commandostimme aufgerufen, stand Alles schnell in Zeug und Waffen, und selbst der Chevalier, obgleich von Fieberfrost und Wundenpein als Folge seiner leichtsinnigen Vernachlässigung der Blessur ergriffen, trat dem Oheim in der großen Halle entgegen. Der alte, rührige Krieger hatte schon bei Offizier und Gemeinen sich den umständlichsten Rapport erfragt, und seine erste Frage traf den Freiherrn von Esenheim, welcher ihm durch gestern spät eingebrachte Gefangene als Commandant eines Freicorps genannt worden, das, da es aus lauter jagdgerechten Waidmännern zusammen gestellt, bereits der französischen Armee bedeutenden Schaden zugefügt hatte. Als der finstere Freiherr aus seiner Haft vor ihm erschienen, und in seiner gedrückten Stimmung auf die Zornworte des Alten nichts erwiedert, befahl dieser, der sein Schweigen für Trotz und Verachtung hielt, ihn ohne Aufschub in dem Hofe des eigenen Schlosses nieder zu schießen. Da brach Jerome selbst das Siegel seines Geheimnisses, trat heran, nannte sich den Sohn des Gefangenen und bat um des Vaters Leben, der ihn enterbt und verstoßen. Der Marschall fuhr hoch empor; aber ein Courier aus dem Hauptquartier hatte ihm in dieser Nacht das Patent eines General-Lieutenants überbracht, und so waltete eine gute Laune in ihm, und sein Zorn war nur Wetterleuchten ohne Schlag und Donner.

„Ei," rief er mit grinsender Freundlichkeit, „bei der Hexe von Orleans, die Frankreich gerettet und doch betrogen, bist Du ehrlicher Kautz mit den derben Schweizerfäusten auch ein Quintenmacher und Comödienmensch? Sieh, sieh, wer hätte in dem rauhen Keulenschwinger von der Teufelsbrücke ein rheinisches Jünkerlein gesucht? — Aber freilich, wenn Dich der alte boshafte Freischütz dort um Deinen Namen gebracht, so hattest Du ein Recht Dich zu taufen, wie es Dir am besten klang. Du hast mir ein französisches Herz gezeigt, und so magst Du das Leben des bleichen Cavaliers nehmen, obgleich ich gewünscht, Du hättest Dir einen bessern Lohn für Deine guten Dienste erbeten. Aber auf der Stelle muß er nach Landau in die Kasematten, und das in Geheim und gut bedeckt, denn begegneten ihm die Schweizer der Garde, denen seine Buschklepper gestern ihren Major erschossen, möchte kein Fetzen von ihm in der Festung ankommen. Mit meinem Neffen mußt Du Dich außerdem abfinden, der dort im Wundfieber zittert, denn ich sündige an ihm, da ich sein Blut ungerächt lasse." —

Der Lieutenant dankte mit freudigem Lächeln, und der Chevalier drückte dem Freunde die Hand und flüsterte: „Ist er doch Clara's Vater, wenn er es auch nie verdiente zu seyn!" —

Spätere Erörterungen und des Freiherrn Frage brachte die Schloßfrau, die verbrecherische Aurora in das Gedächtniß zurück; doch vergebens ward sie in der Burg gesucht. Endlich fand ein Schütz ihre Haube in einem Nebenhofe des weiten Gebäudes, und ihr Tuch hangend an der hölzernen Befriedigung des unergründlichen Felsenbrunnens, der die Burg mit Wasser versah. Die Elende hatte sich selbst gerichtet. —

Neue Marschordres, das Anrücken der deutschen endlich aufgeweckten Heeresmacht, die Annäherung der Niederländer riefen den General-Lieutenant baldigst von dannen, und der schwer erkrankte Chevalier vermochte nicht ihm zu folgen; er blieb in der Nähe der geliebten Clara, und es ward ihm der Trost, nur durch eine Wand von ihr geschieden, stündlich von ihr zu hören, und jeden Schein von Besserung als beste Arznei empfangen zu können. —

Der furchtbarste aller Kriege, die Frankreich je gefochten, begann; das halbe Europa trat gegen Ludwig den Vierzehnten in die Waffen, und neun Jahre hindurch rang der stolzeste der Könige mit seinen Gegnern um den Sieg. Frankreich zu decken entwarf der gewissenlose Louvois den Plan, eine Wüste um seine Gränzen zu bilden, und er fand in dem General-Lieutenant Melac die eiserne Hand dazu. Die Verheerung der reichen Pfalz, die Einäscherung ihrer schönsten Städte, die Gräuelthaten des von der Verantwortung losgesprochenen Soldaten stehen zur Schande Frankreichs unauslöschlich auf den Tafeln der Weltgeschichte und die Nemesis folgte der Unmenschlichkeit, denn Ludwigs stolzer Plan erlangte sein Ziel nicht, und nach zahlloser Hinopferung seiner Braven mußte er das längst Gewonnene wieder hingeben, und sah sein Land nach Louvois Tode verarmt und seine Krone bedrohter als je zuvor. —

Der Lieutenant Esenheim war seinem alten General in alle Gefährlichkeiten des Krieges gefolgt, hatte sich zum Capitain hinauf geschwungen und sich den Orden verdient. Aber Verwüstung der vaterländischen Gauen, die gränzenlosen Grausamkeiten, die er an Weib und Säugling üben sah, empörten seine Seele, und er nahm mitten auf der Bahn des Ruhmes Abschied von dem ihm liebgewordenen Stande und achtete nicht den Unwillen, mit dem ihn der General-Lieutenant entließ. Als er zuerst sein Vaterhaus besuchte, fand er es eingeäschert und eine unbewohnbare Ruine. Düstern Blicks stand er an den zertrümmerten Mauern, welche die Gräber der Mutter und der kleinen Angela überschüttet hatten, da dachte er der verbrecherischen Stiefmutter und die Trümmer däuchten ihm ein Richtplatz der himmlischen Gerechtigkeit, und ohne Thränen und Trauer zog er weiter.

In Landau erfuhr er den Tod seines Vaters; die Einsamkeit und Beschränkung hatten die Kräfte des alten unverwüstlichen Nimrod's verzehrt. Nachrichten von dem Freunde Philibert lockten ihn in das südliche Frankreich

und hier an den Ufern der Rhone, in den Rosengärten von Vauklüse trat ihm die genesene Clara an Melac's, ihres Gatten Seite, freundlich entgegen; die liebende Sorgfalt des Freundes hatte das Wunderwerk ihrer Herstellung bewirkt, und sie hatte die Liebe durch Liebe belohnt. Doch nicht lange konnte der Feuergeist des braven Jerome das sybaritische Leben in den Gärten Petrarca's und seiner Laura ertragen, es zog ihn wieder zum nördlichen Schauplatz der Männerthaten, und er traf gerade zu rechter Zeit ein, um sich mit seinem alten Kriegshelden Melac in die Festung Landau zu werfen, und diese mit dem rauhen, unerschütterlichen Roland so lange zu vertheidigen bis das letzte Pferd verzehrt und das letzte Stück vom Silbergeschirr des General-Lieutenants zur Zahlung des Soldes der tapfern Garnison zerschlagen worden. Jerome theilte den Lohn seines Generals, eine Offizierstelle in der Gensdarmerie des Königs wurde sein, und in dem glänzenden Paris, das von der Verarmung des Landes wenig empfand, wenigstens nichts zeigte, traf er die schöne Clara mit ihrem Gatten zum zweiten Male wieder, und sein nach dem Frieden wieder gewonnenes Erbe setzte ihn in den Stand, seiner Hochstellung und dem Schwager Ehre zu machen, und den Glanz einer Familie wieder herzustellen, welche durch die Verbrechen einer lasterhaften Stiefmutter dem Erlöschen nahe gebracht worden.

Der Abend zu Castiglione,

oder:

Trennung und Wiedersehen.

(Fortsetzung.)

Erstes Abentheuer.

Der Inhalt des grünen Beutelchens ging auf die Neige. Die ehrlichen Tiroler wußten nicht, daß es in einem Theile der übrigen Welt Mode sey, sein gepinseltes Abbild unter den Spiegel zu hängen. Sie kümmerten sich daher wenig um die Kunst des Malers. Hätte er ihre Gemsen und Viehheerden abzeichnen wollen, so möchte sich wohl eher Arbeit, jedoch wenig Lohn gefunden haben. Zwar bedurften unsere Wanderer jetzt des baaren Geldes nicht so dringend, denn Gastfreiheit herrschte in diesen Bergen; aber jenseits derselben kannte man den Nero aller Dinge, das leidige Geld, desto besser.

Mit einiger Verlegenheit gab Rangau die letzten Kreuzer für einen Labetrank hin. „Sind wir nun rein?" fragte Waldheim lächelnd, als Ersterer vergebens den Geldbeutel umwandte, um vielleicht noch eine versteckte Kleinigkeit zu finden. „„Ganz rein"" — antwortetete er achselzuckend.

„Nun, dann ist's wohl Zeit, daß wir theilen, was ich habe," entgegnete Waldheim mit verklärtem Antlitz; ging abseits, und brachte, wie er sagte, für's Erste drei Louisdor zur gemeinschaftlichen Kasse. „Machen Sie sich keine Sorge," setzte er lächelnd hinzu, als Rangau finster vor sich hinblickte, „ich habe schon noch mehr; und wenn wir sparsam sind, reichen meine Reisepfennige hin, die Reise nach Italien, und zurück zu machen."

„„Hätte ich gewußt,"" sagte sehr mürrisch der stolze Ueberraschte, „„daß Sie mehr besaßen, als ich, nie würde ich jenen Vertrag mit Ihnen abgeschlossen haben; Sie täuschten mich, und sagten mir Unwahrheit, Waldheim, darum bin ich nicht verbunden, jenen frühern Pakt halten zu müssen. So lange ich mir durch Arbeit meinen Unterhalt verschaffen kann, werde ich mich nicht von Andern füttern lassen."" „Wollen Sie mich denn immer kränken mit Ihrer Härte, böser Mensch?" warf, eine Thräne im Auge, Waldheim ein. „Habe ich denn nicht ohne Einwand genommen, was Sie mir als Freund gaben? Warum wollen Sie also meine Gabe verschmähen? Dürfen Sie nur Wohlthaten austheilen, keine annehmen? Stoßen Sie meine Freundschaft nicht zurück, und nehmen Sie ohne Bedenken das, was ich Ihnen, als einen Theil desjenigen wiedergebe, was Sie mir geschenkt haben!"

Waldheim bat so süß, so herzlich, daß sein Freund ein ehernes Herz gehabt haben müßte, wenn er auf seinem Vorsatze beharrt hätte. Er kämpfte zwar schwer mit seinem Ehrgeize, bezwang ihn aber doch endlich, um so mehr, da eine recht gesunde Eßlust sich mit Waldheims Antrage verbündete. „„Sie werden mit Ihren Goldstücken in dieser Kneipe auch nichts aufbringen,"" lachte Rangau endlich, als er den Gefährten, seiner wundgegangenen Füsse ungeachtet, geschäftig hineinlaufen sah.

„Wir wollen einmal sehen," erwiederte der gute Waldheim, „lassen Sie mich nur gewähren."

Rangau gelobte es, und streckte sich behaglich auf die harte Bank. Als er aber bald darauf draußen in der dürftigen Küche die Flamme prasseln hörte, ein kräftiger Butterduft seine Geruchsnerven in Anspruch nahm, und ein Gequirl (unstreitig von nahrhaften Eiern), ein Laufen und Zutragen bemerkbar wurde, als gälte es dem Schmause eines Wiener Gourmands, da richtete er sich doch auf, schlich auf den Zehen in die lebendig gewordene Küche, und sieh da! im Kreise der staunenden Hausbewohner, ein blendend weißes Schürzlein vorgebunden, stand Waldheim vor dem lustigen Herde. Die pauschigen Aermel hatte er nach Kochsgebrauche zurückgestrichen, und ein Paar schneeige Arme, die allerdings gegen das braungelbe Gesicht sonderbar abstachen, wirthschafteten so flink mit Topf und Pfanne, als wären sie von Kindheit auf in dieser Arbeit geübt worden. Rangau stand wie eingewurzelt auf der niedern Schwelle der Küche. Sein Freund, sein täglicher Gefährte, der sonst in jedem

Augenblicke des Tages neben, hinter und vor ihm berging, kam ihm jetzt ganz verändert vor. Die schimmernden Arme, welche sich wahrlich mit den schönsten weiblichen messen konnten, waren ihm eine ganz neue, ungewöhnliche Erscheinung. Die spanische Gesichtsfarbe des neuen Kochs erschien ihm gar nicht so abschreckend als sonst; und das freie Betragen des immer so sittsamen, fast mädchenhaft schüchternen Jünglings gegen die weiblichen Hausgenossen, befremdete ihn nicht weniger. Die neunzehnjährige Tochter des Wirths, eine sehr hübsche Dirne, schmeichelte so dreist dem fremden Manne, und er küßte ihr so unbefangen und zärtlich Wange und Mund, als wenn sich Beide Jahre lang gekannt hätten. Die Eltern sogar, die leichtsinnigen Menschen, sahen übrigens der Scene so gleichgültig zu, als gehöre das zum Kochen. Der unberufene Zuschauer wußte nicht, was er sagen sollte. „Der nimmt die welsche Sitte bald an," dachte er, und beschloß, unter vier Augen dem Heuchler die Wahrheit derb zu lesen. „„Sieh zu, ob er noch schläft,"" flüsterte Waldheim der Kleinsten zu, die in vollen Sprüngen, ehe noch Rangau zu einem Rückzuge sich anschicken konnte, davon eilte, und beinahe über ihn gefallen wäre. „Hier steht er!" schrie die Erschrockene, und in dem Augenblicke antwortete der ganze weibliche Chorus mit hellem Gelächter und Geschrei der rufenden Kleinen.

Waldheim, mit einer Eilfertigkeit, die dem Späher ganz unbegreiflich vorkam, warf, erschrockener wie die Andern, den Quirl von sich, und flog in die dunkelste Ecke der Küche. Rangau aber hatte sich mit seinem vorwitzigen Horchen keinen Vortheil gestiftet; denn er bekam die Trauerbotschaft: daß, weil er die Küchennymphen erschreckt, das würzige Abendbrot durch seine Schuld zum Theil verbrannt sey, und er darum noch warten müsse. Rangau protestirte, wollte sich begnügen; als er aber wieder zum Sitze der Penaten vordringen wollte, wurde er herzhaft zurückgewiesen, und doppelte Wache vor die Küche gestellt. Er mußte sich daher in Geduld fassen, und eine peinliche halbe Stunde warten, bis das dampfende Gericht von der schönen Wirthstochter aufgetragen wurde. Und als er nun begierig einsaugend die würzigen Gerüche, sich weidend an dem wirbelnden Dampfe des gebackenen Hühnchens, da saß, und des Freundes gar ungeduldig harrte, ließ dieser ihm sagen: er könne nicht zum Essen kommen, indem er sich den Finger verbrannt habe. Da sprang Rangau mit gleichen Füßen vom Sitze auf, und zürnte seinem Freunde heftiger, als einst der treffliche Achilleus seinem Liebling, dem stolzen Achajer Könige; er schwor, keinen Bissen zu berühren, wenn Waldheim nicht augenblicklich erschiene. Solche Widersprüche als heute, hatte er in dem stillen Reisegefährten noch nie gefunden.

Giulietta gab sich alle Mühe, ihn zu beruhigen, aber vergebens. Er verlangte ein Nachtlager und that feierlich Verzicht auf das Hähnchen und alles Uebrige, wenn sein Wille nicht erfüllt würde. Das mußte denn endlich geschehen. Waldheim kam. Schweigend und etwas verlegen, setzte er sich ihm gegenüber, und man ließ sich die Speise trefflich munden.

Waldheim mußte nun zur Steuer der Wahrheit den verbundenen Daumen zeigen. Ein Brandbläschen — freilich kaum der Rede werth —, war doch vorhanden, und so der mißtrauische Zweifel Rangau's wenigstens zur Noth gehoben. Er hatte nämlich seinen Freund im Verdachte gehabt, die hübsche Giulietta sey die Ursache seines Wegbleibens vom Tische; denn in ihrem Liebesnetze gefangen, hätte er sich nicht von ihr losreißen können, und sich im Alleinseyn mit ihr recht glücklich befinden wollen. Dem frommen lächelnden Gesichte seines Freundes gegenüber, nahm er seine harten Beschuldigungen alle wieder zurück. Der junge nordische Löwe war wie durch einen Zauberschlag gelähmt, lammfromm geworden. Er erwiederte sogar wenig darauf, als Waldheim durch eine feine Anspielung auf die vorhergegangenen Ausbrüche seines Jähzorns zu spötteln wagte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Lord Strange hatte eine große Vorliebe für alles Französische. Er befand sich einst im Unterhause, als dort ein Antrag zu Gunsten der Spitalfields-Tuchweber gemacht werden sollte. Während man darüber verhandelte, wandte sich der Lord an den hochbejahrten Crumpen, der vor vierzig Jahren eine Tuchfabrik gehabt, und nachdem er mit ihm ein Langes und Breites sehr freundlich gesprochen, bat er ihn, er möchte doch einmal das Tuch seines Kleides befühlen, hinzusetzend: „Gestehen Sie nur, Sir! solch Tuch kann man doch in England nicht anfertigen. Da muß ich denn wohl dergleichen einschmuggeln, um anständig gekleidet zu seyn."

Der Greis befühlte das Tuch, lobte dessen Feinheit und Appretur und sprach dann: „„Es ist mir lieb, Mylord, daß Ihr Schneider Ihnen dies Tuch in die Hände gespielt hat. Es ist eines der Besten, das ich für ihn machen lassen, denn es sind viele tausend Stücke von dergleichen sogenannten französischen Tuchen in meiner Fabrik angefertigt worden.""

„Ist das wahr?"

„„Das kann ich auf Ehre versichern, und will's beschwören, wenn es verlangt wird.""

„Wenn das ist!" rief der Lord aus: „so bin ich von jetzt an nur Engländer von Kopf bis zu den Zehen."

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

# Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 11. März **Nro. 30.** 1834.

Die beiden Sioux.

(Mündlich aus Missuri.)

Aus den atlantischen Nächten, von Thorwald, Stralsund, 1832, bei Struck's Witwe. *).

Unter den zahlreichen Niederlassungen, welche nach anerkannter Unabhängigkeit im Gebiete der vereinigten Freistaaten durch die, wie Zugvögel, nach Amerika schwärmenden Europäer entstanden, zeichnete sich die Schweizer-Colonie, Neu-Breisach, in der nachmaligen Provinz Missuri, durch schnelles Emporblühen aus. Der verdoppelte Fleiß, den sie als äußerster Punkt aller neuen Ansiedelungen, als Scheidewand zwischen Wildniß und Kultur, in dem weiten, unbekannten Landstrich, dessen finstere Waldungen die majestätischen Flüsse Missisippi und Missuri durchströmen, den Zerstörungen der feindlichen Indianerstämme der Sioux, der Osagen, der Arkansas und Missurier, deren Jagdgebiet sie zum Theil einnahm, entgegen stellte, trug besonders dazu bei, und verbreitete früh ihren Namen. Sie erlitt aber durch ihre Lage und den damit verbundenen beständigen kleinen Krieg mit den streitbaren Indianern, manchen schmerzlichen Verlust an ihrer Bevölkerung, und würde vielleicht untergegangen seyn, wäre nicht immer neue, junge Mannschaft aus dem menschengesegneten Schweizerlande hinzugeströmt, gleich tüchtig zur Arbeit, wie fähig zum Kampfe. So bildeten auch in der neuen Welt Deutsche die Vormauer gegen drohende Feinde, und machten ihren Namen berühmt in den tiefsten Wildnissen des endlosen Amerika's, wie in den seligen Gefilden des glücklichen Arabiens **).

*) Die in diesem Werke enthaltenen Erzählungen und Kriegsbilder sind die bearbeiteten, hinterlassenen Skizzen eines nach Amerika ausgewanderten, früh Entschlafenen, in den heitern Nächten dieses Welttheils niedergeschrieben. Daher der Titel, den Freundestreue als stilles Todtenopfer gewählt.

**) In den Ebenen von Poitiers schlug Karl Martell mit den deutschen Schaaren den furchtbaren Abdol-Rahmen in der unsterblichen Schlacht, und wandte von Europa das gezückte Schwert der Sarazenen, 732.

Die Colonie Neu-Breisach glich einem Kroatenvolke an der türkischen Gränze. Jedes männliche Haupt war Ackersmann wie Krieger, fehlte selten mit seinem canadischen Rohr, und kämpfte rüstig und gewandt mit dem furchtbaren Messer im Handgemenge gegen die Wilden. Nur eines Zeichens ihrer Annäherung bedurfte es, und eine streitbare, hochstämmige Männerschaar zog aus zum Kampfe auf Leben und Tod mit den finstern Söhnen der Wälder. Der indianischen List würde es dennoch häufig gelungen seyn, die Schweizer zu überfallen, hätten diese nicht so treue Wächter gegen ihre blutdürstigen Feinde gehabt. Es waren gewaltige Bullenbeißer, vielleicht die späten Nachkommen jener historisch gewordenen Hetzhunde, welche einst die nackten Leiber der sanften Peruaner und Mexikaner zerfleischten. Diese Thiere dienten den Colonisten als sichere Vorhut gegen die schleichenden Wilden, und hatten einen so scharfen Geruchsinn und angeerbte Wuth auf die Kupferrothen, daß sie diese in weiter Ferne schon witterten, und in ein gräßliches Geheul ausbrachen. Alles griff schnell zu den Waffen, und folgte den blutlechzenden Hunden zur Jagd auf die Indianer. Diese verwünschten den feindlichen Instinkt der Thiere, haßten sie so bitter, als ihre Herren, und gaben diesen den verächtlichen Namen „Bullenbeißer.“

Die Biederkeit der Schweizer zeigte sich indessen stets gastfrei gegen den einzelnen Indianer, der, bewogen durch die Umstände, in ihre Colonie kam, und gleich willig, die kindischen Wünsche des Waldsohnes zu erfüllen. Dies lockte mit der Zeit an, und bald war es nichts Neues mehr, kleine Trupps Indianer in der Kolonie zu sehen, die von Haus zu Haus gingen, halb bittend, halb trotzig, Branntwein und Schießpulver zu fordern. Endlich riß dies so ein, daß es eine förmliche Contribution ward, die den Colonisten lästig fiel, so treuherzig diese auch gesinnt waren, durch mäßige Opfer ihre Feinde zu versöhnen, da wirklich seit dem Besuche der Wilden die Ueberfälle seltener sich ereigneten. Die rothen Männer wurden daher häufiger mit Entschuldigungen abgewiesen; doch versuchten sie

es, durch Gewohnheit getrieben, erst überall, ehe sie mit leeren Händen die Colonie verließen, und merkten sich genau die Häuser, wo man aus Furcht oder Gutmüthigkeit willfähriger gegen sie war.

Der gastfreiste Mann gegen die Indianer war Jakob Schwarzbacher, ein biederer Greis, der durch rastlose Betriebsamkeit in den Jahren der Kraft, durch den ihn ablösenden unermüdeten Fleiß seiner beiden wackern Söhne Günther und Berthold, und durch die geschäftige Häuslichkeit seiner blühenden Tochter Else, sich im Wohlstand befand. Sein Wort galt hoch bei den Männern, und seine Kinder waren die Zierde der Gemeinde. Die kühnsten und stärksten, die edelsten und männlichsten Jünglinge waren Günther und Berthold, das reizendste Mädchen Else. Die unzertrennlichen Brüder galten als die sichersten Schützen, als die gewandtesten Ringer, und als die verständigsten im Ackerbau. Else war die beste Meierin, die feinste Köchin und die fleißigste Spinnerin; dabei so schön, wie der junge Morgen. Häufig sprachen Indianer beim Vater ein, und schienen, trotz der Vorzüge, welche ihre rothe Haut vor den bleichen Gesichtern in ihren Augen zu haben schien, nicht gleichgültig gegen die Anmuth des blühenden Schweizermädchens zu seyn; lächelten wohlgefällig, wenn sie ihnen auftrug, und der Ruf von ihrer Schönheit verbreitete sich unter den Waldsöhnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abend zu Castiglione,

oder:

Trennung und Wiedersehen.

(Fortsetzung.)

Die Unbekannte.

Ausgesöhnt traten also des andern Tages die beiden Freunde friedlich ihre gemeinschaftliche Reise wieder an. Zwar konnte es bei Rangau's heftiger Gemüthsart, und bei den mancherlei Eigenheiten, die Waldheim besaß, an ähnlichen kleinen Vorfällen nicht fehlen, wie der im letzten Wirthshause. Sonderbar! war es Mißtrauen oder Eitelkeit, war es Liebe zu übertriebener Reinlichkeit, daß Waldheim sich in jedem Wirthshause ein besonderes Schlafstübchen geben ließ, daß er sich von seinem Freunde oft auffallend zurückzog, und selbst das angebotene brüderliche „Du" so eigensinnig zurückwies, und daß er sonst manche Angewöhnung einer auf seinen Körper Bezug nehmenden ängstlichen Erziehung nicht ablegen mochte, wer wußte das? Dennoch trotz dieser kleinen Verdrießlichkeiten hätte man doch ein Pärchen Reisender wohl noch suchen mögen, welches sich gegenseitig so gut vertragen hätte. Zürnte, schmälte, tobte Rangau, so schwieg Waldheim, denn er wußte, daß im Verlaufe einer halben Stunde der Jähzornige reuig wiederkehren würde, und mißvergnügtes Schweigen weit mehr Eindruck auf dessen Herz mache, als die Zunge eines Demosthenes im Stande gewesen wäre. „Ich kann nicht mit Ihnen streiten," sagte nach einer jedesmaligen Versöhnung Waldheim. Mit Ihren Kenntnissen, mit Ihrer feurigen Einbildungskraft kann ich nicht Schritt halten. Warum sollte ich mit Ihnen kämpfen? Sie würden mir meine besten Gefühle aus dem Felde schlagen; darum ergebe ich mich!" —

„„Warum weisen Sie das trauliche „Du" zurück? Ist das Stolz oder Grille von Ihnen?"" fragte Rangau dringender.

„Sie sind leidenschaftlich und heftig, lieber Freund," erwiederte der Gefragte. „So wie Sie lieben, rasch und unbedacht, so könnten Sie auch auf gleiche Weise verdammen. Ich will Ihnen daher keine Verbindlichkeit auflegen."

„„Warum verstecken Sie sich aber vor mir wie ein Mädchen? Diese Sonderbarkeit gränzt doch wohl an das Läppische.""

„Keinesweges! wir wollen unsere Schwächen gegen einander aufheben: Neugier gegen Eitelkeit. Ich gestehe Ihnen, daß ich ein Körpergebrechen an mir habe, welches ich vielleicht aus allzuweit getriebener Schamhaftigkeit Niemand sehen lassen möchte."

Rangau brummte ein ungläubiges Hm, Hm! mußte sich aber beruhigen, und das Gespräch war abgebrochen.

Das schöne Italien hatte seine Blüthengärten vor der Reisenden Sinnen aufgeschlossen. Waldheim hatte freilich keine gründlichen Kenntnisse von der Geschichte und den Alterthümern dieses klassischen Bodens, allein Rangau's Belehrung, so wie ein ausgezeichnetes Gedächtniß und vorzügliche Wißbegierde, brachten ihn bald dahin, daß er über Gegenstände, die er jetzt vor Augen sah, und deren Namen er früher nicht einmal wußte, mit seinem Freunde sprechen konnte. Oft zu Rangau's innigem Vergnügen, antwortete es in des Freundes Brust auf den Ton, welchen er nur im Vergessen seiner selbst angeschlagen hatte. Ein richtiges Gefühl leitete den in wissenschaftlicher Hinsicht weniger Gebildeten häufig auf die richtige Straße.

Als Rangau ihm, gelagert unter den Schatten tausendästiger Kastanien, eine vollständigere Uebersicht der römischen Geschichte geben wollte, wunderte er sich nicht wenig über manche scharfsinnige Aeußerung, die ihm des Schülers unbefangener Geist gab. So hatte Rangau, schwörend auf des Meisters Wort, um nur einzelne Namen zu berühren, sich über die Quelle, aus der diese oder jene angebliche Großthat des Alterthums floß, den Kopf nicht zerbrochen, und über dem Glanze das Edle und Rechte leicht vergessen. Aber Waldheim, nicht durch Vorurtheile eingenommen, urtheilte oft anders. Im Romulus z. B. sah er nicht den, göttlicher Verehrung

würdigen König, sondern den Brudermörder, den Kain. „Eure Lukrezia," sagte er, „war nicht keusch, nur stolz zu nennen; und ein Richter wie Manlius, der seinen eigenen Sohn kaltblütig verdammen kann, ist kein Mensch; ein Vater, der seiner Tochter den Mordstahl selbst in die Brust stößt, wie Virginius, ein fluchwerther Tyrann; ein Mensch, der seinen Wohlthäter erdolcht, wie Brutus*) den Cäsar, nie ein edler Mann, und wenn er tausend Republiken dadurch rettete. Schweigt mir mit Euern hochherzigen Römern. Ich kann sie nicht lieben in ihrer wilden blutigen Größe!"

Rangau schüttelte dann den Kopf, stritt anfänglich heftig gegen die ungewöhnliche Behauptung, fand aber nicht selten hinterher, daß der Gegner so ganz Unrecht nicht habe.

Lagerten sie Abends in einem Limonienhaine unter tausendjährigen Trümmern, mit Epheu und andern Pflanzen üppig umrankt, in der Grotte einer noch lebenden Najade, oder an den glänzenden Gestaden der hallenden See, wo nur der Gefühlvolle Werth für den Gleichgesinnten hat, dann schienen Beide keines Dritten in der Schöpfung mehr zu bedürfen. Wenn Rangau's blühende Phantasie alle Himmelsräume mit Raphael'schen Madonnen und Guido'schen Engelsköpfchen hinreichend bevölkert hatte, dann zog ihn Waldheim an unsichtbaren Rosenketten nieder zur Erde, führte ihm neben Italiens Schönheiten auch des theuern Vaterlandes Vorzüge vor das innere Auge: den Liebreiz, die Treue seiner Töchter, die Redlichkeit seiner Männer; und Rangau, nachdem er sich satt geschwelgt hatte in den Blüthendüften der Orangen, behauptete dann sehr undankbar, daß es doch herzerhebender sey, die alten deutschen Eichen über seinem Haupte sausen zu hören, kräftiger für die Nerven, den Duft frischer Tannen einzusaugen, als die würzigen Gerüche der edlen italischen Fruchthaine. Dennoch mußte Waldheim von Zeit zu Zeit den Jüngling mit der Flammenbrust zurückhalten, wenn er auf der andern Seite wieder zu weit gehen wollte. Er wußte, daß schon mancher Rinaldo aus diesen Gärten der Armida nicht zurückkehrte; er mußte daher seiner Neigung ein Gegengewicht in der Vaterlandsliebe geben, und hielt es für zweckmäßig, ihn, wenn er begeistert von der Natur, und manchen sittlichen Vorzügen dieses Landes, Standreden hielt, unvermerkt auch auf die Schattenseite hinzuweisen. „Unsere nordische Sonne lacht nicht so heiter wie diese," sagte er nachgebend, „unser Land bedeckt sich nicht mit solchem Reichthume der köstlichsten Blumen und Früchte; unser Volk ist nicht so feurig, wie dieses hier, unsre Mädchen sind nicht so schön und geistreich, das gebe ich Alles zu; aber die gute Sonne des Nordens kocht auch dagegen nicht den Hauch unserer Sümpfe zu Gift, erschafft nicht die Viper und den Skorpion, der unter dem sammtnen Rasen kriecht; unser dürftige Boden ist nicht die Feueresse verderbenschwangerer Vulkane, und nimmt in einem Augenblicke zurück, was er Jahrhunderte zuvor geschenkt hatte; unser deutsches Volk liebt und vertheidigt seine Fürsten; unsere Mädchen, wenn auch nicht so schön als die Römerinnen, sind doch beständiger und dingen keine Banditen."

Rangau konnte dem Freunde das nicht in Abrede stellen; „„Du hast recht Waldheim!"" rief er aufspringend, und drückte den Lobredner des lieben Vaterlandes in die Arme, ohne sich an das Abwehren seines Kußes und des traulichen „Du's" zu kehren.

In Castiglione betraf den armen Rangau ein kaum zu ersetzender Verlust. Er verlor nämlich auf einem Spaziergange sein Herz. Beschäftigt, eine reizende Aussicht auf's abendlich erhellte Meer, mit seinen Fischerbarken und Gondolierern, aufzunehmen, erblickt er zwei weibliche Gestalten, die der Stadt zuwandeln. Eine derselben, von etwas mehr als gewöhnlicher Frauengröße, gebaut wie eine Juno, fällt ihm sogleich auf, ehe er noch ihr Gesicht gesehen. Hastig legt er seine Zeichnung in die Mappe, und folgt in einiger Entfernung den Schönen. Eine Ahnung sagt ihm: „hier findest Du Dein Ideal!" In der angenehmen Hoffnung, doch einmal einen Rückblick seiner Göttin abzugewinnen, folgt er unverdrossen. Seine Hoffnung täuscht ihn nicht. Die in's Meer hinabsinkende Sonnenscheibe und das purpurne Abendgewölk zu betrachten, kehren sich die Damen wirklich noch einmal um.

Die Sonne strahlt ihre freundlichsten Scheidegrüße auf die lieblichen Gesichtchen, und dem feurigen Rangau geht der Himmel in dem Antlitze der höhern Gestalt auf. Er meint, nie ein schöneres Oval, nie sprechendere blaue Augen, nie einen zartern, kleinern Mund, eine frischere Färbung der Wangen gesehen zu haben. Er kann nicht fertig werden, bei sich die goldene Lockenpracht, welche wie ein Nimbus das blühende, üppige Mädchenhaupt umgab, zu bewundern, und doch gemahnt es ihn, als schimmm're das reizende Bild so lang in seinem Herzen.

Während jene ihre ganze Aufmerksamkeit dem prachtvollen Sonnenuntergange zollten, und ihr aufgeregtes Gefühl manches „Ach" ihrer jubelnden Brust entlockte, stand Rangau seiner Sinne kaum mächtig, seitwärts von ihnen, und schien die Empfindsamkeit der Damen parodiren zu wollen; denn auch aus seiner Brust stahl sich von Zeit zu Zeit ein tiefes „Ach!" hervor, welches indeß, seinem Standpunkte nach zu urtheilen, unmöglich der Sonne gelten konnte. Die Damen bemerken bald den Bewunderer, halten ihn für einen Spötter, und sind im Nu Beide hinter dem nahen Gebüsche verschwunden, in welchem sich der Fußpfad verliert. Rangau stürmte ihnen nach, aber vergebens; denn da der Weg sich plötzlich theilt, wählt er den falschen Pfad. Kein Kind begegnet ihm, das nicht befragt wird; aber wer soll in der Beschreibung des liebetrunkenen Jünglings die Mädchen erkennen? Jeder lacht und geht. Spät in der Nacht erst kommt er in seine Wohnung. Waldheim ruht schon im abgesonderten Gemach auf seinem Lager, und so kann der Bedrängte auch vor ihm das volle Herz nicht ausschütten. — Glühend wie ein Vulkan wirft er sich auf's Bett, aber Morpheus flieht ihn, und seufzend durchwacht er die Nacht. —

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Visconti hat in den neuesten Zeiten erwiesen, daß Brutus ein Mann von schwarzem Charakter war.

Musikalisches.

Am 3. d. M. produzirten die Herren Buschmann ihr Terpodion auch im k. ständischen Theater. Das zahlreiche Publikum schien an diesem wohltönenden, zum Gefühlsausdrucke so ganz geeigneten Instrumente noch ein größeres Wohlgefallen zu finden, als in dem neulich veranstalteten Concerte. Da auch die Wahl der Stücke weit angemessener, und der Vortrag derselben sehr gelungen war: so wurden die Herren Buschmann beide Male einstimmig gerufen, und anhaltend beklatscht. Der Versuch, die mündlichen und schriftlichen Lobpreisungen großer Kenner durch die That zu rechtfertigen, fiel demnach für den Erfinder des Terpodions sehr ehrenvoll aus, und es wäre den Herren Buschmann nichts so sehr zu wünschen, als daß ein tüchtiger, mit dem Terpodion vertrauter Compositeur eigene Stücke für sie komponirte oder vorhandene Compositionen für dieses herrliche Instrument einrichtete. Wir haben in Mozartschen, Haydnschen, Beethovenschen und Spohrschen Compositionen eine Fülle von einschmeichelnden und tiefergreifenden Andante's und Adagio's, die sich mit Vortheil für das Terpodion bearbeiten ließen, ja mit den nöthigen Weglassungen könnten für jenen Theil des Publikums, welcher sich an den Gaben der Tonkunst lieber erheitern, als erheben und erbauen will, auch ansprechende Concertino's und Variationen für das Terpodion eingerichtet werden.

Am 6. d. M. fand in der gegenwärtigen Faste das erste Quartett des Herrn Prof. Pixis Statt. Die zahlreiche Versammlung bewies zur Genüge, daß sich das Gute von selbst empfehle, und daß zwei Concertenkreise für ein Jahr gar nicht zu viel seyen. Der Adventcyklus schien die Erwartung für den gegenwärtigen Kreis nur gespannt zu haben, und wiewohl die Quartette des Herrn Professors nicht öffentlich angekündigt wurden, so hatte sich der Salon und das daranstoßende Zimmer doch mit einer bedeutenden Menge von aufmerksamen Zuhörern erfüllt. Das Zeichen zum Anfange verbreitete und unterhielt selbst bei dem Fesca'schen Quartette die tiefste Stille im Saale, die nur am Schluße der einzelnen Nummern den Aeußerungen des Beifalles über die ausgezeichnete Produktion Platz machte. Referent kannte Herrn Fesca bisher nur als Vocalcompositeur, namentlich aus einem für zwei Chöre würdig und effektvoll gesetzten „Vaterunser," (welches im Vorbeigehen gesagt, hier noch nicht aufgeführt worden ist); desto begieriger war er, den gemüthlichen Tondichter auch von einer andern Seite kennen zu lernen. Indessen läßt sich zwar seinem Quartette eine besondere Gefälligkeit der Motive nicht absprechen, allein es schien uns auch, als ob Herr Fesca eben in dem Streben nach annehmlichen Gedanken und Wendungen, theils an das Gemeine, theils an das Süßliche streife, und als ob der Mangel an Kraft auch in der Vernachläßigung schlagender Gegensätze seinen Grund habe. Im Adagio, welches auf den ziemlich süß und gleichförmig gehaltenen ersten Satz folgte, hoffte Referent aus einer pikanten Begleitung des Violoncells auf einen eingreifenden Wechsel der Gedanken und ihrer Behandlung, fand sich aber in seiner Erwartung auf den folgenden Menuett verwiesen, und auch dieser sprach den Referenten wie erzwungene Laune an. Nichts desto weniger sind wir Herrn Professor Pixis für die Wahl dieses Quartettes darum Dank schuldig, weil das Neue unter solcher Darstellung den Gesichtskreis erweitern und bestimmen hilft, und nicht Jeder in jedem Augenblicke geneigt ist, einen Schiller oder Klopstock oder Jean Paul zu lesen. Fesca's Quartett gehört zu dem Genre der Dichtungen eines Salis oder der Geßnerschen Idylle. Eine desto größere Wirkung brachte Beethovens darauf folgendes Quartett in C dur hervor. Selbst der erste, an Klarheit und Faßlichkeit den übrigen nachstehende Satz brachte eine erfrischende Wirkung auf das zahlreiche Auditorium hervor; aber bei dem fast dämonischen Andante in A moll hörte man keinen Athemzug. Die kühnen Gänge, welche auf den idyllisch klagenden Schluß des ersten Motivs folgen, erschüttern und halten uns unwillkührlich in dem magischen Kreise eines Gefühls gebannt, welches sich in seiner Wehmuth und Schwermuth kaum durch den kalten Gedanken bestimmen läßt. Amarezza und Dolcezza sind in diesem wunderbaren Tonstücke keine vom Verstande ausgehenden Redefiguren, sondern wie durch den Drang einer Naturnothwendigkeit geboten. Es dauerte einige Augenblicke nach dem letzten verhallenden Tone, bis sich das Publikum über die Empfindung, in deren Tiefen es Beethoven versenkt hatte, gegen einander verständigen konnte. Wie wohlthätig wirkte aber nun das wahrhaftige Gracioso des folgenden Menuetts, und das dithyrambisch hinstürmende, meisterlich kontrapunktirte Schlußpresto? — Referent kann sich die Exekutirung dieses in so vieler Hinsicht schwierigen Tonstückes nicht besser denken, und der unwillkührlich laute, in dieser Form ungewöhnliche Ausbruch des Beifalls war für die Herren Produzenten (Herr Prof. Pixis für die erste Violin, Herr Prof. Huttner für das Violoncello, Herr Mildner für die zweite Violin, und Herr Machaček für die Alto-Viola) das sprechendste und rühmlichste Zeugniß ihres seelenvollen und virtuosen Zusammenwirkens. Man kann sich wohl kaum eine fröhlichere Stimmung denken, als in welche die ganze Versammlung durch den glänzenden Schlußsatz des originellen Tonstückes versetzt wurde. Aber es wurde nebst dem Beethovenschen Quatuor noch ein zweites Meisterwerk in Onslows Quintuor aus D moll aufgeführt. Man kann diese seelenvolle schwärmerische, und doch leicht faßliche Tondichtung vorzüglich bei solcher Besetzung und Exekutirung nicht oft genug hören. Am Quintuor nahm auch Herr Boch (zweites Cello) einen recht löblichen Antheil. Uebrigens muß es sehr gebilligt werden, daß Herr Professor Pixis auf jede der drei Eintrittskarten ein Repertoir des Aufzuführenden drucken ließ.

Am 9. erwartete die Freunde der Musik ein zweiter hoher Genuß, indem an diesem Tage das Conservatorium der Musik seine zweite Akademie gab. Das erste große Ensemblestück war Beethovens erste Symphonie. Das hiesige Conservatorium hat sich vor etlichen Jahren mit einem wahren Heroismus zur Produktion der neunten und letzten Symphonie des genialen und noch immer nicht genug gewürdigten Meisters entschlossen, und sich in der siegreichen Durchführung dieses Riesenwerkes keinen geringen Ruhm erworben. Desto begreiflicher ist es, daß auch Beethovens leichteste und schon öfter aufgeführte Symphonie mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt wurde. Der feurige Menuett mit dem zarten Trio wurde stürmisch begehrt, und auch der Schlußsatz hätte sich wahrscheinlich derselben Auszeichnung erfreut, wenn die für die Akademie anberaumte Zeit eine zweite Wiederholung erlaubt hätte. Ich habe in diesen Blättern nicht versäumt, die innige Hochachtung auszusprechen, mit welcher Beethovens Muse meine ganze Seele erfüllt. Dies kann mich jedoch zu keiner so abgöttischen Verehrung hinreißen, daß ich die gefährliche Rivalität verkenne, welche Beethoven in seiner ersten und zweiten Symphonie mit Mozart und Haydn eingegangen ist. Erst mit seiner dritten Symphonie (Sinfonia eroica) trat er als ein Genius auf, der sich eigene Formen schafft, und sich freier und kühner erhebt, als alle ihm verwandten Geister. Ich gestehe daher, daß es schon Jahre lang zu meinen innigsten Wünschen gehört, die eben nicht unfaßliche 5. Symphonie in C moll, oder die 6. in F dur (Pastoral-Symphonie) durch das unvergleichliche Orchester unseres Conservatoriums aufführen zu hören. Namentlich würde die 6. gewiß alle Herzen und Hände in Bewegung setzen. Nichts desto weniger konnte sich Refrrent über seine getäuschte Hoffnung leicht durch die vortreffliche, wahrhaft erfrischende Exekutirung der 1. Symphonie trösten.

(Der Beschluß folgt.)

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 14. März | №. 31. | 1834.

Der Abend zu Castiglione,
oder:
Trennung und Wiedersehen.
(Fortsetzung.)

Doppelt schmerzliche Trennung.

Der Tag war kaum angebrochen, noch schwammen die Nebel unzertheilt auf den dunklen Meeresfluthen, und ein frischer Morgenwind jagte muthwillig die leichten Wölkchen an dem erglühenden Himmelsgewölbe umher, da tummelte sich auch schon unser Maler im Freien. Eine Fieberhitze brannte auf seinen Wangen, sein irres Auge suchte überall. Schon dreimal hatte er den verhängnißvollen Pfad, in dessen Windung am vergangenen Abend seine Huldinnen verschwunden waren, betreten, doch stets vergebens. Es schien nicht, als trügen die Mädchen ein gleich großes Verlangen, die Sonne auf- wie untergehen zu sehen. Eben hob sie sich dort aus den Fluthen empor, die stolze Tageskönigin; die Nebel zerflossen in dünnen, lichthellen Streifen, die Luft war noch kühl, und schwere Thautropfen hingen an dem Grase; da konnten doch unmöglich zarte Mädchen wandeln, das sowohl, als die Wahrscheinlichkeit, daß sich die beiden Damen einem abermaligen Spotte nicht aussetzen würden, leuchtete Rangau deutlich ein, und er mußte sich's gestehen, zu voreilig Hoffnung zu Wiedersehen gehegt zu haben. Mit übereinander gekreuzten Armen, gedankenlos, die starren Blicke auf das brandende Meer geheftet, stand er theilnahmlos vor der armseligen Fischerhütte, welche am Meergestade errichtet war. Ein braunes Fischerweibchen, beschäftigt mit zwei blühenden Knaben, riß ihn aus seiner Träumerei, durch die schelmische Frage: ob er schon so früh ein „Stell-dich-ein" mit den jungen Damen verabredet habe? „Mit wem?" fragte der freudig aufhorchende Rangau, und forschte, ob er nicht hier die erwünschte Auskunft erhalten könne. Die Fischerin war aber Tags vorher nur Zeugin des sonderbaren Zusammentreffens gewesen; doch kannte sie wenigstens den Namen und Stand der Kleinern, beschrieb ihm ihre Wohnung, versicherte ihn, daß ihr Vater aus fremden Landen vor langen Jahren hieher gezogen sey, sich hier als Kaufmann ansässig gemacht, und bedeutendes Vermögen erworben habe; die Größere aber kannte sie nicht, nur behauptete sie, daß diese nicht aus Castiglione seyn könne, sondern wahrscheinlich eine Freundin der Kaufmannstochter wäre.

Rangau fühlte sich glücklich, wenigstens eine Spur von der reizenden Erscheinung, welche sein ganzes Wesen einzunehmen anfing, erhalten zu haben. Er dankte dem Fischerweibe mit einer Erkenntlichkeit, als wäre es seine erste Wohlthäterin, und beschenkte ihre Knaben weit über seine Kräfte. Dann flog er in seine Wohnung, die Zeichengeräthschaften zu holen. Augenblicklich wollte er zu dem beschriebenen Kaufmanne eilen, hoffend, die unbekannten Engel dort zu sehen. Waldheim begegnete dem Freudetrunkenen im Wirthshause, der ohne Morgengruß mit den Worten an ihm vorüberstürmte: „Ich weiß, wo sie wohnt!" Der Vernachläßigte schüttelte lächelnd den Kopf, und konnte eine kleine Neugier nicht besiegen. Es war ihm nicht genug zu erfahren, daß sein Freund nun wußte, wo sie wohne, er wünschte natürlich auch zu hören, von wem die Rede sey, und verlangte darüber Auskunft. Die war aber nicht so leicht zu erlangen, denn Rangau betheuerte, daß er keinen Augenblick versäumen dürfe. „Mein Gott, so höchst eilig werden Sie's doch nicht haben, um mir eine so unbedeutende Frage nicht einmal beantworten zu können?" — „„Ja wohl, ja wohl! sie könnte jetzt abreisen, und ich wäre auf ewig unglücklich!"" rief Jener, schon im Fortlaufen begriffen. Waldheim erröthete und trat zurück. „Entschuldigen Sie, das habe ich nicht geahnet," sagte er, und machte eine Bewegung, welche den unartigen Stürmer auf einen Augenblick zur nüchternen Besinnung zurückführte. Schon war er im Begriff, zurückzukehren, und sich zu entschuldigen, aber der Augenblick drängte vorwärts. Der Freund blieb ihm ja, die Fremde nicht; verschwunden war er.

Mit Fragen kommt man nach dem Sprichworte durch die Welt. Der Verliebte hatte daher auch durch dieses



einfache Mittel den deutschen Kaufmann bald erkundet, und seinen Namen: Signor Kraftini (Krafting) erfahren. Sein Herz klopfte fast hörbar, und die Hand zitterte mächtig, da er vor dem zierlichen Häuschen stand, wo er das holde Geschöpf finden sollte. Anfangs war es ihm lieb, daß man nicht auf sein Anläuten hören wollte, konnten doch nun die Blutwellen sich etwas besänftigen, konnte er sich doch einiger Maßen sammeln; endlich aber dauerte es ihm denn doch zu lange, und es befremdete ihn, daß es so gar still im Häuschen war. Er blickte auf, und sah nach einer geraumen Weile erst, daß die Fenster mit Laden verschlossen waren.

„Signor Kraftini ist mit der Tochter verreist," scholl es aus dem Nachbarhause herüber. Aus seinen Himmeln herabgestürzt, stand der Arme, und war außer sich. Der dienstfertige Nachbar wußte ihm nichts Näheres mitzutheilen, als daß ungefähr vor einem Viertelstündchen des Kaufmanns Wagen jenem Thore dort zugerollt sey, in welchem außer dem Vater und der Tochter noch ein sehr schönes Frauenzimmer sich befunden habe. Ein hoher Koffer sey hinten aufgeschnallt gewesen, und eine Menge Schachteln — wie man sie gewöhnlich bei den deutschen reisenden Frauen sieht, hätten den leichten Wagen angefüllt, so, daß kaum ein Plätzchen für des Vaters Pudel übrig geblieben wäre. Gar besonders aber wunderte sich der Redselige, daß ein grünes Reisetäschchen, wie Fuß-Reisende es mit sich führen, auch mit in den Wagen gehoben worden sey; der Alte könne doch unmöglich damit seinen Rücken beschweren wollen, meinte er, und die beiden hübschen Signoren noch weniger, u. s. w.

Am Schluße seines langen, aber wenig sagenden Berichtes erzählte er noch, daß der Kaufmann bloß im raschen Davoneilen geäußert hätte: in vier Wochen gedenke er zurückzukehren.

Rangau's erste Bewegung war, dem Wagen auf gutes Glück nachzulaufen. Gern hätte er sein bischen Habe dem Wirthe zur Vergütung der Zeche überlassen, und wäre in des berühmten Fußgängers Grotbues Art, in gerader Richtung dem Laufe des blauen Wägelchens, mit den beiden Schwarzen bespannt, nachgerannt; aber der besonnenere Nachbar hielt ihn zurück. „Sparen Sie die Mühe, jene raschen Neapolitaner einzuholen, draußen vor der Stadt gehen viele Wege ab, und schwerlich möchte Ihnen Jemand den nachweisen können, den die Reisenden eingeschlagen haben. Folgen Sie mir. Gehen Sie zur Ortspolizei, erkundigen Sie sich dort. Man macht doch eine größere Reise, wozu Signor Kraftini jetzt Willens scheint, nie ohne einen Reisepaß. Dort erfahren Sie gewiß die Richtung, welche die Reisenden nahmen."

Rangau konnte das Gute in diesem Rathe nicht verkennen. Er stürmte auf das Paß-Bureau, aber ohne Erfolg. Man wußte nichts von des Kaufmanns Reise. Bestürzt eilte er nach seiner Herberge, um sich mit Waldheim zu berathen. „Ihr Freund ist fort!" hieß es auch da. „Kurz nach Ihrem Weggange von hier bezahlte er die Zeche für sich und Sie, und reiste ab. Mit thränenden Augen bestellte er noch viele Grüße an Sie."

Rangau war wie vernichtet. „Freund und Geliebte mit einem Male verloren! Das ist zu viel!" sagte er leise, und die Thränen stürzten ihm, als er die Thüre seines Zimmerchens hinter sich zugezogen hatte, unwillkührlich aus den Augen. Was den ehrlichen Waldheim dazu bewogen haben konnte, ihn heimlich und so plötzlich zu verlassen, war ihm nicht möglich zu enträthseln. „Ich habe ihn doch durch nichts beleidigt, den guten Jungen!" sagte er, und strengte sich fortwährend an, die Ursache zu ergrübeln; doch er fand sie nicht.

Es wurde ihm zu enge in dem Unglücksorte; der Fischerin und des Nachbars gefällige Botschaften hatten nur den Nutzen für ihn gehabt, daß er recht bald aus seiner Ungewißheit erlöst worden war. Was sollte er noch länger hier machen? In den kahlen vier Wänden der Wiederkunft seines treulosen Freundes warten? sich von dem Fischerweibe oder dem geschwätzigen Nachbar erzählen lassen, oder den Untergang der Sonne mit herzbrechender Klage feiern? „Fort, fort, aus dem verwünschten Orte!" rief er so laut, daß von unten der leichtfüßige Wirth heraufgesprungen kam, um sich demüthigst nach seinem Befehle zu erkundigen. Rangau hatte für den Wirth keine Aufträge mehr, nur erkundigen wollte er sich noch bei ihm, ob Waldheim etwa Gesellschaft oder Gelegenheit bekommen, ob er nichts Schriftliches, oder sonst ein Andenken für ihn zurückgelassen habe? Der Wirth wußte bloß, daß sein Kamerad gestern, gleich nach der Ankunft, zu einem hiesigen Kaufmann Kraftini gegangen, und dort bis Mitternacht geblieben sey. Heute Morgens vor Tage habe er wieder ein Billet aus Kraftini's Hause bekommen, welches er sogleich beantwortet, und wenn er nicht irre, auch die Reisetasche mitgeschickt hätte. Um 9 Uhr Vormittags sey er weggegangen, wohin aber? — wisse er nicht. —

Rangau eilte zu den Thoren des unglücklichen Castiglione hinaus. Die gastfreundliche Einladung des Wirthes überhörte er; wie hätte er, erfüllt von dem tiefen Schmerze getäuschter Liebe und quälender Eifersucht, essen mögen. Erst draußen fühlte er sich wohler. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Sioux.

(Fortsetzung.)

Ein gehässiger Gegenstand war den Besuchenden indessen stets ein alter, freier Neger, der bei Jakob das Gnadenbrod aß. Sie runzelten bei seinem Anblicke finster

die Stirn, und wandten ihm verächtlich den Rücken, wenn er sich in das Gespräch mischte, um gutmüthig den Dollmetscher abzugeben, da er etwas Indianisch verstand.

Thomas ging in der Folge den Wilden aus dem Wege und lobte seine Farbe, die sie so sehr zu verachten schienen, wenn sie das Haus verlassen hatten. Er hielt sich erhaben über einen Vergleich mit Ihnen, und meinte treuherzig: ein Neger vereine das Kostbarste in sich — Ebenholz und Elfenbein. Die naiven Schweizer wandten ihm dagegen ein, daß der Teufel schwarz gemalt werde, und erzürnten oft bitter den armen Afrikaner, der im Stillen seinen Verdruß den Rothhäutigen zuschrieb, und sie wirklich zu hassen anfing. Er redete ihnen d'rum in ruhigen Stunden auch nicht das Wort; schalt sie Freifresser und Tagdiebe, die nur gut wären, die Raben damit zu füttern.

Einst im Zwielicht, als Jakob zu einem Nachbar gegangen, Günther und Berthold im Walde streiften, und der Neger sich mit Elsen allein im Hause befand, traten, halb berauscht, zwei Indianer, vom Stamm der Missuri, ein, und forderten das Gewöhnliche, Branntwein und Schießpulver, mit finstern Mienen. Der eine, von riesenmäßiger Gestalt, ein blutdürstiger, gefürchteter Häuptling, dem ganzen Indianervolk bekannt unter dem Namen: „das Krokodill," flößte Elsen Entsetzen ein, und sie wagte es nicht, ihn abzuweisen. Er heftete seinen düstern Blick anhaltend auf sie und flüsterte dann mit seinem Begleiter. Dieser wiederholte zweimal mit Nachdruck das Wort: »Lagonihah,« das sich auf etwas zu beziehen schien. Des Häuptlings Züge veränderten sich plötzlich, und mildere Gefühle schienen in ihm aufzusteigen. Else hatte inzwischen das Getränk eingeschenkt, und reichte, aus Furcht vor dem Schrecklichen, dies zuerst dem andern Indianer, der sie aber damit ehrerbietig an seinen Begleiter wies. Sie mußte sich nun dem Gefürchteten nahen, und that es mit krampfhaftem Zittern. Der Neger hatte sich fortgeschlichen, um Jakob zu suchen, da ihm die Gäste gefährlich vorkamen und unvorsichtig Else mit ihnen allein gelassen. Der Indianer zögerte, das Glas entgegen zu nehmen, um das Mädchen dadurch noch länger zu fesseln, und ergriff es endlich, wobei er sie zugleich auf seine Art zärtlich umschlang. So wenig sich dies auch ein nüchterner Waldsohn erlaubt haben würde, so natürlich war dies bei einem halbberauschten, daß er sich dem augenblicklichen Eindruck hingab, und es ist bekannt, daß bei dem Wilden im trunkenen Zustand alle Leidenschaften erwachen. Das bloße Umfassen des Mädchens schien dem noch nicht bewußtlosen Indianer jedoch keine Unschicklichkeit zu seyn, und er wähnte sich beleidigt, als sie sich schreiend von ihm losrang. Der Neger, welcher in diesem Augenblicke in den Hof trat, und den alten Jakob nicht gefunden hatte, hörte das Angstgeschrei. Weil er Else in Gefahr glaubte, und sich als Greis zu schwach fühlte, ihr beizustehen, nahm er unvorsichtig zu einem Mittel seine Zuflucht, das die entsetzlichsten Folgen hatte. Er ließ den Kettenhund, einen der erwähnten Bullenbeißer, los, und führte diesen, ihn am Halsbande haltend, in das Haus, um ihn im Augenblicke der Noth auf die Wilden zu hetzen. Als der Indianer den Feind sah, zog er, schon erzürnt durch Else, wüthend sein Messer und knirschte mit den Zähnen; der Hund riß, hierdurch gereizt, sich los, stürzte wie ein schnaubender Leopard auf ihn ein und warf ihn zu Boden. Der Neger eilte zwar gleich hinzu und faßte wieder den Hund; doch blutete der Wilde schon auf der Erde aus einer tiefen Wunde, welche ihm das Thier versetzt hatte, und aufs Neue drohte die Bestie, ihn anzufallen. Else rang die Hände, und deutete den Indianern an, das Haus zu verlassen. Der Verwundete erhob sich finster, wandte ihr den Rücken und rief: „Aggadscharah wird gehen, aber der Tod kommen vor der Schneezeit."

Seit dieser Begebenheit blieben die Besuche der Wilden aus, und die Kolonie wurde oft in dunkeln Nächten von ihnen überfallen. Das Merkwürdigste dabei war, daß alle Hunde, männlichen Geschlechts, wie besprochen erschienen, und bei Annäherung der Indianer keinen Laut von sich gaben, auch die Hündinnen nicht mehr den früheren scharfen Geruch verriethen. Bei solchen Umständen verdoppelte die Colonie ihre Wachsamkeit, und es gelang ihren blutdürstigen Feinden nicht, Rache zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

In einem Rechtsstrit eines Irländers wurden zwei Zeugen eidlich vernommen. Der Richter verlangte dafür von ihm zwei Schilling Gebühren.

„Wie viel muß man Strafe für einen Fluch zahlen?" fragte der Irländer.

„„Sechs Pence.""

„Ich habe kein klein Geld," sprach nun der Irländer: „hier ist eine halbe Krone, damit sind die Eide und der Fluch bezahlt. Hol' Euch alle der H — r!"

Dreisylbige Charade.

Wer mit den zwei Ersten zu viel sich ergötzte,
Den brachten die Ersten schon oft um das Letzte.
Und Mancher schon trieb, um das Letzte zu machen,
Oft mit den zwei Ersten verderbliche Sachen.
Oft ist das Ganze so schnell nicht zerstört,
Als von den zwei Ersten das Letzte verzehrt.

(Die Auflösung folgt.)

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 12. März.

Am 12. d. M. wurde zum Besten der Dem. Fried. Herbst aufgeführt: „Maria," oder „die Pest in Leon," Trauerspiel in 5 Aufzügen von Dkt Bohl (nicht Pohl, wie die neuliche Anzeige fälschlich schrieb). Ich will unter der dreifachen Voraussetzung einer guten Besetzung, eines rüstigen und harmonischen Zusammenspiels und der sorgfältigen Entfernung jeder störenden Inkonvenienz gern glauben, daß dieses Trauerspiel Wirkung mache, ja, daß es selbst abgesehen von diesen drei Bedingungen in einzelnen Momenten anziehen und rühren kann; im Ganzen dürfte es jedoch nicht im Stande seyn, uns über den Verfall der deutschen Dramatik mit dem Morgenstrahle eines schönen Tages zu trösten. Es ist ein böses Zeichen, wenn sich das Publikum noch vor der letzten Scene zum Weggehen bereitet, und der von Tongebern aller Art angeschlagene Beifall doch nur einen theilweisen An- und Nachklang findet; und ich müßte mich sehr irren, wenn dies nicht am 12. März wirklich der Fall war. Ich wäre aber auch ungerecht, wenn ich diesen unvortheilhaften Erfolg dem Stücke allein zuschriebe. Im dritten Akte blieben die zwei Statisten mit ihren Handkörben auf der Bühne stehen, wiewohl der strenge Commissär von Leon alle seine Begleiter das Feld räumen hieß, um mit Maria allein zu reden. Man fing an zu lachen und zu zischeln, und zwar um so mehr, als die beiden Statisten, die an dieser Unziemlichkeit völlig unschuldig waren, so unbefangen auf das Publikum herabsahen, als ob sie es gerade so recht gemacht hätten. Endlich schritt der im Zettel als „Gehülfe" bezeichnete Schauspieler gravitätisch über den Hintergrund, um die zwei Männer mit den Körben fortzuschicken, und — sich an derselben Stelle, gleich einem Zaunpfahl, aufzustellen. Da dieser Herr in Kleid und Gang sich einen Gehülfen des Basilio im „Barbier von Sevilla" zum Musterbilde genommen zu haben schien, und es dem Publikum nicht verargt werden kann, wenn es über ein lächerliches Sujet lacht: so geriethen die zwei Hauptpersonen, welche eben auf der Bühne waren, und sich die Unruhe des Publikums nicht erklären konnten, in eine unverschuldete, aber doch störende Verlegenheit. Als bald darauf ein zweiter Held gegen den wahnsinnigen Jeronimo die Lanze fällte, und wie einer von den sieben Männern gegen einen Hasen aussah, konnte sich kaum der Ernsthafte des Lachens erwehren. Schon früher riß Herr Bayer durch die ihm vom Dichter aufgebürdeten, an das Lächerliche streifenden Ausbrüche eines extremen Weiberhasses das Publikum unschuldig aus seiner Harmonie. Man rief ihn in der Folge heraus, und bewies sich dadurch um so gerechter, als der einsichtsvolle Bayer jene barocken Worte gewiß nur ungern sprach. In den Einladungskarten war Gabriele Allram als „Fernando" angesetzt; dafür stellte diesen Knaben zum großen Nachtheile des Ganzen ein weniger gewandtes Mädchen dar. Die beiden Herren Riccabrun und Azareto, deren Einer wegen zu weicher, der Andere wegen zu harter und heftiger Aussprache undeutlich wird, schienen in ihre alten Fehler zurückgesunken, und ein Dritter, ich meine den „Gusman," deklamirte so sonderbar, daß man ihm den bekannten Spruch „Si loqueris cantas, si cantas, male cantas" („Wenn Du sprichst, singst Du, wenn Du singst, singst Du schlecht") entgegensetzen konnte. Wiewohl Herr Bayer und Demoiselle Friederike Herbst gerufen wurden, so gehörte die Vorstellung vom 12. doch zu den mittelmäßigsten, theilweise selbst zu den schlechtesten, welche ich auf unserer Bühne gesehen habe, was mir um so unangenehmer auffiel, als bei dem bevorstehenden Wechsel eine genaue Ueberwachung und Leitung der Proben neuer Stücke mit Recht zu den Ehrenpunkten gehört. Um aber dem geneigten Leser zu zeigen, wie viel von dem gerechten Tadel der Vorstellung vom 12. auf das Stück selbst fällt, muß ich die Handlung desselben erzählen.

Maria, die Tochter eines reichen Witwers und spanischen Grande „Don Lopez von Alcora" hat ihr Kindesalter in einem Kloster zugebracht. Zur Jungfrau herangewachsen und in das Vaterhaus zurückgekehrt, soll sie den edlen Don Menez Riccabrun heirathen, allein ihr Herz hat einen andern jungen Adelichen gewählt, mit welchem sie durch Vermittelung eines treulosen Dieners „Jeronimo" in die Sierra Molina entflieht. Ein Oheim aus dem Geschlechte der Valhermosa hat die Liebenden getraut. Da mit der Tochter zugleich eine Chatulle mit einer wichtigen Depesche des Königs verloren ging, die bald darauf einem feindlichen Staate ausgeliefert wurde: so verliert Don Lopez mit seinem Kinde auch seine bürgerliche Ehre. Er hat sein Leben und den darauffolgenden Rang eines Obristen nur der Gnade des Königs zu danken. Desto mehr Recht glaubt er gehabt zu haben, seinem undankbaren Kinde zu fluchen. Der Entführer Gusman lebt mit seiner Maria in dem verstecktesten Gebirgsthale als Förster zehn glückliche Jahre, die nur durch Maria's Gewissensbisse getrübt werden. Die Frucht ihrer Ehe ist ein einziger neunjähriger Knabe, den der Oheim Bernardo (eben jener Klosterbruder, welcher das Paar einsegnete) vor Kurzem nach Leon genommen hat, um ihn daselbst erziehen zu lassen. Er hat ihn in dem Hause des ehemaligen Bedienten und nunmehrigen reichen Kaufmannes „Jeronimo" untergebracht und leitet seine Bildung väterlich. Da bricht in Leon die Pest aus. Jeronimo hat sie, ohne daß es die Behörde gewußt und verhindert hat, aus Smyrna eingeschleppt. Riccabrun, einst Mariens verlobter Bräutigam, hat nach ihrer Flucht das Maltheserkreuz genommen und ist auf seinen Fahrten mit der Pest so vertraut geworden, daß ihm die Regierung das Commissariat über die verpestete Stadt anvertraut. Er ordnet vor Allem einen doppelten Cordon an, dessen zweite Linie sich durch einen Theil der Sierra Molina zieht. Der Obrist Don Lopez von Alcora hat den Befehl, diese Maßregel zu vollziehen, und jeden, der sich aus Leon durchstehlen will, standrechtlich zu behandeln oder in flagranti niederschießen zu lassen. Gerade muß nun Alcora in dem Hause des (ihm unbekannten) Schwiegersohnes „Gusman" sein Quartier aufschlagen. In einem Nebenzimmer, in welches sich die angstvolle Maria verborgen hat, hört sie, daß die Krankheit in Leon kein Fieber, sondern die Pest sey, und führt ohne Wissen und Willen ihres Mannes den Entschluß aus, ihren Fernando aus Leon zu retten. Gerade als Gusman den Obristen von den verborgensten Gebirgsstegen aus einer selbst entworfenen Charte unterrichten will, überzeugt er sich von der Flucht seiner unglücklichen Maria. Jeronimo ist indessen wahnsinnig geworden, und Riccabrun hat den kleinen Fernando unter seine Obsorge und in einen eigenen Pallast genommen, wo er die jungen Ueberreste der Bevölkerung vor Ansteckung schützen und für die Zukunft bewahren will. Maria erbittet sich von Riccabrun, der nach der Entdeckung, wen er vor sich habe, nicht länger widerstehen kann, die Erlaubniß, oder vielmehr die Nachsicht einer geheimen Flucht, und erhält sie mit einer pflichtwidrigen Erleichterung des Commissärs. Indessen sind aber schon alle Wege der Sierra mit Wachen besetzt und Gusman muß auf des Obristen Befehl sich mit an die Wachen anschließen. Dies geschieht, als er sich dem strengen Alcore unvorsetzlich als den Entführer seiner einzigen Tochter und als den Vater des Kindes entdeckt hat, zu dessen Rettung Maria nach Leon entflohen ist. Spät Abends gelingt es ihr, die erste Linie unbemerkt zu durchbrechen; als sie aber an der zweiten anlangt, legt ein Schütze auf sie an. Gusman, welcher mit ihm Wache hält, reißt ihm das Gewehr von der Schulter, und als er trotzdem darauf dringt, daß Maria entweder zurück, oder sterben müsse, legt ein Anderer auf die Ungehorsame an, und trifft sie gerade in die Brust. Nichts desto weniger stirbt sie erst dann, bis der herbeigerufene Vater seinen Fluch zurücknimmt. Gusman erklärt unter der Bedingung, daß Alcora um den armen Fernando als Vater sorgen werde, seinen Entschluß, nach Leon zu gehen, und daselbst die Pestkranken zu warten; und so hat denn Alcora einen unverhofften Stammhalter. Auch ist der Dichter so gerecht, den Schelm Jeronimo zu strafen, und zugleich die Ehre des Grafen zu retten. Denn der Wahnsinnige rennt in eine Lanze, und bekennt auf seinem Sterbebette, daß er das bewußte Kästchen mit der Depesche gestohlen und verkauft habe. Während dieser Ehren- und Geschlechtsrettung ist Leon wahrscheinlich ausgestorben, was aber den Dichter so wenig kümmert, daß es aussieht, als ob er die Pest nur als Lauge gebraucht habe, um eine schmutzige Hauswäsche rein zu waschen.

(Der Beschluß folgt.)

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 16. März . Nro. 32. 1834.

Ausstellung der Gewinnste

zu der

für die Elisabethinerinnen und Barmherzigen Brüder zu veranstaltenden Lotterie.

Daß Böhmens Adel der großmüthigen Milde seiner erlauchten Vorfahren keineswegs nachstehe, sondern den angestammten Wohlthätigkeitssinn durch alljährige reichliche Spenden bewähre, ließe sich selbst aus jenen Aktenstücken zusammenstellen, welche in öffentlichen Blättern zur Kenntniß des Publikums gelangt sind. Vorzüglich muß aber dem böhmischen Adel die leidende Menschheit für die ergiebigen Zuflüße danken, deren sich die beiden Orden der Elisabethinerinnen und barmherzigen Brüder durch eine lange Reihe von Jahren zu erfreuen hatten. Die Wohlthaten, welche die erkrankte und verunglückte Armuth in diesen ächtchristlichen Instituten genoß, und noch genießt, sind zu unschätzbar, als daß sie, in kalten Zahlen dargestellt, hinreichend gewürdigt werden könnten. Man kann sich über die frommen Zwecke dieser zwei Orden wohl nicht kürzer und würdiger aussprechen, als es in jener Beilage zur prager Zeitung geschieht, in welcher eine erlauchte Fürstin zu einer, für die barmherzigen Brüder und für die Elisabethinerinnen zu veranstaltenden Lotterie auffordert. Die derselben Zeitung beigelegten Listen der zu diesem Zwecke geschenkten Gewinnste beweisen hinreichend, daß ein herzliches Wort der Wohlthätigkeitsliebe auch seinen guten Ort finde. Die im ständischen Sitzungssaale ausgestellten Gewinnste bieten dem Beschauer einen eben so glänzenden, als durch den Geschmack der einzelnen Artikel anziehenden Anblick dar. Ein von hoher Hand geschenkter Schmuck zeichnet sich nicht nur durch den Werth der gefaßten Steine (blasse Rubine), sondern auch durch die äußerst kunstvolle Filigranarbeit mit rosafärbigen, grünlichen und weißlichen Goldblättchen aus. Rechts und links sind in geschmackvoller Anordnung eine Menge zum Theil sehr kostbarer Schmuckstücke ausgestellt, und wiewohl die Mehrzahl derselben in Armbändern besteht, so wird man doch nicht zwei Paare finden, die einander gleich wären, sondern es herrscht in allen gleichnamigen Artikeln eine geschmackvolle Mannigfaltigkeit. Unter den vielen Damenarbeitskästchen und Chatoullen zeichnet sich eine silberne, mit einem wohlklingenden Spielwerke aus. An eleganten Schreibzeugen für zarte Damenhände ist ein bedeutender Vorrath aufgestellt. Auch Briefbeschwerer und nette Siegelstöckchen mit mannigfachen Devisen zur Abwechslung sind nicht vergessen. Besonders zierlich sind einige Behältnisse für Spielmarken. Von den vielen Toiletstücken sind mehrere wegen ihres Werthes und wegen der geschmackvollen Arbeit bemerkenswürdig. Dasselbe gilt auch von einigen niedlichen, zum Theile kostbaren Stockuhren auf Arbeitstische. An elegantem Thee- und Kaffeegeschirr, an reich geschliffenen, ein- und mehrfärbigen Flacons und Obsttellern hat die Ausstellung viele werthvolle Artikel. Unter den Garderobestücken zeichnet sich vorzüglich ein Shawl aus. — Auch mehrere Gewinnste für Herren, darunter zwei goldgestickte Sammt-Mützen, und ein vorzüglich schöner Meerschaumkopf (Pracht-Exemplar für einen Sammler), ziehen die Aufmerksamkeit der Beschauer auf sich. Bedeutenden Kunstwerth hat ein aus schwarzen Kreppfäden mit sicherer und verständiger Hand ausgeführtes Heiligenbild. Ein gemaltes Stiefelglas aus dem 16. Jahrhunderte ist durch die auf dem römischen Reichsadler angebrachten Reichswappen mit ihren Ueberschriften merkwürdig. Aber auch selbst an den übrigen Artikeln von minderem Werthe wird kein Beschauer Geschmack und Eleganz vermissen. Endlich ist das Ganze so wohl geordnet, daß es selbst, bevor man in das Detail geht, einen sehr angenehmen und vortheilhaften Eindruck macht. Zugleich wird sich aber auch der aufmerksame Beschauer aus der Fülle und Nummerirung der einzelnen Artikel überzeugen, daß der Zweck einer bedeutend großen Gewinnstanzahl, ohne durch Zersplitterung dem Werthe des Einzelnen zu schaden, mit mühevoller Sorgfalt und Umsicht erreicht ist, und daß dem Verdienste der durch-

lauchtigen Fürstin, welche dieses beschwerliche Geschäft aus edlem Wohlthätigkeitssinn übernahm, der innigste Dank aller Menschenfreunde gebührt.

A. M.

Der Abend zu Castiglione,

oder:

Trennung und Wiedersehen.

(Fortsetzung.)

Argwohn der Eifersucht.

„Hätte man diese grenzenlose Falschheit in dem so sanften Aeußern suchen sollen?" grollte er laut und wild in die Lüfte, als er mehrere Stunden stumm, wie ein Verzweifelnder auf der Landstraße rasch fortgeschritten war. Die Mittagshitze und deren Folgen, Erschöpfung und ein brennender Durst nöthigten ihn endlich, bei einer Quelle Halt zu machen, die neben der Straße, unter einem mächtigen Nußbaume entsprang. Er warf sich in den wirthlichen Schatten nieder, und begann die förmliche Anklage wieder Waldheim, im Punkte des Hochverraths an der Freundschaft. „Also darum verließ Waldheim ohne Abschied und Gruß den redlichen Freund, um ihm die Geliebte zu entreißen? Ich Thor! warum durchschaute ich nicht den Gleißner damals schon, als er in jenem Wirthshause auf der Tiroler Grenze hinter meinem Rücken mit der leichtfertigen Giulietta so zärtlich koste? er, der sonst immer die Zurückhaltung, die Keuschheit selbst zu vertreten schien? Der vor jedem unüberlegten Worte, wie es wohl unter Männern fällt, zurückbebte, erröthete wie ein empfindsames Mädchen? Hat er wohl je den Namen Kraftini genannt, ehe wir hieher kamen? Ganz wahrscheinlich ist's, ja zur Gewißheit wird es mir, daß er diese Familie und die schöne Fremde früher gar nicht gekannt, und erst gestern beim müßigen Schlendern durch die Stadt sie sah. Waldheim ist, wenn auch nicht schön, doch sehr angenehm und einschmeichelnd im Umgange; Auge und Mund erinnere ich mich nicht bei Männern jemals schöner gefunden zu haben. Hätte er nicht die widerliche Zigeunerfarbe auf den Wangen, und das struppige schwarze Haar, gewiß, aller Mädchen Herzen wären ihm zugeflogen; und wer weiß" — rief er plötzlich aufspringend, „welches Glück bei ihr ihm schon zu Theil ward! Ein Landsmann, zärtlich wie ein Seufzer, mit den schönsten Augen ihr gegenüber in dem verdammten engen Wagen, der kaum des Vaters Pudel, vielweniger noch eine vierte wohl beleibte Person zu fassen vermag; einem jungen reizenden Mädchen gegenüber, das wildfremd in diesem Lande, und vielleicht gern seinen honigsüßen Worten lauscht — armer verlorener Rangau!" Eine verborgene Hoffnung wagte sich aus einem Winkel des beunruhigten Herzens hervor. „Der Nachbar," flüsterte sie ihm zu, „hat doch nur von drei Personen gesprochen, welche der Wagen aufgenommen. Waldheim kann ja auch allein gegangen seyn, und blos seine Reisetasche dem Kaufmanne bis zum nächsten Orte mitgegeben haben." „Hahaha! hohnlachte das beleidigte Gefühl. Wer von Deutschland bis nach Italien sein Ränzchen tragen kann, wird es nicht auf ein Paar Stunden Wegs einem unbekannten Manne auf den Wagen legen. Hat er doch niemals gegen mich über die Last des Bündels geklagt. Genug! der Heuchler hat sich theils geschämt, theils war er zu vorsichtig, in Castiglione des Kaufmanns Wagen zu besteigen; denn er konnte wohl voraussetzen, daß ich dann hinter seinen tückischen Entführungsplan gekommen seyn würde. Listig genug hat er es mit dem ehrenwerthen Kraftini abgekartet. Der muß mit der Tochter und dem fremden Gaste aus der Stadt kutschiren, und draußen vor dem Thore sitzt schon der — Mephistopheles und wartet. Die Schachteln werden zusammengeschoben, der arme Pudel wird verdrängt, und an die Stelle dieses guten Schutzgeistes, drückt sich der böse hinein. Man entschuldigt sich, kichert über die willkommene Enge, setzt sich über tausend kleine — sonst verflucht erhebliche — Bedenklichkeiten hinweg; lieber Gott! der schmale Reisewagen entschuldigt ja Alles — und die Bekanntschaft ist im Laufe zweier Stunden fester geknüpft, als in zwei Jahren des gewöhnlichen Lebens. Sie ist verloren für mich! Fahr' hin, Verräther, mit Deiner schmachtenden Dulcinea!"

So tobte in ihm die wüthende Eifersucht; doch war das nur beim ersten Aufbrausen; denn zu seinem Ruhme sey's gesagt, als er ruhiger geworden, und bei kälterem Blute des Vorfalls nachdachte, widerrief er bald seine Beschuldigung. Immer mehr und mehr überzeugte er sich, daß Waldheim nicht so schlecht an ihm gehandelt haben könne. „Wenn ich mir denke," sagte er, „wie der Gefühlvolle dem tiroler Schützen neulich zürnte, weil er sein Leben wagte, um das eines unschuldigen Thierchens zu verkürzen, nein, da sprach gewiß keine falsche Empfindelei, sondern reines Menschengefühl aus ihm. Als er sein Reisegeld mit mir theilte, welche Freude strahlte ihm da aus den Augen, und welcher ungeheuchelte Schmerz verdunkelte es, da ich mich weigerte, sein Erbieten anzunehmen! Nein, unmöglich!" schloß er, „dieser Mensch kann kein Verräther an mir gewesen seyn. Und woher sollte er auch wissen, daß dieses Mädchen, welches ihn vielleicht gefesselt hat — was ja überdem noch nicht entschieden ist — tiefen Eindruck auf mich gemacht haben könne? Hatte ich's ihm denn gesagt? Habe ich denn größern Anspruch als er, als jeder andere Mensch auf die Unbekannte?"

Da es ihm nun einleuchtete, daß der Freund gerechtfertigt werden könne, ging ihm fast die Trennung von diesem näher, als die von der Geliebten. Waldheim

war mehrere Wochen sein treuer Reisegefährte gewesen; es fehlte ihm daher seine gebildete, höchst angenehme Unterhaltung, und dieser Verlust war ihm peinigend; er hatte Niemanden mehr um sich, dem er zurufen konnte: „Sieh, jene Aussicht, wie schön! diese Trümmer, wie erhaben!“ Und jetzt, da er sich der alten, langersehnten Roma immer mehr näherte, da ein geistreicher Freund ihm so Noth that — da fühlte er erst recht, was er verloren. Ein schönes Mädchen, das man nur einmal wie eine himmlische Erscheinung, die den Künstlern doch nichts Seltenes ist — umflossen vom glühenden Hauche der untergehenden Sonne, und darum viel verschönert, vorüberschweben sieht, kann und muß wohl auf ein freies Jünglingsherz tiefen Eindruck machen; aber unauslöschlich kann derselbe nicht seyn, sobald nicht der Reiz der Stimme und der Sympathie ihn unterstützt haben. Jeder Tag, der eine neue Bilderreihe in der Zauberlaterne seines Jünglingslebens befestigte, schwächte daher auch des frühern Bildes Farben. Das goldene Haar, die saphirblauen, großen Augen — die er, sonderbar genug, mit Waldheims Augen oft verwechselte — wollten zwar sobald nicht aus seiner Phantasie verschwinden; allein sie standen doch nach mehreren Tagen nicht auf jedem leeren Raume vor ihm, wie Anfangs, sie wichen doch allmählig in den farblosen Hintergrund zurück.

Rangau traf unterwegs auf ein Paar muntere Gesellen, welche gern Gesellschaft mit ihm gemacht hätten; auch sie waren Künstler wie er, wollten auch nach der Städtekönigin der alten Welt, um in ihren Kunstschätzen sich zu begeistern; doch die Begeisterung der jungen Herren schien ihm nicht von dem echten Kamönen eingehaucht zu seyn; die Pieriden hatten sie für die Kunst geworben. Er ließ sie gehn und pilgerte einsam gen Rom. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Sioux.

(Fortsetzung.)

In einer hellen Mondnacht, wo nichts von den Wilden zu fürchten war, und keine Streifwachen gingen, genoß Else, wie alle Mädchen, dem Monde schwärmerisch ergeben, in einer stillen Laube von Sarvas die milde Sommerluft und den süßen Hauch der Blüthen in den nahen Wäldern, als plötzlich ein leises Rauschen in dem Gebüsch, welches den Garten begränzte, ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie lauschte mit klopfendem Herzen und angehaltenem Athem hinter den Blättern der Laube und sah einen dunkeln Kopf mit hellglänzenden Augäpfeln aus den nahen Büschen hervorgucken, der aber, wie ein Gedanke, wieder verschwand. Ein lähmender Schreck fuhr durch alle ihre Glieder, und setzte sie außer Stand, von der Stelle zu gehen. Mit Furcht und Entsetzen ringend, vernahm sie ein neues Geräusch im Grase, und sah in einiger Entfernung einen dunkeln Körper durch den Garten sich bewegen, als ob ein Thier herankröche. Ihr vergingen die Sinne und sie kam erst wieder zu sich, als das Gewinsel des Kettenhundes schneidend ihr Ohr traf. Deutlich hörte sie durch dasselbe die Stimme ihres Bruders Berthold, der den Hund zu beklagen schien, und durch seine Nähe ermuthigt, verließ sie, wie wohl noch zitternd an allen Gliedern, ihren Hinterhalt.

Berthold schien erstaunt zu seyn, seine Schwester zu erblicken, und starrte einen Augenblick regungslos sie an; dann deutete er mit einer Geberde des tiefsten Schmerzes auf die sterbende Dogge, welche, von einem Pfeil getroffen, zuckend in ihrem Blute lag. Else erzählte ihm, was sie gesehen und gehört hatte, und die Faust des Bruders ballte sich krampfhaft gegen die dunkeln Wälder. „Die Bluthunde, die Indianer,“ rief er in knirschender Wuth, daß der sterbende Hund noch einmal die Augen aufschlug, und ihn schmerzhaft anblickte, „ihre Rache ist so finster, als ihre Haut!“

Die ganze Colonie wurde durch diesen Vorfall aufgeregt, die nahen Waldungen durchstreift, aber es fand sich keine Spur von einem Wilden, und die Meinung Aller ging dahin, daß die Rache des durch den Hund verwundeten Missuri ihre Ruhe nur gestört, und sein tückisch abgesendeter Pfeil ihm den Tod gegeben habe. Im Hause Jacob Schwarzbachers war jedoch Alles in ängstlicher Sorge, da man den Charakter der Wilden zu genau kannte, und nicht wähnen durfte, die Rache des durch Else und Thomas beleidigten Indianers nach dem Tode des Hundes gesättigt zu sehen. Else hatte schwere Träume und sah immer das finstere Gesicht des Wilden vor sich, womit er im Abgehen so schauervoll gedroht hatte; der alte Neger ging nicht aus der Thüre, wenn der Abend dunkelte, und sprach immer von den Pfeilen der rothen Männer, die ihn so sicher wie den Hund treffen würden.

Eines Tages ward er vermißt und war wie verschwunden. Die Söhne suchten überall, aber vergeblich, nach ihm, und man überließ sich den traurigsten Betrachtungen beim Schlafengehen. Die Brüder verließen früh ihr Lager, um ihre Nachsuchungen zu erneuern; doch wie erschracken sie beim Oeffnen der Hinterthür, als ihnen des alten Negers blutige Kopfhaut ins Gesicht schlug, die an dem obern Thürbalken befestiget war. Solche abscheuliche Rache empörte die Herzen aller Colonisten, und die ganze waffenfähige Mannschaft beschloß, Vergeltung zu üben, sobald sich eine Spur der Wilden in den Wäldern zeigen würde. Nach Verlauf einiger Tage entdeckten Jäger frische Fußstapfen und Feuerstellen in der Morgendämmerung, und durften gewiß seyn, daß die Indianer nicht weit waren. Sie eilten in die Colonie und ein Streifzug ward beschlossen. Er wurde mit so besonderer

Vorsicht, und unter Begünstigung des, den Colonisten entgegen wehenden Windes ausgeführt, daß die Indianer im tiefsten Dickicht beschlichen, und den Kampf mit den Colonisten anzunehmen sich gezwungen sahen. Bei der gegenseitigen Erbitterung war das Gefecht mörderisch; und wiewohl mancher Schweizer den Streitärten der Wilden erlag, wurden diese doch am Ende fast aufgerieben durch das wirksame Feuer der canadischen Röhren. Heulend entfloh der Ueberrest in die finstere Waldung. Die Colonisten hatten ihre Rache gesättigt und traten jubelnd den Rückweg an. Die unzertrennlichen Brüder Günther und Berthold hatten in dem Kampfe wie gereizte Löwen unter den Indianern gewüthet, um den Tod des armen Negers zu rächen, und ruhten von der Anstrengung noch an einem Bache aus, als der Haupttrupp schon aus ihrem Gesichte entschwunden. Um ihn einzuholen, nahmen sie als gegendkundige Jäger einen Richtweg durch das finsterste Dickicht, und stießen bald in demselben auf eine frische Blutspur. Ihre Gewehre vorsichtig untersuchend, folgten sie derselben mit gespanntem Hahne so leise wie ein Iltis, und erblickten nach wenigen Minuten durch die Zweige eines verworrenen Gebüsches eine rührende Scene.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 12. März.

(Beschluß.)

Freilich dreht sich „die Pest in Leon" um ein großes Unglück; aber ein erschütterndes, tief verwundendes Mißgeschick wird erst durch die warnende Beziehung auf das Princip der Weltregierung und durch das erhebende Beispiel hochherziger Menschen tragisch. In beiderlei Hinsicht schwindet das Stück gegen den „Oedip" des Sophokles in Nichts, oder vielmehr unter Nichts, und die Heldin der „Pest in Leon" steht zur „Antigone" desselben unsterblichen Tragikers in demselben Verhältnisse. Jeronimo hat die Pest nach Leon eingeschleppt. Stellt sich in diesem Faktum die geringste Beziehung auf Gott dar, in dessen Händen Pest, Hunger, Erdbeben und Wasserfluthen unerbittliche Diener einer strafenden Gerechtigkeit sind? Oder als was erscheint in der Bohl'schen Tragödie die furchtbare Geißel der Pest? Als ein Mittel einer höchst kleinlichen Rache an einer ungehorsamen Tochter, an einem verliebten Aventurier, und an einem Schurken von Bedienten, der allenfalls auch mit dem Strange justificirt werden konnte. Die jungen Dramatiker würden sehr wohl thun, wenn sie die alten heidnischen Dichter für weniger heidnisch hielten, als die modernen Schicksalstragöden, und wenn sie den Shakespeare nicht nachahmen (denn solches ist nutzlose, geistige Sklaverei), sondern in sofern studieren möchten, als er bei allem Scheine eines heidnischen Faktums doch ein recht guter Christ ist. Man wirft dem Shakespeare mit einem elenden Witzspiele die Schlachtbänke seiner letzten Akte vor. Allein tödten die modernen Dichter nicht geistig, was sie aus sympathetisch zarter Rücksicht leben lassen? Es würde mich zu weit führen, wenn ich zeigen wollte, daß die unselige Schicksalswuth unser Trauerspiel vom höchsten Gipfel seines Glanzes unbarmherzig in die Grube gestürzt habe. Es ist ein Hauptfehler des Doktor Bohl'schen Trauerspieles, daß er nicht nur diesem Zuge nachgegeben, sondern, was allenfalls selbst in der Manier poetisches liegt, durch Hervorkehrung menschlicher Maßregeln vernichtet hat. Die „Pest in Leon" kommt mir, wie eine dramatische Chria gegen die Contagionisten vor, und der Dichter hat nichts verabsäumt, um uns recht im Detail in die Cholerajahre zurückzuversetzen. Zweitens, sagte ich, wird ein Unglück durch große Charaktere tragisch, in deren irdischem Untergange sich der Sieg des Höheren verherrlicht. Wo ist nun ein solcher Charakter in der „Pest zu Leon?" — Maria? — Jede Mutter würde ein Gleiches thun, und wenn sie es thäte, wohl eine Thräne des Mitleids, nie aber unsere Bewunderung verdienen. Thäte sie es nicht, so würden wir sie als eine entmenschte Ausnahme von der Regel verachten. Oder ist dieser große Charakter Don Gusman? Ich wenigstens konnte dieses Stück von zärtlichem Ehemanne nur indolent und ungeschickt finden. Denn die Angabe der geheimen Wege, auf welchen er seine Gattin ohne prophetische Gabe zurückerwarten kann, ist doch wahrlich nichts weniger als groß; und es gehört ein hoher Grad von Willenslosigkeit und Schlaffheit des Gefühles dazu, um der entflohenen Marie nicht nachzuspringen. Also Menez Riccabrun? Gewiß nicht; denn unglücklich lieben und seine Eifersucht zähmen, gehört zu den Alltagsgeschichten, und Riccabruns Verletzung der Amtstreue verdient Absetzung und standrechtliche Behandlung. Vielleicht also der Helfershelfer Bernardo? oder der wackere Offizier Alcora? Der Erste ist ein gleichgültiges Subjekt, der Andere zum Glücke für alle Staaten Einer von Vielen. Das Beste am Stücke sind die vielen lyrischen Tiraden, welche seit einigen Decennien das deutsche Trauerspiel um seinen objektiven Werth gebracht haben. Es ist wirklich sonderbar, daß unsere Dramatiker statt recitirender Schauspiele Operntexte mit freien Maßen, und unsere Operndichter der Hauptsache nach recitirende Schauspiele schreiben. Traurig ist es aber, daß junge Dichter nicht den tiefen Sinn des griechischen „σοφος" überlegen, mit welchem Worte zu Homers Zeiten nicht nur der Forscher und Lehrer des Uebersinnlichen, sondern auch der Sänger bezeichnet wurde, welcher die Geheimnisse der Geisterwelt in schönen Bildern offenbarte. Ein Dichter muß Philosoph seyn, wenn er auch (was zu wünschen ist) keiner Schule angehört, oder keine Schriften aufzuweisen hat, in denen er seinen philosophischen Beruf dokumentirt hat. Jamben machen, reimen und schön reden gehört zu dem, was sich in der Dichtkunst selbst ohne höheren Beruf lernen und nachmachen läßt.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

// Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 18. März **Nro. 33.** 1834.

Der Abend zu Castiglione,

oder:

Trennung und Wiedersehen.

(Fortsetzung.)

Der Kampf mit den Banditen.

Nur eine halbe Tagreise war er noch vom Ziele entfernt, das er jetzt darum nicht erreichen konnte, weil er auf der vorletzten Station seinen Kräften zu viel zugemuthet, und sich vorgenommen hatte, in einem Zuge zwei Tagmärsche machen zu wollen. Die Nacht überfiel ihn auf der öden Campagna. Die Kuppel der Peterskirche, welche ihm im Süden schon entgegen zu winken schien, verschwand wieder, und eine tief finstere Wolkenmasse, geheimes Feuer in ihrem Schooße tragend, umzog den Himmel. Gewiß würde er die Landstraße verloren haben, wenn nicht zum Glücke die eben nicht seltenen Zierden derselben, die hohen Stangen mit Menschenschädeln*) ihn auf dem rechten Wege erhalten hätten.

Rangau war nichts weniger als furchtsam, was das einfach gestickte Kreuz über dem Herzen, welches auch er trug, andeutete; denn Preußens König gibt es keinem Großsprecher; indeß besondern Gefallen konnte er doch an den kanibalischen Denkmälern zur Seite nicht finden. Die todtenbleichen Köpfe, mit rabenschwarzen Haaren umflattert, machten auf ihren hohen Standpunkten wirksamere Empfindungen rege, als der glatt gegriffene Schädel in der Zelle des Trappisten, oder der bunt beschriebene in der Hand des Gallianers. Unser Waller hätte lieber auf einem Schlachtfelde kampiren mögen, als unter diesen verwünschten Italienergesichtern, welche wie hohnlachend auf ihn herabzusehen schienen. Der ferne Donner, das Wetterleuchten, der feuchte Nachtwind waren noch weniger geeignet, das Bivouacque einladend zu machen.

*) Die Polizei des Kirchenstaates hat bekanntlich die Häupter der Straßenräuber, welche das Gericht hienieden erreichte, zur Warnung an den Landstraßen aufstellen lassen. —

Ziemlich müde, aber mit muthigem Geiste verfolgte er die sauere Bahn. Plötzlich strauchelte er und fiel über einen weichen Gegenstand platt auf den Boden. Durch Betasten der Ursache seines Falles, bemerkte er, daß ein entkleideter Menschenkörper, noch warm und feucht, wahrscheinlich vom Blut, quer über seinem Wege lag. Beim zunehmenden Leuchten der Blitze erkannte er an der offenstehenden Pupille des Auges, an der erloschenen Reizbarkeit des ganzen Körpers, daß der Gefundene todt war. Ein Gewimmer, nicht weit davon, aber fast ersterbend, machte Rangau aufmerksam; da schleppte sich ihm mühsam ein blutender Pudel entgegen. Rangau hatte zum Glücke noch in seinem Reisefläschchen etwas Wein, und an eigne Erquickung nicht denkend, goß er im wahrhaften Geiste eines barmherzigen Samariters, eine tüchtige Dosis auf die lechzende Zunge des fast verschmachtenden Thieres, womit dieses die helfende Hand dankbar leckte. Bald hatte er die hohe Freude, das arme Geschöpf sich ermuntern zu sehen, das nun, kaum noch zu einigen Kräften gelangt, die Straße durchschnitt und feldwärts einbog. Rangau nahm Anstand, den Fahrweg zu verlassen, aber der Pudel, sein Winseln verstärkend, kam zurück, wedelte, zerrte ihn am Rocke, kroch wieder auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts, kam wieder, und trieb das so lange, bis Rangau Ungewöhnliches voraussetzen und dem Thiere folgen mußte. Daß er ein bedenkliches Abenteuer auf diesem Wege bestehen könne, sagten ihm die Umgebungen, die Unsicherheit dieser Oede, des Hundes Verwundung, seines vermuthlichen Herrn Tod. Von welcher Art der Strauß seyn möchte, konnte er zur Genüge aus der Plünderung des Leichnams schließen. Es war mehr als Kühnheit, auf der Campagna von Rom, wo das Verbrechen seine Lieblingsstätte aufgeschlagen hat, eine Mordthat, vielleicht von Mehreren verübt, als einzelner Mann verfolgen und rächen zu wollen; aber der heiße Muth, das Mitleid, das Verlangen, ein gutes Werk zu thun, rissen den Jüngling fort. Die Bedenklichkeiten der ruhigen Vernunft mußten verstummen. — Mit seinen guten englischen Pistolen und

dem gewichtigen Ziegenhainer, der im Nothfalle als Picke dienen konnte, fühlte er sich riesenstark; und der, der da oben auf seinem ehernen Wagen über die Wolken fuhr, der Schrecken aller Bösewichter, und die Zuversicht des Rechtschaffenen, war ja sein Beistand. Je furchtbarer der Donner rollte, desto muthiger trat er auf. „Der Herr will Gericht halten, du sollst das Werkzeug, das Schwert seiner Rache seyn, wohlauf Rangau!" sagte der Schwärmer, und verfolgte seinen dunklen Pfad. Wenn die Wolken sich zertheilten, um dem Blicke ein verborgenes Feuermeer zu zeigen, dann schien es ihm, als zerreiße der Vorhang des Allerheiligsten. Furchtlos schritt er dem Pudel nach. Eine Viertelstunde mochte er so auf dem unwirthbaren Boden des steinigen Blachfelds vorgedrungen seyn, als der Hund anfing, stärker zu heulen, und alle Zeichen der Ungeduld von sich zu geben. Da sah Rangau in der Tiefe ein Feuer schimmern. Er suchte den Hund zu beschwichtigen, und es gelang ihm auf der Stelle; das treue Thier gehorchte. Die Gewalt richtet doppelt viel aus, wenn die List sie unterstützt; darum war es nothwendig, die Oertlichkeit vorher auszuforschen. Ein — zwei — fünf Gestalten, in tiefe Mäntel vermumut, lagen um das Feuer.

Wahrlich ein sehr ungleicher Kampf, wenn es dazu kam! Möglichst leise schlich er hinter das, dem Räuberhaufen nahe Gesträuch, um die Gauner zu behorchen; der Eine zählte Geld, und gierig beobachteten zwei andere Banditengesichter dessen Bewegungen. Wahrscheinlich sollte jetzt getheilt werden. Neben ihnen lagen viele Kleidungsstücke; wem anders konnten sie gehören, als dem Ermordeten? Die Dunkelheit hatte es Rangau unmöglich gemacht, zu erforschen, wieviel der Unglücklichen gefallen waren. Der Vierte, ob Mann oder Weib, war nicht zu unterscheiden, schien zu kochen; noch weniger war dies bei einer andern Gestalt zu bestimmen, die einige Schritte von der Gruppe, abgewandt und theilnahmlos, dicht in einen rothen Mantel gehüllt, am Feuer saß.

Während Rangau nun in möglichster Stille die Pistolen in gehörigen Stand setzte, hatte sich der Hund losgerissen, um auf den Rothmäntler zuzuspringen. Rangau's Bemühung, den Hund zurückzuhalten, schreckte die Kerl auf. Ein donnerndes „Wer da?" schallte ihm entgegen. Länger konnte Ersterer sich nicht verbergen; er sprang hervor — und in demselben Augenblicke war er verwundet; aber im folgenden hatten seine guten Pistolen Platz gemacht — Einer fiel, der Zweite flüchtete. — Ehe Rangau seinen Vortheil verfolgen, und der Dritte das zur Seite liegende Gewehr fassen konnte, schmetterte ein furchtbarer Blitzstrahl zwischen den Kämpfenden nieder, und zwar so hart neben dem Banditen, daß er betäubt sich überschlug. Mit rascher Geistesgegenwart und aller Klugheit nützte Rangau das günstige Ereigniß, einen furchtbaren Schlag auf das Haupt des sich wieder Erholenden zu führen. Der Vierte, derselbe, welcher mit Kochen beschäftigt gewesen, entfloh mit lautem Geschrei, und so war nur Einer noch zu bekämpfen, doch dieser begab sich freiwillig der Gegenwehr. Rangau's Knie umfassend, den Mantel abwerfend, und für die wunderbare Rettung dankend — lag ein wunderliebliches Mädchen vor ihm im Staube. „Sie kommen wieder," drängte das Mädchen im römischen Dialekte. „Kein Augenblick ist zu verlieren! Nehmen Sie das Gold an sich, Signor! es ist mein Eigenthum; ich lösche unterdeß das Feuer aus, daß es den Banditen nicht zum Wegweiser dienen möge." Im Nu war das gethan. Die Feuerbrände wurden ausgedämpft, ein Mantel ward aus den daliegenden Kleidungsstücken ausgesucht, und über die leichte Kleidung geworfen, das Gold und Geschmeide, dessen Theilung die Räuber nicht erlebt hatten, zu sich gesteckt. Nun ergriff das Mädchen des Retters Hand, und mahnte zur Flucht.

Rangau wollte auf dem Wege, wo er hieher gekommen war, nach der Heerstraße zurückgehen; das vorsichtige Mädchen aber hielt ihn zurück, „Der übrige Theil der Bande," sprach es, „welcher in der Stadt jetzt seine Bubenstreiche übt, muß von daher rückkehren, es ist der nächste Weg, wir müssen auf einem Umwege der Stadt zueilen. Haben Sie nicht gesehen, daß das flüchtende Weib, welches das Kochen besorgte, auf demselben Wege, der Sie zu meiner Rettung herbeiführte, zur Stadt lief? Um des Himmels willen! folgen Sie mir, ich, eine Römerin, kenne den Weg so ziemlich. Wir sind noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Lassen Sie uns eilen!"

Rangau erkannte die Nothwendigkeit des Rathes, und floh schweigend mit seiner schönen Begleiterin durch die dunkle Nacht. Das Gewitter hatte sich entladen; nur in der Ferne murrte noch der Donner, und bleiche Schimmer zuckten in längeren Zwischenräumen durch das Gewölk, und beleuchteten die Meisterstücke der Baukunst, welche mit jedem Schritte den Nachtwanderern näher traten. Endlich war die alte Roma erreicht. Noch einmal flammte der Himmel auf. Wie von der furchtbarsten Feuersbrunst beleuchtet, stellte sich die ungeheuere alte Kaiserstadt, mit allen ihren Trümmern, Kirchen und Palästen dar.

Rangau glaubte sich an Nero's, des Wüthrichs, Seite, auf den Altan jenes hochragenden Thurmes versetzt, als dieser seiner schändlichen Lust zu fröhnen, die Stadt verbrennen ließ. Der Anblick der sieben Hügel, der St. Peterskirche erhabenen Kuppel, der Mauern des Koliseums und der übrigen Felsenpunkte des Häuser-Ozeans, hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und hätte ihn seine Begleiterin nicht gewaltsam fortgezogen, er würde die ganze Nacht auf seinem vorigen Platze zugebracht haben, einer zweiten Erscheinung harrend, wie diese war.

Nach langem Umherirren der Straßen und Plätze, öffnete sich ihnen ein mächtiger Marmorpalast, aus dem eine reiche Dienerschaft ihnen mit Wachskerzen und Fackeln entgegen trat. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Sioux.

(Fortsetzung.)

Auf einem Laubhaufen lag ein junger, schwer verwundeter Indianer mit mattem Blicke, und starrte sinnlos vor sich hin, indeß ein Anderer, in allen Zügen ihm sprechend ähnlich, über ihn hingebeugt jede Bewegung seines Auges schmerzvoll beobachtete, und von Zeit zu Zeit mit zärtlich melodischer Stimme seinen Namen rief, als wolle er das entfliehende Leben dadurch aufhalten. Die Brüder ergriff das tiefste Mitleidsgefühl, und sie machten sich Bahn durch das wilde Gebüsch, dem Unglücklichen Hülfe zu leisten. Durch das Geräusch erschreckt, sprang der Indianer rasch wie ein Panther auf, ergriff seine Streitart, und schwang sie mit wildem Kriegsgeheul um den Kopf, wobei er mit sprechender Geberde auf den Verwundeten hindeutete. Als er durch Zeichen der Schweizer begriffen hatte, daß diesem kein Leid geschehe, warf er die Waffen von sich, hielt den rechten Arm gen Himmel, legte die Hand bedeutungsvoll auf die Brust,*) und nahte sich den Brüdern mit der hohen Unerschrockenheit eines indianischen Kriegers. Er gab zu verstehen, daß der Verwundete sein Bruder sey, und die Liebe zu solchem ihn allein zum Gefangenen mache. Auch er blutete aus mehreren Wunden, die er aber aus Zärtlichkeit für den Leidenden nicht zu beachten schien. Alle drei begannen nun eine Bahre aus Zweigen zu flechten, worauf der Verwundete sanft gelegt und der Colonie zugetragen ward. Der Gefangene war nicht zu bewegen, dies Geschäft den rüstigen Schweizern allein zu überlassen, sondern löste sich regelmäßig mit ihnen ab, und verrieth dabei, während des langen Weges, nicht die mindeste Schwäche.

Die ganze Colonie lief zusammen, als die beiden Nachzügler mit den Indianern ankamen, und jedes Herz fühlte das innigste Mitleiden, wie Günther und Berthold erzählten. Jakob Schwarzbacher nahm die Wilden auf, und die ganze Familie war theilnehmend um sie beschäftigt. Die Wunde des Besinnungslosen war nicht lebensgefährlich; nur ein starker Blutverlust hatte ihn so geschwächt, und den todtenähnlichen Zustand erzeugt. Als Else mit ihren zarten Händen lindernde Kräuter aufgelegt, die der Indianer im Walde gesucht hatte, schlug der Verwundete matt die Augen auf, doch schloß er sie gleich wieder zum sanften Schlafe, und erwachte davon erst am nächsten Morgen wie aus einem schweren Traume. Sein erster Blick fiel zärtlich auf den geliebten Bruder, der von seinem Lager nicht gewichen war, und Beide wechselten in rührenden Liebkosungen.

*) Das Friedenszeichen der Wilden.

Unter Elsens Pflege genas der Verwundete zusehends, und beide Indianer zeigten sich so dankbar und gefühlvoll, daß das ganze Haus sie liebgewann. Die Gelehrigkeit der Wilden überstieg alle Begriffe der treuherzigen Schweizer. Sie faßten mit bewundernswürdigem Scharfsinn die meisten Hauptworte der deutschen Sprache, und drückten sich mit Hülfe der Geberden so deutlich aus, daß sie alle ihre Gedanken mittheilen konnten. Kaskahega war der Name des Einen, Espetonga der des Andern. Sie waren vom Stamme der Sioux oder Nadowessier, und deuteten eine weite Entfernung ihrer Wohnsitze an.

Als Kaskahegas Wunde fast geheilt war, verriethen beide eine stille Sehnsucht nach ihren Wäldern; doch wagten sie es nicht, diese zu äußern, da sie sich als Gefangene betrachteten. Ihre Freude war daher grenzenlos, als es ihnen freigestellt ward, zu ihrem Volke zurück zu kehren, wenn es ihnen gefiel. Dankbarkeit und Zartgefühl bewog sie indessen noch zu bleiben, und wie es schien, konnten sie lange nicht zu dem Entschluße kommen, von ihren Wohlthätern zu scheiden. Else hatte in der Pflege des Verwundeten, in der Sorge für die Bedürfnisse ihrer Gäste, und über deren außerordentliche Liebenswürdigkeit fast die Beleidigung der Missurier, den Tod des treuen Hundes und das klägliche Ende des alten Negers vergessen, und wünschte im Stillen, daß das anmuthige Brüderpaar noch bei ihnen weilen möchte. Dieses gab sich, wider die Sitte indianischer Krieger, viel mit dem Mädchen ab, nannte sie Mekaa,*) und Espetonga ließ sogar eine zärtliche Empfindung für sie blicken. Else hielt indessen mehr auf Kaskahega, der jünger und sanfter wie sein Bruder war, und alle die einnehmenden Vorzüge besaß, welche Mädchen an Jünglingen hochschätzen. Es ist bekannt, daß die melodische Stimme, der hohe Ernst, die schlanke Gestalt, die regelmäßig schöne Gesichtsbildung und das seelenvolle Auge die jungen Indianer höchst liebenswürdig macht, und es war kein Wunder, wenn Else der ausgezeichnet schöne Jüngling gefiel. Schon sein holder Name: Kaskahega (Mondlicht) nahm sie für ihn ein, indeß der seines Bruders: Espetonga (Zeder) ihr stolz dünkte. Auch brannte wie Feuer dessen dunkles Auge, dagegen war Kaskahegas mild wie der Abendstern. Beide Brüder waren übrigens in Gestalt und Zügen sich ähnlich wie Zwillinge, und nur der Blick ihres Auges unterschied sie von einander. Kaskahega glich dem Morgenroth, Espetonga dem Nordlicht: beide sich so ähnlich, und doch so verschieden in den Nuancen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Sternblume.

Theater und geselliges Leben.

Vorbericht über Spohrs „Jessonda.“

Die durch Kunst und Fleiß gleich achtbare, um unsere Oper viel verdiente Sängerin Mad. Podhorsky hat zu ihrer Einnahme Spohrs „Jessonda“ gewählt, und sich dadurch die zahlreichen Verehrer des berühmten Tonsetzers zu hohem Danke verpflichtet. Da der Text dieser Oper nicht von der Art ist, um leicht aus dem Gesange aufgefaßt zu werden: so will ich es versuchen, in einigen Zeilen auf die Theile und Wendungen der zum Grunde liegenden Handlung aufmerksam zu machen.

Ein portugiesischer Offizier »Don Tristan d'Alcunha« hat auf einem Feldzuge in Ostindien ein Mädchen kennen gelernt, deren Reize sich seiner Seele mit unverlöschlichen Zügen eingeprägt haben. Auch »Jessonda« (so heißt das Mädchen) fühlte sich unwiderstehlich zu dem Fremdlinge hingezogen; allein der habsüchtige Vater trennte die Liebenden, indem er mit »Jessonda« und einer zweiten Tochter »Amazili« die Heimath verließ, und die Erstere an einen hochbetagten aber mächtigen Rajah vermählte. »Tristan« ist indessen Feldherr der Portugiesen geworden, und führt den Krieg eben in dem Gebiete, wohin seine Geliebte verheirathet worden. Es kömmt zwischen ihm und den Hindus zu einem Waffenstillstande, der noch nicht abgelaufen ist, als der Rajah stirbt, und seine junge Wittwe nach der fanatischen Sitte jenes Landes mit der Leiche des Gatten lebendig verbrannt werden soll. »Alcunha« ist vermög seines edlen Charakters eben so weit entfernt, den Waffenstillstand zu brechen, als es die Hindus zu einer ausdrücklichen Bedingung desselben gemacht haben, sie durchaus nicht in der freien Uebung ihrer Gebräuche zu stören. Jessonda ist also, da der Oberbramine die Verbrennung noch vor Ablauf der letzten zwei Tage des Stillstandes vollziehen will, so gut als verloren. Man sieht im ersten Akte die Leiche des Rajah in einem Tempel ausgestellt. Braminen und Bajaderen erweisen dem Verstorbenen die letzten Ehren, und „Nadori,“ der jungste Priester (der sich durch die strengste Enthaltsamkeit dieses Ranges würdig gemacht) wird zum Todesboten an die Wittwe erwählt. Er findet sie an der Seite ihrer Schwester „Amazili“ in Verzweiflung, und wird eben so sehr durch ihr Unglück, als durch die Schönheit ihrer Schwester gerührt, auf welche „Nadori“ keinen geringeren Eindruck gemacht hat. Wiewohl er die Schreckenspost verkünden, und sein Mitleid verbergen muß, so ist er doch im Geiste von seinem Orden abgefallen, und entschlossen, die Portugiesen um Rettung der Wittwe anzuflehen. Sie wird zu einer heiligen Quelle geführt, um sie durch entsühnende Gebräuche zu dem Opfertode vorzubereiten und zu weihen. Auf diesem Schreckensgange erblickt sie in dem portugiesischen Feldherrn ihren vorigen Geliebten. Je weniger Beide ihre Liebe bergen können, desto schrecklicher ist ihr Wiederfinden; denn der Oberbramine „Dandau“ findet „Jessonda“ in den Armen „Tristans,“ und erklärt den Frevel für einen Treubruch, welcher nur durch den schleunigen Tod der Wittwe entsühnt werden kann. Mit Entsetzen muß sie „Tristan“ fortführen sehen, da er durch offenbare Gewalt die Zeugen seiner That bis auf das Aeußerste empören würde. Zum Glücke hat »Nadori,« dessen Zärtlichkeit die Schwester der Unglücklichen erwiedert, in Erfahrung gebracht, daß nicht »Tristan« durch Berührung eines Todesopfers, sondern der Oberbramine den Waffenstillstand früher gebrochen habe, indem er vor dem Begegnen der Liebenden Leute abgeschickt habe, um die Flotte der Portugiesen anzuzünden. Man fängt auf diese Anzeige die Verbrecher, und »Tristan« hat nun gerechten Grund, »Jessonda« gewaltsam zu retten. Er dringt gerade in dem Augenblicke, als Jessonda zu dem Scheiterhaufen geführt werden soll, durch einen geheimen Gang in die Stadt und in den Tempel. »Nadori« hat sich ihm als Führer angeschlossen. Das Werk der Rettung gelingt, der Feldherr hat seine Geliebte wieder, und »Nadori“ wird für seine Hilfe durch die Hand der schönen „Amazili“ belohnt. Es läßt sich erwarten, daß dieser Stoff durch den tiefgemüthlichen Spohr beseelt, das Publikum sehr ansprechen werde, umsomehr, da nicht nur die vortreffliche Beneficiantin (Amazili), sondern auch Dem. Lutzer (Jessonda) und das männliche Sängerpersonale dieses klassische Tonwerk mit löblichem Eifer studiert haben. Den Charakter des „Lopez,“ eines Vertrauten des „Tristan“ und Unterbefehlshabers im portugiesischen Heere, habe ich, da er nicht tief in die Handlung eingreift, zu erwähnen vergessen.

Nachtrag zu dem Theaterberichte vom 12.

Eine Stelle meines Berichtes über die „Pest in Leon“ hat bei aller Deutlichkeit doch zu dem Irrthume veranlaßt, als ob ich mein abfälliges Urtheil auf alle Einzelnheiten der Produktion und sogar auch auf Herrn Bayer und insbesondere auf Dem. Fried. Herbst ausgedehnt habe. Ich darf ohne Unbescheidenheit von mir selbst sagen, daß ich weder zu den Partheimachern, noch zu den Partheigängern gehöre, welche ihre Stimmen wahrlich nicht zum Vortheile der guten Sache in auswärtigen Blättern erheben. Von mir ist in keinem Blatte des Auslandes eine Zeile gedruckt worden, wiewohl ich hiezu in früheren Jahren durch die heftigsten Ausfälle aufgefordert wurde. Auch habe ich gewisse Xenien und andere pikante Aufsätze, in denen der Schreiber seiner Achtung den meisten Abbruch thut, immer nur mit Bedauern und Unwillen gelesen, weil ich es mir zum pflichtschuldigen Grundsatze gemacht habe, in Lob und Tadel kein Interesse zu verfolgen, als jenes der Kunst selbst. Ich finde mich deßhalb zu der Erklärung bewogen, daß ich in dem Berichte vom 12. weder Herrn Bayer, noch Dem. Fried. Herbst, ja nicht einmal den guten Einzelnheiten der Produktion nahe treten wollte. Wie sehr ich insbesondere die genannten Mitglieder und auch die Andern, die ich diesmal tadeln mußte, zu achten weiß, ist dem geneigten Leser aus mehr als einem Aufsatze dieser Blätter bekannt. Wo das Meiste glänzt, muß man einige Sonnenflecken übersehen, im umgekehrten Falle darf man es aber auch der Kritik nicht verübeln, wenn sie über die dunklen Massen die einzelnen Lichtpunkte nicht an den Fingern herzählt. Dem. Fried. Herbst und Herr Bayer spielten mit gewohnter Einsicht und gewohntem Erfolge, ja selbst die andern Hauptpersonen hatten viele wohlgelungene Momente, so daß mein Tadel nur das Ganze der Vorstellung und das Stück selbst betraf. Uebrigens kann ich versichern, daß mir diese Erklärung nicht abgedrungen worden ist; denn ich würde sie sonst etwas ausführlicher gegeben haben.

A. M.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 21. März **Nro. 34.** 1834.

Der Abend zu Castiglione,

oder:

Trennung und Wiedersehen.

(Fortsetzung.)

Bianka.

Der Vater des von Rangau geretteten Mädchens, Ritter Barboni, hatte kaum von der Tochter erfahren, welchen Dienst ihr der Jüngling geleistet habe, als er ihn mit Freudenthränen in die Arme schloß, und mit den heißesten Danksagungen überhäufte. Bianka's Mutter, eine hohe, stattliche Matrone, welche das Gut ihrer Schönheit noch nicht völlig an die Tochter abgetreten hatte, kam dem jungen Manne mit freudeleuchtenden Augen, in denen die Seligkeit beruhigter Mutterangst glänzte, entgegen und rief:

„Die heilige Jungfrau wird Ihnen lohnen, was Sie heute gethan haben, wir können es nicht. Irdischer Lohn ist zu wenig für solch' eine That. Aber seyn Sie unsers ewigen Dankes gewiß, biederer Deutscher!" „„Ich that nicht mehr, als was jedem andern Braven an meiner Stelle die Pflicht auferlegt haben würde, und verdiene darum keinen Dank,"" erwiederte der Jüngling mit stolzer Bescheidenheit. Er erfuhr nun, auf welche Art ihn der Zufall und dessen Diener, der treue Pudel, welcher seines Gebieters Herrin, — er gehörte eigentlich dem erschlagenen Bedienten — keinen Augenblick verließ, und von seinen Wunden durch ihr Wiedersehen allein hergestellt schien, zum Retter der schönen Bianka gemacht hatte. Diese nämlich will in Begleitung einer Freundin und drei Dienern eine Lustfahrt machen, verweilt sich aber auf einer zwei Stunden von der Stadt entfernten, und sehr angenehm gelegenen Villa bis gegen die Nacht, wird auf der Landstraße von mehreren Räubern überfallen, der Wagen geplündert, der Eine der Bedienten, welcher Widerstand leisten will, getödtet, und sie selbst zum Aussteigen genöthigt. Während man nun die junge Dame von der Straße ab, und tief in's Feld geführt hat, wird dort ein großes Feuer angezündet, ein mäßiges Nachtmahl von Kastanien bereitet, und sich zur Theilung der erbeuteten Schätze, die größtentheils aus dem kostbaren Geschmeide der beiden Damen bestehen, angeschickt. Zwei Gauner begleiten den Wagen, um die Nachforschenden auf mehreren Kreuz- und Querwegen über den Ort des Anfalls ungewiß zu machen, und sich wegen der Verfolgung sicher zu stellen. Die Beigegebenen richten ihren Auftrag auch so gut aus, daß der Wagen erst gegen Morgen zur Stadt zurückkehrt, nachdem Rangau die junge Herrin schon längst zu den Ihrigen gebracht hatte. Für die einzige Tochter des reichen Ritters Barboni versprachen sich allerdings die Räuber ein bedeutendes Lösegeld. Die Begleiterin aber, die zwar aus einer alten, doch armen römischen Familie stammte, ließen sie frei, und nahmen ihr nur, was sie von Werth bei sich trug. Bianka war doppelt beraubt. Zum Ersatze hatte man der armen Entführten, welche übrigens anständig behandelt wurde, einen Banditenmantel übergeworfen, um sie gegen die Nachtkühle zu schützen. Freilich war die einzige Tochter eines der reichsten Römer der Beschwerlichkeiten der Feldwache ungewohnt; indeß ertrug sie ohne die geringste Klage, was nicht zu ändern war, und die Banditen selbst gestanden mit Bewunderung, daß sie noch nie ein vornehmes Frauenzimmer in ihrer Gewalt gehabt hätten, welches sich so muthig und gelassen in ihr Schicksal gefunden habe. Kaum eine Stunde mochten die Räuber am Feuer zugebracht haben (das Gewitter goß seine Regenströme noch immer herab), da meldete der wedelnde Hund seiner Gebieterin die Nähe des Retters an. Unmittelbar darauf trat er unter Donner und Blitz, ein rächender Cherub, aus der Finsterniß hervor. Das wunderbare Einmischen des Blitzstrahls, begleitet von dem furchtbarsten Krachen und einem lange nachrollenden Donner, welcher der armseligen Nachahmung der Menschen mittelst ihrer Feuerröhre zu spotten schien, ließ im ersten Augenblicke das erschrockene Mädchen glauben, ein Ueberirdischer sey zu ihrer Rettung herabgestiegen. Das

schöne Gesicht des Malers, von dunklen Locken umwallt, erbleichend im Abglanze der Blitze, stach gegen die, von Schrecken und Bosheit verzerrten Larven der Bösewichter allerdings sehr ab. Der Hut, das Abzeichen eines Sterblichen, war ihm bei der raschen Bewegung entweder entfallen, oder er hatte ihn im Gebüsche vorsichtig abgelegt, um nicht bemerkt zu werden. Nach beendigtem Kampfe wurde sie freilich inne, daß ihre Phantasie sie getäuscht; denn statt der erwarteten Cherubschwingen sah sie einen kleinen Tornister von Seehundsfell auf seinen Schultern, sie sah den prosaischen Hut auf die wallenden Locken drücken, und statt des gewundenen Flammenschwertes einen handfesten Stock in seiner Rechten. Aber hat nicht oft ein Himmlischer das Gewand eines Menschen angenommen? Kehrten nicht die Engel bei Erzvater Abraham in frühern Zeiten ein? Hatte nicht ein Engel mit Stock und Reisekleide den jungen Tobias begleitet, und ihm den heilenden Fisch gezeigt? Wieviel der Beispiele mehr führt die heilige Schrift und die Legende von ähnlichen Herablassungen der Himmelsbürger zu frommen Erdbewohnern auf? Zwar nur Frommen, nur Heiligen erscheinen die Gesandten des Himmels; war sich aber doch auch Bianka des frömmsten Lebenswandels bewußt. Man konnte die Schwärmerei der Jungfrau wohl mit den Umständen entschuldigen, und Fügung der Vorsehung, wunderbare Fügung war es immer, daß gerade dieser Jüngling unter Tausenden, die in gleichem Falle ihr bischen Leben gewiß nicht der offenbarsten Todesgefahr bloß gegeben hätten, unter Tausenden der Einzige — hieher geführt werden mußte, ehe noch das Wimmern des treuen Thieres verstummte. Da sie aber dem Jüngling am Arme hing, und mit ihm flüchtete, kam sie freilich bald von ihrer Verzückung zurück.

Nach diesen Mittheilungen, welche Rangau während eines köstlichen gemeinschaftlichen Abendmahls erhielt, begab man sich zur Ruhe. Rangau schwankte ungewöhnlich bleich seinem Lager zu. Da aber sein früheres Aussehen der Familie unbekannt war, und er ungeachtet des stechenden Schmerzes unterm rechten Arme, welchen er einer Quetschung zuschrieb, der angenehmste, unbefangenste Gesellschafter blieb, so hatten die glücklichen Eltern nichts Arges daraus. Sie wähnten, der Jüngling trage die Modefarbe junger Herren der höhern Stände. Nur dem schärfern Blicke Bianka's war es nicht entgangen, wie er einigemal zuckend, die Linke nach der rechten Brust bewegte, wie er schwankte beim Aufstehen, und sichtbar blässer wurde. Besorgt fragte sie: ob ihm etwas fehle? Da er aber lächelnd versicherte: er sey gesund, und empfinde nur ein wenig Kopfweh, und wie er das stärkende Laudanum, welches sie ihm in den zarten Fingern auf Zucker geträufelt, darbot, nur nach vielem Zureden annahm, so schien sie sich endlich zu beruhigen. Dem Bedienten jedoch, welcher den Fremden ins Schlafzimmer führen sollte, wurde heimlich von Bianka aufgetragen, ihr es sogleich zu melden, wenn der Zustand des Kranken sich verschlimmern möchte. Der blieb aber aus, und die lange Harrende ging endlich in ihr Schlafkabinet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Sioux.

(Fortsetzung.)

Kaskahega bemerkte den Eindruck nicht, den er auf Else gemacht hatte. Er hing mit kindlicher Zärtlichkeit ganz an seinem Bruder, und Beide glichen den stillen Dioscuren, wenn sie innig umschlungen im Abendlichte durch die Gefilde der Colonie wandelten. Espetonga's scharfes Auge sah jedoch bald den Unterschied, den Else zwischen ihnen machte, und drang aus heimlicher Eifersucht nunmehr bei seinem Bruder auf die Heimkehr in ihre Wälder. Der nächste Morgen sollte ihnen dazu leuchten, als unerwartet, trotz der Mondnacht, die Wilden die Colonie überfielen, und wirklich ein Rachefest feierten. Die große Niederlage, welche die Indianer erlitten, die Schonung und Pflege, welche die Colonisten an den beiden Brüdern geübt, hatte sie sicher gemacht; sie waren nicht auf ihrer Hut gewesen, und mußten die Sorglosigkeit schwer büßen.

Die Indianer sengten und brannten im ersten Anlaufe, und mordeten Alles, was ihnen aufstieß. Bald sammelten sich indeß die Colonisten, und drangen in dichtgeschlossenen Haufen wüthend auf die Wilden ein, daß diese fast Alle vernichtet wurden, und nur wenige entkamen. Mit bluttriefenden Streitärten stürmten nun die erbitterten Schweizer nach Jacobs Wohnung, um auch die beiden Sioux ihrer Rache zu opfern, da sie diese für Verräther hielten, und ihnen das ganze Unglück zuschrieben. Sie fanden indessen Niemand als den Greis, der jammernd sich das Haar über den Verlust seines Kindes raufte, und den Sioux diese That zuschrieb, da sie mit Elsen zugleich wie Geister verschwunden waren.

Gerührt durch den Schmerz des Verehrten schwieg die tobende Wuth des Haufens, und Alle schwuren feierlich, den letzten Blutstropfen für die Befreiung des Mädchens aus den Händen der Schändlichen hinzugeben. „Lästert die Edlen nicht!" riefen hitzig Günther und Berthold, welche, von der fruchtlosen Nachsuchung der Vermißten zurückkehrend, in den Kreis traten; die Sioux sind unschuldig, keines Undankes, noch weniger eines Bubenstückes fähig; die Zeit wird es lehren."

Während die Brüder für die Unschuld der Jünglinge noch stritten, erschienen diese plötzlich geräuschlos wie Schatten unter den Schweizern, und blickten ruhig und frei auf die Erstaunten. „Nicht Feinde die Sioux, sagte Kaskahega in den sanften Gaumlauten seiner melodischen

Sprache; „die Missuri. Sie machten Feuer und raubten die Sternblume; doch das Mondlicht wird die Spuren ihrer Mocassins in der Finsterniß der Wälder auffinden.“ Nur Günther und Berthold verstanden dunkel den Sinn dieser Rede, und drangen in die Sioux, sich deutlicher zu erklären.

„Als die Missuri kamen,“ sprach Espetonga, „und die weißen Männer nicht kämpften, versteckten sich die Sioux, weil ihr Volk und die Missuri Feinde sind, sie ihre Scalps behalten wollten, und sandten aus dem Hinterhalte ihre Pfeile auf die Hunde. Sie sahen im Mondlichte sie davon eilen mit dem weißen Mädchen, das die Sioux Schwester nennen, und folgten ihnen auf dem Fuße in die Wälder. Die Missuri,“ hier hielt er die beiden offenen Hände in die Höhe, und deutete auf die zehn Finger, um ihre Anzahl auszudrücken; „die Sioux allein. Sie lockten die Missuri,“ hier machte er den Ton eines Hirschkalbes natürlich nach, und wies auf zwei frisch blutende Kopfhäute, welche er an seinem Gürtel trug. „Die Sioux wollen leise durch die Wälder gehen und die Sternblume suchen. „Wir gehen mit!“ riefen Günther und Berthold aus einem Munde; „wir auch! wir auch!“ riefen Alle. Die Indianer sahen sie fragend an, und schüttelten mißbilligend den Kopf; „dann noch bleicher das Mädchen!“ sagten sie feierlich: „die Missuri wittern die weißen Männer, und nehmen ihren Scalp.“ Hier warfen sie sich auf die Erde, und krochen behutsam auf dem Boden herum: „so die Sioux; so die weißen Männer:“ hier standen sie auf, und gingen mit Geräusch durch das Zimmer. „Die Missuri sind bös; Blut! Blut!“ Solche ausdrucksvolle Sprache verstanden Alle. Sie sahen ein, daß es Elsens gewaltsamen Tod herbeiführen würde, wenn sie die rachsüchtigen Wilden offen angriffen, und es ward beschlossen, daß Günther und Berthold sich allein mit den Indianern zur Befreiung der Schwester aufmachen sollten.

Diese befand sich wirklich in den Händen der Missuri, und zwar in der Gewalt ihres mächtigsten und gefürchtetsten Häuptlings, desselben Indianers, welcher Else an jenem verhängnißvollen Abend im Rausche umfaßt, und durch des alten Negers Unbedachtsamkeit von dem Hunde verwundet, Rache drohend das Haus verlassen hatte, die auch schon blutig in Erfüllung gegangen. Er war es, der in jener Mondnacht Else wie ein schleichendes Raubthier erschreckt, und dessen Kopf sie aus dem Gebüsche hervorkommen sah. Von seinem abgesandten Pfeil ward der Hund getroffen, und seinen indianischen Kunstgriffen gelang es, den armen Neger in den Tod zu locken. Kaltblütig wie ein Krokodil, dessen Namen er sehr bezeichnend trug, lauerte der Blutdürstige wochenlang unermüdet im verborgenen Hinterhalt darauf, daß der Alte in den nahen Wald ging. Es war am hellen Tage, und der Unglückliche ahnte keine Gefahr. Durch die nachgeahmten Töne des Bienenkukuks wußte der versteckte Unhold den armen Neger zu äffen, und lockte den Einfältigen, der ein Gelüst nach der Süßigkeit empfand, allmählich tiefer ins Dickicht, wo er wie ein wüthendes Raubthier plötzlich über ihn herfiel. Rachedürstend leckte er das Blut, welches aus der Todeswunde des Röchelnden quoll; weidete sich an seinen letzten Zuckungen, und zog, den Körper tief verscharrend, ihm die Kopfhaut ab, die er, begünstigt von der Dunkelheit der nächsten Nacht, als Zeichen seiner blutigen Rache, an der Hinterthüre des Hauses aufhing, worin ihm die schmähliche Beleidigung zugefügt worden war. Dies Alles erfuhren später die Colonisten durch die Völkerschaft der Sioux, mit der sie friedlichen Verkehr hielten. Ein gefangener Missuri, dem sie als Jüngling das Leben geschenkt, und der nach Sitte der Indianer durch Adoption in eine Sioux-Familie nationalisirt worden, hatte erzählt, daß sich das Krokodil jener Gräuelthat bei seinem Volke gerühmt hätte. Das Scheusal war wegen seiner hämischen List, seiner finstern Rachsucht und blutgierigen Rohheit unter dem ganzen Indianervolk wie der böse Feind gefürchtet, und niemand wagte es, den Schrecklichen zu beleidigen. In seinem Köcher trug er heimlich, wider die Sitte der Indianer, vergiftete Pfeile, und wenn es zum Kampfe ging, pflegte er die Nägel seiner Hände in das bei sich führende Gift der schwarzen Klapperschlange zu tauchen, um auch noch in den letzten Zuckungen seinen nahenden Feinden den gewissen Tod zu geben. Nie fehlte der Furchtbare mit seinem trefflichen Osage-Bogen das gefaßte Ziel; und auch Else würde längst sein Pfeil getroffen haben, hätte ihre hohe Schönheit nicht eine wilde Leidenschaft in seiner Brust entflammt, die seinen heißen Blutdurst noch überstieg. Außerdem fühlte sich das Ungeheuer durch die schmähliche Demüthigung tief gekränkt, die es vor ihren Augen durch den Anfall des Hundes erlitten, und brütete finster darüber, wie es diese von sich abwaschen und ihr eine ähnliche Schmach zufügen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

In einer Gesellschaft kam die Rede auf Webers anatomischen Atlas. „Ah, das ist schön, daß wir wieder einmal etwas Neues auf Ueberröcke bekommen!“ sagte eine junge Dame.

Die Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 31 ist:

Kartenhaus.

Theaterbericht vom 18. März.

Am 18. März wurde Spohrs Oper „Jessonda“ mit so entschiedenem Beifalle gegeben, daß sich Referent nicht leicht auf einen glänzenderen Erfolg einer musikalischen Novität zu erinnern weiß. Die meisten Nummern wurden lebhaft und allgemein beklatscht, die Sänger nach den vielen Glanzpunkten, welche diese großartige und gemüthliche Oper hat, selbst mitten in der Handlung hervorgerufen, und in dem lauten und vollzähligen Beifalle, der auf jeden der drei Aktschlüße folgte, war nichts unentschieden, als das größere Verdienst der Hauptpersonen. Man hörte abwechselnd die Namen „Podhorsky“ und „Lutzer,“ während Andere in dem unbestimmten Rufe der Uebrigen auch die männlichen Charaktere nicht vergaßen. Am Schluße rief man die Beneficiantin, nachdem sie schon früher mit Dem. Lutzer erschienen war, zum zweiten Male. Sie trat noch einmal mit ihrer Kunstgenossin auf, und bewies hiedurch, daß sie mit einer unwandelbaren Achtung vor dem Publikum die seltene Eigenschaft vereinige, aus dem lauten Beifalle keinen Vortheil für ihre eigene Person zu ziehen. Zugleich konnte aber auch der Freund vaterländischer Kunstbildung aus dem wiederholt geäußerten Enthusiasmus des Publikums die angenehme Ueberzeugung schöpfen, daß die Frivolitäten moderner Tonsetzer dem guten Geschmacke nur eine zeitweilige fehlerhafte Richtung geben können. Man biete dem Publikum Klassisches in einer würdigen Form, und an Begeisterung für dasselbe wird es gewiß nicht fehlen. Der allgemeine Beifall, welchen die Oper „Jessonda“ am 18. fand, ist um so bemerkenswerther, als die beschränkten Mittel unserer Bühne nicht jene Besetzung und äußere Ausstattung erlaubten, welche Buch und Musik wünschenswerth machen. Wir haben kein Ballet, und auch die Chöre konnten bei der mäßigen Anzahl von Sängern nicht die volle, vom Tondichter wohlberechnete Wirkung hervorbringen. Uebrigens muß man es der Direktion zu großem Lobe nachsagen, daß sie trotz des nahe bevorstehenden Wechsels, zwei neue Dekorationen malen ließ, von denen vorzüglich die zweite dem Herrn Baurathe Fischer viel Ehre macht. Auch die Erstere (eine Landschaft) zeichnet sich durch lokalen Charakter und einen duftigen Himmel und Hintergrund aus. Die Costume waren wenigstens reinlich, und mit Sorgfalt angeordnet, so daß es also die Direktion nicht an Achtung für ein Kunstwerk fehlen ließ, welches für die Prager nur zu lange im Pulte lag. Daß uns die Direktion diesmal nicht ein komisches Hin- und Hertreten für einen Tanz gab, verdient nachsichtige Billigung. Selbst in der Introduktion könnte die Bewegung der Bajaderen hinter den Säulen des Tempels wegbleiben, da sie in dieser Form wenig oder gar nichts sagt. Auch vermißte Referent die ausgestellte Leiche des Rajah, welche sich freilich nur mit einiger Schwierigkeit anbringen ließe, aber doch mit zur Erklärung des Momentes gehört. Während der ganzen Produktion fielen nur zwei vermeidliche Inkonvenienzen vor, deren erste zum Theil eine vernachläßigte Textverbesserung ist. Jessonda muß nämlich im Momente der höchsten Verzweiflung, gerade als sie den Geliebten wieder gefunden hat, die Worte „Ich will, ich muß leben!“ aussprechen. Darüber erhob sich ein zwar nicht allgemeines, aber doch störendes Gelächter. Ein Gleiches war der Fall, als nach der Erstürmung des Tempels die Braminen entflohen. Zwei derselben streckten die Arme senkrecht in die Höhe, und stürzten mit Capriolen ab, als ob es sich nur um einen Privatspaß handle. Es wäre, da diese treffliche Oper so sehr gefallen hat, sehr zu rathen, daß diesen zwei Störungen für die nächste Aufführung vorgebeugt würde. Vielleicht könnte auch Nadori (der als erster Liebhaber in dem unkleidsamen Gewande eines Braminen erscheinen muß) durch eine bessere Faltung des Kleides vortheilhafter aussehen. Dem „Alcunha,“ welcher übrigens alle löbliche Sorgfalt bewies, wäre doch im Momente des Zusammentreffens mit „Jessonda“ noch ein ausdrucksvolleres und zwangloseres Spiel zu wünschen. Ich bemerke diese Einzelnheiten darum, daß uns der hohe Genuß, welchen uns schon die erste Produktion der Oper bot, bei der zweiten noch reiner gewährt werde; verkenne aber durchaus nicht die löbliche Mühe, mit welcher Sänger und Orchester zu einem, dieser trefflichen Tondichtung würdigen Ganzen zusammen wirkten.

Ueber den Werth der Musik kann ich mir nach einmal Hören kein genügendes Urtheil zutrauen. Alle lobpreisenden Ausdrücke, in denen ich mich über das Duett zwischen „Dandau“ und „Nadori“ über des Ersteren Arie mit Chor, über alle Arien und Duette der Personen „Jessonda,“ „Amazili“ und „Nadori“ und „Alcunha“ äußern könnte, würden wohl meine Bewunderung, aber nicht die im Werke liegenden Gründe derselben aussprechen. Ein Meisterwerk, wie dieses, erregt Empfindungen, die oft wiederholt werden müssen, ehe sie klar gedacht und in Worte gefaßt werden können; und auch dann erscheint das Wort gegen die lichtvolle und lebenswarme Sache kalt und farblos. Vor Allem muß Referent die würdige ernste Haltung in dem charaktervollen Ausdrucke des Einzelnen bewundern. „Jessonda“ enthält eine Fülle der schönsten Motive, gegen welche alle artigen Tanzweisen und vielbeliebten Gassenhauer der neuesten Opernmusik eine glänzende Armuth sind. Bei diesem Reichthume an musikalischen Gedanken ist aber „Jessonda“ nicht das zusammengewürfelte Bild eines Kaleidoscops, sondern ein organisches, von einem Geiste beseeltes Ganzes. Die schönen Einzelnheiten fesseln den Zuhörer mit der Gewalt selbstständiger Tonstücke, und doch würden sie aus dem Zusammenhange des Ganzen gerissen, die Hälfte ihres Werthes verlieren. Im zweiten Akte ist keine Nummer, welcher man, ohne ungerecht zu seyn, vor der andern den Vorzug geben könnte, und doch wird das Interesse nirgends zerstreut, sondern durchaus auf einen Punkt gesammelt. Aber ich vergeße, was ich eben bemerkte, und greife der Begründung eines Lobes vor, welches ich erst nach mehreren Produktionen so auszusprechen im Stande bin, wie es das klassische Werk des einzigen noch lebenden Stammhalters deutscher Musik verdient. Indem ich den geneigten Leser, welcher das Theater am 18. nicht besuchen konnte, die voranstehenden Worte nur als Anzeige hinzunehmen bitte, kann ich nicht unterlassen, der Mad. Podhorsky, der Dem. Lutzer und dem Herrn Drska für die besondere Sorgfalt zu danken, mit welcher sie den Compositeur und sich selbst durch die glänzenden Erfolge ihres innigen und kunstgewandten Gesanges ehrten. Auch die Herren Podhorsky und Illner griffen mit lobenswürdigem Eifer in das Ganze ein. Jessonda ist für Sänger und Orchester keine leichte Aufgabe. Um so mehr läßt sich aus dem, was am 18. vollkommen gelungen war, erwarten, daß die zweite Produktion noch präciser und gerundeter zusammengehen werde. Vorzüglich wäre aber dem Chore mehr Kraft und Feuer zu wünschen.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 23. März — Nro. 35. — 1834.

Seltener Aufschwung zur Künstlergrösse.

Wer seit einiger Zeit die Säle des Ferdinandeums nicht mehr besucht hat, wird, wenn er nun in dieselben wieder eintritt, durch den Anblick einer imponirenden kolossalen Statue, die in der Mitte des ersten Saales steht, sehr angenehm überrascht werden. Es ist in einem vollendeten Gipsmodelle die Statue des Ulysses oder Odysseus, des berühmten griechischen Helden, dessen Andenken Homer in unsterblichen Gesängen verewiget hat. Wir kennen aus diesen den großen und wesentlichen Antheil, den der eben so schlaue als kühne Ulysses an der Eroberung und Zerstörung von Troja, diesem berühmten Unternehmen aller vereinigten griechischen Fürsten und Helden, genommen hat, und daß dann der Lohn seiner Thaten nur eine zehnjährige Irrefahrt war, auf der sein von einigen Göttern eben so sehr verfolgter, als von andern geschützter Heldengeist eine lange Reihe der fürchterlichsten Gefahren zu bestehen hatte. Kurz, er ist der Held, den Homer in einer eigenen Epopöe zu besingen würdig gefunden hat.

Wer weiß nicht, wie viele alte und neuere Künstler den Stoff zu ihren Kunstschöpfungen aus dieser Epopöe und aus der fabelhaften Geschichte dieses Helden entnommen haben? Eine solche Wahl traf auch der Künstler unserer Statue, und die Meisterschaft in der Behandlung beweiset sogleich, daß sie das Werk eines vollendeten Künstlers sey. Styl, Muskulatur, Korrektheit, Draperie und die ganze Ausführung erregen die Aufmerksamkeit jedes Beschauers gewiß so sehr, daß er sogleich nach dem Urheber des Kunstwerkes sich erkundiget, und zu wissen verlanget, wer doch der geniale Bildner sey, der mit solcher Lebendigkeit das Kolossale umfassen, und aus dessen Händen solche Schöpfungen hervorgehen?

Es ist ein Tiroler, der aber als Künstler in seinem Vaterlande bisher ganz unbekannt war; es ist Dominik Mallknecht, Professor der Bildhauerkunst zu Nantes in Frankreich, und Mitglied der Akademie der schönen Künste zu Paris. Da er dem Ausschuße des Ferdinandeums auf sein Ersuchen eine von einem Dritten nach seinen Angaben verfaßte, ziemlich umständliche Nachricht von seinem Leben und seiner Bildung mit einem Verzeichnisse seiner vorzüglichsten Werke einschickte, so werden unsere Leser es uns gewiß Dank wissen, wenn wir ihnen hier davon einen gedrängten Auszug, ergänzt durch einige, von dem Herrn Landrichter von Mor zu Kastelruth uns mitgetheilte Beiträge, liefern.

Er wurde den 19. Nov. 1793 zu Ueberwasser, einer zur Kuratie St. Ulrich oder Ortisei in Gröden in dem k. k. Landgerichte Kastelruth gehörigen Gemeinde geboren. Seine nun schon seit mehreren Jahren gestorbenen Eltern Johann M. und Anna, geborne Sotriefer, besaßen da das nun ihrem Sohne Joseph gehörige Bauerngütchen Risinell oder Reinell, und lebten in ziemlich beschränkten Umständen; der Vater beschäftigte sich neben der Feldarbeit auch mit Bildschnitzen, dem bekannten Erwerbungszweige der Grödner, verfertigte aber handwerksmäßig nur gewisse Stücke, ohne alles Streben nach Kunstwerth, wie dies bei den meisten dortigen Bildschnitzern der Fall war, und ungeachtet des Lehrers der Bildhauerkunst, der ihnen durch die Gnade Sr. Majestät des Kaisers bewilliget wurde, noch immer beinahe allgemein seyn soll. In dem Unterrichte in diesen rohen Bildschnitzen, in dem Besuche der Dorfschule und in dem durch Wort und Beispiel durchgeführten Anhalten zu einem sittlichen und christlichen Wandel, bestand die Erziehung seiner Kinder. In dem Knaben Dominik regte sich früh ein angeborener höherer Kunstsinn; er ward es bald überdrüßig, immer dieselben Stücke zu schnitzen, und er fing an, auch solche, die er bei andern Schnitzern sah, zu verfertigen. Der Vater, dieses Talent bemerkend, gab ihn zu einem gewissen Dominik in die Lehre, der im Thale in einem besondern Rufe von Geschicklichkeit stand, bei dem er in kurzer Zeit es so weit brachte, daß er schon gar allerlei Figuren, auch mythologische, einen Merkur, einen Neptun u. dgl. zu Stande brachte, die er gut verkaufte. Mit dem Gelde kaufte er sich Instrumente und Kupferstiche; nach den Letztern übte er sich

in freien Stunden und an Sonn- und Feiertagen im Zeichnen. Er hatte sich schon lang nach einer Gelegenheit gesehnt, aus seinem Thale fort in das Freie zu kommen, einzig, um plastische Kunstwerke zu sehen. Er ergriff daher im J. 1809, obwohl noch nicht volle 16 Jahre alt, mit Freuden die Gelegenheit, anstatt seines Vaters in die Reihen seiner bewaffneten Landsleute zu treten; er besuchte unterwegs überall die Kirchen, um dort die Statuen der Altäre und andere Bildhauerwerke zu beschauen, und er fand eine ganz vorzügliche Augenweide an den Kunstwerken in der Kirche zum h. Kreuze zu Innsbruck. Nach Hause zurückgekehrt, schnitzte er zwar wieder allerlei Figuren, allein sein heimathliches Thal war ihm nun zu enge, es drängte ihn mit Gewalt hinaus in die Welt, all das Herrliche, was er gesehen, umschwebte immerfort seine Phantasie, und er beschloß, die erste Gelegenheit zu benützen, um bei irgend einem wandernden Bilderhändler in Dienste zu treten. Diese Gelegenheit ergab sich bald; ein hausirender Schwarzwälder kam nach Gröden, und kaufte dort um eine bedeutende Summe Schnitzarbeiten, meistens Kinderspielzeug, die er im Detail in Frankreich absetzen wollte. An diesen verdingte sich der junge Mallknecht als Diener, nur um Länder und in denselben viele Kunstwerke zu sehen, und nach und nach auch sich zum Künstler heran zu bilden. Mit diesem Manne durchwanderte er wirklich einen Theil von Frankreich, und wir brauchen nicht erst zu sagen, daß er überall keine Kirche und keine Kunstsammlung unbesucht, und kein Kunstwerk unbesehen ließ. Er schnitzte dabei in freien Stunden für sich Verschiedenes, und verkaufte es, wodurch er sich einiges Geld ersparte, verließ nach einem Jahre zu Lyon seinen Dienstherrn, und ging nach Paris, wo er sich ein kleines Zimmer miethete, Heiligenbilder schnitzte, und durch deren Verkauf so viel zu verdienen suchte, um sich nebenbei eigentlich der Kunst widmen zu können; aber er fand bald, daß dies bei aller seiner Sparsamkeit nicht angehe, verließ daher nach vier Monaten Paris wieder, und ging nach Le Mans in der Normandie, wo er einen Landsmann als Bildhauer fand, der zwar kein schulgerechter Künstler war, aber doch besonders für Kirchen dieser Gegend viele Arbeit hatte. Von diesem als Gehülfe aufgenommen, fand er Gelegenheit, mehr im Großen zu arbeiten und zu modelliren, und er machte da schon so viel Aufsehen, daß einige Kunstfreunde ihn lieb gewannen, und durch Rath und Bemerkungen nicht wenig dazu beitrugen, seine Ansichten in Kunstsachen zu berichtigen und zu erweitern.

Nach 7 Monaten, im J. 1812, begab er sich nach Nantes, wo sehr bald ein Bildhauer durch ein von ihm geschnitztes Kruzifix auf ihn aufmerksam wurde, und ihn in seine Dienste zog. Er fand da vollauf Beschäftigung, und, da die Stadt Nantes eine bedeutende Gemäldegalerie und eine Sammlung Gipsabgüsse nach Antiken besitzt, bei seinem rastlosen Streben nach immer höherer Ausbildung auch die willkommene Gelegenheit zum Studieren, die er sorgfältig benützte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abend zu Castiglione,

oder:

Trennung und Wiedersehen.

(Fortsetzung.)

Diana und Endymion.

Rangau hatte bei Tische wie ein echter Stoiker den folternden Schmerz unterdrückt; er wollte die guten Leute, welche kaum den Schrecken über der Tochter Schicksal besiegt hatten, nicht von Neuem in Unruhe setzen. Bianka's Sorge um ihn las er aus ihren Blicken, welche so lebhaft allen seinen Bewegungen folgten, daß er sehr aufmerksam auf sich seyn mußte, um seinen wahren Zustand nicht zu verrathen. Aber im Schlafzimmer angelangt, sank er, unvermögend, sich länger auf den Füßen zu erhalten, in einen Stuhl. Der Kammerdiener mußte den todtbleichen entkleiden, kaum war er des Rockes, der Weste entledigt, als ein Blutquell sich Luft machte und unaufhaltsam strömte. Die vermeinte Quetschung war der Streifschuß, welchen er beim Angriff der Banditen erhalten, aber in der Hitze des Kampfes nicht beachtet hatte. Die Wunde schien zwar nicht sehr tief, aber der allzustarke Blutverlust war desto bedeutender und konnte für unsern Freund tödtlich werden. Höchst erschrocken lief der Diener zu seiner Herrin, ihr den Vorfall zu melden, und ließ einstweilen den Verwundeten auf dem Stuhle liegen. Kaum hatte Bianka die Schreckensbotschaft vernommen, als sie sich über die ängstliche Forderung des Herkommens hinwegsetzte, und eilte nur halb bekleidet, mit einem Schlafmantel umhüllt, dem leuchtenden Diener voran, nach dem Zimmer ihres Retters. Ihre Kammerzofen mußten sogleich geweckt werden, die Dienerschaft wurde ausgesandt nach Aerzten und Wundärzten; sie selbst aber, die Tochter des reichsten und stolzesten Patriziers, besann sich keinen Augenblick, ergriff Nadel, Zwirn und Leinwand, und öffnete sein Zimmer. Der Verwundete, mehr einem Todten ähnlich, als einem Lebenden, lag auf dem getäfelten Fußboden; in seiner Hilflosigkeit war er vom Stuhle, auf den von seinem Blute gedüngten Boden gestürzt. Die Wunde, welche vorher durch die enge Kleidung, vielleicht auch durch den Lederriemen der Reisetasche zusammengehalten seyn mochte, war ganz entfesselt. Der harte Fall auf das Marmorgetäfel, mochte ihm vollends die Besinnung geraubt haben. Obgleich einer Leiche ähnlich, glich er doch der eines Jünglings aus der Heroenwelt, eines Kastor oder Jason. Die hochgewölbte breite Brust, der starke, nervige

Arm, beides entblößt, mußten gewiß schön seyn, wenn sie Römerinnen, gewöhnt an die Bildungen der alten Welt, gefallen sollten, wie es hier von den herbeigerufenen Zöfchen einstimmig eingestanden wurde.

Bianka hatte für nichts Augen, als für die Gefahr des Jünglings. Sie selbst verband ihm die Wunde, kein Anderer durfte es; sie selbst rieb ihm die Schläfe mit geistigen Wassern; hob nur von einem Diener unterstützt, den schweren Körper auf's weiche Lager, lockerte ihm den Pfühl, und legte mit den weichen Händen seinen Kopf sanft auf die schwellenden Kissen. „Er hat mir das Leben gerettet!" sagte sie, „mir ist es daher heilige Pflicht, Alles zu thun, um das seinige zu retten." Aengstlicher lauschte sie dem ersten Athemzug, dem Schlagen des matten Herzens entgegen. Endlich, endlich hob sich die Brust wieder und ein leiser Hauch säuselte über die thränenfeuchten Wangen der Jungfrau. Die Unruhe in dem Lebensuhrwerke, das Herz, schlug schwach, die blassen Lippen des kleinen Mannes zuckten, die sanften Bewegungen der langen dunklen Wimpern verkündeten gleichsam den Tag. Bianka winkte der Dienerschaft, den Kranken zu verlassen; auch sie wollte es, aber ihr Inneres zog sie zurück. Der arme Mensch! wenn er beim Wiedererwachen gar keine Seele um sich fand, würde ja beunruhigt werden — sie mußte bleiben. Es schien, als wenn der Kranke den Kampf ihrer entstehenden Neigung mit der Sittsamkeit in seinem Hinbrüten bemerkt hätte; der Mund lächelte so süß, daß die heißblütige Tochter des Südens unmöglich sich es versagen konnte, einen innigen Kuß darauf zu pressen. Gewiß tausend Jungfrauen unserer kühlern Zone würden im gleichen Falle ihrem Beispiele gefolgt, und dem ohnmächtig hingestreckten Retter von Schmach und Sklaverei, und was noch mehr sagt — dem so schönen Jüngling dieselbe Art Dankbarkeit bewiesen haben.

Es hätte hingehen mögen, wenn die Krankenwärterin sich mit einem Kuße auf die erwarmenden Lippen des Schlafenden begnügt hätte; aber die lose Speise, welche mehr reizt, als befriedigt, wie ein üppiger Dichter den Kuß benennt, war zu süß, als daß Bianka nicht das Wagstück hätte wiederholen sollen. Dadurch aber erwachte er. Erschrocken fuhr das Mädchen zurück, der unglückliche Mantel fiel bei der raschen Bewegung des Aufrichtens von der Schulter zurück; ein Unglück folgte dem andern auf dem Fuße, und während das arme Mädchen mit Rosenglut übergossen, drei Schritte zurückprallend, ihre Kleidung ordnete, entfuhr dem Jünglinge ein Ausruf der Bewunderung, den aber Bianka nicht verstand, weil er wie jeder Andere in Verzückung, seine Muttersprache sprach.

„Vergebt Signor," sagte die schöne Lügnerin nach einem Weilchen mit einiger Fassung, „ich wollte Euch im Schlafe eine lästige Mücke vertreiben, und war so ungeschickt auszugleiten." — Seine Lippen brannten, das fühlte Rangau, aber nicht vom Stiche einer Mücke. Er ließ es dabei, wie man wohl denken kann, und fragte nur, wie er hieher gekommen? denn von der Zeit an, daß er aus dem Speisezimmer gewankt war, hatte er die Besinnung verloren. Was weiter mit ihm vorgegangen, war ihm fremd. Bianka erzählte, während sie, die besorgteste aller barmherzigen Schwestern des schönen Ordens der Menschlichkeit, ihm zugleich hundert Proben ihrer Theilnahme gab. Bald rückte sie die verschobene Binde zu recht, bald lüftete sie ihm das Kopfkissen, flog, wenn er das Auge wandte, ihm ein kühlendes Getränk zu bieten, rieb ihm die Schläfe und gab in allen Aeußerungen und Bewegungen ihre Liebe an den Tag.

„Das habe ich nicht um Sie verdient," sagte er endlich; „das kleine Opfer, welches ich nicht einmal Ihnen, sondern der Pflicht brachte, sollten Sie nicht so theuer bezahlen, Signora! Gehen Sie zur Ruhe; nach den Anstrengungen von gestern, bedürfen Sie deren mehr, als ich. Erfüllen Sie diese meine dringende Bitte." Aber der Gegenbitte, welche ihr Auge zu ihm sprach, konnte er nichts entgegensetzen. „„Ich finde nur Ruhe, wenn ich Sie sehe, wenn ich bei Ihnen bin,"" sagte Sie feurig. „„Sehen Sie einen mitleidslosen Diener lieber um sich, als Ihre dankbare Retterin?"" —

Der Arzt kam, fand den Verband gut angelegt, verordnete dem Kranken etwas Stärkendes und ging. Die Diener kamen, brachten die Arznei, und gingen wieder zur Ruhe; aber Bianka gab dem Leidenden die Heilmittel ein, und blieb, bis der Morgen graute, und seine Wimpern von einem erquickenden Schlummer zugedrückt wurden. Die Pflegerin aber floh der Schlaf; sie bedurfte seiner nicht, und schlich nur davon, um ihren Anzug zu machen. Das Zöfchen eilte herbei, ihr wie sonst zu helfen. „Ich brauche Dich nicht, Bellina — sieh nur zu, ob der Fremde nichts bedarf? Aber wecke ihn ja nicht, wenn er schläft, sey ja behutsam, hörst Du? Du bist sonst so wild — sey vorsichtig." — Es war der Signora zwar ungewohnte Arbeit, sich selbst anzukleiden; doch in dieser Nacht lernte sie, daß man fremder Mühe leicht entbehren könne. Schöner als je, verließ sie den Spiegel. Ein wenig blaß, die Locken nicht so geregelt, als sie Bellina's kunstreiche Hand zu ordnen pflegte, hatte sie im Ganzen desto mehr Einnehmendes. Das weiße Morgengewand war zwar nach neuer Weise, doch der altrömischen ähnlich gefaltet. „Was schadet's," dachte sie, „wenn auch kein Inkarnat meine Wangen ziert; es muß ihn schmeicheln, wenn er mich heute bleicher, als gestern sieht. Hat doch die Bekümmerniß um ihn die Röthe weggestreift, und den Glanz der Augen verdüstert. Ich will ihn ja nicht mit den Haarflechten fangen, wie jene Jüdin der heiligen Schrift; mögen die Locken auch nicht so zierlich

aufgerollt seyn." Sie ging. Bellina begegnete ihr. „„Der Gast ist erwacht," sagte sie, „ich komme eben aus seinem Zimmer."" — „Nun freilich," dachte Bianka, „wenn das Mädchen so lange dort gewesen ist, mußte er ja wohl aufgeweckt werden," und ein kleiner Anflug eifersüchtigen Mißtrauens durchzuckte sie, aber sie ließ es nicht laut werden. Allerdings hatte die kleine Bellina gar helle Augen. Ihr Auftrag nachzusehen, ob Rangau noch schlafe, hätte viel früher ausgerichtet werden können; aber sie sah zu gern einen schlafenden Jüngling. Und während sie nun schaffte hier und dort, war der Gast erwacht. Sein Auge suchte den Schutzengel dieser Nacht, aber unbefriedigt kehrte der Blick zurück, als er nur das Kammermädchen, nicht die Gebieterin fand. Da trat die Ersehnte ein. Der Morgen sendete in ihr seine schönste Bothin ihm zu; die schmerzende Wunde war vergessen, und er fühlte sich so stark, daß er glaubte, das Bett unverzüglich verlassen zu können; aber er täuschte sich. Der Geist hatte nur den matten Körper überflügelt, und nach einem kräftigen Aufrichten sank er bald wieder zurück. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Sioux.

(Fortsetzung.)

Oft legte der Lauernde, der die Eigenschaft besaß, sich schlau zu verstecken, in seinem Hinterhalte, den ihm die vielen, zwischen den Ländereien der Colonisten liegenden Gebüsche darboten, den vergifteten Pfeil auf den Bogen, und zielte auf die unbefangen vorübergehende Schweizerin; aber stets fühlte er seine Hand gelähmt, und seinen Blutdurst durch die wilden Gefühle überwogen, die seine schwarze Seele durchzuckten. Er sann nun darauf, das Mädchen in seine Gewalt zu bringen, um sich an ihrer Qual zu weiden, und führte seine entsetzliche Rache aus. Die Sioux wußten es, daß Else in seinen Händen war, denn sie erkannten seine riesenmäßige Gestalt unter dem Haufen der Indianer im Mondlicht, welcher die Unglückliche mit sich fortriß. Daher sagten sie feierlich: dann noch bleicher das Mädchen, und wollten damit andeuten, daß Else von der Hand des Ungeheuers fallen würde, wenn die Colonisten ihn offen angriffen. Er hatte sein Volk zum Ueberfall der Colonie angereizt, und, in dem Gebüsch, welches an Jakob Schwarzbachers Garten stieß, mit einigen Kriegern auf den Zeitpunkt gelauert, Else mit List oder Gewalt zu rauben. Diese durch das Wuthgetümmel der anstürmenden Wilden und das aufgehende Feuer aus dem ersten Schlaf geschreckt, war außer sich vor Angst im leichten Nachtkleide aus dem Hause entflohn, um sich in dem nahen Gebüsch zu verstecken, wo sie dem lauernden Teufel in die Krallen lief.

Er machte einen wilden Satz, als sein Luchsauge ihre Gestalt erblickte; stieß ein furchtbares Triumpfgeschrei aus, und erhaschte sie mit wenigen Sprüngen, wie ein zitterndes Lamm der Tiger ereilt. Mit einem gellenden Pfiff rief er die versteckten Krieger zusammen; und wie die schnelle Anaconda mit ihrer Beute im Rachen über die Ebene in die Wildniß schießt, flog der Haufen, wie ein zusammengeballtes Knäuel, den Raub hoch emportragend in die Schatten der Wälder. An den tief versteckten Sioux stürmten sie vorbei, und die Pfeile, welche ihnen die edlen kühnen Jünglinge nachsandten, erreichten kaum ihre Fersen. Rasch wie kühne Panther folgten sie ihrer Spur; lockten in der tiefsten Wildniß zwei von den Räubern, die nach Wildpret begierig waren, durch den nachgeahmten Ton eines Hirschkalbes auf sich; erlegten sie mit ihren Streitäxten, und kehrten in die Colonie zurück, um sich durch die blutigen Siegeszeichen zu rechtfertigen, und Kunde von der unglücklichen Else zu geben.

Diese war in tiefe Ohnmacht gesunken, als sie die Krallen des Teufel fühlte. Durch die heftige Bewegung, womit sie fortgetragen ward, kam sie wieder zu sich, sank aber in den vorigen Zustand zurück, als die hämische Larve des verhaßten Feindes sie angrinzte. Dieser eilte fort mit seiner Beute, und hielt sich erst in den tiefsten Schatten der Wildniß, wo kein Mondlicht schien, vor Verfolgung sicher. Er ließ ein Feuer anzünden, und beschäftigte sich, wie alle Indianer erfahren in der Kräuterkunde, damit, die Ohnmächtige durch den nervenreizenden Saft der Seahinga wieder in's Leben zu bringen, und stieß ein gräßliches Jubelgeschrei aus, als sein Opfer zu athmen begann. In den ersten Momenten des Erwachens war die Unglückliche bewußtlos, und starrte, wie aus einem schweren Traum gerüttelt, auf die düstere Gruppe der am Feuer sitzenden Wilden, die, schreckenden Dämonen gleich, dem Gebiete der bösen Träume anzugehören schienen. Als nach und nach ihre Sinne sich sammelten, fühlte sie mit Entsetzen ihr schreckliches Loos. Sie rang trostlos die Hände, und ihre Thränen flossen wie der strömende Nachtthau. Noch höher stieg aber ihr Schmerz, und ihr ganzes Wesen löste sich auf in Jammer, als sie den Zustand sah, worin ihre besinnungslose Flucht und die rauhen Hände ihrer Räuber sie versetzt hatten. Ihr Schamgefühl empörte sich zur Verzweiflung, und beide Hände vor die Augen haltend, sann sie über einen heroischen Gedanken nach, der ihr wie ein Blitzstrahl durch die Seele fuhr. In diesem Momente nahte sich ihr, unbemerkt von den Uebrigen, ein junger Indianer, in dessen Brust ein Mitleidsgefühl für die Aermste erwachte, wie ein stiller Engel, und hing ihr sanft seine Decke um. Sie empfand in ihrem Schmerze kaum diese Wohltbat, als das Krokodil auch schon die Handlung des Jünglings gewahrte, und aus Eifersucht oder Wollust an ihrer Qual ihr die Decke mit frecher Hand wieder entriß, und gegen den Edlen drohend sein Messer zückte. Diese empörende That brachte das Mädchen zur höchsten Verzweiflung. Sie schlug das brennende Auge auf, — starrte wild das Ungeheuer an — entriß ihm mit Kraft und Schnelligkeit das gezückte Messer, und stieß es sich in die Brust.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 25. März **Nro. 36.** 1834.

Nachricht.

Die Ausstellung der Gewinnste zu der, für die hiesigen Hospitäler der Elisabethinerinnen und barmherzigen Brüder veranstalteten Lotterie, welche am 24. März l. J. in dem Graf Waldsteinschen Saale auf der Kleinseite, und am 25. März l. J. im stãnd. Schauspielhause nach der Akademie verlost werden, findet im ständischen Saale auf der Kleinseite bis zum 25. März l. J. Abends Statt, bis zu welcher Zeit sie auch unausgesetzt besucht werden kann.

Am 25. März l. J. wird diese Ausstellung geschlossen, und vom 26. März l. J. anzufangen, werden die Gewinnste gegen Abgabe des Originalloses, täglich von 8 Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags ausgefolgt.

Die Gewinnste, die binnen vierzehn Tagen, nämlich bis einschließig zum 8. April l. J. nicht erhoben sind, werden als Geschenke für diese beiden Hospitäler verwendet, und hierüber eine eigene öffentliche Bekanntmachung durch die Zeitungsblätter erfolgen.

Seltener Aufschwung zur Künstlergrösse.

(Fortsetzung.)

Schon nach zwei Jahren fühlte sich der zwanzigjährige Jüngling stark genug, um selbstständig aufzutreten, und für seine eigene Rechnung zu arbeiten. Er hatte durch sein anständiges, tadelfreies Betragen, sich viele Achtung und mehrere Gönner und Freunde, die ihn zu diesem Schritte ermunterten, und auch als Künstler bereits einigen Ruf erworben. Ein Frauenkloster zu Nantes übertrug ihm zuerst die Verfertigung einiger Statuen für eine neue Kapelle, die so gut gelangen, daß ihm dann auch die innere und äußere Verzierung der Kapelle anvertrauet wurde. Bald erhielt er auch von anderen Kirchen zu Nantes und der umliegenden Gegend mehrere, und nach und nach zahlreiche Bestellungen, so daß er Gehülfen aufnehmen mußte, und selbst einige seiner frühern Mitschüler nun unter seiner Leitung arbeiteten, ja sogar ein Bildhauer der Stadt zu ihm seinen Sohn in die Lehre gab. Besonders machte ein im Jahre 1818 vollendeter kolossaler, 10 Fuß hoher Christus großes Aufsehen. Auf die Empfehlung des Stadtarchitekten Crusy, dem Nantes den größten Theil seiner neuern Verschönerungen zu verdanken hat, bestellte der Präfekt des Departements der niedern Loire bei ihm die steinernen Statuen der beiden Connetables Düguesklin und Olivier von Clisson, die nun die Hauptstraße von Nantes zieren, und nach des Künstlers eigenem Urtheile seine ersten Werke sind, die sich über das Alltägliche erheben. Die Stadt gab ihm dafür einen ehrenvollen Beweis ihrer Zufriedenheit dadurch, daß sie ihn als Lehrer der Bildhauerkunst mit dem Gehalte von 1200 Franks anstellte; zugleich wurde er als residirendes Mitglied der Akademie von Nantes aufgenommen. Er besitzt nun daselbst ein eigenes Haus, und ist verehelicht, aber kinderlos, da das einzige ihm geborne Kind schon einige Monate nach der Geburt gestorben ist. Seine Frau ist die Tochter eines kunstreichen Glockengießers von Rennes in der Bretagne.

Die Werke, die das fruchtbare Genie dieses Künstlers von dieser Zeit an schuf, sind so zahlreich, daß ein Biograph sich nur auf die Anzeige der Wichtigsten beschränken zu müssen glaubte. Im Jahre 1822 verfertigte er auf Bestellung der Stadt Nantes, wieder zur Verzierung der Hauptstraße, le Cours genannt, die Statuen der Königin Anna und des Connetable von Richemont, beide in Stein gehauen; die Statue Ludwigs XVI., 6 Fuß hoch, für die kleine Stadt Laurour in der Vendee; eine Statue Düguesklins, 8 Fuß hoch, für den Hauptplatz der Stadt Dinan, und noch eine andere desselben Connetable für die Stadt Rennes. — Im Jahre 1823 den 17. Sept. wurde seine kolossale Statue Ludwigs XVI. auf dem, nach diesem Könige genannten Platze zu Nantes eingeweiht. Die Herzogin von Angouleme, die um diese Zeit nach Nantes gekommen war, ließ den Künstler vor sich rufen, und bezeigte ihm in den huldvollsten Ausdrücken

ihre Zufriedenheit. Von ihm sind ferner die neun Musen, 6 Fuß hoch, die die Kolonade des Theaters zu Nantes zieren, und die beiden 8 Fuß hohen Statuen von Corneille und Moliere am Eingange desselben Theaters.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abend zu Castiglione,

oder:

Trennung und Wiedersehen.

(Fortsetzung.)

Schöne Tage in Aranjuez.

Rangau hatte unter solcher Pflege kaum einige Tage vonnöthen, seine Gesundheit völlig wieder herzustellen, und wollte nun des Ritters Haus verlassen, um sich in Rom einzumiethen; aber Jener ließ das nicht zu, ja die schöne Bianka zürnte ernstlich über des Jünglings Entschluß. Er mußte sich ihrem Wunsche bequemen, was ihm auch gar nicht sauer wurde. Jene schöne Unbekannte besuchte ihn nur selten noch im stillen Traume, und bald verschmolz sich auch jene Gestalt mit Bianka's Formen. Wachend mußte ihn freilich wohl die schimmernde, hochbusichige Römerin fesseln. Wie hätte er dem Feuerblicke aus ihren schwarzen Augen widerstehen sollen? Ein Diamant müßte in solcher fortgesetzten Glut sich verflüchtigt haben, um wieviel weniger das Herz eines Jünglings, der schon wie ein Vesuv brannte.

Bianka, noch weniger Herrin über sich, als der junge Deutsche, weniger mit Rücksichten kämpfend, als dieser, der immer den Unterschied des Standes als eine sinesische Mauer vor sich starren sah, näherte sich ihm mit jeder Stunde traulicher. Längst war sie in seinem Vaterlande heimisch; denn die Erzählungen seines beredten Mundes, deren Inhalt nur jenes war, nahmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Von nichts hörte sie ihn lieber sprechen, als von seinen Eichenwaldungen und finstern Tannenforsten, in denen sonst die Druiden an Altären, aus Felsenstücken roh aufgeführt, opferten; von der Hermannsschlacht im Teutoburger Walde; von den spätern und neuerlichen Ritterthaten der deutschen Kraft u. s. w. Seine Gemälde trugen eine Farbenglut, wie die eines Correggio aus seiner zweiten Epoche; freilich sprach er wohl nicht so gewandt, als der unbedeutendste der römischen Improvisatoren, welche auf Markt und Brücken ihre Stanzen absingen, so waren ihm auch natürlich die Feinheiten der tonreichen Sprache noch fremd, und auf dem schön besaiteten Instrumente konnte er nur einzelne wohlklingende Akkorde anschlagen — aber mehr als das Wort, sprachen seine glänzenden Augen, in welchen zuweilen die Wehmuth einer süßen Erinnerung schimmerte. Redete er von der Niederlage der römischen Legionen unter Varus — die Römerin zürnte darum nicht im edlen Stolze, schmückten sich doch die römischen Jungfrauen der damaligen Zeit auch mit den goldenen Haarlocken der riesigen Deutschen; der Heldenjüngling Herrmann Arminius stand selbst vor ihr; dem konnte ein Varus nicht widerstehen. Erzählte er ihr von den deutschen Rittern, ihren Zügen nach dem heiligen Grabe, von Friedrichs von Oesterreich und Ludwigs des Baiern Vertrage, von Götz von Berlichingen, von dem wackern Mansfeld, von Bernhard dem Großen, dem Herzoge des blühenden Weimars, wenn auch nicht nach streng chronologischer Ordnung, sondern wie der Geist und die Gelegenheit es herbeiführten, dann sah sie in dem glänzenden, stahlgepanzerten Ritter, vor dem alle Speere sich senkten, der von dem hohen Rappen herab seine Befehle zur siegreichen Schlacht gab, immer nur ihren Rangau. Schöner konnte kein Friedrich, kein Götz, kein Bernhard, kein Moritz von Sachsen, kein Friedrich August der Starke gewesen seyn, muthiger auch nicht: denn es fragte sich wahrlich, ob Jene das Wagniß in der Campagna unternommen hätten. Und er, ganz poetischer Natur — denn ein guter, erfindungsreicher Maler ist immer auch Dichter, selbst wenn er keine Reime schmieden kann — erzählte nicht bloß, er dramatisirte zugleich, ja er stellte in seiner Person ganze historische Tableau's dar. Ein liebendes Mädchen, das schon einmal den stattlichen Jüngling für einen Sohn des Olymps angesehen hatte, konnte ja wohl auch andern Selbsttäuschungen sich hingeben. Schade daß er ihr die Meisterwerke seiner Barden nicht in der kräftigen Ursprache, nur in Uebersetzungen mittheilen mußte. Kleists Frühling würde ihr eine lebhafte Vorstellung gegeben haben, daß auch dort die Natur nicht immer im Alltagskleide gehe. Uzens, Ramlers, Klopstocks Oden würden sie begeistert, der „Messias" mit heiligen Gefühlen erfüllt, des herrlichen Schillers Glocke ihr Inneres durchklungen, Voß und Bürger, Hölty und Gellert, Salis und Mathisson sie erheitert und sanft durchwärmt, und Göthe's reiche Dichtungen würden, wenn auch nicht immer, doch sehr oft sie tief ergriffen haben. Genug, sie liebte den Jüngling mit hoher Leidenschaft. Sie träumte sich in seligen Bildern, der Stille den weniger Edelgeborenen mit Leichtigkeit zu sich herauf zu ziehen, ihn zu ihrem Gemahl zu machen — ihn — —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Sioux.

(Fortsetzung.)

„Hugh!" riefen mit Entsetzen alle Wilden, und sprangen außer dem Krokodil so schnell auf, als ob der Blitz eingeschlagen hätte. Dieses war von dem Blute der Unglücklichen bespritzt, und lag starr vor Schreck so

regungslos da, als hätte der blitzende Stahl sein Herz getroffen. Als das Ungeheuer wieder Bewegung und Sprache erhielt, stieß es ein gräßliches „Hugh!“ aus, und blickte wild auf die Blutende. Das Auge mit Todesnacht umhüllt, lag Else starr und bleich wie ein Marmorbild zu seinen Füßen, und netzte mit ihrem strömenden Blute den grünen Rasen. „Ist sie todt?“ fragte tonlos nach einer Pause das Scheusal. Es erfolgte keine Antwort, denn selbst die rohesten seiner Genossen fühlten sich gegen ihn empört. „Dann wollen wir ihren Scalp nehmen,“ rief er trotzig, erbittert durch das Stillschweigen, hob kalt das blutige Messer vom Boden auf, und griff in die seidenen Locken des Mädchens, die verworren um das erblaßte Haupt hingen. Die Indianer blickten sich düster an, und der Jüngling, welcher für Else stilles Mitleid gezeigt, rief höhnisch, in gewaffneter Stellung an einen Baum sich lehnend: „Scalpiren die Krieger der Missurie auch Weiber?“ Das Ungeheuer ließ wuthknirschend das bleiche Haupt sinken, und schleuderte mit Blitzesschnelle seine Streitart nach dem Verwegenen. Er verfehlte sein Ziel, und die Waffe fuhr neben dem Indianer tief in einen Baum, da sein Arm gezittert. Der Bedrohte erwiederte auf der Stelle die Thätlichkeit, aber traf — besser, und streckte seinen Feind mit einem kräftigen Wurfe, gleich einem blutschnaubenden Panther, auf den Boden hin. —

„Hugh!“ riefen verstört wie Narren durch einander springend alle gelagerten Wilden, und eilten dem Häuptling zu Hülfe, indeß der Thäter gleichgültig auf die Scene blickte, und die Arme in einander schlug. Er hatte das Ungeheuer schwer getroffen, doch verrieth sein tiefes Stöhnen, daß noch Leben in ihm sey. „Was hast Du gethan, Heneska!“ rief ein finsterer Krieger, und sein Auge schien flammend dem Jünglinge zu drohen. „Das Krokodil erlegt, das seinen Zahn gegen mich wetzte,“ antwortete der Unerschrockene, und blieb fest in seiner Stellung. „Haltet die entfliehende Seele nicht auf, sie mag in die glücklichen Jagdgefilde der Väter gehn, und laßt Heneska versuchen, den Geist des bleichen Mädchens zurückzurufen,“ versetzte er nach einer Pause und eilte zu Else.

Mit einem Ausdruck in seinen Zügen, der sich schwer beschreiben läßt, legte der Indianer das Ohr an den Mund des Mädchens und lauschte, ob sie noch athme. Als sein scharfer Sinn ihn davon überzeugt hatte, sprang er rasch in den Wald, und kam bald mit einigen Kräutern zurück, die er zwischen den Händen preßte. Darauf beugte er sich wieder zu ihr nieder, und rieb mit dem Saft, der aus den Kräutern quoll, ihre Herzgrube, nachdem er vorher die Hand am Feuer erwärmt hatte. Nur mit der Unglücklichen beschäftigt, achtete er nicht auf die andere Scene, und schien die Gefahr gänzlich zu vergessen, welche ihm drohte, wenn sein Feind wieder Besinnung erhielt. Als er den Busen des Mädchens leise wallen sah, verdoppelte er seine Einreibungen — endlich schlug Else mit einem tiefen Seufzer die Augen auf, und ließ matt das Haupt auf die Brust sinken. Heneskas Züge erheiterten sich wie die aufgehende Sonne, und er zerriß mit einer zärtlichen Angst sein Jagdkleid, die Wunde des Mädchens damit zu verbinden, worauf er mit behender Hand dieselben Kräuter legte. Else schien zwar Leben zu haben, doch gänzlich bewußtlos zu seyn; sie ließ sich ohne Widerstreben aufheben, und auf ein Mooslager legen, das der mitleidige Jüngling mit geschäftigen Händen schnell zusammentrug.

Nun erst blickte er auf die Gruppe seiner Gefährten, die sich mit seinem Feind beschäftigten. Durch dasselbe Mittel, was er bei Else angewandt, war dieser wieder ins Leben gebracht worden, und seine tiefe Kopfwunde verbunden. Das Ungeheuer hatte einen starken Blutverlust erlitten, und war von der Erschütterung des Wurfes noch so betäubt, daß es nicht empfand, was um es vorging. Es ward entfernt vom Feuer auf ein Lager gelegt, und die Wilden schickten sich an, ihr Nachtmahl zu halten, zogen einige Stücke Wildpret aus ihren Jagdtaschen, und rösteten es am Feuer.

Heneska lehnte abgesondert von seinen Gefährten unweit Elsens Lager den Rücken an den Stamm einer hohen Ceder, und beobachtete mißtrauisch mit scharfen Augen jede Bewegung der Gelagerten. Er verschmähte finster seinen Antheil an der Mahlzeit, spielte mit seiner aufgehobenen Streitart, und warf von Zeit zu Zeit einen herausfordernden Blick auf den wilden Krieger, der ihm gedroht hatte. Dieser erhob sich, da seine Freßgier gestillt war, nahte sich dem Jüngling, und schien eine Versöhnung zwischen ihnen zu wünschen, indem er ihm die Hand bot. Heneskas düstres Auge ward allmählig milder, seine Miene lächelte sanft, und der Groll verschwand aus seinem Herzen. Die Versöhnten nahten sich dem Feuer und vermehrten die stumme Gruppe der finstern Krieger. Es verging die Nacht, und schon begann die Morgenröthe mit ihrem Purpur die Kronen der hohen Tulpenbäume in den Wäldern zu färben.

(Die Fortsetzung folgt.)

C h a r a d e.

Das Wichtigste, was in der Erde Schooß
Gefunden wird, nennt Dir die Erst' und Zweite.
Denn hilft es auch zu Zank und Streite,
So ist der Vortheil doch, den es gewährt, wohl groß.
Die Dritt' und Vierte sind die ächten Kinder
Von Beiden, ob man schon nicht minder
Auch Kinder and'rer Art zuweilen so benennt.
Im Ganzen, was ein Jeder kennt,
Mißhandeln, ach, die wohlgeratnen Kinder
Die Eltern wie die allerärgsten Sünder. B.

(Die Auflösung folgt.)

Theaterbericht vom 22. und 23. März.

Am 22. wurde aufgeführt: „Nagerl (Nelke) und Handschuh,“ oder „die Schicksale der Familie Maxenpfutsch;“ ganz neue Parodie eines schon oft parodirten Stoffes, in 3 Aufzügen von Nestroy. Musik von Adolph Müller.

Dieser schon oft parodirte Stoff ist kein anderer, als „Aschenbrödel.“ Ich weis mich auf keinen Theaterzettel zu erinnern, in welchem die Charakteristik der Personen mit einer so lockenden Ausführlichkeit gegeben wäre, wie in der Annonce vom 23. So heißt es zum Beispiel von „Poverinus Maxenpfutsch,“ daß er Besitzer von Schuldenfeld, und ein im zu Grundegehen begriffener Kapitalist und Vater sey, und „Kappenstiefel“ Ramsamperls Reitknecht, wird als Erfinder des Roßhaares und der gläsernen Schabraken angegeben u. s. w. — Ich führe dies nicht an, um die Witze des Zettels zu tadeln, vielmehr gestehe ich gern, daß ich sie trotz ihres marktschreierischen Gepräges nicht ungern las; allein sie und das Glück, dessen sich „Lumpazivagabundus“ noch immer bei uns erfreut, trugen nicht wenig dazu bei, die Erwartung auf eine gefährliche Höhe zu spannen, und der im Ganzen nur mäßige Beifall des zahlreichen Publikums schien zu beweisen, daß das glänzende Aushängeschild getäuscht habe. Referent hat aus der ersten ihm bekannt gewordenen Posse des Herrn Nestroy die vortheilhafteste Meinung von seiner komischen Dichtergabe geschöpft, desto weniger kann er begreifen, wie ihn das jedem Talente eigene Vorgefühl des Gelingens oder Mißlingens nicht abgeschreckt hat, einen so undankbaren Stoff zu bearbeiten. Schon den Umstand, daß er mehrmal parodirt worden, hätte er als böses Vorzeichen nehmen können. Was läßt sich denn an den Charakteren des Montefiascone, des Stallmeisters und der beiden Töchter parodiren, da sie schon im Original Karrikaturen sind? Nestroy hat sie nur um etliche Stufen niedriger in die Gemeinheit herabgezogen, und ihnen Calembourgs, Späße und Derbheiten in den Mund gelegt, welche dieser Degradation angemessen sind. Ihre Erscheinung wirkt mehr als Travestie, und auch von dieser Seite betrachtet, nicht mit der komischen Kraft des Originals. Nur „Semmelschmarren“ (Alidor) und „Rosa“ genannt „Kuchengretl“ (Aschenbrödel) und „Ramsamperl“ (Ramiro) sind parodirte Charaktere. Aber daß Hr. Nestroy die unschuldige, gutmüthige Dulderin zu einer gemeinen Kuchenmagd herabgewürdigt hat, das wird ihm Niemand, der im Komischen nicht jede Beziehung auf das Schöne vernichtet sehen will, zum großen Verdienste anrechnen. Alidor ist im Original freilich etwas langweilig; Nestroy will ihn in seinem „Semmelschmarren“ zum Fad stempeln; aber ist diese Fadheit komisch? Ich erwartete einen komischpedantischen Gelehrten, und fand ein langweiliges Subjekt überhaupt. Indem „Ramsamperl“ an Gemeinheit den Uebrigen nicht um ein Haar weicht, hat sich der Dichter aller Contraste begeben, und es verflacht sich das Aehnliche im Aehnlichen. Uebrigens hat Nestroy den Gang der Handlung treu beibehalten, nur daß ihm statt des Schuhes ein breiter Handschuh, und statt der Rose eine Nelke (Nagerl) dient, und zwar nicht die rechte, denn Semmelschmarren vergreift sich, und gibt der Heldin eine Zaubernelke, welche sie aus einer dummen Küchenmagd zu einer schnippischen und verbuhlten Kokette macht. Dieser Zug dürfte fast allein den Namen einer Parodie in der Handlung verdienen. Von dem Tausche des Handschuhes zieht der Dichter fast gar keinen Vortheil. „Nagerl und Handschuh“ gehört also keineswegs zu den besseren Erzeugnissen im Gebiete der Posse. Ich will gern glauben, daß durch das zusammenwirkende Lokalisiren eines Carl, Scholz und Nestroy vor einem einheimischen Publikum mehrere Einzelnheiten, die uns gleichgültig ließen, ein schallendes Gelächter hervorbringen mögen, allein an auswärtigen Bühnen muß das Gedicht selbst durchdringen, und sich Freunde machen. Es wurde im Ganzen weder allgemein, noch anhaltend gelacht; nur zwei Mal brach das Publikum in entschiedenes Gelächter aus, als Herr Feistmantel (Kappenstiefel) seine Bedienten durch die Worte: „Ein allgemeines Kusch!“ zum Schweigen brachte, und als die Herren Spiro, Grabinger und Schikaneder als Tänzerinnen auftraten. Ueber den ersteren Spaß will ich nicht reden, und der Zweite erschien mir wie eingelegt. Gerade in Bezug auf diesen letzteren Schwank glaube ich es dem Publikum und mir selbst schuldig zu seyn, dem Herrn Spiro, welcher sich durch absichtliche Verschiebung des kurzen Balletröckchens höchst unanständig benahm, vor einer so gröblichen Rucksichtslosigkeit zu warnen. Unser Publikum ist von einem frivolen Wohlgefallen, worauf es H. Spiro anzulegen schien, so weit entfernt, daß es eine Wiederholung dieser Ungezogenheit vielmehr zur strafwürdige Beleidigung nehmen würde. Nur die Geschicklichkeit und Komik, welche Herr Spiro vor den letzten Pirouetten entwickelte, konnte ihn von der empfindlichen Ruge eines allgemeinen Zischens bewahren, und er mag es als eine gelinde Strafe ansehen, daß die wenigen Klatscher sogleich zur Ruhe verwiesen wurden.

Referent wird das Wichtigste über die zu wohlthätigen Zwecken unternommenen Akademien in dem Beschluße eines jungsthin abgebrochenen musikalischen Artikels nachtragen, kann aber, da die Akademie für das Taubstummeninstitut im Theater gegeben wurde, nicht umhin, sie gleich in dem heutigen Berichte zu besprechen. Sie fand am 23. Statt und enthielt, außer einem, Herrn Professor Zimmermann trefflich gelungenen, und von Dem. Nina Herbst ausgezeichnet gesprochenen Prologe, zehn Nummern, wovon funf Stucke koncertant waren. Mad. Podhorsky sang in der ersten Abtheilung, und zwar in italienischer Sprache, eine eben so glänzende als schwierige Arie aus Meyerbeers »Crociato« mit einem Beifalle, welcher mehreremal mitten im Vortrage ausbrach und am Schluße nicht enden wollte. Sie entfaltete vorzüglich in dem Schlußallegro den ganzen Wohlklang ihrer Stimme und jene Präcision und Kunstgewandtheit, durch welche sie das prager Publikum schon so oft entzückt und zur Bewunderung hingerissen hat. Zweimal mußte diese durch Fleiß und Bescheidenheit doppelt achtungswürdige Künstlerin unter fortwährendem Bravorufen wieder erscheinen. Vorzüglich bewunderte man ihren netten und kunstreichen Triller. In der zweiten Abtheilung glänzte mit gleichem Erfolge ihre jüngere, um unsere Oper schon so wohl verdiente Kunstgenossin Dem. Lutzer. Zu einer Zeit, wo unsere Oper durch den Abglanz einer ausgezeichneten Sängerin und durch die glücklich behobene Krankheit der Mad. Podhorsky sehr auflag, erhielt sie durch die raschen und glänzenden Fortschritte auf ihrer kaum betretenen Künstlerbahn das Interesse für einen Genuß, welchen sich die Prager nur ungern schmälern lassen. Ihre angenehme Stimme hat seitdem an Kraft und Fülle, und ihr Vortrag an Geschmack und Ausdruck gewonnen, so daß wir ohne patriotische Uebertreibung auf unsere zwei ersten Sängerinnen stolz seyn können, und ein Beispiel für den Satz vor unseren Augen haben, daß das Vortreffliche sich neben einander ohne Druck und Verdunkelung behaupten könne. Dem. Lutzer sang bei gespannter Aufmerksamkeit und allgemeiner Zustimmung jene große und schwer auszuführende Arie aus Meyerbeers „Robert,“ durch deren kunstreichen Vortrag sie sich jungsthin in einem Quodlibet ausgezeichnet hatte. Die präcise und glückliche Besiegung gehäufter Schwierigkeiten, so wie das Gefühl, welches sie in die getrageneren Stellen zu legen wußte, erwarb ihr alle Stimmen der zahlreichen Versammlung. Sie wurde wie Madame Podhorsky zwei Mal gerufen. Auch die beiden Herren Mildner und Bühnert, und zwar der Erstere in Variationen fur die Violine von Lippinsky, und der Letztere in Variationen für das Violoncello von Merk, erwarben sich durch ihre besondere Kunstfertigkeit den ausgezeichnetsten Beifall. Beide haben schon mehrmal bewiesen, daß sie dem, im Conservatorium genossenen Unterrichte Ehre zu machen verstehen, und zum Ruhme dieser Anstalt nicht minder beitragen werden, als so viele ihrer gebildeten Vorgänger. Sehr angenehm und ergreifend wirkte ein von den Herren Buschmann auf dem Terpodion vorgetragenes Adagio von Mozart. Es verbreitete sich tiefe Stille im Hause und auch die leise verschwebenden Töne dieses einschmeichelnden Instrumentes entgingen nicht der beifälligen Aufmerksamkeit des Publikums. Die Herren Buschmann wurden, wie die Herren Mildner und Bühnert, einstimmig gerufen. Von den Ensemblestücken gefielen vorzüglich die Ouverture zu „Cortez“ und ein Sing-Quartett von Stadler; weniger ein Chor von Schulz und ein Lied mit Pianoforte- und Violoncellbegleitung; am Allerwenigsten aber eine überaus lange und langweilige Cantate von Danzi, welche bei aller Korrektheit des Satzes doch keinen Funken poetischer Genialität enthält, und daher dem Dunkel der Vergessenheit nicht hätte entzogen werden sollen.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 28. März **No. 37.** 1834.

Für Freunde der Kirchenmusik.

Die Fasten-Andacht zu verherrlichen, wird am Charfreitage Abends um 6 Uhr in der Teinkirche das Miserere mei Deus von Franz Brixi gegeben werden.

Seltener Aufschwung zur Künstlergrösse.

(Fortsetzung.)

Die Stadt St. Malo bestellte bei ihm die Statue des berühmten Seehelden Dugay-Trouin; da der Minister des Innern dazu den karrarischen Marmor beischaffte, kam Mallknecht aus dieser Veranlassung nach Paris, und da ward ihm zur Ausführung ein Attelier am Marsfelde angewiesen. Seit dieser Zeit bringt er einen großen Theil des Jahres immer in Paris zu, wo er in seinem eigenthümlichen Attelier viele Gesellen beschäftiget. Diese Statue fand bei der Kunstausstellung im J. 1827 allgemeine Anerkennung und Beifall. — Eine Statue des Generals Charette von seinem Meisel befindet sich zu Legee in der Vendee; sie wurde den 4. Sept. 1826 eingeweiht. Der Herzog von Riviere, damals Gouverneur des Herzogs von Bordeaux, wohnte auf Befehl des Königs der Ceremonie bei, und bezeigte nicht nur dem Künstler seine Zufriedenheit, sondern gab ihm auch den Auftrag, die Büste des jungen Prinzen in Marmor auszuführen; auch erhielt er dann den Titel eines Bildhauers Sr. königl. Hoheit. Eine von ihm auf Bestellung der Stadt Rennes ausgeführte kolossale Marmorstatue Ludwigs XVI. wurde von ihm erst wenige Tage vor dem Ausbruche der Julius-Revolution vollendet; es wurde ihm dann zwar, was er deshalb nach dem Vertrage noch zu fordern hatte, bezahlt, aber die Statue ihm überlassen, die sich verdeckt noch in seinem Attelier zu Paris befindet.

Eine Statue des Generals Chatelinau für die Stadt le Pain en Mauge in der Vendee, steht nun im Museum von Angers; das Modell derselben aus Gips wurde 1828 im Louvre ausgestellt. Zwei Statuen des Herzogs von Bordeaux, beide in Bronze und Lebensgröße, verfertigte er die eine für den Gouverneur des Prinzen, Herzog von Damas, die andere nach Toulouse; eine dritte von Marmor hat der Minister des Innern im J. 1829 für die Stadt Bordeaux bestellt. Eine weitere Bestellung dieses Ministers war die der Statuen Karls des Großen und des h. Ludwig, die im Palaste der Deputirtenkammer aufgestellt werden sollten, aber wegen des Ausbruchs der Julius-Revolution beide unvollendet geblieben sind. Im J. 1830 wurde er zum Mitgliede des Vereins der schönen Künste zu Paris aufgenommen.

In der Kunstausstellung vom J. 1831 hat M. eine im Bade überraschte Venus, von Marmor, Lebensgröße, ausgestellet. Er erhielt dafür aus den Händen des Königs eine goldene Medaille; die Regierung kaufte die Statue für das Museum der lebenden Künstler; sie befindet sich dermal in den Tuillerien in den Gemächern des Herzogs von Orleans.

In der Ausstellung des J. 1833 sah man von ihm einen Adonis in Lebensgröße, eine vom Minister des Innern bestellte, für den Triumphbogen de l'Etoile bestimmte Statue, die Stadt Aix in der Provence vorstellend, und das Modell in Gips einer Statue des Ulysses, auf seine Rückkehr nach Ithaka sinnend, ist ein Studium des Künstlers, das nicht in Stein ausgeführt wurde. Eben dieses Modell erhielt am Schluße der Ausstellung in der kön. Sitzung eine ehrenvolle Erwähnung, und ist dasselbe, das sich nun im Ferdinandeum befindet. Zu den neuesten Werken des Künstlers gehört ferner eine 9 Fuß hohe Statue der Mutter Gottes im Chore der Kirche Notre Dame zu Metz, nebst drei Basreliefs in Bronze am Hochaltare, und für dieselbe Kirche hat er gegenwärtig die vier Evangelisten, 7 Fuß hoch, in der Arbeit. — Diese Nachrichten beweisen zur Genüge die hohe Stufe, auf die sich Mallknecht in der Kunst erschwungen, und den großen Ruf, in den er, ein Ausländer, dadurch in Frankreich sich gebracht hat, und es ist

dieß um so viel merkwürdiger, als er aus keiner Schule eines großen Meisters hervor gegangen ist, sondern Alles nur durch sein angebornes Genie und durch seine rastlose, alle Schwierigkeiten besiegende Verwendung und Thätigkeit errungen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Der Abend zu Castiglione,

oder:

Trennung und Wiedersehen.

(Fortsetzung.)

Da trat ein zürnendes Geschick zum zweitenmale seine Liebe, sein Glück zu Boden. Er erwachte eines Morgens später als gewöhnlich. Die gestrige Abendgesellschaft hatte bis tief in die Nacht geschwärmt, und Bianka, was sie jetzt selten, und nur auf seine Bitte that, hatte dabei ihre wahrhaft köstliche Stimme hören lassen. Noch tönten die Silberlaute in dem Ohre des Erwachten, besonders das letzte Lied, das sie am vergangenen Abende ungewöhnlich weich und traurig vorgetragen. Nicht ihre sonstige frohe Laune wohnte auf der Huldin Lippen; fest war sie an die Seite des Gastes gebannt. Die Mutter — Rangau sah es — hatte ihr darüber Augenwinke, und da diese nicht fruchteten, einen Verweis gegeben, aber umsonst. Die mütterliche Warnung beachtend, begab sie sich zwar zur übrigen Gesellschaft, fragte diese und jene Damen und besternte Herren, aber die Antwort überhörte sie; denn ihr verstohlner Blick suchte immer nur den Geliebten. Die Söhne der alten römischen Patrizier-Geschlechter, mitunter sehr ausgeartet, aber einmüthig um die Gunst der Schönsten buhlend, suchten vergebens durch Schmeicheleien, durch feine Anspielungen auf den Grund ihrer Zerstreuung zu kommen. Aber vergebens; sie hörte die wohlgefügten, schmelzenden Phrasen nicht, und oft, wenn solch' ein Zudringlicher mit einem witzigen Gedanken ihre sonstige Lachlust wecken wollte, starrte sie aus ihren Träumen erwachend ihn mit großen, thränenglänzenden Augen an. Die Gesänge, welche sie auf Karls dringende Bitte zur Guitarren-Begleitung vortrug, athmeten nichts als Schwermuth, nichts als Sehnen getrennter Liebe. „Ich weiß nicht, was Dir fehlt, Bianka! Du bist heute so ungewöhnlich trüb gestimmt; ich kenne Dich kaum noch," flüsterte ihr die Mutter zu. Da legte die Tochter die Guitarre hin und stürzte mit einem heißen Thränengusse an den mütterlichen Busen. „„Ach weiß ich's doch selbst nicht!"" schluchzte sie, „„es ist mir, als ob ich Sie und den Vater und Alles, was mir lieb war, verloren hätte. Ein Weh, wie ich es nie gefühlt, nicht körperlicher Natur, unnennbare Angst foltert mich! Erhören Sie meine Bitte, kommen Sie, ich kann nicht bleiben."" Sie mußte von der Mutter unterstützt, in ein Nebenzimmer gehen, um sich dort auszuweinen.

Rangau's Zustand bei dieser Scene läßt sich schwer beschreiben. Auch er fühlte sich von des Mädchens Ahnung durchbebt; ihre Veränderung trat zu auffallend plötzlich ein. Die blühende Frische seines Gesichts verschwand, denn das thränenschwere Auge Bianka's war bei ihrem Austritte aus der Gesellschaft mit einem Liebreiz auf ihn gerichtet gewesen, der Todte erweckt hätte; aber der Wohlstand forderte sein Bleiben, und er mußte den Drang seines Herzens, ihr zu folgen, zwar mühsam, aber doch beschwichtigen. Die jungen Fante, schon längst auf den ungebetenen Fremden eifersüchtig, bewachten ihn mit hämischen Blicken. Eine furchtbare, peinigende halbe Stunde hielt er unter den Larven aus, die ihn überall angrinsten, denn seine Einbildungskraft übermalte die höfischen, süßlächelnden Gesichter mit Rembrands Pinsel in den grellsten Tinten; aber länger diese Qual zu ertragen, war ihm nicht möglich, und wenn es sein Alles gegolten hätte. Mit krampfhafter Hand riß er sich die enge Weste auf, fort mußte er, wenigstens hinaus in's Freie. Sein Blut war in heftiger Wallung; konnte er denn wissen, ob nicht er sie beleidigt habe? fast schien es, als ob jene Thränen ihm galten. Und er, die wahrscheinliche Ursache dieser Thränen, deren jede einzelne mehr Werth für ihn hatte, als Kleopatra's Zahlperle, sollte hier ruhig sitzen können; er, mit dem heißen Herzen? Unmöglich! Er sprang auf — da trat Bianka wieder ein. Das Brausen seines Blutes war beschworen, ihr milder Blick weitete und lüftete die engen Hallen seiner Brust. Sie nahte ihm mit unbeschreiblicher Huld, sie zürnte nicht. Rangau dünkte sich im Himmel, und seine Umgebungen nahmen wieder lachende Farben an. Selig war er; denn Bianka wich, bis die Gesellschaft sich trennte, nicht von seiner Seite. Wie wenig gehört zu dem Glücke eines Liebenden! Nur Blicke, nur Sylben und Seufzer füllen das Alphabet ihres Glückes aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Sioux.

(Fortsetzung.)

Von dem balsamischen Hauch der Frühe angeweht, schlug Else das matte Auge auf, und regte sich leise auf ihrem Lager. Heneska eilte besorgt zu ihr hin, und setzte sich, wie ein drohender Panther gegen seine Gefährten gewandt, behende zu ihren Füßen nieder. Die Miene des Jünglings sprach das innigste Mitleid aus, und die Unglückliche drückte im vollen Bewußtseyn mit einer hervorquellenden Thräne gerühet die Hand des Edlen. Mild wie ein stiller Friedensengel lächelte auf das Zeichen ihrer Dankbarkeit der Jüngling, und bemühte sich, ihr

verständlich zu machen, daß sie fortan nichts zu besorgen hätte. Indem er einen drohenden Blick auf seine Gefährten warf, eilte er fort, und kam bald mit einer Kürbisflasche zurück, die er mit frischem Wasser angefüllt hatte. Er bot sie ihr an und Else trank. Sie fühlte sich durch den Trunk still erquickt, und ihre Lebensgeister regten sich wieder; die Wunde fing frisch zu bluten an, und der dumpfe Schmerz, den sie empfunden, linderte sich. Die Unglückliche war indessen noch immer in Lebensgefahr, da der Stich edle Theile verletzt hatte, und ihr Retter gab daher durch Zeichen zu verstehen, daß er die Wunde zu verbinden wünsche. Else begriff diese liebende Fürsorge, löste mit zitternden Händen den Verband ab, und übergab sich dem Jüngling mit geschlossenen Augen. Dieser schien sehr geübt in der milden Kunst zu seyn, und ging mit so vieler Zartheit zu Werke, daß Else gerührt sich überwand, ihn mit einem Blick des Dankes dafür anzulächeln. Als der Verband geschehen, sank sie in einen sanften Schlummer und Heneska verließ sie leise, um auf seine Sicherheit gegen den Häuptling bedacht zu seyn.

Dieser saß, von den Uebrigen umgeben, auf seinem Lager, und schien in tiefes Hinbrüten versunken zu seyn. Er richtete sich empor, als Heneskas Tritte im Laube rauschten, und blickte ihn finster, doch weniger wild an, als seine Miene sonst drohete, wenn er Rache ausüben wollte. Der Jüngling trat furchtlos näher, und heftete sein sprechendes Auge auf den Feind. Das Krokodil winkte den übrigen Kriegern zurückzutreten; deutete schweigend, gegen Heneska gewandt, auf seine Wunde, und machte das Friedenszeichen, welches derselbe stumm erwiederte, und ihm den Rücken wandte. —

Bei den Indianern herrscht der Grundsatz: Beleidigung für Beleidigung — Wurf gegen Wurf. Der Vorfall zwischen beiden war kein ungewöhnlicher Auftritt unter den leidenschaftlichen Wilden, und schien in den Augen der Zeugen durch das gegenseitige Friedenszeichen abgemacht zu seyn. Die Krieger rüsteten sich daher nach der Versöhnungsscene zum Aufbruch, wozu das Auge des Häuptlings auch winkte. Als ob er nur einen leichten Rausch gehabt, erhob sich die riesige Gestalt des Furchtbaren, und musterte mit einem gebietenden Blick die Krieger. Sein Auge fiel dabei auf die schlummernde Else, und es schien, als ob sich darin ein Funke menschlichen Gefühls abspiegle. Er trat an ihr Lager, und gab dem unweit desselben stehenden Heneska einen Wink, um sie besorgt zu seyn. Dieser hieb mit seiner Streitaxt starke Zweige von einem nahen Baum ab, und flocht mit Hülfe der Uebrigen daraus eine Tragbahre, breitete Moos darauf aus, erhob die Schlafende behutsam mit kräftigem Arm von ihrem Lager, und legte sie sanft auf die verfertigte Bahre nieder. Ein breitschultriger Indianer schürzte auf des Häuptlings Wink sein Jagdkleid hoch, und machte sich bereit, mit Heneska den rohen Palankin zu tragen. Der Zug setzte sich in Bewegung und verschwand in die Schatten der Wälder.

Die beiden Schweizer rüsteten sich inzwischen zum Nachsetzen hinter die Räuber ihrer Schwester, und gaben den Sioux zu verstehen, daß sie zur Abreise bereit wären. „Nicht so," sagte Kaskahega sanft, und legte seine Hand auf Günthers Angesicht; „die weißen Männer müssen Indianer werden; nur ihre Farbe vermischt sich mit dem Schatten der Wälder." „Was meint er damit, Berthold?" fragte Günther den Bruder, dessen Kopfschütteln bewies, daß auch er den Sinn der Rede nicht begriffen hatte. Der scharfsinnige Kaskahega lächelte, da er die Frage verstand. „Du so roth wie Kaskahega; wie die Sioux," versetzte er, und flog wie ein Pfeil in den nahen Wald. Bald kam er mit einer röthlichen Wurzel zurück, netzte sie, und rieb damit Günthers Hand, die bald ein helles Kupferroth annahm. „Ich verstehe dich, Kaskahega," sagte Günther, und nickte ihm Billigung zu; „wir müssen uns maskiren, um die Schurken zu betrügen." „Ja, ja," antworteten die beiden Sioux: „Die Missuri haben Augen wie der Luchs." Die Brüder unterwarfen sich ihnen nun gänzlich, und bald hatten die Indianer ihren ganzen Körper mit Hülfe der Wurzel so roth gefärbt, wie sie selbst waren; auch den Kopf schoren sie ihnen geschickt, und ließen nur einen einzelnen Haarbusch stehn, wie es Sitte bei den Wilden ist. „So — so," rief Kaskahega und sprang wie ein Kind um sie herum, „nun werden wir die Sternblume finden in den Wäldern!" Der Anzug der Schweizer ward, wie ihre Hautfarbe, verändert, und durch die Geschicklichkeit der beiden Wilden standen sie bald als leibhafte Sioux da, daß die Kinder in der Colonie vor ihnen liefen. Jacob Schwarzbachers trübes Auge erheiterte sich mild, als er auf die vier rüstigen Jünglinge blickte, die auszogen, sein geliebtes Kind zu suchen, und seine zitternden Hände falteten sich zum frommen Segen über ihre Häupter. Noch machten die vorsichtigen Indianer mit ihren rothen Brüdern, wie sie Günther und Berthold nannten, einen Gang in den Wald, übten sie im Kriechen und Nachahmen der Thierstimmen in der Wildniß, und kehrten erst gegen Mittag zurück, so ungeduldig auch die beiden Schweizer brannten, der Spur ihrer unglücklichen Schwester eiligst zu folgen. „Nun Alles gut," sagte Kaskahega zu dem alten Jacob, als sie eintraten, der in der schlauen Kunst, die Feinde zu überlisten, den kriegerischen Espetonga zu übertreffen schien; „nun wie ein Sioux auf die Missuri."

(Die Fortsetzung folgt.)

Musikalisches.

(Beschluß des Aufsatzes in der Nummer 30.)

Als zweites Ensemblestück gaben uns die Schüler des Conservatoriums mit gewohntem Feuer eine Ouverture, welche ein durch Geburt und Verdienste hochgestellter Dilettant für das Conservatorium gesetzt hat. Eine andere Ouverture aus der hier noch unbekannten Oper „Melusina" von Conradin Kreutzer machte den Beschluß. Referent fand den Bau derselben zwar sehr eigenthümlich, und die Instrumentation höchst effektvoll; es schien ihm aber, als ob diesem Tonwerke ein durchgeführter Mittelsatz abginge, indem er durch die ersten Gänge versucht wurde, den Satz im $^3/_4$ Takte noch als Einleitung zu nehmen, und das folgende Allegro unverhältnißmäßig schnell in ein lärmendes Presto zusammenbrach. Es ist aber schwer, über den ästhetischen Werth einer Ouverture zu urtheilen, ohne die ganze Oper, oder wenigstens nur die Introduktion zu kennen. Von den concertanten Stücken erfreuten sich die von Herrn Franz Bühnert komponirten und gespielten Variationen eines ausgezeichneten Beifalls. Herr Bühnert machte seinem Meister schon vor Jahren durch Bravour und Geschmack Ehre. Schade nur, daß wir die tief ansprechende, schwärmerische Gemüthlichkeit, welche H. Professors Hüttner Andante und Adagio auszeichnet, und dem ausdrucksvollen Instrumente des Violoncello so sehr zusagt, nicht leicht in Variationen finden und beurtheilen können. Herr Bühnert verräth zwar im Vortrage der Themen und Mollsätze ein regsames und feines Gefühl; allein jemehr Ehre ihm bei seinem jugendlichen Alter der wohlbegründete Ruf eines glänzenden Spieles macht, desto begieriger war Referent schon lange auf ein sentimentales Adagio oder Andante, dessen Vortrag dem Concertspiele auf dem Violoncello eigentlich die Krone aufsetzt. Uebrigens ist es begreiflich und für die Zukunft auch von großem Vortheile, daß musikalisch-praktische Talente, durch ihr Jugendfeuer getrieben, die Besiegung gehäufter Schwierigkeiten für das höchste Ziel der ausübenden Kunst halten, umsomehr, da ihnen gerade dadurch der Beifall der Menge gewiß ist. Durch angenehmen Ton, durch Kraft und Delikatesse, so wie durch bedeutende Kunstgewandtheit zeichneten sich zunächst Franz Swoboda in einer Polonaise für das Clarinett von Tauß, und Franz Schidlik in einem Concertino für die Oboe von Braun aus. Dem Ersteren hätte Referent eine geistvollere Composition gewünscht. Franz Sodotka spielte eine Parthie schwieriger Variationen für die Violine mit einer hie und da fast zu kühnen Entschiedenheit, erntete aber durch die überwiegende Mehrzahl des nicht übereilten Gelungenen allgemeinen und wohlverdienten Beifall. Auch Wenzel Stiasny und Joseph Stepanek wurden nach einem vom Ersteren komponirten Divertimento für zwei chromatische Trompeten gerufen. Wenn man bedenkt, daß das Conservatorium der Musik seitdem durch ausgezeichnet exekutirte Ensemble- und Solostücke noch zwei Akademien verherrlichte, und daß dieses treffliche Institut nicht ausschließlich auf den Zweck der öffentlichen Produktion hinwirken darf: so muß auch das strengste Urtheil über seine Leistungen im gegenwärtigen Jahre zu seinem fortwährenden Ruhme gereichen. Wir hörten zwar heuer keine Gesangsschülerin, allein bei den heut zu Tage hochgespannten Anforderungen der Kritik ist es besser, die völlige Ausbildung der Zöglinge abzuwarten, und das Publikum nicht durch den Beisatz der Klasse, welcher der Zögling angehört, zur Nachsicht einzuladen.

Was die Quartette des Herrn Professors Pixis betrifft, so waren die zwei noch nicht besprochenen sowohl durch Wahl als Vortrag eben so ausgezeichnet, als das Erste. Wir hörten in dem Zweiten ein äußerst launiges und ansprechendes Quartett von Haydn; dann ein Quintett von Onslow, wobei statt des zweiten Cello der Contrebaß mitwirkte. Im ersten Satze gestehe ich, daß mir die soliden Töne dieses Instrumentes eine zu starke Basis für das leichte, in gothisch-schlanken Säulen aufsteigende Gebäude zu seyn schienen. Aber sey es nun, daß sich der Vortragende im Adagio mehr mäßigen konnte, oder daß sich das Ohr allmählich an die Mitwirkung dieses Instrumentes gewöhnt hatte, am Ende schien der Contrebaß vom Compositeur nicht umsonst gewählt, und zum Effekte des schönen Ganzen nothwendig zu seyn. Alle Nummern, besonders das Adagio, fesselten das zahlreiche Auditorium mit unwiderstehlicher Gewalt. Onslow bedenkt in seinen Quartetten und Quintetten mit nicht geringer Liebe das Cello wofür die Versammlung dem Compositeur auch in sofern danken muß, als wir dadurch Gelegenheit haben, den zum Herzen sprechenden Vortrag des Herrn Professors Hüttner zu hören. Den Beschluß machte ein Sextett von Mayseder, in welchem Herr Professor Pixis seine Virtuosität im glänzendsten Lichte ausstellte. Referent wenigstens bewunderte seine, mit dem feinsten Geschmacke gepaarte Fertigkeit in diesem angenehm in's Gehör fallenden Ensemblestücke eben so sehr, als in den Concerten, die ich von diesem Meister zu hören Gelegenheit hatte. Männer, die ihr Instrument so studirt und so in ihrer Gewalt haben, und ihren erfolgreichen Fleiß im Unterrichte durch so viele ausgezeichnete Schüler bewährt haben, können nur als seltene Zierden einer musikalischen Anstalt angesehen werden. Aber das letzte Quartett würde sich auch dann tief in die Seelen der Zuhörer eingeprägt haben, wenn der letzte Eindruck nicht der dauerndste wäre. Wir hörten außer einem Onslowschen noch ein Mozartsches Quintett, und das schon im verflossenen Advente mit allgemeinem Applaus aufgeführte Doppelquartett in E moll von Spohr. Die Exekutirung aller drei Tondichtungen war musterhaft, vorzüglich schienen die wackeren Künstler im Vortrage des Mozartschen Quintettes ganz Seele und Gefühl zu seyn. Eine süße Wehmuth, die sich vergebens zur Freude aufschwingen will, und mit feuchtem Auge lächelt, ist der Ausdruck dieser in ihrer Art so unsterblichen Tondichtung, als es die größeren Werke Mozarts sind. Sie sprach die Versammlung mit einem Zauber an, als ob Mozarts ganze, uns zu früh entrissene Seele in diesen Tönen athme, und gegenwärtig sey. Von dem großartigen Doppelquartette sprachen das Andante und der Schlußsatz vorzüglich an, wiewohl sich das Auditorium auch in die übrigen Nummern tiefer hineinzudenken schien. Herr Professor Pixis glänzte vorzüglich in den letzten concertanten Variationen des Andante. Im Grunde aber müssen mit ihm und Herrn Prof. Hüttner, auch die Herren Milde, Kral, Bartak, Machaček und Boch mit dankbarer Anerkennung ihrer Sorgfalt und Liebe für einen Zweig der Musik genannt werden, dessen Kultur uns so reichlichen Genuß bietet, und zur musikalischen Bildung wenigstens eben so viel, wo nicht mehr, beiträgt, als manches glänzende Opernmeteor, welches vorüberrauscht, und in einigen Jahren vergessen ist.

Berichtigung. In der 36. Numer d. B. S. 4, Sp. 2, Z. 33. hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Es soll daselbst statt „Abglanz," „Abgang" heißen.

Die nächste Nummer d. B. wird Samstag den 29. d. M. ausgegeben werden.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

／Bohemia,
ein
Unterhaltungsblatt.

Den 29. März **Nro. 38.** 1834.

Für Musikfreunde.

Was öffentliche Blätter über den wundervollen Vortrag des kleinen Violinspielers Vieuxtemps dem Publikum mitgetheilt haben, wird insbesondere auch durch ein Privatschreiben eines ausgezeichneten Wiener Kunstkenners und dramatischen Dichters bestätigt. Der (wie dieser Brief sich ausdrückt,) „auch abgesehen von seiner vollendeten Kunst allerliebste Knabe" hat in Wien beinahe alle Wochen seines Aufenthalts vier- auch sechsmal in der societé gespielt, und nach vier öffentlichen übervollen Concerten noch vier andere im Kärnthnerthortheater mit so glänzendem Erfolge gegeben, daß selbst im Letzten der Zudrag außerordentlich war. Vieuxtemps ist aus Verviers in den Niederlanden gebürtig und noch nicht 14 Jahre alt. Wie in Wien, so wurde seine für das zarte Alter kaum glaubliche Kunstfertigkeit auch in den übrigen süddeutschen Städten, in welchen er auf seinem ersten frühen Ausfluge Concerte gab, mit entschiedenem Beifalle anerkannt. Er ist seit einigen Tagen mit seinem Vater in Prag angelangt, und gesonnen, sein seltenes Talent auch vor unserem Publikum auszustellen, weßhalb wir nicht säumen zu müssen glaubten, die Leser dieser Blätter auf eine so seltene Erscheinung aufmerksam zu machen.

A. M.

Ueber die zum Besten der Klöster der Elisabethinerinnen und der barmherzigen Brüder in Verbindung mit einem Concerte veranstaltete Lotterie.

Es ist aus öffentlichen Blättern bekannt, daß durch die Verwendung des hochherzigen böhmischen Adels und durch die wohlthätige Theilnahme aller Klassen der Einwohner Prags, in den Jahren 1812 bis 1822 dem hiesigen Konvente der barmherzigen Brüder allein 76250 fl. W. W. zuflossen. Die großmüthigen Wohlthäter haben seitdem nicht aufgehört, durch alljährig gegebene Schauspiele oder Caroussels die beiden wohlthätigen Institute der barmherzigen Brüder und der Elisabethinerinnen zu unterstützen. Seit dem Jahre 1823 bis inclusive 1831, betragen die dem ersteren Stifte zugeflossenen Gelder 66,248 fl. 30 kr. W. W. Hiezu sind noch vom Jahre 1833 (denn im nächstvorhergehenden Jahre wandte sich die Wohlthätigkeit der durch die Cholera erzeugten Noth zu) 3519 fl. 30 kr. C. M. und von verschiedenen Jahren 29 Stück Dukaten zu rechnen, so daß die barmherzigen Brüder sich binnen zwei Decennien eines Gesammtzuschußes von 151,625 fl. W. W. zu erfreuen hatten. Mit 1816 wurden die Elisabethinerinnen mit ohngefähr gleich großen jährlichen Beträgen unterstützt, und noch außerdem im J. 1817 dem Skt. Bartholomäus-Hospital die Summe von 6129 fl. W. W. zugewiesen, so daß man die obige Summe beinahe verdoppeln muß, um sich eine angemessene Vorstellung von den Früchten einer, durch zwanzig Jahre für die genannten Institute wiederholten Wohlthätigkeits-Liebe zu bilden. Bekanntlich wechselte der Adel mit Schauspielen und glanzvollen Caroussels ab. Im gegenwärtigen Jahre wurde unter der Leitung der durchlauchtigen Fürstin Bertha Rohan eine Lotterie veranstaltet, zu welcher die Gewinnstgeschenke von den wohlthätigen Frauen Prags aus allen Klassen der Bevölkerung so zahlreich eingingen, daß nach dem angenommenen Tariff von 50 Treffern auf 1000 Loose, 19,000 derselben zu 30 kr. C. M. ausgegeben werden konnten. Hiezu kam noch ein zu erhöhten Preisen am 25. März im landständischen Theater gegebenes Dilettanten-Concert, welches unter Mitwirkung des Conservatoriums zu den seltensten und glänzendsten gehörte. Die Durchlauchtige Fürstin Taxis, die Freyinnen Mallowetz, Milanes und Saint-Vincent trugen eine eben so angenehme, als durch die darin verwebten Schwierigkeiten eine große Kunstfertigkeit erfordernde Composition von C. Czerny auf vier Fortepiano's mit der größten Präcision vor; und die Freyin von Henniger, das Fräulein Breinl (Tochter des Herrn Gubernialrathes Breinl) und Herr Dr. Helminger

wirkten in drei Gesangsnummern aus der Oper „Anna Bolena" und „Fausta" auf eine eben so ausgezeichnete Art mit. Die treffliche Ausführung, die Idee des schönen Zweckes, und selbst die glänzende Beleuchtung des Schauplatzes erhoben dieses seltene Zusammenwirken edler Kunstfreunde zu einem der heitersten Feste der Wohlthätigkeit. Die Schüler des Conservatoriums führten mit gewohnter Präcision und Kraft die Ouverturen zu „Tell," zu „Oberon" und zu „Melusina" auf. — Die Sache sprach und spricht für sich selbst, so daß jedes Lob, welches zu dem enthusiastischen Beifalle des zahlreichen Publikums hinzukommen würde, als überflüssige Lobrede erscheinen müßte.

Referent zog es darum vor, dem Publikum lieber Zahlen und Thatsachen mitzutheilen.

Der Ertrag der musikalischen Akademie allein war 3382 fl. C. M.; über den Ertrag der Lotterie und der Ausstellung der Gewinnste, wird nach Berichtigung aller Unkosten die Anzeige nachfolgen.

A. M.

Seltener Aufschwung zur Künstlergrösse.

(Beschluß.)

Der Kunsthändler Herr Franz Unterberger zu Innsbruck, der vor zwei Jahren in Handlungsgeschäften eine Reise nach Paris gemacht hat, gelangte dort durch einen andern da sich aufhaltenden Tiroler, Herrn Seb. Sennoner aus Gröden, zur Bekanntschaft des Künstlers, erzählte ihm von dem zu Innsbruck bestehenden National-Museum, in das vorzüglich Werke vaterländischer Künstler gesammelt würden, und forderte ihn auf, auch eines seiner Werke dahin abzugeben. Dieser erbot sich Anfangs, diesem Museum die in seiner Werkstätte stehende Statue Ludwigs XVI. zu überlassen, wenn es die Frachtkosten auf sich nehmen wollte; als aber Herr Unterberger erwiederte, die Kosten des Transportes einer so großen Marmorstatue würden die Kräfte des Instituts übersteigen, und dafür auf die Gipsstatue des Ulysses, die er in der Werkstätte sah, den Fingerzeig gab, erklärte sich der Künstler auf das Zureden des Herrn Sennoner, der die Hälfte der Transportkosten selbst zu tragen sich erklärte, auch dazu bereit. So erhielt das Ferdinandeum dieses vortreffliche Kunstwerk, und zwar so gut verpackt, daß nicht das Geringste daran beschädigt war, und es hatte dafür auch nur die Frachtkosten von Straßburg nach Innsbruck zu bezahlen. Dem Künstler wurde das Diplom eines Ehrenmitgliedes des Ferdinandeums gesendet, womit er sich sehr geehrt und zufrieden erklärte, und der Ausschuß unterließ auch nicht, den Herren Sennoner und Unterberger für ihre Verwendung in dieser Sache verbindlich zu danken.

Man erlaube mir nach allen diesen Nachrichten den Eindruck, den die Betrachtung dieser Statue auf mich machte, kurz zu schildern, da ich überzeugt bin, auch andere werden ähnlichen Genuß daran finden. Es kann dabei nicht mehr die Rede seyn von den sekundären Forderungen an die Plastik. Die Ebbe und Fluth der Muskeln, die Zartheit der Behandlung, die Liebe der besorgten Ausführung, die Richtigkeit der Zeichnung, die ins Unendliche sich verändernden, mit der leisesten Bewegung des Anschauers wechselnden Contouren treten in den Hintergrund zurück, um die Hauptidee hervortreten zu lassen. Ich möchte Mallknechts Studium der homerischen Gesänge in seinem ganzen Umfange auffassen können, wie er daraus die Charakterzüge, die Denkungsart, den Geist, die Leidenschaften, alles Große und alles Schlechte, was in einen Punkt konzentriet diesen Heros erschöpft, wie er, sage ich, das Alles aufgefaßt, gefühlt, verdauet und gleichsam nochmal mit ihm durchlebet hat, bis ihm der Kopf dieser Statue, der nichts Geringeres ist, als ein Abdruck der Lebensgeschichte des Ulysses selbst, endlich als Resultat des Studiums hervorgehen konnte. Der Abglanz der wichtigsten Momente seines Lebens, die von Muth und Kraft nach und nach eingefurchten Züge, die Wirkungen von Mißtrauen und Verschlagenheit, das Leben der schüchternen Wachsamkeit, die Entschlossenheit in entscheidenden Augenblicken, die ganze Irrfahrt seines Lebens spiegeln sich darin ab. So mußte zuletzt der Mann aussehen, so die Leidenschaften seine Gesichtszüge endlich modeln, solche Spuren der Schlag auf Schlag erneuerten Prüfungen mußten am Ende unvertilgbar den Gesichtszügen charakteristisch sich einprägen. Dabei ist doch der Ausdruck kein Letztes und Entscheidendes, kein vollendeter Affekt, der den Beschauer sättigt und beruhiget. Man fragt sich: steht oder sitzet der nachsinnende Heros, oder ist er im Aufstehen begriffen? wird er endlich in sein Ithaka zu seiner Penelope und zu seinem Sohne Telemach zurückkehren, oder wird er noch einmal den schweren Kampf mit Göttern wagen? Die Erwartung bleibt gespannt, ob Frieden oder Krieg seyn werde. Die mehr als menschliche Kraft dieses Körpers steht übrigens im Verhältnisse mit der Aufgabe eines Kämpfers gegen Götter; nur außerordentliche Stärke erlaubet noch die Wahrscheinlichkeit, daß ein Sterblicher aus so ungleichem Kampfe siegreich hervorgehen könne.

Aber sind solche Ansichten nicht Schwärmerei und Träume? — Darauf vermag ich nicht zu antworten; denn ich erfasse den Sinn der Frage und Einwendung nicht. Das Kunstgebilde erzeuget in mir diese Regungen; die Ideen bilden sich leicht, sie reihen sich ungesucht an einander, und da sie sich mir aufdringen, so erscheinen sie mir auch als nothwendig. Wie ein Anderer anders sollte fühlen können, wird mir nimmermehr klar, und ich bemitleide jeden, der

vom Schönen in der Kunst nicht leicht und innig in den geheimsten Tiefen seiner Seele angereget wird. Der reinste, zarteste und uneigennützigste Genuß, den die Erde dem Menschen darbiethet, ist ihm versagt.

Custos v. Clausen.

Der Abend zu Castiglione,

oder:

Trennung und Wiedersehen.

(Fortsetzung.)

Sie sind vorüber!

Wer so selig träumte, als der liebetrunkene Rangau, für den sollten die Nächte dreifache Dauer haben. Nur zu früh strahlte ihm die Sonne auf's Lager. Ach! hätte sich heute der stolze Phöbus doch später aus Thetis Armen entwunden. Stunden des Glückes, nur Minuten desselben sind schon unzählbare Edelsteine.

Rangau erwachte. Die Uhr zeigte schon eine späte Morgenstunde (die Italiener haben bekanntlich doppelt so viele Stunden, aber halb so viel Tage, als wir Deutsche). Rasch sprang er auf, und kleidete sich an. Es schien, als wolle heute das ganze Haus nicht erwachen; Alles still in dem weiten Palaste. Die Thüren, sonst um diese Zeit überall auf- und zugehend, im fernsten Flügel wie in der Nähe, bewegten heute ihre Angeln nicht. Die zahlreiche Dienerschaft lärmte nicht wie sonst, Treppe auf, Treppe ab. Alles war stumm. „Was ist das?" fragte Rangau befremdet, und sich die Augen reibend. Auch auf dem Hofe war keine Seele zu erschauen. Böse Genien konnten ihn doch nicht über Nacht entführt, und an einen andern Ort versetzt haben. Das war doch sein gewöhnliches Schlafzimmer im Hause des Ritters Barboni. Alle Zimmergeräthe und Verzierungen, wie sonst. Aber Himmel! wo war das Gemälde? Er hatte nämlich Bianka's Bildniß in Oel gemalt, und unter dem Vorwande, er müsse es hier gehörig austrocknen lassen, in seinem Zimmer, und zwar seiner Lagerstatt gegenüber, aufgestellt. Es war die Gelungenste aller seiner Arbeiten; denn Amor führte seine Hand, und darum wollte er sich auch nicht gern von ihm trennen. Das holde Mädchen sollte ihm Abends zur Ruhe lächeln, und Morgens seine ersten Grüße empfangen. Und nun — verschwunden war es. In wilder Hast zerriß er die Klingelschnur. Niemand erschien; die Nebenzimmer, die der Bedienten, alle waren verschlossen. Nach langem Rufen und Lärmen kam endlich der alte Haushofmeister. „Wo ist mein Bild dort geblieben?" — „„Die Herrschaft hat es mitgenommen; Signora Bianka selbst hat es geholt. Sie hätte gern von Ihnen Abschied genommen; allein die Mutter hielt sie zurück."" „Wohin sind sie?" fragte der auf's Höchste bestürzte Gast. „„Weiß nicht —"" sagte ruhig der Greis, und seine zitternde Hand steckte ihm zwei Briefchen entgegen.

Das Eine enthielt ein ewiges Lebewohl Bianka's; in dem Andern empfahlen sich der Ritter und seine Gemahlin seinem Andenken und seiner Freundschaft. Eine bedeutende Goldsumme war hinzugefügt. Ueber die schnelle Ausführung der Abreise, die, wie sich später zeigte, in der That Flucht war, gab ihm der Brief wenig Licht. — „Die Bosheit hat uns aus unserem Stammhause vertrieben," schrieb Barboni, „nicht meine Schuld. Der Himmel wird und muß das einst aufklären. Ob ich es erleben, ob ich mein Eigenthum wieder erhalten werde, das freilich ist mir verborgen. Leben Sie wohl, theurer Retter meines geliebten Kindes. Stände es in meiner Hand, ich würde Ihnen Besseres geboten haben, als eine Handvoll Goldes; aber nun bitte ich Sie, unterdrücken Sie die aufkeimende Liebe zu Bianka. Eine Verbindung zwischen Ihnen und ihr, wie ich sie beabsichtigte, haben die Umstände unmöglich gemacht."

Bianka's Leid hatte sich nur in wenigen Worten aussprechen können, und auch diese waren von Thränen so verwischt, daß Rangau's trübes Auge viele nicht entziffern konnte. Noch hielt er die unglücklichen Blätter in der Hand, als ein Anführer der Sbirren, welche das Haus besetzt hielten, zu ihm trat, um ihn vor das Tribunal zu laden.

Er wurde umständlich befragt, in welchem Verhältnisse er zu dem Ritter gestanden, der, wie er hier erfuhr, einer Staatsverrätherei beschuldigt war; da jedoch die verfänglichsten Fragen von ihm auf's Unbefangenste beantwortet wurden, so sah man sich genöthigt, ihn wieder auf freien Fuß zu stellen.

Der Aufenthalt in Rom war ihm nun durch den Verlust seines liebsten Gutes widrig geworden. Hätte nicht die Welt der Antiken und der Raphaelschen Meisterwerke ihn zurück gehalten, die frohsinnige Verbindung junger deutscher Künstler ihn zuweilen aufgeheitert, welche das Stadtviertel, wo er sich seit dem Austritte aus Barboni's Hause eingemiethet hatte, mit ihm bewohnten, Roms schöne Töchter würden ihn nicht gefesselt haben; aber er mußte nachholen, was er während des Aufenthaltes bei Barboni versäumt hatte. Die Zeichenstunden, welche er der schönen Bianka gab — ach, die Erinnerung daran ergriff ihn jedesmal schmerzlich, wenn er den Bleistift zur Hand nahm, die Stunden, welche ihm Bianka's Guitarre zu Augenblicken gemacht, die Portraitarbeiten, welche er für die Familie gefertigt, und die öfteren Gesellschaften, denen er beiwohnen mußte, hatten ihm die Zeit zu den Studien größtentheils genommen. Mit desto größerem Eifer legte er sich nun auf die Nachbildung alles Schätzbaren, was Roms Umfang birgt. Kein Standbild der alten Zeit, das nur einigen Werth

hatte, blieb ungezeichnet, keine treffliche Gruppe der neuern Meister in der Malerei, die er nicht in den reinsten Konturen nachgebildet, und seiner Mappe einverleibt hätte. „Zum Selbsterfinden ist's nachher Zeit, wenn ich nicht mehr auf klassischem Boden wandle," dachte er. Die andern jungen Künstler, welche kaum einige Wochen in Rom zugebracht, nicht ein Viertel von dem, was Raugau schon gesehen, benützt, und wiedergegeben hatte, kannten, und nun darauf lossudelten, was die Leinwand hielt, trauten dem verschlossenen Kunstgefährten, der immer nur im Vatikan, in Kirchen und vor alten Statuen beschäftigt zu finden war, wenig zu. Man hielt ihn für so stupid in der Kunst, als einst den trefflichen Dominichino seine damaligen Kunstgenossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Sioux.

(Fortsetzung.)

Als die Sonne in Mittag stand, zogen mit canadischen Röhren und blinkenden Streitärten die Schweizer, die Sioux mit Bogen und Pfeil, Tomahawk und Scalpirmesser bewaffnet, unter den Segnungen der Männer und dem Wehklagen der Weiber aus der Colonie, und bald waren ihre hohen dunkeln Gestalten den Augen der Nachschauenden am Saume des düstern Waldes entschwunden. Kaskahega fand bald die Spur der Missuri auf, und im leichten Schritt wandelten die Jünglinge wie Kriegsgötter durch die schweigende Wildniß dahin. Als sie sich in der Nähe der Stelle befanden, wo Elsens Räuber mit der Unglücklichen die Nacht zugebracht, witterten die scharfen Sinne der beiden Sioux das vergossene Blut, sahen sich fragend an, und machten die unbefangenen Schweizer ganz verwirrt, die keine Ahnung von ihrem feinen Geruchsinn hatten. „Hugh!" riefen bald die beiden Wilden wie aus einem Munde, und suchten auf der erreichten Lagerstelle vorsichtig nach näherer Aufklärung des verdächtigen Umstandes im Laube nach. Als sie die Stellen gefunden, welche die listigen Missuri bei ihrem Abzuge sorgfältig zugedeckt, und von dem darüber hingescharrten Laube und der frischen Erde entblößt hatten, legten sie sich dabei nieder, um sie zu beriechen, und ihre Nasenlöcher dehnten sich aus, wie die eines Raubthieres, das die Beute wittert. Dann sprangen sie wild auf; ergriffen die beiden Brüder beim Arm; zogen sie zu den geheimnißvollen Stellen, und deuteten mit ausdrucksvollen Geberden auf das aufgedeckte Blut. „Menschenblut!" riefen sie, scheu sich umsehend; „Blut von der Sternblume und Indianer!" Die beiden Brüder erblaßten und ihr Auge drückte ein Gemisch von Schmerz und Wuth aus. „Mekaa nicht todt," sagte Kaskahega mit sanfter, tröstender Stimme; „die Indianer tödten nicht Weiber ohne Noth; nehmen nicht ihren Scalp."

Die Sioux lehnten ruhig ihre Waffen an einen Baum und suchten weiter herum in der Umgebung der Lagerstelle. Bald fanden sie den Baum, von welchem Heneska die Zweige zur Tragbahre abgehauen hatte, und ihre Miene wurde ruhiger; sie suchten den Schweizern durch Zeichen begreiflich zu machen, was sie von diesem Umstand dächten, kauerten sich lakonisch zu deren Füßen nieder, und versanken in ein tiefes Nachsinnen. Während dessen befanden sich die Schweizer in der peinlichsten Angst, da sie die Sioux nicht ganz verstanden hatten, und wähnten, daß diese ein neues Unglückszeichen entdeckt hätten, mit dessen Erklärung sie sich ernst beschäftigten. Sie unterbrachen daher die athemlose Stille, und suchten den Sioux Rede abzugewinnen. Diese winkten ihnen indessen, sich nicht zu stören, und begannen bald in ihrer Sprache leise wie die Vögel des Waldes zu flüstern. Als sie, wie es schien, nicht einig in den Meinungen werden konnten, sagte Kaskahega feierlich: „Der große Geist mag wissen — die Sioux nicht; nicht todt, nicht todt die Sternblume." In etwas beruhigt, blickten nun die Brüder schärfer auf die geheimnißvollen Stellen, und erschöpften sich in Muthmaßungen über das entdeckte Blut. Nicht bekannt mit dem scharfen Geruchsinn der Indianer, suchten sie sich zu überreden, daß eine Täuschung obwalte, das Blut vielleicht von einem erlegten Thiere herrühre, das die Wilden ausgeschlachtet, oder bei dem langen Aufenthalte nach und nach aus den Wunden geflossen sey, welche einige Missuri aus dem Kampfe davon getragen hätten. Gut — daß sie von den schrecklichen Begebenheiten auf der Lagerstelle keine Ahndung hatten, sie würden sich entweder wüthend in die Streitärte der Missuri gestürzt haben, oder hätten die physischen Kräfte verloren, der weitern Spur ihrer unglücklichen Schwester zu folgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Der englische Geschichtsschreiber Oldys saß mehrere Jahre im Fleetgefängniß. Nach einiger Zeit wußte er sich die Gunst des Gefangenwärters so zu erwerben, daß er ihm oft erlaubte, des Abends ausgehen und seine Freunde besuchen zu dürfen.

Oldys machte vielfach von dieser Vergünstigung Gebrauch und kehrte mehrmals so spät, als möglich, wieder in seine Kerkerstube zurück.

Einst kam er aber mitten in der Nacht; er pochte den Gefangenwärter aus dem Schlaf; dieser öffnete endlich die Thüre und sagte zu ihm halb schlaftrunken:

„Sir Oldys! Wenn Sie künftig so spät kommen, so bleibt mir nichts übrig, als Sie gar nicht mehr einzulassen. Merken Sie sich das!"

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 1. April **Nro. 39.** 1834.

Benefice - Anzeige.

Donnerstag am 3. d. M. gibt Herr Stölzel das Schauspiel: „Robert der Teufel" von Raupach zu seinem Benefice. Ohne uns weiter über den bereits anerkannten Werth dieser Dichtung auszusprechen, bemerken wir nur, daß unter den vielen Bearbeitern desselben Stoffes, Raupach der alten Sage am treuesten geblieben sey.

Edle Handlung.

Der königgrätzer k. k. Gymnasialprofessor Joseph Chmela hat im Jahre 1833 den Orbis pictus quinquelinquis von J. A. Comenius durch den Druck herausgegeben, und von dem mit 1 fl. 20 kr. C. M. festgesetzten Kaufpreise des Exemplars, von jedem 20 kr. C. M. einem wohlthätigen Zwecke bestimmt.

So wurden dem Schullehrerwitwen-Institute der prager Erzdiözese . . .	270 fl. — kr.
Der budweiser Diözese	165 — — —
Der königgrätzer detto	349 — — —
Der leitmeritzer detto	179 — — —
Dem evangelischen Predigerwitwen-Institute A. C. in Prag	27 — 25 —
Dem Schullehrerwitwenfonde in Mähren	280 — 25 —
Der evangel. Gemeinde A. C. zu Rottalowitz in Mähren	6 — 10 —
Ferner zu irgend einem wohlthätigen Zwecke in Ober- und Niederösterreich	49 — — —
In Kärnthen	3 — 20 —
In Ungarn	27 — 40 —
In Galizien für die lemberger Erzdiözese lat. Ritus	111 — 15 —
Für die czernowitzer Diözese . . .	32 — 10 —
Für den Pfarrwitwenfond der przemisler Diözese griech. kath. Ritus . . .	140 — — —
In Steiermark zur Vertheilung unter arme Schullehrerwitwen	78 fl. 20 kr.
zusammen . .	1725 fl. 45 kr.

C. M. von ihm zugeführt.

Der Abend zu Castiglione,

oder:

Trennung und Wiedersehen.

(Fortsetzung.)

Aber fast so glänzend als dieser trat auch Rangau auf, als es galt. Ein junger, eingebildeter Baier entblödete sich nicht, ihm so Etwas zu verstehen zu geben. „Ich will Ihnen beweisen, Freund!" erwiederte Rangau kalt, „daß auch ich Maler bin, vielleicht so gut als Sie, wenn auch kein Correggio. Lassen Sie uns einen gleichen Gegenstand wählen." Man wettete nun auf die beste Arbeit, und wählte eine Erweckung des Jünglings zu Naim.

Rangau stellte binnen viel kürzerer Zeit als der Prahler, ein so braves Werk zur Schau, daß es seinen Ruhm tief begründete. Der Gegner mußte beschämt zurücktreten, und Keiner wagte es mehr, einen Wettstreit mit dem Sieger einzugehen. Man machte dem jungen Maler von mehreren Kirchen bedeutende Anträge, doch nahm er nur wenige davon an. Sein Lebensunterhalt war durch des Ritters Großmuth, die er nicht zurückweisen konnte, da dessen Aufenthalt nirgends zu ermitteln war, auf lange Zeit gesichert, und er würde sogar auch jenen Bestellungen nicht Genüge geleistet haben, wäre es nicht zu schmeichelhaft für seinen Ehrgeiz gewesen, sich im unsterblichen Rom verewigt zu wissen. Kaum aber hatte er vollbracht, was ihm aufgegeben war, mehrere Altarstücke und Deckengemälde auf Kalk gefertigt, da machte er Anstalten zur Abreise. Ein halbes Jahr hatte er nun in Rom zugebracht, und jetzt erst, am Schluße desselben, ward ihm wieder Nachricht von Barboni's Familie. Hätte der

Genius der Kunst nicht siegreich mit seinem Herzensweh gerungen, er wäre unterlegen. Waldheim würde jetzt in Rangau sicher nicht den ehemaligen Feuerkopf gefunden haben.

„Ja, ja, der ehrliche Mensch hatte Recht," sagte dieser jetzt öfters, wenn er seinen einsamen Betrachtungen nachhing, „Deutschlands Sonne hat nicht den heißen Strahl, wie die von Italien; sie erweckt nicht solchen Pflanzen-Reichthum, als die hiesige; Deutschlands Töchter sind nicht so schön und geistreich, als Roms Bianken; aber dort dagegen braucht man auch nicht vor einer bösen Jahrszeit zu flüchten, wie hier; unsere Mädchen sind gewiß treuer als die Römerinnen." Ihn hatte gestern die Nachricht von Bianka's Verheirathung wie ein Donnerschlag getroffen. Der Vater selbst theilte sie ihm mit, und so war sie nicht zu bezweifeln. Im Briefe stand kein Datum und kein Ort angegeben, und nicht die Post, sondern ein Unbekannter überbrachte ihn. Jetzt mußte er fort; die Trümmer schienen über ihn zusammenbrechen zu wollen, unter jedem Rasenhügel lauerte ein Skorpion, wie der besorgte Waldheim einst sagte, jedes laue Sommerlüftchen trug auf seinen Schwingen den Pesthauch der pontinischen Sümpfe zu ihm herüber. Wer konnte mit seiner Unruhe im Herzen länger unter den steinernen Leichen, unter den Ausbrüchen vandalischer Rohheit, welche herzlos das Trefflichste umgestürzt hatte, bleiben; wer konnte es länger mit ansehen, wie in den Hallen der Tempel, Obstweiber ihren schmutzigen Unfug treiben, ohne die Geißel zu ergreifen, wie einst der Friedfertigste der Menschen es that?

Rangau war nach dem tödtlichen Streiche, welchen seine Liebe, die immer noch still im glühenden Innern bewahrte Liebe, erlitten hatte, krankhaft reizbar geworden. Worüber er sonst einen leichten Aerger empfand, der seine Spitze bald in raschen Wortausfällen stumpfte, das griff ihn jetzt tief an; wer den schönen Deutschen (wie man ihn hier nannte) noch in der etwas gebeugten, langsam schreitenden Männergestalt erkennen wollte, mußte ihn genau ansehen. Selten schlug er die brennenden Augen auf, und wenn die schönste Römerin seinetwegen stehen blieb, er achtete es nicht. Seine Trauer machte die Theilnahme der ganzen schönen Welt rege. Billete, Sonette, Erquickungen, Selams aller Art flogen ihm zu; unerkenntlich zerpflückte er die Blumen, ließ die zarten Briefchen und Schriftstellereien der schmachtenden Blondinen, er, „Lenardo, der Schönste der Schönen," wie Bürger sagt, unerwiedert in seinen Schreibschrank gleiten, und mehrentheils die Erfrischungen unberührt.

Schon hatte er seine Sachen gepackt, einen Vetturino gedungen, und war im Begriffe, Rom zu verlassen, da ereilte ihn noch der Ruf eines deutschen Fürsten des bedeutenderen Ranges, bei ihm als Hofmaler mit einem ansehnlichen Gehalte in Dienst zu treten.

Ein freundlicher Sonnenblick, der ihm seit langer Zeit in Rom leuchtete. Er besann sich keinen Augenblick, und ging über Neapel zu seiner Bestimmung ab. Auf den Besuch der Schweizer-Alpen und des Aetna leistete er in seiner jetzigen Gemüthsverfassung für's Erste gänzlich Verzicht. Sein Charakter war nicht mehr der eines frohen, reiselustigen Jünglings; nach Ruhe strebte er. —

Die beiden Gemälde.

Bianka's Bild war im Laufe zweier Jahre im Herzen des Hofmalers Rangau ziemlich erloschen; zwar nicht das auf der Leinwand, das über der Ottomane seines Geheimstübchens hing, und er noch in Rom zum zweiten Male für sich gearbeitet hatte; das blühte und lächelte noch in voller Farbenfrische. Welche Ansprüche durfte er aber auf eine Vermählte machen? Ein anderes Bild hatte sich in seinem Innern auf den leer gewordenen Sockel gestellt, das der Unbekannten. Sein kühner Pinsel hatte gewagt, auch diese Formen, welche ihm wie ein Morgentraum rasch vorübergegangen waren, fest zu halten. Die Zeichnung, welche er zu jener Zeit von Castiglione genommen hatte, kam ihm hierbei zu Statten. Er hatte die ganze Scene, wie sie ihm damals vorüberschwebte, dargestellt. Wenn auch die Züge der Unbekannten nicht ganz getroffen waren — denn die Appelles sind heutigen Tages selten, welche mit Reißkohle das Gesicht des unbekannten, abwesenden Beleidigers auf die Wand zu zeichnen vermögen — so war doch einige Aehnlichkeit vorhanden. Wenigstens die blauen, großen Augen, die goldene Lockenfülle, die hohe Gestalt, die zarte Hautfarbe, dieser Zubehör der schönen Gestalt war treu wiedergegeben. Dieses Gemälde hing Bianka's Bildnisse gegenüber, in traulicher Nähe mit der Nebenbuhlerin. Wie jetzt — wenn man das Kleine mit dem Großen vergleichen darf, — die beiden großen Geister Jean Jacques, der Mann der Natur und sein Todfeind Voltaire in Einer Gruft friedlich beisammen ruhen, so lächelten sich auch eifersuchtslos die beiden Mädchen entgegen. Oft, wenn seine Hand ermüdet niedersank, das angegriffene Auge sich wieder im dämmernden Zwielichte erholte, stellte er sich in die Mitte des Zimmers, und hielt freundliche Zwiesprache mit den Geliebten. Die Stellung der Gemälde gab jedoch zu erkennen, welches seinem Herzen näher war; denn Bianka hing über, hinter ihm; die Unbekannte ihm gegenüber, wenn er sich auf dem Ruhesitze lagerte. Freilich war Bianka ihm näher gewesen; ihr ganzer Liebreiz hatte Gelegenheit gehabt, sich vor ihm zu entfalten; tausend Beweise inniger Liebe hatte sie ihm gegeben, und von der Unbekannten hatte er keinen aufzuweisen, keinen Einzigen; vielmehr war sie vor ihm mißtrauisch geflohen. Aber jene war

für ihn moralisch todt, diese lebte noch in jungfräulicher Schöne; so hoffte es wenigstens sein sehnendes Herz. Vor Fremden, selbst vor seinen nähern Bekannten hielt er geheim, was die mit so großer Liebe behandelten Gemälde ihm waren. Schon hatte man bereits ansehnliche Summen dafür geboten, selbst des Fürsten Wunsch war es gewesen, die Meisterstücke in seiner Gallerie zu haben, aber Rangau konnte sich nicht davon trennen. Lieber malte er andere Stücke, gab ihnen ein frischeres Colorit, und bestach damit das fürstliche Auge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Sioux.

(Fortsetzung.)

Nach einiger Rast mahnten die Sioux zum Aufbruch, und vorsichtiger, wie bisher, traten sie den weitern Marsch an. Kaskahega ging wie ein listiges Hermelin so behende voraus, daß seine Fersen die Erde kaum zu berühren schienen, und sein helles Auge schweifte beständig umher. Bald wandte er schnell den Kopf, und schaute seitwärts spähend ins Dickicht; bald blickte er vor sich scharf auf die Spur der Feinde, und bald schlug er die Augen in die Höhe nach dem Stand der Sonne, die schon zu sinken begann. Plötzlich blieb er stehen und schien die Spur der Feinde aufmerksamer wie bisher zu betrachten; dann beugte er sich zu derselben nieder, nahm vorsichtig mit seinem Tomahawk Erde davon auf, die er beroch, ließ sein Auge spähend umherschweifen, und gab einen leisen Ton von sich, der von einem Thier der Wildniß zu kommen schien. Auf dieses Zeichen kam Espetonga, der hinter den beiden Schweizern gegangen, und eben so vorsichtig den Rücken gedeckt hatte, wie Kaskahega vorausgespäht, herbeigeschlichen, kauerte sich zu ihm nieder, und flüsterte mit ihm in der Sprache der Sioux. Darauf standen beide auf und sagten ernst zu den Schweizern: „Die Missuri nicht weit — die Sioux riechen die frischen Spuren ihrer Moccasins."

So war es wirklich, den Elsens Zustand, womit der ganze Trupp der Missuri nach dem schrecklichen Vorfalle ein gewisses Mitleid zu haben schien, Heneskas Fürsorge und des Krokodils durch die Hitze des Tages entzündete Wunde hatten keinen großen Marsch gestattet, und die Wilden bewogen, sich vor Abend zu lagern. Sie mußten sich für ganz sicher halten, da sie nicht ahnen konnten, daß Indianer ihrer Spur folgten, und von den Colonisten durften sie in der Tiefe der Wildniß nichts fürchten. Der ganze Trupp lagerte daher sorglos in der Entfernung von einer halben Stunde von dem Orte, wo sich die Sioux mit den Schweizern befanden und träumten nicht, daß die Verfolger so nahe wären. Else hatte sich in etwas erholt, und beruhigte sich einiger Maßen, als sie sah, daß Heneska wie ein schützender Engel sie bewachte. Das Krokodil bekümmerte sich vorsätzlich nicht um sie, weil er sie dadurch zu beunruhigen, und ihren Zustand zu verschlimmern fürchtete, auch die Unglückliche vor der Hand keinen Reiz für ihn hatte; zudem litt er selbst Schmerzen an seiner Wunde, und fühlte sich von der Hitze des Tages ermattet. Er dachte seine Absicht auf sie sicher zu erreichen, wenn sie geheilt, und schutzlos von Heneska und den Uebrigen sich in seiner Hütte befinden würde. Daher ruhte seine blutdürstige Seele, und die Krieger unterhielten sich zwanglos am Nachtfeuer, weil des Häuptlings Ohr nicht argwöhnisch ihrem Gespräche lauschte, sein rollendes Auge sie nicht traf. Er hatte sich vom Feuer zurückgezogen, weil dieses den Schmerz seiner Wunde vermehrte, und brütete einsam, in Dunkel gehüllt, auf einem Lager vom Laub im nahen Gebüsche. Else schlief nicht weit davon auf einem weichen Moosbette, das ihr Heneskas milde Hand sorglich bereitet hatte, und der Jüngling selbst schützte, zu ihren Füßen sitzend, wie ein flammender Cherub den leisen Schlummer der Dulderin.

Die Sioux hielten inzwischen, niedergekauert in einem dichten Gebüsch, in ihrer Sprache mit einander Rath, wie am glücklichsten der Ueberfall auszuführen sey, und die beiden Schweizer, welche sich zu ihnen gesetzt hatten, gaben dabei stumme Zuhörer ab. Die Stelle war so geheimnißvoll, und von den schlauen Wilden so vorsichtig, mit Rücksicht auf die Spur der Feinde und den leisen Luftzug durch die Wildniß gewählt, daß ihnen dieser entgegen kam, die Missuri also keine Witterung von ihrer Nähe erhalten konnten. Dies war eine nöthige Vorsicht, denn der Geruch eines Indianers ist so fein, daß er wie das Thier in weitester Ferne seinen Feind wittert, und bei dem mindesten Luftzug weiß, ob sich Freunde oder Feinde nahen. Die Sioux flüsterten lange mit ausdrucksvollen Geberden zur Ungeduld der Schweizer, und schienen verschiedene Pläne in Vorschlag zu bringen, worüber sie sich nicht einigen konnten. Endlich gewann sichtbar Kaskahegas Scharfsinn und Beredsamkeit die Oberhand über seines Bruders Meinung, und seine Miene lächelte billigend dem Jünglinge zu. Leise, wie ein Haase aus seinem Lager, wenn er den Hund wittert, erhob sich nun der Indianer, stellte sich sinnend vor die Schweizer hin, und schien Einen von ihnen auswählen zu wollen. Günthers Charakter glich Espetongas: er war kühn und wehrhaft, doch mangelte ihm die Bedachtsamkeit, welche Berthold neben seinem Muthe besaß; man konnte diesen mit Kaskahega fast vergleichen. An ihn wandte sich daher auch der scharfsinnige Sioux, wohl unterscheidend, und sagte leise: „Kaskahega will gehn, um die Tomahawks der Missuri zu zählen, und sein rother Bruder mit." Günther wollte Einwendungen machen, und rieth zum raschen Angriff; doch Kaskahega hielt ihm sanft den

Mund zu, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, außer Sorge für Berthold zu seyn. „Bald wieder hier," sagte er leise, „nichts fürchten, Kaskahega ist eine Schlange in den Wäldern, und beschleicht seine Feinde;" Espetonga nickte bejahend dazu gegen Günther, und dieser mußte also den Bruder gehen lassen, da die Klugheit rieth, sich in den Willen der Indianer zu fügen. Inzwischen war die Sonne untergegangen, im geheimnißvollen Halbdunkel lag die weite, lautlose Wildniß, strichweise erhellt durch die Strahlen des aufsteigenden Mondes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Göthe gab schon vor mehreren Jahren sein Bürgerrecht in Frankfurt am Main auf, um der Bezahlung der Einkommensteuer überhoben zu seyn.

Doch unterließen seine Verehrer in Frankfurt am Main nicht, jährlich den Tag seiner Geburt zu feiern. Einige Jahre vor seinem Tode brachte Einer der Theilnehmer bei einem solchen Feste den Toast aus:

„Es sind nunmehr bald achtzig Jahr,
Als Frankfurt noch poetisch war,

und schloß mit den Worten:

Doch bleibt der Landsmann Göth' uns theuer,
Zahlt er auch nicht Einkommensteuer.

Logogryph.

Vorwärts führte mich als Name mancher hohe Kirchenfürst;
Rückwärts Du in mir nur eine Flüssigkeit erkennen wirst.

(Die Auflösung folgt.) L. Hnd.

Die Auflösung der viersylbigen Charade in Nro. 36 ist: **Eisenhammer.**

Theater und geselliges Leben.

Ueber die Akademie am 30. März.

Es wäre ein zu bekanntes, und dabei nicht in die Sphäre dieser Blätter gehöriges Thema, die Wohlthätigkeitsliebe der Prager aus der Theilnahme zu schildern, welche sie an einer so bedeutenden Reihe von Concerten zu wohlthätigen Zwecken genommen haben. Die achtbaren Unternehmer derselben täuschen sich eben so wenig in ihren Erwartungen auf die Unterstützung des Publikums, als der hiesigen Künstler und Dilettanten. Ja, Herr Stiepanek hat es schon mehrere Jahre mit Erfolg versucht, in einer und derselben Saison, wo für verschiedene Institute Concerte gegeben wurden, auch für das Armeninstitut Eins zu veranstalten. Nicht nur, daß bei solchen Gelegenheiten keiner unserer ausgezeichneten Künstler seine unentgeltliche Theilnahme verweigert, so finden die Concertunternehmer an den Herren Triebensee, Piris und Weber jederzeit bereitwillige Rathgeber und Leiter. Prag zählt freilich über 100,000 Einwohner; aber das gewöhnliche Theater- und Concert-Publikum dürfte, wie überall, von dieser Anzahl einen ziemlich kleinen Bruchtheil geben, und da wir nur ein Theater haben, und bei den Zöglingen des Conservatoriums das öffentliche Auftreten durch die Rücksichten des Unterrichtes und der Disciplin beschränkt ist: so gränzt das, was von Seite der Kunst alljährig zu wohlthätigen Zwecken geschieht, fast an das Unglaubliche. Die letzten zwei Unternehmungen fielen bekanntlich auf den ersten und dritten Tag der Charwoche; nichts desto weniger wurde mit allerhöchster Dispens auch am Ostersonntage eine Akademie zum Besten des neu organisirten Armenhauses gegeben, welche ziemlich besucht war.

Sie wurde durch Mozarts trefflich ausgeführte Ouverture zur „Zauberflöte" eingeleitet. Gleich in der zweiten Nummer hörten wir von diesem unsterblichen Lieblinge aller Musikfreunde eine seiner anmuthigsten und gemüthlichsten Arien aus „Figaro." Mad. Podhorsky trug sie eben so innig, als zart vor, was auch das Publikum durch einstimmigen Applaus und durch Hervorrufen der Sängerin anerkannte. Dieser Beifall ehrt sie um so mehr, als die Arie der Gräfin nach modernen Begriffen nicht zu den Prunkstücken gehört. Möchten wir diese Oper doch einmal wieder hören! Eine in Kunstgewandtheit und äußerer Erscheinung gleich interessante Susanne, deren Namen jeder Leser dieser Zeilen schon errathen hat, würde der Oper den Glanz der Neuheit geben. Dem. Lutzer sang wahrhaft concertant und mit höchster Reinheit und Eleganz eine von Paccini für Madame Pasta gesetzte Arie. In ihrem Vortrage gab sich nicht bloß die kalt berechnende Kunst, sondern auch ein Gefühl kund, welches auf die zum Grunde liegenden Studien vergessen macht, und das Schwierigste leicht und innerlich motivirt darstellt. Es lag in ihrem Gesange ein so ansprechender Ausdruck, daß uns kein kühner Sprung oder Gang aus der Stimmung riß, und auch ihr Triller machte sich meines Erinnerns noch nie so geltend, als am 30. März. Herr Saar trug den ersten Satz eines von ihm komponirten Concertes auf dem Fortepiano vor. Der Zettel nennt ihn einen Schüler der Herren Tomaschek und Triebensee. Bei dem Ersteren hat er, wie ich vernehme, die Harmonie studiert. Was sein Spiel betrifft, wird er vielleicht bei einem zweiten Versuche mehr Unbefangenheit und guten Fluß bewähren. Herr Poschmaurny trug Variationen auf dem Fagott, und der kleine, vierzehnjährige Bauer (ein talentvoller Knabe) ein Adagio und Rondo für die Oboe vor. Aber außer den Gesangsnummern machte in der ersten Abtheilung nur noch ein großartiger Chor aus Mozarts „Davide penitente" tiefen Eindruck. — Die zweite Abtheilung eröffnete eine trefflich gesetzte und effektvolle Ouverture von Triebensee, in welcher dieser achtbare Mann nicht nur die Gründlichkeit seiner Studien, sondern auch ächtmusikalische Poesie bewies. Gleich darauf folgte als Beschluß die von ihm als Cantate mit vollem Orchester behandelte Ballade von Bürger und Zumsteeg, die einst auch im Munde des Volkes lebende „Lenore." Wer kurz vor der Produktion die Clavierkomposition studiert, oder ihre Einzelnheiten aus früheren Studien inne hatte, wird gewiß im Ganzen und im Detail das Urtheil unterschreiben, daß Hr. Triebensee mit dem Dichter und Compositeur gedacht und gefühlt, und ohne Verschwendung und Kargheit alle Effekte und Reize einer guten Instrumentation entwickelt hat.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,
ein
Unterhaltungsblatt.

Den 4. April Nro. 40. 1834.

Botanisches Prachtwerk.

Blumen- und Kunstfreunden des Vaterlandes dürfte eine Nachricht über ein ausgezeichnet schönes botanisches Werk, von welchem vor Kurzem das erste Heft erschien, und welches seinem Kunstwerthe und seiner äußeren Ausstattung nach — Hinsichten, in welchen es mit den meisten französischen und englischen Prachtausgaben dieser Gattung eine gewiß nicht unvortheilhafte Vergleichung aushält, — viel zu wenig bekannt ist, nicht unwillkommen seyn. Es ist dieses die, — von dem eben so geschickten, als fleißigen, und durch mehrere höchst gelungenen Arbeiten, welche unsere heimischen Kunstausstellungen zierten, ehrenvoll bekannten Blumenmaler H. Jakob Longer herausgegeben, von ihm nach der Natur gemalte: — „Sammlung auserlesener und seltener Blumen im Garten Sr. Excellenz des H. Franz Alt-Grafen zu Salm-Reifferscheid," von welcher Sammlung jährlich 2 Hefte von 6 prachtvoll mit täuschendster Nachahmung der Natur und ihres Farbenschmelzes illuminirten Blättern in Groß-Quart erscheinen sollen.

Der gräflich Salm'sche Garten, in welchen der liberale kunstfreundliche Sinn seines Besitzers jedem Blumenliebhaber den Zutritt gestattet, ist durch die bedeutende Sammlung exotischer, schön blühender Gewächse, welche mit bedeutendem Kostenaufwande vom Auslande in denselben verpflanzt, und dort gepflegt werden, den Pragern sowohl, als jedem Blumenfreunde des Auslandes, welchen Beruf oder Zufall zu uns führen, rühmlichst bekannt. Sehr Vieles, was Flora's Zauberschöpfung auf Fluren fremder Zonen ausgesäet hat, findet man hier wohl geordnet beisammen. Wiewohl dieser reizende Garten sehr häufig besucht wird, so sind bei der oft sehr kurzen Dauer der Blüthen nur sehr wenige im Stande, den Reichthum desselben zu übersehen. So Manchen erlaubt der Drang von Geschäften nur selten ihn zu besuchen, und den Meisten wird die Ferne ihres Aufenthalts ein unüberwindliches Hinderniß, sich an der zauberischen Flora dieses Gartens, welcher besonders in den Frühlingsmonaten den imposanten Anblick eines wahrhaften Feengartens gewährt, zu ergötzen. Dieses und der längst ausgesprochene Wunsch Vieler, welche Flora's lieblichen Kindern huldigen, bewog — wie es die dem 1. Hefte vorangehende Einladung zur Pränumeration auf das Werk ausdrückt, — den Herausgeber, ein Werk zu unternehmen, welches höchst gelungene Abbildungen solcher Gewächse enthält, die sich durch fremdartigen Bau und schön gestaltete Blüthen und deren Farbenpracht auszeichnen, und wovon die meisten in den Gärten Böhmens nur selten, — einige noch gar nicht — gesehen wurden. Mehrjährige Uebung und fleißiges Studium der Natur, haben ihm die Fertigkeit erworben, treue, und nach allen Regeln der Kunst richtig aufgefaßte Abbildungen zu liefern. Bei Durchsicht des erschienenen 1. Heftes muß jeder Unbefangene der streng richtigen, äußerst gefälligen Zeichnung, dem treuen, lebhaften, warmen Colorit und der best getroffenen Auswahl gerechtes Lob spenden. Der Preis von 5 fl. C. M. für das 1. Heft wird bei Anblick und Prüfung des Werkes von jedem Sachkundigen gewiß als angemessen, und im Vergleich mit den theueren Preisen ähnlicher — wie bereits gesagt, keineswegs vorzüglicherer, wo nicht weniger gerathener — hochgepriesener des Auslandes als ungewöhnlich gering befunden werden. Da nicht Gewinnsucht, sondern Liebe für dieses Kunstfach, und der innige Wunsch, darzuthun: daß auch in unserem Vaterlande ein Prachtwerk ähnlicher Art entstehen könne, — und daß die Furcht vor ungünstigem Absatze, welche oft Unternehmungen solcher Genres schon im Keime zu ersticken pflegt, ein leerer Wahn sey, welchen der patriotische Kunstsinn der Böhmen und der Kunst-Mecänaten des Landes so häufig vernichtet, — den Herausgeber zu dieser preiswürdigen Unternehmung veranlaßten, so konnte der Preis des Werkes nur im Pränumerations-Wege so wohlfeil gestellt werden. Die uneigennützige Kunstliebe des Herausgebers spricht sich noch besonders in dem Vorhaben aus, bei hinlänglicher Anzahl von Abnehmern des 1. Heftes, die Pränumerations-

Preise für das 2. auf 4 fl. und für das 3. und die folgenden Hefte auf 3 fl. C. M. festsetzen zu wollen. Da dasselbe durch gute Anwendung vielseitigen Nutzen schaffen, und das ästhetische Bedürfniß vieler Blumenfreunde, besonders derjenigen, welche sich mit Blumenmalen beschäftigen, in hohem Grade befriedigen kann, so ist ihm ein günstiger Absatz zu wünschen, und mit Wahrscheinlichkeit zu hoffen. Exemplare des bereits erschienenen 1. Heftes sind bei dem gräfl. Salm'schen Kunstgärtner, H. Andreas Birnbaum, Neustadt, Gerstengasse 498 — von welchem der einen Bogen starke, die Beschreibung der gezeichneten Blumen enthaltende Text verfaßt ist, — und in den Buchhandlungen Gottlieb Haase Söhne, dann bei Kronberger und Weber, zu bekommen.

— rrr —

Der Abend zu Castiglione,

oder:

Trennung und Wiedersehen.

(Fortsetzung.)

Es konnte nicht fehlen, dem jungen Hofmaler mußten tausend Netze gestellt werden, denn er war in der besondern Gunst seines Herrn, geschätzt wie einst Holbein, der treffliche Maler von seinem großen Fürsten,*) bekam einen schönen Gehalt, und verdiente noch mehr durch das fleißige und geschickte Handhaben seiner schönen Kunst nebenbei. Von allen Seiten erhielt er Heirathsanträge, doch wies er standhaft von der Hand, so lockend auch manche davon seyn mochten. Da bekam er unvermuthet ein Briefchen, welches ihm hohen Genuß gewährte und noch größeren versprach. Es war von Waldheim, dem Reisegesellschafter bis Castiglione; dieser meldete ihm, daß er nach Deutschland heimgekehrt sey, und fragte an, ob Rangau sich seiner noch erinnere; bat ihn übrigens um eine baldige Antwort, die er nach Breslau zu adressiren habe. Von einer Vermählung mit der schönen Unbekannten stand kein Wörtchen im Briefe, und es ging aus Allem hervor, daß der Schreiber noch unverheirathet, jedoch in keiner ungünstigen Lage seyn müsse. Noch keine Stunde war verflossen, daß der Briefträger Waldheims Schreiben hier abgegeben hatte, da mußte schon der Farbenreiber den Reibstein verlassen, um eine Antwort an Waldheim zur Post zu tragen.

Rangau hatte darin den Freund innig gebeten, ihn möglichst bald zu besuchen; er habe ihm so viel zu sagen, was er einem Briefe nicht anvertrauen könne, daß er nicht eher beruhigt seyn werde, als bis er ihn unter seinem Dache beherberge.

„Waldheim kömmt, mein lieber treuer Waldheim!“ rief er dem eintretenden Bedienten in seinem Entzücken zu; allen Besuchenden machte er die fröhliche Botschaft bei den ersten Worten bekannt, als ob die ganze Welt seinen Freund kennen und lieben müsse. Nach vierzehn langen Tagen kam endlich zwar nicht Waldheim, doch die Antwort, daß unverschiebbare Geschäfte den Eingeladenen hinderten, jetzt zu kommen. Da nun aber sein Vater und seine Schwester zufällig auf dem Wege nach den Rheingegenden Rangau's Wohnort berührten, so habe er diesen seine Aufträge ausführlich und mündlich ertheilt. Ob er selbst jemals kommen werde, sey sehr ungewiß; aber sein wahrer Freund bleibe er ewig.

Da waren nun auf einmal die Luftschlösser eines freudigen Wiedersehens in sich zusammengestürzt. Was konnte er einem Mädchen, oder auch seinem Vater für wichtige Aufträge mitgeben? Ihn selbst, den Freund, den Reisegenossen wollte er sprechen, sich mit ihm des gemeinsamen Erlebten und Genossenen freuen, von ihm hören, wo die räthselhafte Schöne, welche dieser im Wagen begleitet hatte, hingekommen sey, was der Freund seit ihrer Trennung noch erlebt habe, und tausenderlei andere Dinge mehr.

Die Unterhaltung mit einem Mädchen über so interessante Verhältnisse konnte nur mager ausfallen. Eine Fremde konnte sich doch unmöglich in allen kleinen und großen Ereignissen eingeweiht haben, welche eine lange Reise mit sich bringt, und wenn der Bruder ihr tagtäglich die Karte und Geographie in der Hand, Alles wiederholt hätte, was ihm mit dem Freunde auf jedem Dörfchen begegnet war. Aber die „Aufträge, die ausführlichen, welche Waldheim der Schwester mitgeben wollte, was mochten die enthalten?“ Nachrichten von der Unbekannten? — Vielleicht, gewiß! sagte er mit steigender Sehnsucht, und ging jedesmal, wenn die Post aus Schlesien kommen sollte, ihr stundenweit entgegen. Aber die Post kam mehreremal, und statt der Erwarteten, barg ihr langer Leib nur Juden, herrschaftslose Dirnen, und andere für ihn werthlose Reisende. Es verdroß den Ungeduldigen nicht wenig, sich so oft getäuscht zu sehen. Seine Arbeiten gingen ihm jetzt nicht mehr so rasch und gediegen von der Hand, da er bei jedem Wagenrollen von der Staffelei aufsprang, und doch immer das Ersehnte nicht erblickte.

Grollend auf den bösen Waldheim, gab er sich das Wort, keinen heranrasselnden Wagen der Beschauung mehr werth zu halten; doch hielt er es nicht. „Vielleicht kommt er doch, und nur ein Scherz, der die Ueberraschung um so süßer machen soll, war seine Weigerung,“ dachte

*) „Wißt Ihr wohl,“ sagte einst Karl V., als ein übermüthiger Hofschranz den verdienten deutschen Maler Holbein beleidigte, und dieser sich darüber beim Kaiser beschwert hatte, „daß ich hundert Edelleute, wie Euch, machen kann, aber keinen Holbein?“

er, und setzte sein stattliches Wohngebäude in glänzenden Stand. Die lieben Gäste waren wohl auch eines stattlichen Empfanges werth. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Sioux.

(Fortsetzung.)

Kaskahega entfernte sich mit Berthold, und nahm eine Richtung, als ob er durchaus nicht die Absicht hätte, sich dem Lagerplatze der Feinde zu nahen. Als er einige Zeit mit seinen Gefährten, einem Fuchse gleich, durch das hohe Kraut geschlichen war, erhob er seinen Körper, wandte sich nach allen Seiten hin, und dehnte zum schärfern Geruch seine Nasenlöcher wie ein Thier aus; dann wies er mit der Hand durch eine Lichtung der Bäume hin, die ihnen zur Seite lag, und sagte flüsternd: „da die Missuri!“ Nun duckte er sich nieder, wies Berthold an, dasselbe zu thun, und kroch förmlich wie eine Schlange auf dem Bauche, wobei er oft ruhte, sich nach Berthold umsah, und das Ohr lauschend auf den Boden legte. Schon fühlte sich der Schweizer von dieser, einem Europäer so wenig zusagenden Gangart fast erschöpft, als der Sioux ein lebhaftes Zeichen mit der Hand machte, den Finger auf den Mund legte, und sich so tief duckte, als es das Kraut des Waldes nur zuließ; den Kopf vorsichtig aus dem Grase erhebend, blickte er nun auf zum Horizont, und wies mit der Hand auf eine Stelle im Walde, worauf durch das lichtere Laubdach der Baumkronen ein Strahl des Mondes fiel, und eine Helle umher verbreitete. „Da — Rauch!“ sagte er, leise an Berthold wie ein Insekt herankriechend, kaum hörbar; „der Sioux sieht und riecht; da Feuer — Missuri.“ Der Schweizer sah nichts, und schüttelte mit dem Kopf; doch der Wilde hatte sich nicht getäuscht, wie sich bald ergab. Der Sioux machte ein Zeichen mit der Hand, daß ihnen der Wind zustände, und flüsterte: „weiter an die Missuri — nichts fürchten Bruder — der Sioux bei Dir.“ Bertholds Herz fing an zu klopfen vor Erwartung, und er spannte alle Sehnen an, um seinem Gefährten folgen zu können. Dieser begann nun wieder zu kriechen, und hielt sich immer dicht an Berthold, um Acht zu haben, daß dieser nicht zurückbliebe, und kein Geräusch mache, was sie verrieth. Sie hatten sich kaum noch eine Büchsenschußweite fortbewegt, als vor Bertholds Auge im Halbdunkel des Waldes ein matter, falber Schein aufdämmerte, den ein noch unsichtbares Feuer zu verbreiten schien; der Sioux stieß ihn leise an und kroch weiter. Bald sah er ein röthliches Licht durch die Baumstämme schimmern, das allmählig einen immer größern Umfang gewann, und — bald erkannte sein Auge deutlich ein Feuer, und sah dunkle Gestalten, wie Todesschatten, um dasselbe sich bewegen. Sein Herz schlug bei diesem Anblick in heftigen Schlägen, und ein bängliches Gefühl schnürte ihm die Brust so eng zusammen, daß ihm fast der Athem verging, und er krampfhaft nach dem Sioux faßte, ob dieser auch bei ihm sey. Er fühlte dessen glatten Körper dicht neben sich, und eine Centnerlast schien ihm dadurch von der Brust zu fallen; doch zögerte er instinktmäßig weiter zu kriechen. Der Sioux ward dies bald gewahr, und stieß ihn, zurückkehrend, sanft an, zu folgen, was Berthold mit einem heimlichen Schauder that, der ihm kalt über die Haut lief, und sein Haar sträubte. Es mangelte ihm nicht an Muth; aber das Wesen des Sioux, und die Art, wie sie sich ihren Feinden näherten, hatte so was Grauliches, daß die festeste Seele davon erbeben konnte. In wenigen Minuten kamen sie nun dem Nachtfeuer der Feinde so nahe, daß die schwächste Bewegung, der leiseste Ton sie entdeckt hätte, und nur allein der Gebrauch ihres Auges schien noch gefahrlos für sie zu seyn. Sie sahen sechs Indianer um das Feuer gekauert, die sorglos mit einander sprachen, doch im Ganzen so tonlos, daß sie dies mehr durch das Auge, aus den Bewegungen ihrer Gemüthsmuskeln und dem Oeffnen ihres Mundes, als durch das Gehör vernahmen. Eine hohe, schlanke Gestalt, die einen siebenten Indianer ankündigte, schwebte ab und zu, und verschwand jedesmal in den Schatten der umstehenden Bäume. Die sechs Krieger zeigten wilde Geberden und Mordlust in allen Zügen; ihre Kleidung, und die Art, wie sie bemalt waren, verriethen, daß sie dem Stamme der blutdürstigen Missuri angehörten; drohend blitzten bei jeder Bewegung ihres Körpers gegen das Feuer die hellgeschliffenen Scalpirmesser in ihren Gürteln. Else war nicht zu erblicken, so scharf und forschend auch Bertholds Auge sie suchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Wann wird man denn die breiten und oft lächerlichen Titel in Deutschland, als ein Ueberbleibsel des alten Spießbürgerthums, abschaffen? Dergleichen haben doch die Franzosen nie gekannt; sprach Jemand in einer Gesellschaft.

„Sie irren sich,“ nahm ein Andrer das Wort: „So lächerlich auch manche Titel in Deutschland gewesen sind, und auch noch hin und wieder seyn mögen, so kommt doch keiner einem französischen bei. In einem Parlamentsprotokoll vom Jahre 1544 wird das Amt eines Schweinesfinnenbesichtigungsraths erwähnt. Das Geschäft dieser Räthe bestand darin, zu untersuchen, ob die Schweine Finnen hätten.“

Theaterbericht vom 1. April.

Am 1. April gab uns das recitirende Schauspiel zwei Novitäten: „Des Goldschmieds Töchterlein," altdeutsches Sittengemälde in 2 Aufzügen von Karl Blum, dann „der Findling," Lustspiel in 1 Akte, nach dem Französischen der Herren Picard und Mazères von Schmidt.

Man kann dem ersten Lustspiele nicht vorwerfen, daß es zu viel Handlung habe, und deßhalb nicht die Vollständigkeit eines ausführlichen Sittengemäldes gestatte; aber da in demselben weder die Charaktere, noch die Situationen ein besonderes Interesse erwecken, so kann den Zuschauer für die Dürftigkeit des Stoffes nichts entschädigen, als das Spiel und die Personalität der Hauptperson. Doch ich will in möglichster Kürze den Inhalt geben. Ritter Egbert von der Wart ist von dem Gefolge des Kaisers in Nürnberg zurückgeblieben, weil er sich in die schöne Tochter des Goldschmiedes Bronner verliebt hat. Walburg (so heißt das Mädchen) soll nach dem Willen des Vaters einen reichen und angesehenen Bürger Nürnbergs heirathen; aber der schmucke Ritter gefällt ihr besser. Die jungen Leute verstehen einander zwar durch gewechselte Blicke; allein je wahrscheinlicher jedem die gegenseitige Neigung wird, desto mehr sehnen sie sich nach Zwiesprache. Ritter Egbert steckt sich zu diesem Zwecke in eine Pilgerkutte, und wählt den Augenblick zu einem Besuche, wo Vater Bronner ausgehen, und in froher Gesellschaft eine Kanne Wein trinken will. Er weiß das Gespräch so zu lenken, daß ihm Walburg ihre geheime Leidenschaft für den Ritter Egbert gesteht, und ihm (da er mit ihm bekannt zu seyn versichert) viel Schönes an den schmucken Fremdling aufgibt. Uebrigens hat der Ritter bereits auf Rechnung dieses Geständnisses bei Bronner einen goldenen Brautkranz arbeiten lassen. Unter dem Vorwande, ihn abzuholen, erscheint er nun in seiner eigentlichen Gestalt, und quält das Mädchen durch den erregten Verdacht, als sey der Kranz für eine Andere bestimmt, so lange, bis sie ihm ihre Liebe noch unzweideutiger zu erkennen gibt. Dies bestimmt Egbert, außer dem Kranze auch eiligst einen Brautring zu bestellen. Der Vater schließt aus der Bestimmtheit, mit welcher sich Walburg gegen seinen Heirathsantrag sträubt, auf ein geheimes Liebesverständniß, und bringt sie durch seine Fragen dermaßen in Verwirrung, daß sie ihn vor dem Schlafengehen zweimal belügt. Sie sagt nämlich, daß der Pilger, mit dem sie der Vater allein gelassen, ein verkappter Ritter gewesen sey, und glaubt aus einer Erzählung des Vaters, in welcher er von seinem und der seligen Mutter geheimen Liebesverständnisse spricht, berechtigt zu seyn, ein Liebesbriefchen an Egbert zu schreiben, und dem Vater vorzulügen, daß sie die Wäsche aufzeichne. In der ersten Lüge spricht sie ohne Wissen und Willen die Wahrheit; darum drückt sie ihr Gewissen nicht weniger, als die Zweite, und sie nimmt sich vor, dem Vater Alles zu gestehen. Mittlerweile kommt der Ritter, um sich in den Brautring ein E und die Jahreszahl stechen zu lassen. Der alte Bronner ist so weich und mittheilsam, daß er seine Besorgnisse über Walburg vor ihm ausschüttet, ohne zu ahnen, daß er den Störefried seiner häuslichen Ruhe vor sich habe. Egbert geht gerührt ab, und kömmt gerade, als Walburg zu bekennen anfängt, als Pilger wieder, um den gravirten Ring im Namen des Ritters abzuholen. Bronner ist auf den vermeintlichen Pilger sehr ungehalten; als sich aber Egbert zu Walburgs Erstaunen demaskirt, und sich auf's Bitten versteht, gibt endlich der gute Vater seine Einwilligung.

Abgesehen davon, daß diese Handlung leicht in einem Akte zu Ende spielen könnte, so leidet sie an mehr als einem innern Mangel. Wozu die Pilgerkutte, da Egbert durch seine Bestellungen in Bronners Hause Zutritt hat, und für den Zuschauer schon im ersten Gespräche die Maske gefallen ist? Wie ist Walburgs erste Lüge denkbar, und wie kann Bronner nach derselben bei seiner Abneigung gegen ritterliche Liebesscherze sein Herz einem Ritter öffnen? Was ist endlich an einer Handlung, welche weder die Erwartung spannt, noch auch als zweckmäßiges Vehikel zur Charakterschilderung taugt? Und was ist ein Sittengemälde, in welchem kein Charakter scharf ausgeprägt ist? Dieser kraftlos-passive Bronner ist doch wahrlich kein Charakter, und Egbert läßt uns kalt, wie ein allgemeiner Begriff. Selbst Walburgs gänschenhafte Albernheit und kokettirende Gutherzigkeit gestaltet sich zu keinem individuell bestimmten Bilde, und der Dichter hat sich in dem Titel vergriffen, wenn er sein Lustspiel ein altdeutsches Sittengemälde nennt. Referent wenigstens fand nichts Altdeutsches, als die Kleider der Schauspieler und ein Paar aus Ritter-Romanen entlehnte Archaismen, z. B. „der Lug," statt „die Lüge," „luegen" statt „schauen" u. s. w. Wenn dieses Stück irgendwo gefallen hat, so hat der Jugendreiz der Walburg gewiß eben so viel zu seinem Glücke beigetragen, als ihr gutes Spiel. Bei uns wurde es zwar im Ganzen sehr sorgfältig gegeben, aber es langweilte schon in den ersten Scenen so sehr, daß das Publikum immer kälter wurde, und der Mangel an Theilnahme und Beifall auch auf die Bühne unangenehm zurückzuwirken schien.

Das zweite Stück ist eine Art von Schwank. Ein Banquier, mit Namen Saint-Ange, soll die Nichte des reichen Kaufmannes Dufour heirathen. Bis auf den Taufschein des Bräutigams und die Einwilligung seiner Eltern, sind alle Papiere in Ordnung. Nun hat zwar Saint-Ange seinen Taufschein; allein er traut sich ihn, da er ein Findelkind ist, nicht vor dem auf ansehnliche Verwandtschaft eitlen Dufour zu produziren. Sein Freund, der Advokat Dalmont, reißt ihn aus dieser peinlichen Verlegenheit, indem er ihm für eine Rente von 20,000 Francs zu zwei wohlconditionirten Eltern verhilft. Er liest nämlich in der Zeitung, daß ein Doktor „Castleville" und eine Sprachmeisterin „Dubrosserac" dem Publikum ihre Dienste anbieten. Rasin, sein Schreiber, muß diese Individuen in Dalmonts Wohnung bestellen, und bearbeiten. Rasin ersinnt eine unglückliche Liebesgeschichte, die sich nach der Trennung der Liebenden nicht auf die ehrenvollste Weise endete. Er erzählt sie den Staunenden als ihr eigenes Abenteuer. St. Ange soll ihr Sohn seyn, und Rasin bittet sie, den Scandal durch eine Vermählung zu enden. Anfangs sind natürlich Beide in hohem Grade aufgebracht, als ihnen aber Rasin eine Rente von 20,000 Francs zusichert, willigen sie ein, und das Hinderniß ist behoben. Das komische Dreigespräch zwischen Castleville, Dem. Dubrosserac und Rasin gefiel durch das besonders ausgezeichnete Spiel der Mad. Allram und der Herren Polawsky und Feistmantel, und entschädigte für die lange Weile der übrigen Scenen.

Am 2. April wurde „Raoul der Blaubart" gegeben. Ueber die „Marie" der Dem. Lutzer hat Referent schon zu jener Zeit, als uns diese treffliche Sängerin auch durch ihren schnellen Aufschwung in der Schauspielkunst überraschte, das verdiente Lob ausgesprochen. Ref. will daher statt einer Wiederholung zwei Notizen nachtragen, die er in seinem letzten Concertberichte übergangen hat. Dem. Lutzer wurde nämlich nach dem meisterhaften Vortrage ihrer Bravourarie unter stürmischem, lang anhaltenden Beifalle zweimal gerufen, wodurch ihr das Publikum neuerdings zu erkennen gab, daß sie zu den entschiedenen Lieblingen desselben gehört. Auch vergaß Referent zu erwähnen, daß in demselben Concerte Dem. Stiepanek ein französisches Gedicht von Saphir vortrug.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 6. April **Nro. 41.** 1834.

Der Abend zu Castiglione,

oder:

Trennung und Wiedersehen.

(Fortsetzung.)

Die Gäste.

Eines Abends saß er mißgelaunt auf der Ottomane. Sein Auge, fest geheftet auf das Vis-a-vis, füllte sich mit einer Thräne. So ganz einsam in der Blüthe seiner Jahre vor Sehnsucht verschmachten zu müssen, das wäre doch hart gewesen. „Unseliger Schwärmer!“ sagte er endlich unmuthig aufspringend, „welchen Gewinn bringt Dir Deine Grillenfängerei? Warum mußt Du nur an unerreichbaren Urbildern hängen, während das Erreichbare, Irdischschöne dich umgibt?“

Schon wollte er Lebewohl den beiden stummen Schönen sagen, ja er rufte es Bianka auch schon wirklich zu — horch! da tönt der helle Ton eines nahenden Posthorns in sein Ohr. Eine rasche Flugpost rollte um die Ecke. „Brr!“ der Wagen hält vor dem benachbarten Hause. — „Wohnt hier der Hofmaler Rangau?“ ruft eine liebliche Stimme aus dem Schlage der Kutsche. Rangau, dies vernehmend und die Ankunft der erwarteten Gäste vermuthend, fliegt aus dem Hause, die Fremden beim Aussteigen zu unterstützen. Richtig sind sie es, aber Waldheim fehlt; nur dessen Schwester mit einem Reiseschleier verhüllt, und der alte Vater, ein liebenswürdiger Greis, steigen aus.

Rangau, der gefälligste, feinste Wirth, führt seine kleine Gesellschaft in das Putzzimmer; aber dort ist's kalt, und während es mäßig erheizt ist, müssen die Fremden es sich gefallen lassen, in seinem Kabinetchen abzutreten; denn das arme Kind zittert ja vor Frost. Unangenehm ist es ihm aber doch, einen Augenblick vor Fremden seine Geheimnisse sehen zu lassen, doch es sind ja Waldheims Angehörige. Er darf nicht säumen.

Die Gäste wurden also in das kleine, trauliche Stübchen geführt, wo Rangau mit sich und seinen Freunden Abends feierte. „Ihre Frau Gemahlin?“ fragte die Silberstimme unterm Schleier hervor, indem sie auf das Bild der Römerin zuschritt. Rangau verneinte es. „Aber verheirathet sind Sie doch ohne Zweifel? das sieht man an der Ordnung, welche überall bei Ihnen waltet,“ fuhr die Neugierige fort. Wieder ein mit einem leisen Seufzer begleitetes „Nein,“ entwand sich seinen Lippen.

Sie ging prüfend auf das gegenüberstehende Bild zu, während der gute Alte sich am lustigen Prasseln der Flammen im Windöfchen, und an einer Tasse echten Karavanenthee gütlich that.

„Wollen sich Mademoiselle nicht erst erwärmen, sich's bequemer machen nach der beschwerlichen Reise?“ stotterte der verlegene Wirth. Aber das lebhafte Mädchen, einen geläuterten Kunstsinn offenbarend, versicherte: sie empfinde keinen Frost mehr, und fühle sich recht wohl. Als sie aber das Bild näher in's Auge gefaßt, trat sie bewegt einen Schritt zurück; ihr heiteres Geplauder verstummte.

„Die Gegend kömmt mir bekannt vor — mir ist, als hätte ich sie schon gesehen, das Meer, — die Fischerhütte — ich weis nicht“ — lispelte sie leiser in Absätzen — als wenn eine bedeutende Erinnerung in ihr aufsteige.

„„Es ist eine Ansicht aus meiner Zeichenmappe, in Italien aufgenommen,““ entgegnete Rangau mit gleichfalls wankender Stimme. „„Doch für den Fremden mag wohl das kleine Castiglione sehr unbedeutend seyn, nur für mich hat es eine doppelt werthvolle Beziehung,““ setzte er rasch hinzu, und gleich darauf, als wenn er die übereilten Worte verbessern wollte: „„Ich verlor dort die angenehme Gesellschaft Ihres Herrn Bruders. Er trennte sich da von mir, ohne mir Gründe für diese rasche Scheidung anzugeben, ohne mir etwas Anderes, als einen mündlichen Gruß durch den Wirth zu senden.““

„Er hat Ihnen ja einen Brief zurückgelassen,“ versetzte sie, „wurde Ihnen derselbe nicht vom Wirthe ausgehändigt? Auf seinem Zimmer, wie er mir sagte, hat er den Brief liegen lassen, und dem Erstern die richtige Uebergabe auf das Schärfste anempfohlen.“

Rangau betheuerte, nichts Schriftliches vom Wirthe empfangen zu haben. Er bekam nun den Schlüssel zu Waldheims räthselhaftem Benehmen. Die Schwester eröffnete ihm, daß ihr Bruder ein langjähriger Freund von einem dortigen deutschen Kaufmanne — „Kraftini?" fiel Rangau ein, und erzählte, was ihm die Erkundigung beim redseligen Nachbar eingebracht habe. Das Mädchen schien zu erschrecken; doch sammelte sie sich bald wieder. Der neidische Schleier umhüllte noch immer ihr Antlitz; sie behielt ihre Verhüllung so eigensinnig, wie eine Morgenländerin.

Nachdem Rangau seine Vermuthungen ausgesprochen hatte, fuhr sie fort, ihm zu erzählen: daß ihr Bruder, sobald er wahrgenommen, daß seinen Freund ein ernstes Liebesverständniß hier zu fesseln scheine, die ihm vom Kaufmanne angebotene Gelegenheit, nach Neapel zu reisen, benützt, und seinen Freund darum aus Schonung verlassen habe. Gelegenheit sey nicht gewesen, ihm das mündlich aus einander zu setzen, da er seine Worte ja überhört habe, erst zur Mitternacht zurückgekehrt, und vor Tage schon wieder ausgeflogen sey.

„Aus Schonung also" fiel Rangau sich vergessend, etwas bitter ein, „mußte er selbst mir die Geliebte entführen?" —

„„Mein Gott! er wußte ja nicht, daß Sie des Kaufmanns Tochter liebgewonnen hatten,"" entschuldigte die Unsichtbare.

„Ach, nicht die schmächtige Kaufmannstochter, diese hier" — er wies auf die Goldlockige des Bildes — „Diese hatte mich gefesselt, und noch" —

Ueber und über erglühend, bitterböse mit sich selbst, daß er vor einem fremden Mädchen sich so blos gegeben, brach er plötzlich ab, doch mußte er sich deutlicher nun erklären; es galt der Verständigung mit seinem Freunde.

„Hat er sie geheirathet, Ihr Herr Bruder?" fragte er in großer Spannung und fast über seine Macht sich kälter stellend.

„„Wen, die Kaufmannstochter?"" fragte sie verwirrt.

„Ach nein, die Fremde meine ich," erwiederte der Bedrängte.

Der alte Herr am Ofen, der sich unterdeß behaglich ein Pfeifchen angezündet, und sich schon lange an dem bedeutsamen Gespräche vor dem Bilde, an den komischen Kreuz- und Querfragen, und der Befangenheit Beider, von denen Keiner gern seine Geheimnisse zuerst entdecken wollte, geweidet hatte, lachte endlich, wie Vater Zeus vom wolkigen Olymp herab, recht herzlich in die Bühne.

„„Mein Sohn wird doch nicht seine Schwester heirathen sollen? Nein das geht nicht. Wir leben ja nicht im Paradiese.""

„Wie, was? Seine Schwester?" stammelte Rangau.

„„Kind!"" fuhr der Alte fort, „„leg' doch Deinen Schleier ab, mache Dir's bequem, wie ich. Sprecht Euch hier am warmen Ofen mit Ruhe aus. Wir haben ja dazu Zeit, wenn unser gütiger Wirth uns sonst gestattet, noch einige Stunden in seinem freundlichen Hause zu bleiben."" Die Tochter mußte dem väterlichen Wunsche gehorsamen. Der faltige Reisemantel ward abgelegt. Rangau pochte das Herz, denn das knappe Kleidchen, die vollen schneeigen Arme, der unübertreffliche Wuchs des Mädchens, waren wohl geeignet Männeraugen lüstern zu machen. Zögernd, als wollte sich die Boshafte an seiner gespannten Erwartung weiden, lös'te sie erst hier ein Schleifchen oder Knöpfchen, befestigte dort eines, steckte jetzt eine aufgegangene Haarflechte fest, und ließ dann die Locken niederrollen, ehe sie den Schleier hob. Endlich — stand die junonische Gestalt, mit der Pracht der goldnen Locken, mit den sprechenden blauen Augen, dem kleinen, zartgespalteten Munde, und dem frischen Karmin auf den Wangen, vor ihm. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Sioux.

(Fortsetzung.)

Als die Sinne des Jünglings nach und nach sich abspannten, fühlte er eine schläfrige Langweile bei Anschauung der Gruppe der Wilden, die durch ihre dunkle Hautfarbe und fast regungslose Stellung, seinem Auge wie Schatten des Hades erschienen, und er sehnte sich aus seiner gefährlichen Lage nach einem offenen Kampf mit ihnen. Er mußte jedoch mit dem Sioux aushalten, bis der Schlaf sich auf die Augenlieder der Feinde senkte, und ihre Sinne umfing; denn früher war an eine Entfernung von der Stelle, ohne Todesgefahr und Vereitlung der Rettung Elsens nicht zu denken. Wer von den Lesern dieser Novelle Jäger im Felde war, und die feindlichen Vorposten je bekrochen hat, wird wissen, daß es viel leichter ist, sich unbemerkt zu nahen, als sich zurückzuziehen. Das Auge des Feindes hat man selten zu fürchten, da bekanntlich das Wachtfeuer Alle blendet, die um dasselbe sitzen, und abwärts von diesem durchaus kein Gegenstand zu erkennen ist; desto gefährlicher ist aber den abziehenden Bekruipers, um den bezeichnenden Ausdruck der Holländer zu gebrauchen, das Ohr, weil allzugroße Besorgniß in der Regel ungeschickt macht. In Afrika, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, macht die Völkerschaft der Huswanah, welche die Wüsten durchzieht, die an die europäischen Colonien grenzen, sich durch das Bekriechen furchtbar, und übt in der Regel ihre vorgenommene Rache so mit Sicherheit an dem Feinde aus. —

Endlich nickte der Eine und Andere ein; das Feuer wurde matter und erlosch fast, und schnarchende Athemzüge verriethen den Lauschenden in der zunehmenden Fin-

sterniß, daß sie sich nun gefahrlos zurückziehen konnten. Es geschah so leise, wie sie gekommen waren, mit derselben Behutsamkeit, und erst als sie sich in der Tiefe der Wildniß wieder befanden, wagte Berthold einen freien Athemzug, und berührte leise den Sioux, der neben ihm kroch. Dieser gab hierauf als Zeichen, daß er ihn verstanden, einen Ton von sich, als ob ein Insekt im Grase flüstere, und blieb vorsichtig noch beim Kriechen; bald erhob er sich aber mit einem leichten Geräusch, und stieß Berthold an, ein Gleiches zu thun. Trotz der Finsterniß, gingen Beide geduckt und schleichend fort, bis der Sioux anhielt und flüsterte: „nun nicht mehr Schlange — nun Fuchs — Mensch.“ Er richtete sich hierauf ganz in die Höhe, daß Berthold seine Gestalt dunkel vor sich schweben sah, und nahm, aufrecht gehend, nun eine andere Richtung. Ihm schienen Katzenaugen gegeben zu seyn; er ging mit einem so leichten, raschen Schritte vorwärts, als ob es heller Tag um ihn gewesen wäre, daß der Schweizer ihm kaum zu folgen vermochte, und oft zurückblieb. Bald ahmte er so natürlich, das Berthold heftig zusammenfuhr, zweimal den Ruf einer Eule nach, und stand stille, um zu lauschen. Nach einer Pause schien aus der Ferne her ein ähnliches Geschrei ihnen entgegen zu schallen, und der Sioux sagte leise: „Da Espetonga — da rother Bruder.“ Er wandte sich nach der Gegend hin, woher der Ton gekommen war, und bald trafen die schleichenden Späher auf Günther und den andern Sioux, die ohne Feuer auf der alten Stelle campirten.

Als der kriegerische Espetonga mit dem Ernst eines Sagamora Kaskahegas Nachrichten über die Feinde vernommen, und einige ruhige Fragen an ihn gethan hatte, versank er in tiefes Nachdenken, und schien den Plan zum Angriff zu entwerfen, indeß Günther und Berthold vor Ungeduld brannten, sich auf die Missuri zu stürzen. Der Sioux ließ sich dadurch nicht stören, und glich in seiner Hautfarbe bei dem matten Schein des Mondes, der seine Strahlen durch die Baumwipfel warf, mit Bogen und Pfeile dem sinnenden Mars, wie er in Erz gegossen, an der Ehrensäule eines Helden sitzend, vorgestellt wird. Als er reiflich überlegt zu haben schien, wandte er sich an den lauschenden Kaskahega, und verbreitete sich mit lebhaften Geberden über seinen Plan. Dieser hörte aufmerksam zu, und seine Miene verrieth achtungsvolle Billigung. Die beiden Schweizer konnten sich aber vor Kampfbegier nicht mehr halten, und suchten das leise Gespräch der Sioux durch Laute der Ungeduld abzubrechen, die bei der Stille der Nacht weit in die Wildniß schallten. „Die Wälder haben Ohren,“ rief Kaskahega im verweisenden Tone, der ihre Absicht errieth; „die Sioux wissen, wenn es Zeit ist, die Scalps der Missuri zu holen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

A n e k d o t e.

In einer amerikanischen Zeitung war zu lesen: „Wir freuen uns, melden zu können, daß der Major John Anderson nicht gestorben ist, sondern sich nur — verheirathet hat.“

T h e a t e r u n d g e s e l l i g e s L e b e n.

Theaterbericht vom 3. April.

Am 3. April wurde zum Vortheile des H. Albert Stölzel eine merkwürdige Novität aufgeführt, nämlich „Robert der Teufel,“ romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Raupach. Man kann sich kaum einen Begriff von der Wirkung machen, welche diese Dichtung auf das übervolle Haus hervorbrachte. Drei Stunden hindurch erhielt sich die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Publikums in ungeschwächter Kraft; und es kann wohl für den Werth des Stuckes keine glänzendere Gewährleistung angeführt werden, als daß eine so zahlreiche Versammlung verschiedener Stände mit gleichem Interesse an der ideenreichen Handlung hing. Ich will es versuchen, sie zu erzählen.

Hubert, Herzog der Normadie, und Mathilde, seine Gemahlin, lebten mehrere Jahre in einer unfruchtbaren Ehe. Als ihre Gebete um einen Leibeserben noch immer keine Erhörung fanden, wandten sie ihr Vertrauen der menschlichen Kunst zu. Ein Zaubertrank, von einem saracenischen Arzte gereicht, bewirkte, daß Mathilde Mutter ward. Sie genas von einem Knaben, welcher mit Zähnen und buschigtem Haare zur Welt kam. Der kleine Robert lohnte die Liebkosungen der Mutter durch kein dankbares Lächeln. Schon im Knaben hatten sich wilder Eigenwille und hochfahrender Stolz zu einem so hohen Grade entwickelt, daß jede Züchtigung und Demüthigung die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachten, bis er endlich, zum Jünglinge herangewachsen, das Vaterhaus verließ, an der Spitze einer Räuberhorde die Normadie mit Mord und Brand verheerte, und wegen seiner Grausamkeit „Teufel“ zubenamt wurde. Er selbst nennt den Teufel mit dem Stolze verwilderter Kraft seinen Bruder. Dem Vater bleibt, ehe er einen Kreuzzug gegen den eigenen Sohn aufbietet, nur noch das einzige Mittel übrig, einen im Rufe der Heiligkeit stehenden Ordensbruder an seinen Hof zu rufen, damit er versuchen möge, Robert durch die Kraft des göttlichen Wortes zu bekehren. Robert fühlt in den Stunden der Einsamkeit die Zerfallenheit mit sich selbst, allein er übertäubt sein Gewissen durch wilde Lust und kühnen Frevel. Ein aus dem Kloster entführtes Fräulein, das er geschont, oder vielmehr für sich aufbewahrt, hält seinem schwarzen Inneren, ohne daß sie es will, einen Spiegel vor. Er schäumt vor Wuth, will sie mit eigener Hand enthaupten; indem er aber, durch des Mädchens fromme Ergebung betroffen, inne hält, führt bereits der Räuber Drogo den frommen Abgesandten Hilario mit noch zwei Pilgern gefangen in den Saal. Hilario redet ihn mit dem Muthe eines Mannes an, der für Pflicht und Wahrheit zu sterben bereit ist, und faßt ihn von der wunden Seite seines strafenden Gewissens. Robert will den Kühnen durchbohren; allein Drogo fällt ihm in das Schwert, und räth ihm, Hilario und seine Gefährten lieber langsam zu martern, und auf dem Scheiterhaufen sterben zu lassen. Singend gehen die Frommen dem Tode entgegen; selbst als sie die Flamme umwirbelt, vernimmt der erschütterte Robert ihre Psalmen, und die Nachricht, daß sie zu Asche verbrannt, und in Nichts zerfallen seyen, versenkt ihn in tieferes Sinnen. Er schaudert zum ersten Male vor der Größe, der Tugend, und seiner Verworfenheit zusammen. Durch drei Thüren will er sich selbst entfliehen, aber aus jeder tönt ihm der Schwanengesang der Märtyrer entgegen. Ueberwältigt von dem Wunder, stürzt er besinnungslos zu Boden. Aber dasselbe Wunder, welches den verstockten Sinn umwandelte, hat auch die Pilger geret-

tet. Hilario bewohnt mittlerweile eine Einsiedelei in der Nähe Roms. Eines Morgens tritt ihm Robert in dem Gewande eines büßenden Pilgers entgegen. Nichts hat er von seinem vorigen Leben mitgenommen, als sein Schwert, das ihm als Stab dient. Robert kömmt eben von dem heiligen Vater, vor dem er das Bekenntniß seiner Frevel abgelegt hat; Hilario soll auf seinen Befehl die Buße bestimmen, und den Büßer überwachen. Sie lautet so: daß Robert vor Allem das Schwert ablegen, und sich bis zum verächtlichen Hofnarren Astolfs, Königs von Italien, verläugnen solle. Dadurch soll sein Eigenwille und sein Stolz gebrochen werden. Hilario gibt ihm ein Schreiben an König Astolf, der eben mit seiner Tochter und seinen Edlen im benachbarten Walde jagt, und Robert macht sich auf den Weg, ihn zu suchen. Unter den Jägern befindet sich auch Osorio, Prinz von Capua, welcher um Cinthia, König Astolfs Tochter, mehr aus Eigennutz, als aus Neigung wirbt. Selbst sein Stallmeister Scapa, von dem man nicht weiß, ob er dümmer als schlecht, oder schlechter als dumm ist, kann sich über den niedrigen Sinn seines Herrn nicht genug verwundern. Er hat es eben auf ein schändliches Abenteuer angelegt, indem zwei Banditen bezahlt sind, die Königstochter zum Schein zu überfallen, und hiedurch dem Osorio Gelegenheit zu geben, sich als ihren Lebensretter geltend zu machen. Wirklich ist dieser Anschlag um so leichter auszuführen, als sich die Prinzessin absichtlich vom königlichen Gefolge trennt. Sie will ihrer Freundin Camilla einen wunderbaren Traum vertrauen, in welchem sie einen Prinzen von edler Gestalt sich in ein halbes Thier umwandeln sah. Ihre ganze Seele ist von dem Traumgesichte erfüllt. Eben hat sie es erzählt, als sie von den Banditen überfallen, und von Robert gerettet wird. Da sie vor Schrecken in Ohnmacht sinkt, und kaum halb weiß, was um sie vorgeht, sieht sie das Ereigniß als Fortsetzung ihres Traumes an, denn Robert hat sich nach seinem Bußgelöbniß schnell gesammelt und zurückgezogen, und Cinthia erwacht in den Armen Osorios, der mit Scapa herbeigeilt ist, um sich den Lohn fremden Verdienstes anzueignen. König Astolf ist von Dank durchdrungen, während Cinthia den Betrug ahnet. Robert bekämpft nicht nur die Regungen seiner Ehrliebe, sondern erholt sich auch von einer Aufwallung, die ihn, nachdem er schon als Hofnarr eingekeidet, überraicht hat. Scapa schlägt ihn nämlich, und als ihn Robert zu Boden geworfen, bittet er den Gezüchtigten um Verzeihung, und läßt sich geduldig die Strafe gefallen, die Scapa über ihn verhängt. Cinthia, die im Mondenscheine lustwandelt, überrascht ihn bei dem niedrigen Dienste. Ihr Mitleid steigt mit der Ahnung, daß Robert zu einem anderen Schicksale geboren sey. Auch in ihm erwacht das nie gekannte Gefühl der Liebe, vor die er nun die Hülle eines niedrigen Wahnsinns ziehen muß. Er darf sich der Prinzessin nicht anders zeigen; wirkt aber für sie ein halbes Wunder von Körperkraft und Entschlossenheit. Ein Löwe durchbricht nämlich seinen Kerker, und setzt der Prinzessin nach. Robert erwürgt ihn; aber der niederträchtige Osorio benützt den Zufall so, daß ihm des Königs unverdienter Dank zum zweiten Male zu Theil wird. Schon wankt die schwer geprüfte Standhaftigkeit des Büßers. Hilario, der ihm früher zur Seite stand, tritt, je weiter die Prüfung geht, desto tiefer als Beobachter zurück. Dafür erscheint in dem Schatten Drogo's der böse Geist, welcher seiner Thorheit spottet, und ihm beweisen will, daß der Mensch, wo er gewollt zu haben glaubt, immer nur gemußt habe, daß ihn nicht sein freier Wille, sondern eine Nothwendigkeit leite, gegen welche er mit allen seinen Entschlüßen nichts vermag. Dieses teuflische Sophisma erschüttert den vielfach aufgeregten Robert so sehr, daß er es einen Augenblick für wahr hält; aber ein frommes Abendlied, welches ihm wie eine Geisterstimme entgegentönt, entwaffnet das böse Princip. Er sinkt in die Knie und betet. Aber es steht ihm noch eine härtere Prüfung bevor. Die Saracenen fallen mit Uebermacht in König Astolfs Reich ein; schon neigt sich die Schlacht zum unglücklichen Ende, als ein unbekannter Ritter erscheint, und des Königs Sieg entscheidet. Es ist Robert. Hilario hat ihm die Rüstung verschafft, welche den erstaunten Kampfgenossen den Hofnarren verbirgt. Sobald die Schlacht gewonnen ist, zieht sich Robert zurück, um nach Hilario's Weisung seinen Waffenschmuck in einen hohlen Baum niederzulegen. Die der Schlacht entflohenen Feiglinge, Osorio und Scapa, finden die Rüstung, und es gelingt dem Ersteren zum dritten Male, mit einem fremden Verdienste seinen Anspruch auf die Hand der Königstochter zu begründen. Im Kleide des Hofnarren hört Robert, wie Cinthia sich gegen den Befehl ihres Vaters sträubt, und statt des aufgedrungenen Bräutigams ihn für ihren und des Vaterlandes Retter hält. Er duldet mit blutendem Herzen, und ergibt sich auch dann in seine Erniedrigung, als sich Scapa den Narren zum Geschenke ausbittet, und ihm einen Hundestall zur Schlafstätte anweist. Vergebens fordert ihn Cinthia auf, der Wahrheit und seinem Verdienste das Wort zu reden. Nur auf Augenblicke tritt die Gewalt der Liebe aus den Schranken der Selbstverläugnung. Da erscheint der böse Geist in Drogo's Schatten wieder. Er will dem Büßer beweisen, daß er ein unwürdiges Joch trage, und es abschütteln könne, wenn er nur selbst wolle. Robert entdeckt aber gerade hier den Widerspruch des Lügenvaters, der ihm kurz vorher beweisen wollte, daß der Mensch nur müssen, aber nie wollen könne. Er hat den Bösen entlarvt, und fühlt zum ersten Male, daß dem Sieger über das Böse auch sein Leiden lieb seyn und dieses Gefühl kein irdisches Glück aufwiegen könne. Mit ruhiger Fassung sieht er zu, wie Astolf seine Tochter zum Bündnisse mit Osorio zwingen will. Da tritt aber Hilario aus der Schaar der Höflinge hervor, entlarvt den Betrug des Osorio, und eröffnet dem Könige, daß der verachtete Robert ein Fürstensohn sey, und unter allen Kämpfen, die dem Astolf sein Reich und sein Kind gerettet haben, den mit sich selbst am siegreichsten bestanden habe. Die Freude dieser Erkennungsscene theilen auch Roberts Eltern, die mit dem Sohne zugleich in Cinthia eine liebevolle Tochter finden. (Der Beschluß folgt.)

Uiber das Concert des dreizehnjährigen Virtuosen Vieuxtemps.

Die Erscheinung dieses kleinen Wundermannes ist so außerordentlich, daß ich mich nicht genug beeilen kann, den Lesern dieser Blätter über sein Concert Bericht zu erstatten. Es fand am 4. April im Convikstsaale Statt, und brachte eine Wirkung hervor, auf die ich mich seit Paganinis Concerten nicht zu erinnern weiß. Man denke sich einen gesunden Knaben mit vollen Wangen und lebhaften Augen, nicht so groß gewachsen, als mancher seines Alters, in der Conversation von einer kindlichen Lebendigkeit, welche auf die kleinen, kunstreichen Finger, auf seinen Meister **Beriot** und alle Violinschulen, endlich auf den Genius, der **Vieuxtemps** beseelt, gänzlich vergessen macht, und ihn uns nur als den muntern, liebenswürdigen Knaben empfiehlt, — und man hat ein Bild von seinem Äußeren außer dem Concertsaale. Wie er aber vor das Pult tritt, ist er umgewandelt. Die ruhige, feste Besonnenheit des gereiften Mannes, welcher von Furcht und Ostentation gleich weit entfernt ist, scheint sich seines ganzen Wesens bemächtigt zu haben, und die tiefe Begeisterung, die schon aus seinen ersten Tönen spricht, steht mit der Klarheit und Correktheit seines Vortrages in einer kaum begreiflichen Harmonie. Er spielt die schwierigsten Stellen ohne den mindesten Anstrich von jener Charlatanerie, mit welcher uns zwei- oder dreimal ältere Concertisten zu verstehen geben wollen, welche Studien und Uibungen Doppeltöne, verzweifelte Sprünge und Harpeggien erfordern; er spielt aber auch die sentimentalen Stellen ohne jene kokettirende Empfindelei, mit welcher man in Adagio's und Andante's sogenannte weiche Herzen bestechen will. Sein Ton ist, wo er ihn einsetzen und wie er ihn anschwellen oder dämpfen mag, klar, fest, und von einer Seele zeugend, welche dem Compositeur edel nachzuempfinden, ja was er nur andeutete, auszuführen und zu verschönern weiß. Sein virtuoses Spiel verdankt durchaus nichts der bestechlichen Idee seines zarten Alters, sondern es ist virtuos durch sich selbst. Auch dürfte selbst der erfahrenste Kenner dem kleinen **Vieuxtemps** nicht die Fessel und Manier einer Schule vorwerfen können. Er ist als Künstler schon in seinem 13. Jahre mündig geworden, und es bleibt für sein Jünglings- und Mannsalter (dem sein Genius vorgeeilt ist,) nichts zu wünschen übrig, als daß er den Weg seiner klassischen Selbstständigkeit unbeirrt durch Kritikaster und Lobredner, fortwandle, und daß ihn der europäischen Künstlerwelt kein böses Geschick vor der Zeit raube. Dem. **Lutzer** und Mad. **Binder** unterstützten diesen jungen Künstler, **Erstere** mit ihrem metallreichen, seelenvollen Gesange, **Letztere** mit ihrem anmuthigen Deklamationstalente, und Beide ernteten trotz seiner außerordentlichen Erscheinung ausgezeichneten Beifall. Da **Vieuxtemps** auf begreifliches allgemeines Verlangen am kommenden Dienstage noch ein Concert geben wird, so hebe ich mir das Detail über das erste zu einem Schlußberichte auf.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 8. April — Nro. 42. — 1834.

Für Theaterfreunde.

Am künftigen Donnerstage wird zum Besten der Dem. Antonie Schikaneder aufgeführt werden: „Röschens Aussteuer, oder das Duell," von Fr. Elmenreich, hierauf die Posse „Tritschtratsch." Im ersteren Lustspiele wirken unsere ausgezeichnetsten Schauspieler mit; die Posse aber ist von dem talentvollen Verfasser des „Lumpacivagabundus," welcher bekanntlich auf unserer Bühne schon so viele Wiederholungen erlebt hat. Der Fleiß, und die vielseitige Verwendung der Beneficiantin ist zu allgemein bekannt, als daß erst diese Anzeige auf die beiden lobenswerthen Eigenschaften aufmerksam machen müßte.

Studenten und Fasanen.

In einer Statistik, vorzüglich in einer statistischen Skizze, kann es sich freilich ereignen, daß die verschiedenartigsten Gegenstände in einer überraschenden Combination erscheinen; allein schwerlich dürfte sich für diesen Satz ein schlagenderes Beispiel anführen lassen, als eine Stelle im Decemberhefte der Zeitschrift „Kronos" vom vorigen Jahre, welche in einem statistischen Abrisse der deutschen Bundesstaaten, S. 522, zu lesen ist. Nachdem der gelehrte Herr Verfasser bemerkt hat, daß die Gans in der ländlichen Wirthschaft des deutschen Nordens eine große Rolle spiele, und Meklenburg und Pommern keinen unbedeutenden Handel mit Flaum, Federn und Federspulen treiben, im Süden dagegen der wälsche Hahn und der Kapaun ganz vorzüglich gedeihe, kommt die Reihe auch an die böhmischen Fasanen, und wer sollte es glauben, zugleich an die böhmischen Studenten! „Böhmen," sagt nämlich der Herr Verfasser, „das schon im 15. Jahrhunderte durch seine Studenten und Fasanen berühmt war, hat die Letzteren, während Erstere längst ausgeflogen sind, noch wild." Ein Statistiker sollte sich doch am allerwenigsten mit schlechtem Witze befassen, das ist mit solchem, an dem nichts wahr ist, als der höhnische Einfall. Der Herr Verfasser scheint zu glauben, daß mit der zu Anfange des 15. Jahrhunderts vorgefallenen Auswanderung der deutschen Magister und Studenten alle Wissenschaft in Böhmen ausgestorben, und uns für den unersetzlichen Verlust nichts übrig geblieben sey, als etliche wilde Fasanen. Wer seinen Mangel an Sachkenntniß hinter ein bon-mot verstecken will, sollte sich doch nicht die Blöße einer Unschicklichkeit geben. Da der Herr Verfasser kurz vorher erzählt, „daß die Göttinger Mettwürste noch immer ihren alten Ruhm unter den wurstliebenden Deutschen erhalten haben," hätte er doch auch so gerecht seyn können, zu gestehen, daß ein böhmischer Fasan selbst den wurstliebenden Deutschen besser schmecke, als eine Göttinger Mettwurst. Sollte sich der Herr Verfasser hievon aus eigener Erfahrung überzeugen wollen, so würde er sehr wohl thun, seine Bestellungen an die böhmischen Wildprethändler nicht auf wilde, sondern auf zahme, das ist, gehegte Fasanen zu machen; denn da wir zu wenig wilde haben, so wäre die Auslage eines pretium affectionis viel zu gewagt.

Uebrigens könnte sich der Herr Verfasser über die bedeutende Zahl der böhmischen Studenten leicht aus Akten belehren, und bei näherer Bekanntschaft auch davon überzeugen, daß es jeder derselben für unziemlich halten würde, auf Unkosten eines Landes, und wäre es auch geringer als Böhmen, ein geschraubtes und hohles Witzwort in die Welt zu schicken.

Ant. Müller.

Der Abend zu Castiglione,

oder:

Trennung und Wiedersehen.

(Fortsetzung.)

„Kennen Sie mich noch?" lispelte sie ihm süßerröthend zu, und ihm das schöne Haupt nahbringend. —

„„Gott, meine Unbekannte, mein Mädchen von Castiglione, meine — Geliebte!"" rief Rangau

voll des höchsten Entzückens in einem Athem aus. Des Vaters Nähe hielt ihn in Schranken, er hätte sonst das liebliche Mädchen im Sturme der Leidenschaft umfaßt. Dem alten Herrn aber, welcher bis jetzt nur seinen Scherz mit der Verwicklung des Knotens gehabt hatte, wurde nun die Sache wichtiger.

„Davon weiß ich ja kein Wort," sagte er näher tretend, „daß Ihr im engeren Verhältnisse steht, Kinder? Ich denke bloß, daß Ihr Reisegesellschafter —" Mina legte ihm den Finger auf den Mund; aber der jugendliche Alte nahm den Verschluß ab von seinen Lippen, und meinte: es sey nun endlich Zeit, sich ordentlich wechselseitig zu erklären, damit man doch aus dem Wirrwarr einmal herauskomme. „Erst Sie, lieber Freund," bat er, „erzählen Sie Ihre ganzen Reiseabenteuer, so weit sie meine Tochter betreffen. Dann wollen wir erzählen, und vor Abends, hoffe ich, soll alles Dunkle aufgeklärt seyn. Wie Ihr Beide aber mit einander sprecht, in langen Pausen, Gedankenstrichen und Ausrufungen, da möchte wohl lange Zeit erforderlich seyn, ehe man in's Reine käme."

Rangau erzählte nun seine Fahrt, von der Geldtheilung auf dem Rothensteine an, bis zu seiner trostlosen Abreise von Castiglione treu und unverholen. Der Vater nahm darauf das Wort. „Sehen Sie, meine Tochter —" Mina winkte ihm bittend mit den Augen — „also mein Sohn," fuhr er lächelnd fort, „wollte mich, der ich damals in Neapel als Gesandtschafts-Rath mich aufhielt, besuchen, weil die Verwandten, wo ich ihn zurückgelassen hatte, ihn nicht freundschaftlich behandelten. Er fand Sie unterweges. Sie, mit der offenen Miene, gefielen ihm, er schloß sich an Sie an. In Castiglione wohnt ein alter Freund meines Hauses —" „„dort fand mein Bruder mich,"" fiel Mina erröthend ein, da der Vater ein Weilchen inne hielt, sich zu räuspern, und das Pfeifchen im Zuge zu erhalten.

„„Wir gingen zusammen mit Herrn Kraftini und seiner Tochter nach Neapel, fanden dort den Vater, und kehrten jetzt, nachdem dessen Geschäft beendet ist, vor zwei Monaten zurück nach Deutschland.""

„Und Ihr Bruder?" fragte Rangau, „wo befindet sich der jetzt?" —

„„Ja über des Bruders Aufenthalt und Verhältnisse,"" lächelte der gemüthliche Papa, „„walten noch Geheimnisse, die heute Abends wenigstens nicht enthüllt werden sollen.""

Mina erglühte über und über, und erhob sich von der Ottomane, einen Christuskopf in jenem Winkelchen nochmals zu besehen. Das Abendbrod war endlich bereitet und aufgetragen. Für ein Gläschen alten Tokaiers hatte Rangau auch gesorgt. Was man zur Bequemlichkeit und Erquickung bedurfte, war reichlich vorhanden.

„Ihr Hauswesen ist trefflich bestellt," sagte der alte Herr schmunzelnd, und behaglich nippend von dem milden, flüssigen Feuer des Ungarweines. Rangau war der seligste Mensch in ganz Deutschland.

„Nun ist es mir nicht mehr auffallend," rief er, „daß ich mir meine gel — — (das geliebte verschluckte er noch zur Zeit) meine Unbekannte immer mit Waldheims Augen und Munde dachte. Sie sind Schwester und Bruder."

„„Ja viel Aehnlichkeit haben die beiden Kinder,"" lächelte Papa, und goß ein Gläschen auf ihre Gesundheit hinab. Noch an demselben Abende, der Tokaier trug vielleicht das Seinige bei, erklärte Rangau dem Mädchen, im Beiseyn des Vaters seine Liebe, und warb förmlich um ihre Hand. Und der gute Alte, schon auf's Vortheilhafteste von des jungen Hofmalers Verdiensten, häuslicher Lage und sittlicher Unbescholtenheit unterrichtet, machte wenig Einwendungen. Mina aber, die Liebliche, bat um Bedenkzeit.

„Sie kennen mich noch nicht länger als zwei Stunden," sagte sie, das Auge fest auf den Boden heftend — „lernen Sie mich erst kennen, und wenn Sie dann noch Werth auf meine Hand legen — vielleicht —"

Rangau, der Liebetrunkene, beschwor sie höchst dichterisch bei allen Mächten des Olymps, die Seinige zu werden; aber das Mädchen blieb dem einmal ausgesprochenen Entschluße treu.

Vom Uebernachten seiner lieben Gäste im Wirthshause wollte natürlich der gastfreie Wirth nichts hören. Die alte Magd mußte Waldheims Schwester durch den Augenschein überführen, daß es an Betten im Hause nicht fehle.

Mina fand es aber für ein junges Mädchen doch nicht schicklich, sich von einem unverheiratheten jungen Manne, wenn auch in des Vaters Gesellschaft, beherbergen zu lassen, und bestand hartnäckig darauf, nach dem Gasthofe zu gehen. Schon hatte sie den Reisemantel und den verhaßten Schleier wieder umgeworfen, da sagte der alte Herr, indem er sich auf der blähenden Ottomane behaglich streckte, „leg' nur Deine Vestalinnentracht wieder ab, Närrchen! wir bleiben hier. Es ist mir auf der langen Reise von Neapel bis hieher nicht so wohl geworden, als hier bei unserem jungen Freunde. Gönne Deinem alten Vater seine Ruhe. Du siehst, wir sind hier gern gesehen; lass' uns wenigstens heute hier bleiben; ziere Dich nicht. Und wenn Du gar nichts zu befürchten haben willst," fuhr er launig fort, „so nimm das schwarze Perückchen." —

(Der Beschluß folgt.)

Die beiden Sioux.

(Fortsetzung.)

Darauf zündeten schweigend die Indianer ein schwaches Feuer von Reisig an, kauerten sich dabei nieder, und schienen sich zum Kampfe vorbereiten zu wollen, indem sie Verschiedenes aus ihren Jagdtaschen kramten. Zuerst bemalten sie sich Gesicht und Hals mit schwarzen und rothen Streifen; dann schmückten sie ihren Scalp oder Haarbusch mit kleinen schwarzen Federn, salbten ihren ganzen Körper mit Fett ein, und aßen von einer Wurzel mit einander. Sie untersuchten hierauf ihre Waffen, prüften sehr bedächtig die Schärfe ihrer Streitärte, und gürteten sich fester. Endlich standen sie auf, umtanzten das Feuer mit drohenden Geberden, und schwangen die Streitärte nach der Gegend hin, wo der Lagerplatz der Feinde sich befand. Als diese Ceremonie beendet war, wobei sie auf die Schweizer gar nicht zu achten schienen, kauerten sie sich lakonisch wieder am Feuer nieder, und Espetonga sagte mit dem feierlichen Ernste eines indianischen Kriegers zu Günther und Berthold: „die Sioux sind gerüstet zum Kampfe gegen die Missuri; ihre Scalps werden im Winde trocknen, Wölfe mit ihren Gliedern zerren, und die Bäche ihre Gebeine waschen!“ Kaskahega übernahm es nun, die Schweizer mit dem Angriffsplan bekannt zu machen, und diese konnten sich nicht enthalten, die scharfsinnige Ueberlegung der Wilden zu bewundern.

„Wenn die rothen Brüder der Sioux Mekaa nicht tödten wollen, müssen die Sioux vorangehn auf die Missuri,“ sagte Kaskahega; „sie werden das Feuer umkriechen, zu sehen, wo die Sternblume ist, und das Tamahawk des Krokodils erst stumpf machen. Thun sie dies nicht, so wird Mekaa's bleicher Vater mehr weinen, wenn seine Männer zurückkommen, als wie sie auszogen mit den Sioux, denn sie schläft immer.“ Die Schweizer fühlten mit einem geheimen Schauer, daß die Sioux nur zu richtig urtheilten, und ihre unglückliche Schwester gewiß von der Hand des Krokodils im ersten Augenblick des Angriffs fallen würde, wenn es ihnen nicht gelänge, sich ihr gleich zu nahen, und sie gegen den rachsüchtigen Todesstreich des blutdürstigen Ungeheuers zu schützen; auch war von den übrigen Kriegern dasselbe zu fürchten, da sich die Indianer nie einen Gefangenen lebendig nehmen lassen. Sie lobten daher die Einsicht der Sioux, und erklärten ihnen, daß sie sich ganz ihrer Klugheit überlassen würden, und bei dem Angriff die Stellen einnehmen wollten, welche sie ihnen anwiesen. Die Indianer nickten zufrieden über das Zutrauen, und Kaskahega fing an mit schlauem Lächeln zu instruiren. „Die Sioux kriechen wie Schlangen auf das Feuer der Missuri, und Kaskahega umwindet das Krokodil; Espetonga sucht die Sternblume, und hält die Messer der Missuri von ihr ab. Die Feuerfresser seiner rothen Brüder mögen so schnell wie der Blitz niederfährt aus der Finsterniß zwei Missuri tödten, wenn Kaskahega als Eule schreit, und sie dann ihre Streitärte schwingen wie die Sioux. Ist das Feuer der Missuri blaß, daß seine rothen Brüder ihre Leiber nicht treffen können, wird Kaskahega so lange als Wolf heulen, bis es hell brennt.“ Die Schweizer begriffen die Zweckmäßigkeit ihres Angriffs und rüsteten sich zum Aufbruch, wozu die Sioux durch vorsichtige Auslöschung des Feuers das Zeichen gaben.

Die Indianer voran, die Schweizer folgend, schlichen die Vier wie Rachegespenster durch die Todtenstille der schlafenden Wildniß, mit dem Sterbegeheul ihrer ersehenen Opfer aus dem bleiernen Schlummer sie zu wecken. Kaskahega war Führer, und Berthold mußte erstaunen über das helle Auge des Wilden, da er an auffallenden Stellen im Walde beim dämmernden Strahl des Mondes bemerkte, daß sie fast denselben Weg nahmen, den er mit ihm vom Feuer der Missuri gekommen war. Welche scharfe Sinne, oder welcher Instinkt der Indianer! Als sie mit der größten Vorsicht eine halbe Stunde gegangen waren, standen plötzlich die Sioux still, und Kaskahega rief leise: „nun wieder Schlange!“ Berthold erklärte Günthern die Bedeutung des Ausdrucks, und Beide fingen an zu kriechen wie die Indianer. So kamen sie, nach öfterer Rast, dem fast erloschenen Feuer ihrer Feinde ganz nahe, und konnten mit angestrengtem Auge einzelne Gegenstände erkennen; für einen glücklichen Angriff herrschte aber zu viel Dunkelheit, Kaskahega's List half bald dem Uebel ab. Er begann natürlich wie ein Wolf zu heulen, daß erschrocken einige Krieger aus dem leichten Schlaf auffuhren, und zur Verscheuchung des Unthiers Holz in Feuer warfen, welches darauf hell aufloderte. Einer von denen, die das Feuer angeschürt hatten, riß nun einen Brand aus demselben, und schleuderte ihn ins Dickicht, worauf Kaskahega wieder ein Geheul erhob, das ganz so verhallte, als ob ein Wolf die Flucht ergriffe. Der Missuri schien beruhigt, und kehrte zum Feuer zurück. Nun sahen die Schweizer deutlich die ganze Scene, doch zählten sie der Krieger nur sechs, und konnten, so sehr sie auch ihr Sehorgan anstrengten, keinen Schatten von ihrer unglücklichen Schwester wahrnehmen. Einen Augenblick bemächtigte sich ihrer ein dumpfes, ängstliches Schmerzgefühl. Die Zeit war aber zu kostbar, und sie trösteten sich mit der Versicherung der Sioux, daß die Arme von den Missuri nicht getödtet worden wäre, da sie keine Veranlassung dazu gehabt haben konnten. Schärfer blickten sie nun nach dem Feuer hin, um ein Ziel für ihre Röhre zu suchen, wenn der Sioux das verabredete Zeichen hören lassen würde. Sie hatten in der That unter ihren Feinden zu wählen, denn die Körper aller sechs Wilden gaben in ihren ungedeckten Stellungen ein gleich sicheres Ziel für ihren Schuß ab. Fünf derselben lagen zusammengerollt

wie ein schlafender Bär um das Feuer, und gaben den ganzen Leib dem Geschosse bloß; der Sechste, welcher den Feuerbrand gegen den vermeinten Wolf geschleudert, hatte sich niedergekauert, und schien, nach der Haltung seines Kopfes, mit leisem Ohr in die Nacht zu lauschen. Auf diesen richtete Günther sein Rohr, und Berthold wählte den nächsten Wilden an ihm zum Ziel. Die beiden Brüder hielten sich dicht zusammen, um sich gegenseitig bei einem unerwarteten Angriff zu unterstützen, und hatten ihre Streitärte zurecht gelegt, um sie nach geschehenem Schuß gleich ergreifen zu können, und sich auf die Feinde zu stürzen. Sie ließen, nachdem sie die Schußlinie mit dem Auge gefaßt hatten, den linken Arm etwas ruhn, damit er desto fester sey im wichtigen Augenblick; doch spielte nach Schützen Weise der Zeigefinger der rechten Hand leicht mit dem Abzug des Rohres, und ihr Ohr spitzte sich scharf, um auf jede Bewegung der Sioux zu lauschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Ein Schlächterjunge in Berlin schrieb an seinen Vater, für den er zwei Ochsen zu besorgen hatte, folgenden Brief:

„Ich benütze mit vielem Eifer die Gelegenheit, Sie anzuzeigen, daß ich ein Mann von Jeiste bin. In einem Monat sind es schon sechs Wochen, daß ich's bis zum Schlächterjungen gebracht habe. Mein Meister ist vollkommen mit mich zufrieden, er hat mich schon zwei Mal stechen lassen und nächstens will er mich auch schlachten lassen."

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 3. April.

(Beschluß).

Um nicht weitläufiger zu werden, als es die Gränzen eines Theaterberichtes gestatten, mußte ich in der voranstehenden Inhaltsanzeige manche anziehende und bedeutsame Einzelnheit bloß andeuten oder gänzlich mit Stillschweigen übergehen. Ein anderer Dichter, als der an Gewandtheit und Kunde des Publikums allen gegenwärtig lebenden Dramatikern überlegene Raupach, wäre mit diesem reichen Stoffe schwerlich in 5 Akten fertig geworden. Bei der Raschheit und Lebendigkeit, mit welcher sich die Handlung fortbewegt, ist nichts so sehr zu bewundern, als die besondere Klarheit und Consequenz des schönen Ganzen. Nirgends läßt der Dichter den Zuschauer über ein Motiv im Dunkeln, eine und dieselbe Grundidee hält er bis zum letzten Worte fest, und doch hört die Spannung, welche schon die ersten Scenen hervorbringen, selbst nicht in jenen Theilen auf, welche sich der Form nach wiederholen. Philosophischer und frommer läßt sich die Sage von „Robert dem Teufel" nicht auffassen; und indem Raupach bei aller Würde der Darstellung sich nicht in die Fesseln einer der altdeutschen Poesie entlehnten Manier schlägt, sondern die Begriffe und Anforderungen der Zeit achtet, gewinnt er auch jenen Theil der Gebildeten für sich, die sich vielleicht über denselben Stoff in altherkömmlichen Formen moquiren würden. Die Idee, daß Stolz und Eigenwille nur durch selbstverläugnende Unterwerfung gebessert werden könne, und das Ziel der Besserung kein irdisches Glück seyn dürfe, ergreift uns in allen Theilen mit der Kraft einer sittlichen Wahrheit. Denselben Mann, vor dessen Verruchtheit ein ganzes Reich zitterte, sehen wir durch schmerzliche Kämpfe den schwersten aller Siege erringen, und nach der letzten Versuchung eine Seligkeit empfinden, in welcher selbst der Schmerz zur Freude wird. Sehr sinnig weiß der Dichter die Prüfungen seines Helden an Liebe und Ehre zu knüpfen, und in seiner Darstellung einen Ton einzuhalten, welcher zwischen der Legende und der Profansage liegt. Gerade daraus, und aus den komischen Parthien, welche die Würde des Ganzen eher heben, als verdunkeln, muß man es erklären, daß sich in dem allgemeinen Beifalle vom 3. alle Ansichten und Stimmen zu vereinigen schienen. Es dürfte wohl nur sehr Wenige geben, welche die hohe Idee des Ganzen, oder die Zweckmäßigkeit der Form verkannt haben, unter welcher sie in die Erscheinung tritt. „Robert der Teufel" ist darum eine merkwürdige Novität, weil sich Raupach noch in keinem anderen Stücke so glänzend als Volksdichter bewährt hat. Die deutsche Dramatik wird sich aber erst dann von Neuem heben, wenn die Dichter nicht allein für den kritisirenden Theil des Publikums und für seine Partheien, sondern für die weit dankbarere, vielleicht auch größere Hälfte Derjenigen schreiben werden, die in das Theater kommen, um zu sehen und zu hören, und sich durch Beides an einer schönen, ihr besseres Innere erleuchtenden Idee zu erwärmen.

Vor Allem muß ich mit besonderem Lobe erwähnen, daß alle Schauspieler, die am 3. beschäftigt waren, die gute Sache und Raupachs gefeierten Namen durch eine besondere Sorgfalt im Spiele ehrten. Herr Stölzel löste die außerordentlich schwere Aufgabe der Darstellung des Robert mit so vielem Glücke, daß wir der zweiten Aufführung nur mit Vergnügen entgegensehen. Als er in seiner ersten Scene in den Vordergrund hervortrat, schien sich in den Beifall, mit dem man ihn empfing, auch die billigende Anerkennung seines stattlichen, für den Charakter trefflich passenden Aeußeren zu mischen. In vielen, zum Theile ein Uebermaaß von physischer Kraft erfordernden Momenten erwarb er sich so lebhaften Beifall, daß er zweimal gerufen wurde. Dem. Fried. Herbst (Cinthia) erregte in den letzten Akten durch ihr tiefes, geistvolles und effektreiches Spiel einen wahren Sturm von Beifall. Der allgemeine Enthusiasmus stand mit ihrer ächten Kunstbegeisterung im vollen Einklange. Ich darf aber auch nicht zu erwähnen vergessen, daß Hr. Grabinger durch die würdevolle, wohl auseinandergesetzte Darstellung des Hilario mehr als einmal mitten im Akte ausgezeichnet wurde. Um den Leser nicht in einem Aufsatze zu ermüden, will ich mir die ausführliche Beurtheilung des Spieles bis nach der zweiten Produktion vorbehalten.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 11. April — Nro. 43. — 1834.

Der Abend zu Castiglione,

oder:

Trennung und Wiedersehen.

(Beschluß.)

Wie ein Blitz flog sie auf den Vater zu, ihm den Mund mit Küssen zu verstopfen. Dem armen Rangau war es, als wenn er den pflaumigsten, saftigsten Pfirsch zwischen den Lippen hätte; aber es nahm ihn zugleich Wunder, warum das Mädchen so beängstigt durch ein Paar lachender Worte seyn konnte. Ehe er darüber nachzugrübeln vermochte, verwickelte ihn das schlaue Mädchen in's Gespräch, äußerte, daß sie des Vaters Wunsch heilig halte, und daher nichts gegen das Uebernachten in diesem Hause einzuwenden habe. Sie ließ sich nun in Beschwerden über die schlechten Wege, das üble Wetter, die träge Fortschaffung durch die Post aus, und leitete ohne Lücken und Gedankenstriche ein so erbauliches Gespräch ein, daß Rangau ganz von seinem dichterischen Schwunge hätte zurückkommen müssen, wenn nicht zuweilen ein unbewachter Blick von ihr ihm Aufmunterung verliehen hätte.

Doch das Eis des Anstandes schmolz bald in doppelter Glut. Sie liebte den Jüngling schon seit Jahren, er sie; der Zeitpunkt war gekommen, wo mädchenhafte Zurückhaltung in vertrauende Liebe überging. Als er sie ernst und mit einer unterdrückten Thräne fragte: „Bin ich Ihrer Liebe nicht werth, Mina?" Da konnte sie nicht länger über die Gefühle ihres Herzens gebieten: Hin sank sie an die treue Brust, und helle Thränen stürzten aus ihren Augen. „Ach, weiß ich denn," rief sie, „ob Sie mir verzeihen werden? Ob Sie das gut heißen, was ich gethan? — Schwer habe ich die Weiblichkeit verletzt, und verdiene es kaum, Ihre Gattin zu werden."

„„Wie so?"" fragte Rangau bestürzt.

Da gestand sie ihm: „Ich war Waldheim, Ihr Reisegefährte. Vergibst Du mir die Lüge, Karl? Kannst Du mich nun noch lieben?" — Jauchzend rief Rangau aus: „„Desto besser, wenn ich Freund und Geliebte in Einer Person erworben habe. Was will ich mehr?"" —

Bei der Vermählung zwischen dem Hofmaler Rangau, und der Tochter des reichen Legationsraths Wartenfels, — den Namen Waldheim hatte Mina damals angenommen, um von ihren Verwandten nicht verfolgt zu werden, deren Sohn sie durch seine Liebe vertrieben hatte — waren nicht nur Rangaus Eltern und Geschwister, sondern auch der gütige Fürst selbst gegenwärtig, bei welcher Gelegenheit er der Braut seines Lieblings ein reiches Geschenk übermachte. Jeder Morgen brachte nun dem liebenswürdigen Paare einen heitern Tag. „Die Abendröthe bei Castiglione hat mir einen schönen Lebenstag verheißen. Ich habe ihn erlebt, Heil mir!" rief Rangau aus. An seinem nächsten Geburtstage, welcher kurz nach den Flitterwochen einfiel, trat Morgens in aller Frühe — der Glückliche schlummerte noch — ein Wanderer zu ihm in's Schlafzimmer. „Waldheim! lieber, bester Freund, bist Du es?" rief Rangau aus.

Sich die Augen reibend und sich freudig aufrichtend, breitete er ihm die Arme entgegen. Waldheim war es, seine bräunliche Farbe, seine schwarzen Haare und der Schwester blaue Augen dazu; an der Kleidung war nichts geändert; der dunkelblaue Ueberrock, das preußische Nationalmützchen, der Reisestab sogar und die grüne Reisetasche wie damals.

Rangau wußte nicht, wie ihm geschah. Sein Weibchen, das schon in der Haushaltung, wie gewöhnlich um diese Zeit, sich umhertrieb, hatte ihm doch gesagt, daß sie und der Freund eine Person wären, und hier standen sie wieder vereinzelt! denn der Waldheim, der jetzt vor ihm stand, um ihm Glück und Heil zum Geburtstage zu wünschen, konnte doch unmöglich seine Mina seyn. — Die Täuschung würde noch fortgedauert haben, wenn nicht der joviale Schwiegerpapa den Spaß durch sein lustiges: „Ha, ha!" gestört, und Waldheim das Barett, das Perückchen an den Boden, sich aber an Rangau's Brust geworfen hätte; die goldnen Locken wallten entfesselt herab, und ein Schwamm vertrieb die südliche Farbe.

„Du Schelm, hast Du mich doch erschreckt! Wer sollte aber auch unter solcher Verunstaltung meine schöne Mina herausfinden?" lächelte der Erwachte, und rächte sich durch eine Umarmung.

„Beinahe hättest Du mich dennoch erkannt an der tiroler Grenze — weißt Du noch, in dem Wirthshause, wo die schöne Giulietta mich bei der Bereitung des gebackenen Hähnchens unterstützte? Wo Du schmolltest, weil ich nicht mit Dir essen wollte? Ich hatte es mir damals," fügte sie in schöner Verwirrung hinzu, „weil ich im Zimmer Dich schlafend glaubte, bequemer gemacht, und in der ängstlichsten Verlegenheit, vielleicht von Dir erkannt zu seyn, wagte ich es Anfangs nicht, zum Vorschein zu kommen. Du zürntest aber zu heftig und ich mußte darum meine Todesangst verläugnen." Ernster setzte sie hinzu: „Nun ist der Faschingsscherz vorbei. Nie werde ich mich wieder vor Dir verstellen, das gelobe ich Dir hiermit feierlich!"

Als schon der beglückte Hausvater zwei Engelchen auf seinen Knieen schaukelte, lief ein Brief von Rom an ihn ein. Der Ritter Barboni hatte seine Güter und Ehrenstellen wieder zurückerhalten. Bianka war Gattin und Mutter, und sandte ihm warme Grüße der Freundschaft. „Mein Vater hat über seine Feinde gesiegt," schrieb sie nebenbei, „ich aber habe noch nicht völlig den Feind in mir, mein widerspenstiges Herz, gewältigen können." —

Der argwöhnische Rangau hatte auch der guten Bianka zu viel gethan, wie einst seinem Waldheim. Sie hätte gewiß nicht von ihm gelassen, wenn nicht die Heirath ihres jetzigen Gatten, welcher sehr bedeutende Verbindungen hatte, die Bedingung des Lebensglückes und die Ehrenrettung ihrer Eltern gewissermaßen gewesen wäre. Durch Kanovi's Vermittlung war die Wiederaufnahme des Rechtshandels und Barboni's glänzende Freisprechung geschehen *). —

Die beiden Sioux.

(Fortsetzung.)

Diese hatten sich inzwischen wie kriechendes Gewürm dem Feuer ihrer Feinde bis auf wenige Schritte genaht, und machten mit einem so leisen Geräusch, als ob nur der Nachtwind im Grase flüsterte, die Runde um dasselbe. Kaskahega's Auge entdeckte bald das wenig versteckte Moosbett, worauf Else lag, und sah auch dabei Heneska's Gestalt sich bewegen, die er irrthümlich für die des Krokodils hielt. Heneska war durch das erhobene Wolfsgeheul des Sioux von seinem leisen Schlaf erwacht, und schaute besorgt um Else mit spähendem Auge in das nahe Dickicht, da sein scharfes Ohr das leise Geräusch vernahm, welches das Kriechen der Sioux veranlaßte. Er verhielt sich indessen ruhig, um den Schlummer des Mädchens nicht zu stören, und lauerte mit funkelndem Auge wie ein listiger Panther auf die Annäherung des vermeinten Raubthieres, es durch einen festen Wurf mit seinem Tomahawk zu erlegen. Else schlief jedoch nicht, sie wachte mit halbgeschlossnen Augen, da ein schwerer Traum ihren Schlummer gestört hatte. Auch sie vernahm das Geräusch der sich nahenden Sioux; doch war sie zu wenig mit der List und Behendigkeit der Indianer bekannt, um darin etwas anders, als das Flüstern des Nachtwindes im hohen Kraut zu erkennen. Aengstliche Gedanken, eine Folge des Traumes, beunruhigten aber ihre Seele, und ein tiefer Seufzer entstieg ihrer Brust. Heneska hörte ihn, und legte beruhigend die Hand auf ihr Haupt, wobei er ihr zugleich einen Wink gab, kein Geräusch zu machen, denn seine indianische Natur wünschte das Raubthier listig zu erlegen. Kaskahega war so nahe gekrochen, daß nur ein einzelner dichter Strauch ihn von Heneska schied, er konnte den Körper desselben deutlich erkennen, ohne wider gesehen zu werden, und maß schon die Entfernung des Sprunges mit dem Auge, den er plötzlich auf seinen Feind machen wollte, ihn zu umwinden; Espetonga befand sich dicht hinter ihm. Das Krokodil lauschte, auf dem Bauche liegend, mit untergestützten Ellenbogen im tiefen Laube, da es auch durch das Wolfsgeheul aus dem Schlafe geschreckt worden war; doch ahnte es nicht die Nähe seiner Feinde und vernahm nicht das Geräusch der Sioux, da sein sonst so leises Ohr noch betäubt von der Erschütterung war, die der Wurf Heneska's verursacht. Das Scheusal konnte zum Unglück von den Sioux nicht gesehen werden, weil der Schein des Feuers ihr Auge bei der Annäherung blendete, dazu die Stelle ganz im Dunkeln lag, wo es sich befand, und dasselbe sich tief im Laub verscharrt hatte, um die Hitze zu kühlen, welche in seinen Adern von dem wiedergekehrten Wundfieber brannte.

Jetzt däuchte den Sioux der Moment da zu seyn, sich auf ihre Feinde zu stürzen. Kaskahega gab plötzlich mit vorgehaltener Hand den Eulenruf als Zeichen von sich — und schoß wie ein Boa auf seinen Feind, und umschlang ihn wüthend — die Röhre der Schweizer knallten aus dem Hinterhalt — zwei Wilde stießen den gellenden Todesschrei aus — fuhren hoch empor, und stürzten ins Feuer, daß es fast davon erlosch. Das Krokodil zog sich vor Schreck krampfhaft zusammen, und war einen Augenblick ohne Besinnung. Bald kehrte diese zurück, und mit ihr stieg dem Unhold wie ein Blitzstrahl der Gedanke auf, daß er unentdeckt geblieben sey. Er beschloß

---

*) Diese Novelle gehört einem, von dem Verfasser der „Monatrosen" (Hrn. G. W. Schießler) frisch gewundenen und demnächst erscheinenden Novellenkranze an. D. R.

daher in seinem Versteck zu lauern, und sich eine gewisse Beute zu ersehen.

Indeß Heneska und Kaskahega wie ein Paar feindliche Schlangen in der Wildniß mit einander rangen, stürzte sich Espetonga auf die übrigen Missuri, mit welchen die beiden Schweizer im rasenden Kampf waren; sein Tomahawk spaltete den Schädel eines Wilden, der Berthold umklammert hielt, und sich den Augenblick zu ersehen erschien, sein Todesmesser in dessen Brust zu stoßen. Günthers kräftiger Arm hatte gleich beim ersten Vorbrechen mit einem schmetternden Streich einen Missuri niedergestreckt und zwang einen Andern, der ihn mit wildem Geheul angriff, als Verwundeter die Flucht zu nehmen. Er wandte sich gegen den Letzten, der mit einem wüthenden Anlauf ihn über den Haufen warf, ungeachtet er dabei eine Wunde von seiner Hand empfing, und Beide rangen nun auf der Erde mit einander. Schon kniete ihm Günther auf die Brust, und Espetonga, hinzugeeilt, zückte eben sein Messer zum Todesstoß über den knirschenden Feind, als plötzlich Kaskahega's dumpfes Geschrei das Ohr des Bruders traf, und seinen Arm aufhielt. Er eilte ihm zu Hülfe, aber — zu spät. Das Krokodil war aus seinem Hinterhalt im Gebüsch leise an die Kämpfenden geschlichen, und hatte teuflisch im Dunkeln auf den Ausgang gelauert.

Heneska war dem Sioux zwar an Stärke überlegen, doch half diesem seine Gewandtheit und die Glätte seines Körpers, welche die Einreibung mit Bärenfett vor dem Kampfe bewirkte. Die Hände des Missuri glitten daher immer von dem Sioux ab, wenn er ihn kräftig fassen wollte, und so blieb dieser im bedeutenden Vortheil gegen ihn. Schon hatte er sich losgewunden von seinem Feind, diesen bei der Gurgel fest auf den Boden niedergedrückt, und machte über ihn gebeugt sich eben einen Arm frei, das Todesmesser zu zücken, als das Krokodil ihm von hinten einen furchtbaren Streich mit dem Tomahawk über den Kopf versetzte, daß Kaskahega mit einem Todesschrei leblos niedersank. Espetonga, vom Feuer geblendet, stürzte sich blind in das Dickicht, sah nicht das lauernde Ungeheuer, und strauchelte über die Leiche seines Bruders. Der freigewordene Heneska war ohne Waffen, die ihm der Sioux entwunden hatte, und stürzte sich daher blos mit seinen Händen auf den neuen Feind, ihn auf der Erde zu erwürgen. Berthold folgte aber dem Sioux auf dem Fuß, und befreite ihn augenblicklich von Heneska, indem er diesem einen tödtlichen Schlag auf den Kopf gab, daß seine Hände losließen. Er wälzte sich stöhnend auf dem Boden herum, und verschied. Der Sioux sprang auf, und gewahrte nun Kaskahega's Leiche, die neben ihm lag. Er stieß ein gräßliches Geschrei aus und warf sich auf dieselbe. Berthold lief in der Angst nach dem Feuer, um einen Brand zu holen und damit die Scene zu beleuchten. Er erblickte jedoch bei demselben Günthern nicht, der inzwischen seinen Feind erlegt, die Spur des letzten Missuri aufsuchte, um die ganze Brut zu vertilgen. Hierdurch besorgt gemacht, streifte er nach ihm einige Zeit in den nahen Büschen, und ließ den Sioux im Dunkeln. Das Krokodil, immer noch gedeckt durch die Finsterniß, schlich mit funkelnden Augen und höllischer Mordlust näher, um den unglücklichen Sioux und Else zugleich seiner Rache zu opfern. Diese war gleich bei dem Ausbruch des Kampfes mit Entsetzen in eine todtenähnliche Ohnmacht gesunken, und ihre Brust lag dem Messer des Ungeheuers bloß. Das Krokodil wollte indessen sicher gehen, und stieß zuerst dem jammernden Espetonga über den starren Leichnam Kaskahega's sein Messer tief in den Rücken. Der Stoß traf sein Herz, und der Edle verhauchte mit einem schweren Athemzug sein Leben, den geliebten Todten mit seinem strömenden Blute röthend. Nun schlich das Ungeheuer zu Else, und war eben im Begriff sie hinzuopfern, als Berthold im verhängnißvollen Moment wie ein Rettungsengel mit dem Feuerbrand ins Dickicht trat. Er stieß auf das überraschte Krokodil, das von dem plötzlichen Lichte heftig geblendet einen Augenblick unfähig war, sein Messer zu gebrauchen. Das Scheusal sehend, und ihm als ganz unbewaffnet instinktmäßig mit dem lodernden Feuerbrand ins grinsende Angesicht schlagend, war bei Berthold das Werk eines Moments. Die Augen und das Gesicht des Krokodils wurden dadurch so verletzt, daß es zu Boden taumelte, und Berthold Zeit fand, eine Waffe von den um ihn liegenden Todten aufzuraffen. Mit einer Streitart gab er nun dem betäubten Ungeheuer den Rest, und wie das Verenden eines wüthenden Leoparden scholl sein Todesgebrüll durch die schweigende Wildniß. Der muthige Günther hörte es mit einem Schauder — hielt, neue Gefahr fürchtend, mit Verfolgung des letzten Missuri ein, und eilte auf den Kampfplatz zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdote.

Ein Seidenwaarenhändler sagte zu einer Dame, die sich mancherlei Stoffe vorlegen lassen, die sie aber nicht dauerhaft genug fand, bei Vorzeigung eines neuen Stücks:

„Gnädige Frau! dies ist ein Zeug für die Ewigkeit, und nachher können Sie's noch zum Unterfutter gebrauchen.“

Die Auflösung des Logogryphs in Nro. 39 ist:

Leo, Oel.

Theaterbericht vom 7. April.

Am 7. April wurde „Robert der Teufel" zum zweiten Male bei außerordentlich vollem Hause gegeben. Mit dem Glockenschlage sieben war das Parterre schon bis in die Thürvertiefungen angefüllt, so daß mehrere Partheien, die unmöglich zu den Sitzen gelangen konnten, unverrichteter Sache umkehren mußten. Im Ganzen genommen, fanden alle Einzelnheiten, die bei der ersten Produktion gefallen hatten, auch am 7. ihre volle Anerkennung, um so mehr, da das Stück noch besser zusammenging, als am 3.; allein ich würde gegen die historische Treue verstoßen, wenn ich verschwiege, daß am 7. der Beifall nicht so enthusiastisch war, als am 3. Man schien über Sujet und Behandlung nüchterner und kälter zu urtheilen, ja es erhoben sich nach dem letzten Akte einige Stimmen gegen die unzweideutigen Beifallsäußerungen der Mehrzahl. Wurden auch diese Stimmen übertäubt, so ließen sie sich doch vernehmen, und wenn mir selbst nicht mehrere abfällige Urtheile zu Ohren gekommen wären, so hätte ich aus der ganzen Haltung des Publikums schließen können, daß ein Theil desselben nicht geneigt war, sich dem Dichter und dem Zuge der Menge auf Discretion zu ergeben. Fast bot Raupachs Volksdrama „der Müller und sein Kind" bei der zweiten Produktion dieselbe Erscheinung dar, wie denn überhaupt nach Schillers „Maria Stuart," „Tell," Wallenstein" und „Jungfrau von Orleans" kein größeres Drama auf die Bühne kam, welches nicht von dem kritischen Theile des Publikums mehr oder weniger angefochten worden wäre. Aber wie „der Müller und sein Kind" trotzdem noch viele, stark besuchte Reprisen erlebte, so dürfte auch „Robert" noch lange ein dankbares Publikum finden, wenn dieses Stück nicht etwa durch andere Umstände vom Repertoir verdrängt wird. Denn da dem Gerüchte nach unter den ersten Novitäten, welche uns die neue Direktion bieten wird, Meyerbeers Oper „Robert der Teufel" zur Aufführung kommen soll, so wird man wohl das gleichnamige Schauspiel nicht zugleich mit der Oper geben wollen. Was aber dieses Drama auch für ein Schicksal haben mag, es ist des Dichters und der Freude werth, welche die Verehrer der dramatischen Kunst und Literatur bei seiner ersten Erscheinung empfanden. Die größten Feinde der Kunst waren von jeher Gleichgültigkeit auf der einen, und Krittelei auf der anderen Seite. Man mag über Raupach sagen und schreiben was man will, immer wird man zugestehen müssen, daß er unter den deutschen Schauspieldichtern einen höheren Rang einnimmt, als Kotzebue. Wenn man nun zurück denkt, wie dieser Mann, so lange er dichtete und wirkte, von den Freunden der Bühne gefeiert wurde, so drängt sich auch von dieser Seite die traurige Bemerkung auf, daß das gegenwärtige Deutschland Frankreich in allen andern Stücken nachzuahmen geneigt sey, nur nicht in der enthusiastischen Verehrung seiner genialen Schriftsteller.

Vielen erscheint die Sinnesänderung Roberts, wenn auch nicht zu gezwungen, so doch viel zu plötzlich. Hätte aber Raupach diese Umwandlung in einer eigenen, vieltheiligen Handlung psychisch vorbereiten, allmählich eintreten lassen, und erst durch ein Wunder vervollständigen wollen: so hätte er nicht nur zwei Dramen für zwei Abende schreiben müssen, sondern es wäre auch das schließliche Wunder nicht mehr so nothwendig erschienen. Uebrigens findet wenigstens Referent den Schlußeffekt des ersten Aktes gut eingeleitet; denn Robert kann bei all' seiner wilden Lust die Vorwürfe seines Gewissens nicht mehr übertäuben; kein Schlaf erquickt ihn mehr, und seine Hand zittert, als er sie von Neuem in Blut tauchen will. Viele erklären sich abgesehen von aller Nothwendigkeit und Würdigkeit gegen das Wunder als solches, bedenken aber nicht, daß man entweder das Raupach'sche Wunder zulassen, oder das Wunderbare überhaupt aufheben muß. Viele wieder finden, daß der ganze Stoff, wie er ist, gar nicht auf die Bühne gehört, sondern in einen Heft moralischer Erzählungen, oder gar als Exempel in eine Erbauungsrede. Wenn wir aber alle Stücke von der Bühne verweisen wollten, in welchen des Menschen stolzer Eigenwille gegen eine höhere Weltleitung, und das Irdische gegen das Ewige und Unendliche nichtig erscheint, so werden uns für das ernste Drama nur etliche Kriminalgeschichten und häusliche Calamitäten übrig bleiben. Ich für meinen Theil weiß mich auf nichts zu erinnern, was in Bezug auf den Ort, wo die Handlung, und auf die Gesellschaft, vor welcher sie dargestellt wird, unschicklich zu nennen wäre; wohl aber gestehe ich gern, daß sich vorzüglich in unserer Zeit manche Ansicht mit der Wahrheit, die aus dem Stücke resultirt, schwer oder gar nicht vereinigen mag. Kann es aber dem Dichter, dessen geistiges Auge immer auf das Unwandelbare gerichtet seyn soll, als Fehler angerechnet werden, wenn er Ideen veranschaulicht, die nicht genug modern und beliebt sind? Wenn es in „Robert dem Teufel" etwas gibt, was Referent nach genauer Erwägung anders wünschte, so wären es folgende zwei Stücke. Cinthia lernt den Prinzen mit vollem Bewußtseyn nur von Seite der im Traumgesicht angedeuteten Entstellung und Herabwürdigung kennen, wodurch ihre Ueberzeugung vom Gegentheile und ihre Liebesgluth an ein Wunder grenzt, welches im entgegengesetzten Falle hätte vermieden werden können. Zweitens stört es bei näherer Betrachtung, daß Robert in den Momenten der Selbstverläugnung zur offenbaren Lüge greift, da doch die Verstellung des Irreredens ein anderes Aushilfsmittel gestattet hätte. Diese zwei Punkte ausgenommen, kann Referent von dem im letzten Blatte der Bohemia enthaltenen Lobe des Stückes nichts zurücknehmen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß er weit davon entfernt ist, seine Meinung Jemanden aufzudringen. Wenn es aber der geneigte Leser dem Referenten übel nehmen wollte, daß er auch im gegenwärtigen Blatte seine Bemerkungen über die Darstellung verschiebt, so bittet er, ihn damit zu entschuldigen, daß eine ungewöhnliche Erscheinung auch eine sorgfältigere Würdigung erheischt.

Das zweite Concert des Henri Vieuxtemps.

Ein ausgezeichnetes Lob ist schwer zu rechtfertigen; desto rühmlicher für den jungen Concertisten Vieuxtemps, daß er auch in seinem zweiten Concerte die Erwartungen derjenigen übertraf, welche ihn zum ersten Male hörten. Der Saal konnte nicht mehr Menschen fassen, als am 8. herbeigeströmt waren, um sich von der Außerordentlichkeit einer Erscheinung zu überzeugen, die sich in einem Menschenalter nicht zu wiederholen pflegt. Der ganze angränzende freiere Raum war mit Equipagen erfüllt. Der Saal enthielt außer den zahlreichen Kunstgönnern und Kunstfreunden, gewiß auch alle Dilettanten und Kunstkenner dieser musikliebenden Stadt. Dennoch war es schwer zu entscheiden, ob der Enthusiasmus des Publikums im ersten oder im zweiten Concerte größer gewesen sey. Man wurde nicht müde, dieses wahrhafte Talent mit einem Beifallssturme zu rufen, wie er nur einem Paganini zu Theil ward. Dem. Lutzer und Mad. Binder unterstützten ihn zum großen Vergnügen des Publikums auch zum zweiten Male mit gleicher Kunst und gleichem Erfolge. Auf vielseitiges Verlangen wird H. Vieuxtemps noch ein Concert im ständischen Theater geben, nach welchem Referent das Nähere über alle drei Concerte auch für jene Leser zu berichten gedenkt, die einen so seltenen Genuß wegen ihrer Entfernung nicht theilen können.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

// Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 13. April **Nro. 44.** 1834.

Oeffentlicher Dank.

Gerade zu einer Zeit, wo der Zudrang vermögensloser Kranken so groß ist, daß eine bedeutende Anzahl derselben nur in Nothbetten unterbracht werden kann, wurde dem Hospitale der barmherzigen Brüder in Folge der am 25. März gegebenen und mit einer Lotterie verbundenen Akademie allein die bedeutende Summe von 7167 fl. 48 kr. C. M. als Unterstützung zugewendet. Nur dem vereinten Wirken edler Menschenfreunde aus allen Ständen, welches von Jahr zu Jahr durch immer glücklichere Erfolge gekrönt wird, hat es der hiesige Convent der barmherzigen Brüder und mit ihm die leidende Armuth zu verdanken, daß die mit dem Vermögen desselben in keinem Verhältnisse stehende Menge der eingebrachten Kranken in das Heilinstitut aufgenommen und unentgeltlich verpflegt werden kann. Ohne die unermüdliche Wohlthätigkeitsliebe des Adels, der Honoratioren, des Kaufmanns- und übrigen Bürgerstandes dieser Hauptstadt, hätte der Convent der barmherzigen Brüder zu Prag entweder seiner unvermeidlichen Auflösung entgegenschreiten, oder mit betrübtem Herzen und zum Nachtheile der leidenden Menschheit die Zahl der aufzunehmenden Kranken auf eine bestimmte Summe einschränken müssen, eine Maßregel, die ihm, wenn auch von der Nothwendigkeit geboten, am Ende die Herzen aller Wohlthäter entfremdet hätte. Weit entfernt, es zu diesem Aeußersten kommen zu lassen, ersinnen vielmehr die hochherzigen Gönner des Institutes von Jahr zu Jahr neue Mittel und Wege, der durch harte, unabwendbare Schläge des Schicksals herbeigeführten traurigen Lage des Conventes zu Hilfe zu kommen. Wir können für die uns alljährig zugeflossene Unterstützung zwar im Sinne unserer Wohlthäter nur durch die unserem Gelübde entsprechende Treue und Ausdauer in unseren Berufspflichten und durch unser Gebet danken; allein tief durchdrungen von den Gefühlen, die uns die unerschöpfliche Mildthätigkeit der Prager einflößt, können wir auch nicht umhin, sie öffentlich auszusprechen. Möge Gott allen unseren Wohlthätern reichlich vergelten, und mögen sie in dem Bewußtseyn, daß in unserem Danke die Segenswünsche vieler tausend armer, durch sie unterstützten Kranken eingeschlossen sind, schon den irdischen Lohn ihrer christlichen Liebe fühlen.

Der Convent der barmherzigen Brüder zu Prag.

Musikalische Anzeige.

Der große Pianoforte-Virtuose, Herr Ritter von Hummel, großherzoglich Sachsen-Weimar. Kapellmeister, von dessen eben so zarter als gemüthlicher, vollendeter Spielart ein hiesiger geistreicher Kunstkenner einst sagte, sie sey nur mit „Perlen auf Goldsand gestreut“ zu vergleichen, ist hier angekommen, und wird die Freunde und Verehrer der höheren Tonkunst wahrscheinlich im Laufe dieser Woche mit einer Ausstellung seines seltenen Talentes erfreuen.

Das Meer und seine Schrecken.

(Bilder aus dem Seeleben.)

Der „Eagle,“ ein amerikanischer Kutter, steuerte auf Barbados und erfreute sich einer reizenden und schnellen Fahrt, während der Westwind in die Segel blies. Nach und nach wurde die Schnelligkeit vermindert, die Segel wurden schlaff, und bald überließ eine völlige Windstille den Eagle der Gewalt einer Strömung, die ihn gegen die Klippen trug. An Ankerwerfen zu denken war unmöglich; die gewaltigen Felsen, die sich senkrecht aus dem Grunde des Meeres erhoben, boten nichts dar, als scharfe Zacken, das Schiff zu zerschellen, und einen Abgrund, es zu verschlingen. Indessen trug die Strömung den Kutter immer vorwärts; die Wachen sahen von der Höhe der Masten die Sandbank unter der Fluth hell daliegen. Alle Segel waren unterm Winde; dessen ungeachtet näherte

man sich ihr, und mit unwiderstehlicher Gewalt. Plötzlich erlitt der Kutter einen heftigen Stoß; er fuhr noch einige Augenblicke, erlitt einen zweiten und endlich einen dritten. Das Vordertheil des Schiffes war durch die Felsen in die Höhe gehoben, während das Hintertheil noch im Wasser schwankte. Bei den beiden ersten Stößen des Kutters auf die Sandbank hörte man schon ein banges Flüstern der Mannschaft, aber beim dritten erscholl ein Schrei, ein einziger Schrei, herzzerreißend und ungeheuer, und übertönte das Getöse der Wogen, die mit Gewalt über den Bord des Schiffes gingen. —

Dies Unglück kündigte die gräßlichste Gefahr an; doch bemerkte man keine Havarie, der Kutter hatte nirgends Wasser; das Vordertheil war auf die Spitze des Felsens gestoßen und die äußere Fläche daran zerschellt. Seine vortreffliche Ueberkleidung hatte den ersten Stößen widerstanden. Aber das Schiff war immer seinem Untergange nahe; der Wind, der sich seit Kurzem erhoben hatte, blies mit ungeheurer Gewalt; das Meer ging hoch, und der Eagle, bei seiner Lage auf dem Felsen, schien jeden Augenblick der vereinten Gewalt der Elemente weichen zu müssen.

Gegen neun Uhr Abends nahm die Heftigkeit des Windes zu, das Meer ging noch höher, Wasserstürze überdeckten die Seiten des Schiffs und schienen es unabwendbar in den Fluthen begraben zu müssen. Plötzlich ertönte ein Angstgeschrei, der Bord sank bis auf das Niveau des Meeres, und ungeachtet aller Manöver der Mannschaft war das Schiff entmastet und mit Wasser bedeckt. Der Lieutenant Smith stieg eilends sogleich auf das Verdeck, und in dem Augenblick, wo er den Fuß auf die letzte Stufe der Treppe setzte, ging der Kutter unter. Er sollte nicht mehr flott werden.

Die Mannschaft, die aus vier und zwanzig Mann bestand, befand sich glücklicherweise auf dem Verdeck, mit Ausnahme zweier Matrosen, die in dem Kutter ertranken. Ein Augenblick, und die ganze Mannschaft lag in den Wellen. Das Hilfegeschrei, unterbrochen von den herzzerreißenden Stimmen der Matrosen, welche ertranken — die Ausbrüche der Wuth und der Verzweiflung der Uebrigen, schienen einen Augenblick die Heftigkeit des Sturmes zu beschwichtigen — denn sobald der Kutter versunken war, legte sich der Wind, das Meer wurde ruhig, und der Schimmer des Mondes beleuchtete die blassen Gesichter unserer mit dem Ocean ringenden Schiffer.

Mittlerweile kam die Schaluppe auf der Oberfläche des Wassers zum Vorschein und schien zur Rettung der Mannschaft bestimmt. Mit einem Messer zerschneidet man den einzigen morschen Strick, den letzten Halt, der die Existenz der Matrosen an den Kutter band — einmal gelöst, war jede Verbindung zwischen ihnen und ihrem Schiff aufgehoben. Alle Matrosen schwammen sogleich auf die Schaluppe los — alle Klugheit vergessend, warfen sie sich mit Heftigkeit auf das kleine Fahrzeug. Nicht mehr die gehorsame, wackere und verständige Mannschaft des Eagle, sondern eine rasende, nichtsnutzige Bande, stürzten sie sich auf die zerbrechliche Maschine. Natürlich geschah, was man leicht voraussehen konnte — die Schaluppe, durch die Erschütterung aus dem Gleichgewichte gebracht, schlug um, und Alles durch einander fiel ins Meer; hierauf die Schaluppe wieder gewinnend, hielten die Matrosen sich, so gut es ging, fest daran, einige am Vorder-, andere am Hintertheil, nur mit den Armen und dem Kopf außerhalb des Wassers.

Der Lieutenant Smith, ein Mann von Muth und Kopf, und großem Einfluß auf die Gemüther der Matrosen, belehrte sie, daß es Keinem möglich sey, sich zu retten, wenn man noch länger in dieser Lage beharrte; er zeigte ihnen die Nothwendigkeit, die Schaluppe wieder aufzurichten, zwei Mann hineinsteigen zu lassen, um das Wasser, womit sie angefüllt, auszuschöpfen, während die Uebrigen, am Bord sich anklammernd, so lange im Meer blieben, bis die Schaluppe zwei Mann mehr einzunehmen vermöchte; so konnten, nach Maßgabe der Erleichterung der Schaluppe die Matrosen nach und nach einsteigen, und durch dies Rettungsmanöver Alle der schrecklichen Gefahr, die sie bedrohte, entrinnen.

In der äußersten Gefahr gehorcht man der Stimme der Disziplin. Das Geheiß des Lieutenants erging an Menschen, die auf dem Punkt waren, sich nicht länger halten zu können; es wurde ihm unverzüglich Folge geleistet; jeder machte sich ans Werk, und die Schaluppe war alsbald wieder umgedreht. Zwei Matrosen sprangen sogleich hinein, und vermittelst zweier Hüte begannen sie das Wasser, womit sie angefüllt war, auszuschöpfen. Bald stiegen zwei andere Matrosen in die Schaluppe, und jeglicher hoffte der Reihe nach sich zu retten, denn Alle thaten pünktlich ihre Schuldigkeit, den Weisungen des Lieutenants blind gehorchend, der sie durch Wort und Beispiel anfeuerte.

(Der Beschluß folgt.)

Die beiden Sioux.

(Beschluß.)

Hier sah er Berthold von Leichen umgeben, der eben Else in ihrem bewußtlosen Zustande durch den Schein des Feuerbrandes entdeckt hatte, sich laut seinem Gefühl überließ, und mit Ausrufungen der Zärtlichkeit das blasse Angesicht der ohnmächtigen Schwester mit zahllosen Küssen bedeckte. Sie trugen die Unglückliche sanft zum Feuer, und versuchten sie ins Leben zurückzubringen, wobei sie mit Entsetzen die tiefe Wunde in ihrer Brust erblickten, ohne deren Ursache zu ahnen. Auch sie kannten die Wir-

kungen der Kräuter, und Berthold eilte mit einem Feuerbrand fort, um einige zu suchen, die eine erweckende Kraft enthielten. Es gelang ihrer fortgesetzten Anstrengung, die bis ins innerste Leben durch die schrecklichen Ereignisse tödtlich Verletzte noch einmal zu sich zu bringen. Sie schlug das halbverklärte Auge auf, und lächelte sanft wie ein Engel. „Bin ich im Paradiese!“ rief sie mit einer Stimme, die nicht mehr irdisch klang, und schloß, einen zärtlichen Liebesblick auf die Brüder werfend, ihr Auge zum ewigen Schlaf. Ihre Glieder wurden starr, die Kälte des Todes durchschlich den blühenden Körper, und ihr holdes Angesicht, von Günthers und Bertholds strömenden Thränen benetzt, umdüsterten die Schatten des Grabes im erwachenden Morgenroth.

Schon war es heller Tag, als die Brüder noch im tiefsten Schmerz versunken, regungslos wie Bildsäulen bei Elsens Leiche saßen, und zu keinem Entschluß gekommen waren. Günther faßte sich zuerst, und stand auf, um Berthold ein Beispiel zu geben. Er schritt zu der Stelle, wo die Leichname der beiden Sioux, unzertrennlich auch im Tode, unter ihren gefallenen Feinden lagen, und versuchte, ob noch Leben in ihnen sey. „Sie sind todt!“ rief er mit einer hellen Thräne im Auge; „kalt und starr wie Else, für die sie gekämpft!“ und ließ ihre aufgehobenen Arme sinken. Verächtlich stieß er mit dem Fuße Heneska's Leiche von ihnen, schleppte sie zu dem Körper des Krokodils und warf sie knirschend auf denselben. „Euch mögen,“ rief er wild, „wie der Sioux sprach, die Wölfe der Wildniß fressen und mit Euern Gliedern zerren, Ihr hattet nichts gemein mit den hochherzigen Todten als die Farbe!“ Armer Heneska, wie schwer versündigte sich der Jüngling gegen Deine Manen!

Als Günther schweigend eine Grabstätte ausgesucht hatte, eine heimliche Stelle unweit des Kampfplatzes, wo hohe Tulpenbäume mit ihren dichten Kronen ein feierliches Dunkel wölbten, duftende Balsampflanzen und purpurne Sternblumen, das stille Sinnbild der Seligen, im lieblichen Vereine blühten, nahte er sich Berthold, und zog ihn sanft von der Leiche weg. „Laß uns ein Grab machen für die theuren Todten, und sie zur seligen Ruhe fördern, Berthold,“ sagte der männliche Jüngling, und führte ihn zu dem gewählten Ort. Sie gruben mit ihren Streitärten ein weites Grab, das die drei Geliebten aufnehmen konnte. Brust an Brust legten sie die treuen Sioux neben Elsens schöne Hülle, und eine heiße Thräne fiel als stilles Todtenopfer und Mitgift in die Ewigkeit auf das Antlitz der Entschlafenen. Als sie den Hügel gewölbt hatten, bedeckten sie ihn mit dunklem Moos, beteten leise am Grabe, und verließen die Gegend.

Den alten Vater rührte der Schlag, wie er die Söhne verstört und bleich ohne Else und die Sioux eintreten sah. Er stammelte den Namen seines geliebten Kindes, und verschied in ihren Armen. Die braven Schweizer hielten mit Günther und Berthold das Andenken an Else und die Sioux heilig. Alljährig im Lenz, wenn die Blüthen der Tulpenbäume prangten, wallfahrteten sie bewaffnet zu der Stätte, wo ihre Asche ruhte, und beteten für die Seelen der Vollendeten. Auch die Wilden, besonders die Nation der Sioux, ehrten den Hügel, der die Gebeine ihrer tapfersten Krieger und des bleichen Mädchens umschloß, und nannten ihn: „das Grab der Liebenden.“ Bei ihren Wanderungen durch die Gegend rasteten sie stets bei dem Grabe. Ein ernster Häuptling betrat feierlich den Hügel, und erzählte im melancholischen Tone den jungen Kriegern die Thaten und das Ende der beiden Brüder aus dem edelsten Geschlechte, die dem ganzen Indianervolk im weiten Gebiete Missuri unter dem Namen: „der Doppeladler,“ wegen ihrer hohen Tapferkeit und treuen Anhänglichkeit an einander bekannt waren.

Der entflohene Missuri überbrachte seinem Stamme die Kunde von der Niederlage und dem Falle der beiden Sioux durch die Hand des Krokodils. Mit indianischer List hatte er sich in der Nähe des Kampfplatzes versteckt, Alles beobachtet, und nur seine Wunde ihn abgehalten, Rache an den beiden Schweizern zu nehmen. Die Missuri waren stolz darauf, daß der Doppeladler der Sioux von der Hand des Krokodils gefallen und ihre Krieger, die am Marterpfahl endeten, sangen ihnen höhnisch in ihrer Qual den Tod desselben vor. Durch den friedlichen Verkehr, welchen die Schweizer mit den Sioux unterhielten, erfuhren sie die Aussage des früher erwähnten Gefangenen, der auch den Tod des edlen Brüderpaars umständlich erzählte. Heneska's Tugend kam an's Licht und Günther und Berthold weinten ihm eine gerührte Thräne. Die Missuri begruben seine Gebeine mit denen des Krokodils in der Wildniß, und thürmten einen Hügel darüber auf, den die Sioux unangetastet ließen. Er war der Versammlungsort der Missuri, wenn sie gegen die Colonisten zogen, deren unversöhnliche Feinde sie blieben. Sie hielten dort ihre Kriegstänze und priesen in ihren Gesängen die Thaten des Krokodils.

Anekdote.

Foote hatte einige Tage auf dem Heumarkt fast vor leeren Logen und Bänken gespielt. Um viele Zuschauer zu haben, kündigte er darauf an: Heute wird aufgeführt: Die schöne Büßerin. Auf vieles Begehren wird die Rolle der Caliste eine Negerin spielen.

Das Haus war bis zum Ersticken voll.

Viersylbige Charade.

Schon in der Fabelwelt erscheint das Paar der Ersten,
Und Heldenthaten träumt von ihm der Mytholog:
Bald stürmten Himmel sie und konnten leicht zerbersten
Der Berge Felsgestein, das gegen Götter flog.
Bald fand man stöhnend sie den Schmiedehammer schlagen,
Der trotz des einen Aug's stets schöne Arbeit gab,
Und hält man sich genau an jene alten Sagen,
So war's ein Heidengott, der's Meisterrecht vergab.
Ein Bruder aber war von so besond'rer Stärke,
Daß er mit leichter Müh' der Erde schweren Ball,
Und alle da vorhand'nen großen Werke
Auf seinen Schultern trug — ein unerhörter Fall!
Im alten Testament seh'n wir der Brüder Einen,
Berühmt durch seine Kraft, durch Heldenmuth und List,
Von einem schwachen Kind im Kampf besiegt erscheinen,
Wo durch der Schleuder Wurf er unterlegen ist.
In spät'rer Zeiten Lauf ist's Sylbenpaar verschwunden,
Und lange hörte man von ihnen gar nichts mehr,
Doch bald, nachdem Columb' Amerika gefunden,
Sah man's, doch nicht so groß — an einem südlich' Meer.
Die beiden Letzten sind all überall auf Erden,
Seit sie geschaffen ist, besteh'n gewiß auch sie,
Man findet sie allda vereint in großen Heerden
Verschiedener Gestalt, doch stets in Harmonie.
Bald ziehen sanft sie hin, begränzend grüne Auen,
Bald thürmen himmelan sie auf einander sich,
Oft sieht mit Eifer man den Boden dort bebauen,
Oft sind sie stark beeist, sprüh'n Flammen fürchterlich.
Das Ganze ist ein Wall für's schöne Land der Böhmen,
Es schützt die Saaten stets vor rauhen Nordwinds Weh'n,
Und würd' auch jederzeit die Kraft des Feindes lähmen,
Der's wagen sollt' von dort in's freie Land zu geh'n.
Viel Edelsteine sind in seinen reichen Schachten,
Entsprungen ist daselbst ein Quell für alle Welt,
Der, wachsend schnell zum Strom, der Handelsschiffe Frachten
In ferne Meere trägt, wo frei ihr Segel schwellt.

J. F. v. S

(Die Auflösung folgt.)

Theater und geselliges Leben.

Das dritte Concert des H. Vieuxtemps.

Die in Wien beliebte Concertzeit der Mittagsstunde wurde selbst bei der zweiten Akademie des hiesigen Conservatoriums mit der hier gebräuchlichen vertauscht. Nichts desto weniger hatte H. Vieuxtemps, welcher am 11. d. M. sein drittes und letztes Concert um 12 Uhr Mittags im landständischen Theater gab, ein so volles Haus, daß der Raum für die Menge der Zuhörer zu klein zu seyn schien. Und doch spielte Vieuxtemps nur zweimal, und eine der Nummern war bereits im ersten Concerte vorgekommen. Was auch den kältesten Zuhörer schon nach den ersten Gängen für Vieuxtemps einnehmen muß, ist der ungewöhnlich markige, und doch dem Gehöre so wohlthuende Ton, den Vieuxtemps immer haarscharf einsetzt, und mit einem Geschmacke und einer Präcision legirt und stakkirt, anschwellt und verschweben läßt, wie sie Niemand von einem dreizehnjährigen Knaben erwarten kann. Diese, mit seinem Alter in keinem Verhältnisse stehende Kraft, Genauigkeit und Eleganz in Ton und Tonbildung, würde den Zuhörer auch dann überraschen, wenn Vieuxtemps nicht wirklich als Virtuos zu glänzen wüßte. Mehr aber als die Reinheit und Fülle des Tones gewinnt ihm alle Herzen die schöne Seele, die sich in seinem Comtabile ausspricht, und die edle Besonnenheit, welche ihn auch in den gewagtesten Stellen nie verläßt, und auf dem sicheren Mittelwege zwischen Keckheit und Feigheit zum Ziele führt. Auch der schärfste Kennerblick dürfte in seinem Vortrage nicht die mindeste Spur von Abrichtung und von jener Hohlheit der Empfindung entdecken, mit welcher uns sogenannte Wunderkinder die mühsam eingeübte Form für den Gehalt geben. Was er spielt, geht ihm vom Herzen. Während in seinem Aeußeren durchaus keine andere Bewegung vorgeht, als welche die Behandlung des Instrumentes unumgänglich nothwendig macht, lebt in seinem Bogen und in seinen Fingerspitzen ein Geist, in dem Niemand das geborene Genie verkennen kann, und es äußert sich diese seltene Himmelsgabe gleich auffallend in dem Enthusiasmus, wie in der Besonnenheit. Angenommen, Vieuxtemps hätte in seinem fünften Lebensjahre zu spielen begonnen, so würde er unter Hunderten kaum Einen finden, der ihm nach achtjährigem Unterrichte in bloß technischer Hinsicht den Rang streitig machte. Bei ihm gilt aber, was von oben kommt und kein Unterricht geben kann, noch mehr, als was er gründlich gelernt hat. Aus einem mir gütigst mitgetheilten Briefe des Freiherrn von Lannoy (der doch gewiß als gültiger Zeuge angeführt werden, und als musikalischer Pädagog zwar loben, aber nicht schmeicheln kann) geht hervor, daß Vieuxtemps während seines Aufenthaltes in Wien mitten unter den Zerstreuungen und Geschäften seiner Concerte eine Beethoven'sche Composition zur öffentlichen Aufführung einstudiert, und nicht nur die gehäuften Schwierigkeiten derselben glänzend gelöst habe, sondern auch tief in den Geist der Tondichtung eingedrungen sey. Bekanntlich sitzt aber Beethovens Genius nicht gern auf der Schale, sondern im Kern. Ich führe diesen Umstand darum an, daß man nicht aus seinen drei schnell hintereinander folgenden Concerten, und aus dem seelenvollen und hinreißenden Vortrage, mit welchem Vieuxtemps die Compositionen seines Lehrers Beriot spielt, den übereilten Schluß ziehe, als ob der junge Virtuose nur in Ideen und Gängen heimisch wäre, die ihm aus den Zeiten des Unterrichtes zur zweiten Natur geworden sind. Trug er doch auch ein Concertstück von Mayseder so virtuos, und zugleich so geist- und gefühlvoll vor, daß er es auf allgemeines Verlangen im 3. Concerte wiederholen mußte. Einen andern Concertsatz von Rode konnte Referent, da er verhindert war, zur rechten Zeit zu kommen, leider nicht hören. Worin vielleicht Manche nur die Ursache eines zarten Alters finden, halte ich für einen Vorzug, der seinen Grund in einer richtigen Ansicht vom Concertgeben hat. Vieuxtemps hütet sich nämlich gegen das böse Beispiel älterer Concertisten, für welche die Jugend nicht als Entschuldigung dient, vor dem eitlen Streben, sich selbst übertreffen zu wollen, was höchstens als schöne Redensart, nie aber in der Wirklichkeit Statt finden kann. Dafür gibt er das, was er vorträgt (Leichtes und Schwieriges, und vom Letztern Außergewöhnliches) mit einer Vollendung, welcher keine Kritik etwas zuwünschen kann. Wer ihn gehört, wird ihn nie vergessen, und ein theilnehmender Leser jener lobpreisenden Berichte seyn, die er selbst in Städten zu erwarten hat, welche noch von Paganini's Namen erschallen. Vieuxtemps wurde in seinem 3. Concerte durch die im Fache der ernsten Deklamation ausgezeichnete Künstlerin Nina Herbst, und durch die beiden beliebtesten Sänger unserer Oper, Drska und Strakaty, unterstützt. Uebrigens war der Beifall, den Vieuxtemps erntete, genau derselbe, wie in dem 1. und 2. Concerte.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 15. April **Nro. 45.** 1834.

Mozarts Requiem

wird bei den Seelenmessen für den verdienstvollen Sänger Preißler am 17. April um 10 Uhr Vormittags in der Trinitaren-Kirche gegeben.

Das Meer und seine Schrecken.

(Beschluß.)

Schon befanden sich sechs Mann in dem kleinen Fahrzeuge, als plötzlich ein Matrose mit Entsetzen schrie, er erblicke die Flossen eines Hayfisches. Der Schrecken, welcher die Unglücklichen ergriff, die mitten in der Fluth umher wogten, läßt sich nicht beschreiben. Unter allen Umständen ist ein Hay ein Gegenstand des Schreckens für einen Seemann, und wer die fürchterlichen Rachen dieser Ungeheuer gesehen hat, wer ihre fast unglaubliche Kraft kennt und ihre Gefräßigkeit, nur der kann sich eine Idee machen von dem Eindruck, den die Worte: „ein Hay! ein Hay!“ auf die Gemüther unserer armen Matrosen hervorbrachten. Denn sie wußten nur zu gut, daß ein einziger Tropfen vergossenen Blutes die Piloten, die immer jene Ungeheuer begleiten, herbeiziehen, und daß ihr Tod alsdann unvermeidlich seyn würde. Von diesem Moment an wurde auch die Stimme des Lieutenants nicht mehr gehört. Die Matrosen, die sich an den Bord der Schaluppe festhielten, nicht wissend, wie sie sich dieser neuen Gefahr entziehen sollen, schwingen sich mit einer unwillkührlichen Bewegung, Alle auf einmal, in die Schaluppe und werfen sie von Neuem um.

Gleichwohl ließ sich der gefürchtete Feind nicht sehen, und der Lieutenant trieb die Matrosen noch einmal an, für ihr gemeinsames Heil das einzige Mittel, das in ihrer Gewalt stand, anzuwenden. Da er wußte, daß es ihm nicht gelingen würde, den Schrecken der Matrosen trotz aller Anstrengung seiner Beredsamkeit, daß sich nie in diesen Breiten Hayfische zeigten, zu beschwichtigen, hieß er die Matrosen, die sich wieder an die Schaluppe angeklammert hatten, im Wasser mit den Füßen umherzustoßen, und es, so viel sie im Stande wären, in Bewegung zu setzen, um die Ungeheuer, die ihnen so viel Schrecken verursacht, fern zu halten. Das vom Lieutenant angegebene Manöver wurde nach und nach ausgeführt, und noch einmal fing die Hoffnung in den Herzen der Schiffbrüchigen an lebendig zu werden. —

Die Schaluppe enthielt nicht mehr viel Wasser und vier Mann waren bereits eingestiegen; noch ein wenig Geduld, noch einige Anstrengung, Ordnung, Ruhe, Gehorsam, und die ganze Mannschaft war gerettet. In diesem Augenblick, gerade als die Matrosen, die sich im Wasser befanden, immer schwebend am Bord, ihre Kameraden in der Schaluppe antrieben, unermüdlich fortzufahren in ihrer Arbeit, das Fahrzeug trocken zu machen, entstand dicht bei ihnen ein großes Geräusch, und sie erblickten fünfzehn Hayfische, die auf die Schaluppe loskamen. Diesmal stieg der Schrecken aufs Aeußerste, Jeder verließ seinen Posten, um sich auf das zerbrechliche Fahrzeug zu retten; es schlug um, und die zwei und zwanzig Matrosen waren dem schrecklichsten Tode geweiht.

Anfangs schienen die Hayfische wenig geneigt, ihre Beute zu ergreifen; sie schwammen mitten unter den Matrosen, auf den Wellen spielend, an ihnen vorbeischießend und springend, und sich sogar reibend an ihren Schlachtopfern, ohne ihnen ein Leid zuzufügen. Doch währte dies nicht lange. Plötzlich verkündigte ein Angstschrei, den einer der Schiffbrüchigen ausstieß, einen entsetzlichen Schmerz und hallte tief wieder im Herzen eines Jeden. Ein Hay hatte einen Matrosen beim Fuße gefaßt und ihm denselben völlig vom Leibe weggebissen. Sobald die Ungeheuer Blut gekostet hatten, begann der fürchterliche Angriff; herzzerreißendes Geschrei ertönte von allen Seiten, und bald waren die Wellen um die Schaluppe herum roth vom Blut.

Der Lieutenant, selbst in diesem Moment, wo ihn der schaudervollste Tod bedrohte, fuhr fort, mit kaltem

Blut und fester Bestimmtheit seine Befehle zu ertheilen, und zur Ehre der unglücklichen Mannschaft sey es gesagt, er wurde noch gehört. Die Schaluppe wurde glücklich umgewendet, zwei Mann stiegen unverzüglich hinein, und einige Matrosen, sich, wie früher, an den Bord anklammernd, hielten die Schaluppe im Gleichgewicht. Herr Smith selbst hielt sich am Vordertheil fest und bemühte sich von da aus, durch seine Worte den Muth seiner Kameraden aufrecht zu erhalten. —

Aber die Hayfische verfolgten die Schaluppe, und es wahr sehr unwahrscheinlich, daß sie eine so reiche Beute sollten fahren lassen. Herr Smith, unaufhörlich die Matrosen in ihrer Anstrengung, die Schaluppe zu leeren, ermuthigend, vergaß einen Augenblick, das Wasser mit den Füßen zu erregen; da faßte ein Hay seine beiden Beine und verschlang sie mit seinem weiten Rachen. Ein gräßlicher Schrei, den zu verhalten er sich vergebens anstrengte, entfuhr seinem Innern. Der würdige Lieutenant hatte bei den Matrosen immer in der höchsten Achtung gestanden; Alle kannten seine Bravour und das Edle seines Gemüths; und sobald sie ihn in die Wellen sinken sahen, ergriffen zwei Mann ihren sterbenden Chef und legten ihn auf die Schoten des Hintertheils der Schaluppe. Der brave Offizier, obgleich den fürchterlichsten Schmerzen zum Raube, schien sein eigenes Weh zu vergessen und wollte es noch nicht aufgeben, die Trümmer seiner Mannschaft dem Tode zu entreißen.

Mit schwacher Stimme ertheilte er den Matrosen einigen Rath, beklagte ihre entsetzensvolle Lage und sagte ihnen die Worte: „Wenn Einer von Euch diese schreckensvolle Nacht übersteht und zurückkommt nach Philadelphia, so sage er unserm Viceadmiral, daß ich mit Aufsuchung der Seeräuber beschäftigt war, als diese Katastrophe über uns hereinbrach; er sage ihm, daß ich stets meine Pflicht gethan, und daß ich ....“ Hier verursachten die Anstrengungen einiger Matrosen, in die Schaluppe zu gelangen, eine heftige Erschütterung; die Beiden, welche den Lieutenant in ihren Armen hielten, ließen ihn, aus Furcht, ins Meer zu fallen, los, um das Geländer zu gewinnen, und der Unglückliche rollte in die Wellen und verschwand augenblicklich. Seine letzten Worte verloren sich unter dem Geschrei seiner Gefährten. Er kam nicht mehr zum Vorschein auf dem Wasser.

Mit ihrem Führer verschwand die letzte Hoffnung der Schiffbrüchigen. Welch ein schreckliches Schauspiel! Diese Menschen, bleich, von Wasser triefend, mit verwildertem Haar, blutigen Augen, langen Bärten, in zerrissenen Kleidern, wogten hier durch einander mitten in den Fluthen, nicht wissend, wie sie sich der Gefräßigkeit der Ungeheuer entziehen sollten. Mehrere hatten schon das Leben eingebüßt, diejenigen, welche noch bis dahin den Verfolgungen der Hayfische entgangen waren, strengten sich noch einmal an und suchten ein Asyl in der Schaluppe, aber das elende Ding schlug von neuem um; nun, erschöpft und abgemattet, und unaufhörlich von den Hayen verfolgt, gaben sie alle Hoffnung, sich zu retten, auf, und ertranken unter entsetzlichen Flüchen, oder wurden von den Hayen verschlungen, mit Ausnahme zweier Matrosen, denen es gelang auf den Kiel der Schaluppe zu steigen.

Der Eagle war um acht Uhr ungefähr versunken und gegen zehn Uhr war die ganze Mannschaft eine Beute der Haye geworden, oder im Meer umgekommen. Nur jene zwei Matrosen waren übrig geblieben; diese Unglücklichen, noch von der Hoffnung, sich zu retten, aufrecht erhalten, nahmen der eine am Vorder-, der andere am Hintertheil Platz, und, obgleich von Müdigkeit abgespannt und ganz mit Wunden bedeckt, welche durch die Schärfe des Meersalzes noch brennender geworden waren, betrachteten sie sich dessen ungeachtet in einer Art von Sicherheit. Sie fingen an, das Wasser aus ihrem Fahrzeuge auszuschöpfen, welches bald so weit erleichtert war, daß sie nicht mehr zu fürchten brauchten, es noch einmal umschlagen zu sehen; hierauf versuchten sie einige Augenblicke der Ruhe zu genießen. Der fürchterlichen Scenen ungeachtet, wovon sie Zeuge gewesen, und ungeachtet der schrecklichen Gefahren, denen sie noch ausgesetzt waren, sanken sie in einen tiefen Schlaf, und es war schon heller Tag, als sie zu ihrer entsetzenvollen Lage wieder erwachten.

Die Unglücklichen, die dem Tode durch ein Wunder entgangen waren, wurden nun durch verzehrenden Hunger und Durst gequält; denn es waren fast sechs und dreißig Stunden, daß sie keine Nahrung zu sich genommen hatten. Der Hunger wühlte in ihren Eingeweiden, der Durst brannte in ihrem Halse und sie hatten am Bord der Schaluppe weder Wein, noch Zwieback, noch sonst ein anderes Nahrungsmittel bei sich; kein Strahl von Hoffnung blieb ihnen mehr übrig. Alle beide, in einem lethargischen Erstarren daliegend, mit bleicher Stirne und die Verzweiflung im Auge, hefteten sie die entsetzten und schmerzvollen Blicke auf die Wogen, wie eine leblose Masse den Schwankungen der Schaluppe gehorchend; sie waren mit dem Schrecken vertraut, doch war es der qualvollste Tod, der vor ihnen stand. Durst, Hunger, Verzweiflung, Hitze zehrten an ihnen auf einmal, während der Himmel blau, die Luft rein war und die Schaluppe auf den Wogen daher schwamm, von der Strömung fortgezogen. Sie hatten kein Mittel, sich zu orientiren; es schien ihnen, daß sie weit vom Lande entfernt seyn müßten, denn der Wind, der sich erhoben, mußte sie weit entfernen, und sie waren der Hoffnung beraubt, die Schaluppe an die Küsten Amerika's getrieben zu sehen.

Plötzlich schrie der Matrose, der sich auf dem Vordertheil des Fahrzeuges befand, und der, die Augen auf den Horizont gerichtet, mit Aufmerksamkeit an seiner unsi-

cheren und neblichen Linie hing, mit einem Ausdruck der Freude, der sich nicht beschreiben läßt: „Ein Segel! ein Segel!“ Die erloschenen Augen seines sterbenden Gefährten belebten sich bei diesem zauberischen Worte; er strengte sich an, sich aufzurichten und wandte seine schwachen Blicke nach dem Flecke hin, den ihm sein Freund bezeichnete. Ein heilender Balsam schien auf ihre Wunde zu fließen, ihre Schmerzen zu lindern, ihren Hunger zu stillen. Ein Segel! Dieses Wort wurde wiederholt, gesungen, geschrien mit einer Freude, einem Taumel, die unaussprechlich sind, denn nach und nach sah man mit größerer Deutlichkeit das Segelwerk einer Fregatte in den Strahlen der Sonne glänzen. Als jede Ungewißheit verschwunden war, stürzten die beiden Matrosen, durchdrungen von einem religiösen Dankgefühl, auf ihre Knie, ihre Augen füllten sich mit Thränen und ihre zitternden Hände faltend, dankten sie Gott für die unerwartete Hilfe, die er ihnen schickte.

Die Fregatte kam gerade auf die Schaluppe los, den Wind genau fassend; unsere Matrosen machten alle Arten von Zeichen, überzeugt, daß man sie erblickt hätte und daß die Fregatte zu ihnen käme; aber sie täuschten sich, die Fregatte lavirte nur, und als sie ihren Schlag beendet hatte, wendete sie sich zu einem neuen und setzte so ihren Weg auf's Genaueste mit dem Winde fort. Als die Unglücklichen sahen, wie sich das Schiff entfernte, verdoppelten sie ihre Zeichen, warfen ihre Jacken in die Luft, schrien aus allen Kräften; aber Alles war umsonst, Niemand hatte sie gesehen; und die Fregatte entfernte sich, nach und nach von der Höhe verschwindend, immer kleiner werdend und schon in Dunst sich verschleiernd. Da folgte ein Zustand der äußersten Niedergeschlagenheit auf die Exaltation des Entzückens, welche die Hoffnung in den beiden Unglücklichen erregt hatte. Noch konnte man das Segelwerk des Schiffes erblicken, aber in einem Augenblick war es daran, ganz zu verschwinden. Der eine Matrose sank alsbald in die Verzweiflung zurück, aber sein Gefährte, wie beseelt von einer plötzlichen Eingebung, rief aus: Entweder ich versuch' es, oder wir sind verloren. — Was willst Du versuchen? fragte ihn sein Kamerad.

Obgleich es sehr schwer ist, versetzte der Erste, nach dem, wovon wir die verwichene Nacht Zeuge gewesen, doch muß es gewagt werden, denn in einige Minuten ist das Schiff uns aus dem Gesicht, und dann bleibt uns nichts übrig, als der Tod. Ja, ich versuch es, das Schiff durch Schwimmen zu erreichen, und wenn ich so glücklich bin, daß mir's gelingt, so rett' ich Dich, wenn aber meine Kräfte mich verlassen . . . . Sein Gefährte wollte sich seinem Vorhaben widersetzen, er erinnerte ihn, daß das Schiff schon zu weit entfernt wäre und daß ja ein anderes sich vielleicht noch sehen ließe.

Aber der brave Matrose war schon in's Meer gesprungen und da er mit ungemeiner Fertigkeit schwamm, so schien es, daß er endlich das Schiff erreichen würde, wenn er nicht einem Hay begegnete, als er plötzlich eines dieser Ungeheuer erblickte, das auf ihn loskam; ohne den Muth zu verlieren, erregte er mit großem Getöse die Wellen um sich herum, und tauchte dann unter. Der Hay ist das gefräßigste, zugleich aber auch das feigste aller Meerungeheuer; er erschrickt vor dem geringsten Geräusche, und fällt nur über seine Beute her, wenn sie sich in der vollkommensten Ruhe befindet.

Dieser Gefahr also entging unser Matrose; aber er war noch eine sehr große Strecke vom Schiff entfernt, und der Wind, der stärker geworden war, vermehrte die Schnelligkeit seines Seglers. Mittlerweile, nach außerordentlichen Anstrengungen, glaubte er sich dem Schiffe nahe genug, um zu hoffen, daß seine Stimme gehört werden könnte; so schrie er denn mehrmals wiederholt, aber vergebens; Niemand war in diesem Augenblicke auf dem Verdeck, und der Pilot, der am Steuerruder saß, nur auf den Lauf des Schiffes gerichtet, vernahm nicht sein Geschrei. Das Schiff entfernte sich in einem fort, und es war nun auch kein einziger Strahl von Hoffnung mehr in der Seele des armen Matrosen, denn er fühlte, daß seine Kräfte auf dem Punkte waren, ihn zu verlassen. Nach der Schaluppe, die er verlassen hatte, zurückzuschwimmen, war ein Ding der Unmöglichkeit; denn sie war gegenwärtig schon zu weit entfernt und übrigens war auch sein Gefährte in einer eben so schrecklichen Lage wie er selbst.

So sah der Unglückliche seinen Tod vor Augen und schickte sich schon an, sein letztes Gebet zu sprechen, um vor Gott zu erscheinen, als er, seinen Blick noch einmal nach dem Schiff erhebend, einen Menschen auf dem Hinterkastell gewahrte. Sogleich erhob er seine Hände mit Gewalt, schrie, mühte und bewegte sich auf alle nur mögliche Weise, um die Aufmerksamkeit jenes Menschen auf sich zu ziehen. Wie groß war seine Freude und sein Entzücken, als er sah, daß man seiner gewahr geworden! denn er sah, wie man ein Fernglas auf ihn hinrichtete und wie einen Augenblick später zwei Mann in eine Schaluppe sprangen und in vollem Rudern auf ihn loskamen. Bald war er aus seiner schrecklichen Folter befreit, und die Schaluppe eilte sodann zu seinem Gefährten, der, wie man wohl denken kann, der fürchterlichsten Angst zum Raube gewesen war. So wurden diese beiden Matrosen gerettet, die einzigen Ueberbleibsel von der Mannschaft des „Eagle.“

Theaterbericht vom 13. April.

Es erscheinen zwar sowohl in der „böhmischen Biene" als in den „böhmischen Blüthen" mehr oder weniger ausführliche Berichte über die Leistungen des böhmischen Theaters; allein theils dürfte mir ein gänzliches Stillschweigen über diesen nationalen Theil unseres Theaterwesens leicht als Nichtachtung ausgelegt werden, theils gibt es auch nicht wenig deutsche Leser, welche sich für den Zustand und für die Fortschritte der böhmischen Bühne interessiren.

Wir sahen in zwei auf einanderfolgenden Sonntagen, das ist am 6. und am 13. April, 3 Novitäten, am 6. „Die Mäntel" und „Sieben Mädchen in Uniform," übersetzt von Stiepanek, und am 13. „Isidor und Olga," übersetzt von Simon Machaček. Referent besucht die Vorstellungen des böhmischen Lustspiels auch darum gern, weil es völlig abgesehen von der Bühne ein noch so trübes Gemüth erheitern muß, eine zahlreiche Versammlung recht herzlich lachen zu hören. Man wird unwillkührlich zu gleicher Stimmung fortgerissen, und genießt die wohlthätige Wirkung des Komischen in der harmlosen Theilnahme so vieler Fröhlichen doppelt. Diesmal aber schien das Publikum zwar nicht verstimmt, aber weniger aufgelegt zu seyn. „Die Mäntel" brachten kaum die halbe Wirkung des deutschen Originals hervor. Ich schreibe dieses zwei Umständen zu, deren Einer dem Stücke, der Andere der Darstellung angehört. Die Handlung der „Mäntel" (Herr Stiepanek hat diesen Titel recht bezeichnend in „Der dreizehnte Mantel" umgeändert,) ist nämlich auf das sich leise und im Dunkeln fortspinnende Gewebe einer Verschwörung aufgetragen. Je origineller in dieser Hinsicht die Erfindung ist, desto weniger ist der Zuschauer, der den Scherz eines gewöhnlichen Lustspiels erwartet, geneigt und aufmerksam genug, die dünne Folie zu entdecken und festzuhalten; und doch ist dies zum erwünschten Effekte unumgänglich nothwendig. Das böhmische Publikum schien aber hiezu eben so wenig aufgelegt zu seyn, als im „Bauer als Millionär" zur Festhaltung der allerdings für eine Posse zu weit getriebenen Allegorie. Daher kam es denn, daß nur jene Späße belacht wurden, welche gerade auf der Oberfläche lagen. Ich bin überzeugt, daß es Vielen sehr schwer geworden, die Fabel des Stückes nach ihrem inneren Zusammenhange zu erzählen, was bei anderen Lustspielen leichter, und für den Theaterbesucher eine gewöhnliche Nachkost unter vier oder sechs Augen ist. Zweitens wurde das Stück auch nicht mit der erwünschten Geläufigkeit und Frische aufgeführt. Selbst der fleißige und talentvolle Grabinger, der Herrn Feistmantels Rollen im Böhmischen nicht ohne Glück spielt, schien nicht bei voller Laune zu seyn, und für Dem. Roscher war die Aufgabe der „Francisca" zu schwierig, wiewohl ich übrigens bemerken muß, daß sie sich alle löbliche Mühe gab. Im Deutschen verdanken „die Mäntel" ihr Glück vorzugsweise dem vereinten, ausgezeichneten Wirken der Mad. Binder und des Herrn Feistmantel, so daß eine Besetzung, welche kein hinreichendes Aequivalent bietet, das Stück auch nicht in dem Grade empfehlen kann, wie es im Deutschen der Fall war. Zudem schien uns in den Reden des englischen Soldaten Vieles unverständlich. Vielleicht war es zu schnell und unter zu viel anderweitiger Beschäftigung einstudiert; denn bekanntlich werden die Hauptpersonen des böhmischen Theaters auch im Deutschen verwendet. Wenn die Kritik irgendwo mehr auf das hinzusehen hat, was seyn kann, als auf das, was seyn soll: so ist dies in Bezug auf die böhmische Bühne der Fall. Ueberspannte Forderungen führen aber leicht zu nachtheiligem Tadel. Auch das folgende Vaudeville machte nur in den Scenen, wo die Mädchen exerciren, entschiedenes Glück. Die übrigen Späße, namentlich der Ueberfall, erfreuten sich nicht des sonst gewöhnlichen schallenden Gelächters. Auch wurden die eingelegten Lieder nicht so gut gesungen, als es selbst bei karrikirtem Vortrage nothwendig ist. Uebrigens muß ich es als einen Beweis anführen, wie gut und dankbar das böhmische Publikum sey, daß es durch das Exercitium der Mädchen sogleich umgewandelt wurde, und das Haus nicht verließ, ohne die Schauspieler unter anhaltendem Beifalle hervorgerufen zu haben.

Am 13. April wurde zum Besten der Mad. Schimek Raupachs „Isidor und Olga" gegeben. Herr Prof. Machaček hat durch die Uebersetzung dieses Trauerspiels das böhmische Repertoir mit einer dankenswerthen Gabe bereichert. Wenn es auch hie und da störte, daß bei manchem Witze des Ossip zur Unzeit gelacht wurde (es ereignet sich dies bisweilen auch im deutschen Theater), wenn auch in dieser Hinsicht die schauervollen Worte: „Sie haben Würfel gespielt und Beide verloren" eine theilweise, entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte, so herrschte doch bei allen wichtigeren Momenten Todtenstille im Hause. Man hing mit gespannter Aufmerksamkeit an den ergreifenden Wechselfällen der Handlung, und tiefes Mitgefühl sprach sich in der Haltung des Publikums aus. Es läßt sich wohl denken, daß dieses Trauerspiel für die kurze Zeit von zwei Stunden in vielen Scenen gestrichen werden mußte; allein Herr Stiepanek hatte dies Geschäft mit so viel Einsicht in das Wesen des Stückes und seiner Effekte unternommen, daß der Zusammenhang Allen klar vorlag, und keine der angeregten Empfindungen geschwächt, oder vor der Zeit unterdrückt wurde. Im Ganzen genommen muß Referent den Hauptpersonen zur Lösung der schwierigen Aufgabe Glück wünschen. Die vielverdiente, gefühlvolle Darstellerin der Olga rührte in den Scenen der letzteren Akte durch ihren eben so wohlverstandenen, als tief empfundenen Vortrag. Mag auch die Frühstückscene Manches zu wünschen übrig lassen, so müssen wir Mad. Schimek doch auch in diesem Auftritte wegen ihrer besonderen Sorgfalt loben. Das Arrangement der Hauptsprecher wäre jedoch anders zu treffen, da Isidor lieber vor als hinter Olga mit seinem empörten Herzen kämpfen, und dadurch in ihr einen gleichen Kampf erwecken soll. Herrn Grabingers Ossip habe ich schon bei Gelegenheit einer deutschen Produktion nach Verdienst ausgezeichnet. Ossip gehört zu seinen durchdachtesten und glücklichsten Leistungen. Aber auch die beiden Herren Grau (Wolodimir) und Kreuz (Isidor) waren nicht nur vom Geiste ihrer Rollen, sondern auch des ganzen Stückes durchdrungen. Namentlich erntete der Erstere fast nach jeder Scene verdienten Beifall. Als vorzüglich gelungen, führe ich die Scene des zweiten Aktes zwischen Isidor und Wolodimir, und jene des vierten zwischen Wolodimir und Olga an. An dem tiefen Eindrucke, welchen Raupachs Trauerspiel hervorbrachte, hat nicht nur das Stück selbst, sondern auch die zweckmäßige Besetzung und die wohl überwachte, sorgfältige Aufführung ihren verdienstlichen Antheil. Es wurden zuletzt Alle gerufen.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 18. April **Nro. 46.** 1834.

Alpen-Sehnsucht.

Dythirambe.

Endlich wären wir am Ziel,
Und mit bangem Stöhnen
Ruf' ich, Freunde! „Ach, zu viel,
Viel zu viel des Schönen!“

Schweiß auf jeder Stirne glüht,
Trocken sind die Zungen;
Uns're Knochen todtenmüd,
Athemlos die Lungen.

Fragt man uns nach allen Weh'n,
Was wir endlich fanden,
Daß die Nebel unten steh'n,
Die sonst oben standen

Seht, in meinem Ungemach
Hätt' ich Trost so gerne,
Und der Schänke gastlich Dach
Liegt in blauer Ferne.

Hier gedeiht die Rebe nie,
Und auf Alpengründen
Kann allein das liebe Vieh
Seine Rechnung finden.

Um von eines Berges Höh'n
And're zu betrachten,
Soll vor Hunger ich vergeh'n?
Und vor Durst verschmachten?

Wie der Mensch oft faseln mag,
Kann ich kaum verstehen,
Wird man satt vom Finkenschlag?
Und von Zephirs Wehen?

Ach! wie unerklärlich sind
Alle Dichterbrocken,
Zephir ist doch auch ein Wind,
Ergo — macht er trocken.

Und vom flüssigen Kristall,
Das die Quellen führen,
Hört mir ein- für allemal
Auf zu deklamiren.

Keine, sey sie noch so klar,
Sprudelt Geist und Leben,
Weil die Quellen immerdar
Nichts als Wasser geben.

Sonnenlicht und Waldesnacht
Bringt uns kein Gedeihen,
Feucht ist's in des Haines Schacht,
Schändlich heiß im Freien.

D'rum Ihr Freunde! soll ich hier
Nicht zu Tod' mich schmählen?
Seyd barmherzig! laßt es mir
Nur an Wein nicht fehlen.

Glaubt mir, schlechter seh'n wir nie,
Wenn wir doppelt sehen;
Seht die Welt doch erst, wenn sie
Anfängt sich zu drehen.

Würd' ich von des Weines Glut
Etwa gar zu munter,
Liebe Freunde! seyd so gut,
Tragt mich dann hinunter.

August Mandl.

Bilder aus Russland.

Marktscenen aus Nis'hnji Nowgorod.

Ich war in Nis'hnji Nowgorod zur Zeit des großen Jahrmarktes. Die ungeheure Budenstadt, ganz aus Stein und Eisen, nebst allen dazu gehörenden Kanälen und andern Bauten, ist vollendet, und die ganze Anlage ist ein wahrhaft gigantisches Werk, das einem noch großartiger erscheint, wenn man die alten elenden Breterbuden in Makarjew gesehen hat, von wo bekanntlich der Markt nach Nowgorod verlegt worden ist. Uebrigens gestehe ich, es geht mir, wie vielen hiesigen Kaufleuten: der neue, prächtige Markt mit seiner Regelmäßigkeit, mit seinen parallel laufenden Gassen und schönen steinernen Buden u. s. w. ist mir unheimlich; man hat den alten, freilich etwas zottigen Makarier beschoren, in eine fremde Form

gezwängt, ihm knapp anschließende neumodische Kleider und Schuhe angezogen, in denen er nun steif und unlustig einher geht, und für den nicht kaufmännischen Beobachter seinen Hauptreiz, die kräftige, originelle Natur, fast ganz verloren hat. Zu meinem Troste ist auch hier das Sprüchelchen: chassez le naturel, il revient au galop, wahr geworden; auf der ganzen Fläche um die Jahrmarktsstadt herum haben sich die alten makarjewschen Balagany, Breterhütten, wieder eingestellt; da ist es wieder heimisch, und da hab' ich auch gleich meine Kernrussen wieder gefunden.

Da steht bei der Linie der Rade- und Wagenmacher, wo unabsehbare Berge von kasanschen Bügelräderreifen hoch aufgethürmt liegen, unter Gottes freiem Himmel, ein junger Bursche vor einem Schattenriß von Drehbank, auf der er die Rädernaben drechselt. Ein zufällig dort gewachsener gerader junger Baum ist von seinen Aesten etwas gereinigt und dient als Wippe oder Feder; von dem Gipfel desselben, an dem noch ein Büschel Blätter geblieben ist, läuft eine Schnur um die, zwischen zwei aufrecht in die Erde gesteckten Bretern sich drehende Nabe herum, und von da hinab bis an ein unten daran befestigtes Trittbretchen, welches der Künstler mit dem Fuße in Bewegung setzt. — Man begreift gar nicht, wie das schwankende Gebäude zusammenhält, wie nur irgend etwas Ordentliches von Arbeit darauf hervorgebracht werden kann, besonders da die Nabe nicht, wie bei einer ordentlichen Drechselbank, nach einer Seite herum, sondern immer hin und zurück gedreht wird. Dessen ungeachtet geht die Arbeit ganz lustig von Statten, und in der größten Geschwindigkeit ist eine ganz ordentliche Nabe, mit Hohlkehle und Sims, zierlich und glatt abgedrechselt. Ich sah dem Burschen eine Weile zu, und äußerte ihm endlich mein Erstaunen darüber, daß er auf dem wackeligen Dinge etwas Taugliches hervorbringen könne. „Ei wie so?“ antwortete er, immer fort arbeitend, „was fehlt der Drechselbank? Mein Vater ist als Rademacher in der ganzen Kasanschen Gegend berühmt, seine Arbeit wird überall gesucht, und er hat gerade keine bessere Drehbank als ich, nur daß die seinige in der Scheune steht. Ich habe mir diese da heute früh selbst zusammengehämmert, und was das Wackeln anlangt, so will ich ihr das schon abgewöhnen; wenn's hernach Feierabend ist, so schlage ich hier von jeder Seite noch drei schräge Stützen daran, da soll das Ding stehen wie eine Mauer.“ Im Laufe unsers Gesprächs erfuhr ich, daß er gestern Abends als Ruderknecht auf einem großen Bote aus Kasan angekommen sey; heute früh hatte er sein Atelier aus einigen, hier zusammengelesenen Bretstückchen zu Stande gebracht, zwei Naben waren schon fertig, die andern beiden hoffte er noch vor Abends zu endigen, und: „Bestellungen hab' ich schon mehrere, man kennt uns,“ setzte er mit Selbstgefühl hinzu. So wird er drei bis vier Wochen arbeiten, wahrscheinlich immer auf der platten Erde, neben seinem lustigen Atelier unter einer Matte schlafen, Brod und Kwas essen, und ganz vergnügt mit fünfzig Rubeln (so viel hofft er sicher rein zu gewinnen) nach Kasan zurückkehren. Sein ganzes Werkzeug besteht aus einer wie gewöhnlich hinter dem Kuschak steckenden Art, einer kleinen Handsäge, und in drei alten Stemmeisen, von denen die zwei, gerade nicht gebrauchten, vorn in den Kurt gesteckt werden.

Solcher selbstständiger Künstler gibt es hier eine Menge; der Eine fertigt Speichen an, die ein Anderer in die Bügelfelgen und Naben einsetzt und Räder daraus macht; der Dritte bereitet die Bäume und so fort; in zwei bis drei Tagen ist Alles zusammengesetzt; der Schmied, der auch auf freiem Felde seine Esse aus einigen Steinen aufgestellt hat, besorgt in der größten Geschwindigkeit den Beschlag, und in höchstens vier Tagen ist eine ganz ordentlich aussehende Telega zu Stande gebracht.

Nicht weit von den Bügelräderbergen steht der sogenannte Tschig, eine wenigstens eine Werst lange doppelte Reihe angespannter Bauerwagen, welche sich zum Verführen der Waaren von dem Ufer nach dem Markte vermiethen. Sie sind regelmäßig aufgestellt, jeder hat seine Nummer am Krummholz und an dem Hute des Führers, und keiner darf anders, als nach der Folgereihe, in der sie stehen, abfahren. Dies ist durchaus nöthig, denn sonst würde hier eine so gewaltige Unordnung unter den Tausenden von Fahr- und Gewinnlustigen entstehen, daß man vielleicht stundenlang würde warten müssen, ehe man seinen Wagen aus dem Chaos herauszubringen vermöchte. — Die Leute sehen das selbst ein und fügen sich willig in die Ordnung, welche durch einige aus ihrer Mitte gewählte Starosty streng erhalten wird. — Bei dem ungeheuren Bedürfniß ist der Tschig in fast unaufhörlicher Bewegung; es ist eine Art von militärischem Manöver: so wie von dem vordern Ende zwanzig bis dreißig Wagen abgefahren sind, rücken die übrigen vor, und die zurückkehrenden stellen sich dann wieder an das hintere Ende. Von einer kleinen Anhöhe übersehen, gibt das einen sonderbaren Anblick.

Die meiste Beschäftigung haben die Leute von den, jenseits des aus der Wolga in den See fallenden Flüßchens errichteten großen Scheunen mit Thee, der hier zuerst am Ufer abgeladen und dann in die Magazine und Buden auf dem Markte verführt wird. Man muß die Berge von Theekisten sehen, die hier in den Scheunen und auch unter freiem Himmel aufgeschichtet sind, um einen ungefähren Begriff von der ungeheuren Theekonsumtion zu haben, die in Rußland Statt findet. Im Laufe der Jahrmarktszeit liegen hier gewöhnlich 35,000 Zibicken.

Dies sind bekanntlich hölzerne, mit Blei ausgefütterte und in Felle eingenähte Kisten, deren jede ungefähr 50 Pfund hält, also 1,750,000 Pf. Thee. Davon werden ungefähr 20 bis 30 tausend Pfund in's Ausland verführt, der Rest aber im Lande verbraucht, und zwar nur in einem Theile Rußlands, denn ganz Sibirien und auch noch einige diesseits des Ural gelegenen Provinzen versehen sich unmittelbar damit aus Kjächta, wo jährlich ungefähr 6,000,000 Pfund und darüber eingebracht werden. Aber der Thee spielt auch eine große Rolle unter Vornehmen und Geringen; alles trinkt Thee, in den vergoldeten Prachtsälen der Residenz, wie in der letzten Hütte des jämmerlichsten kleinen Fleckens, überall trinkt man Tschajkü, Theechen, überall ist der Samowār (Selbstkocher), die Theemaschine, ein's der ersten Requisite bei Errichtung der Wirthschaft. Auch werden derselben alljährlich über zehn tausend messingene auf den hiesigen Markt gebracht, die größtentheils Abnehmer finden. Der Theeniederlage gegenüber, auf dem Felde, steht eine ungeheuer große Wagenburg von Jamschtschiki, die sich nicht mit der kleinlichen Landkabotage abgeben, sondern nur die weitern großen Waarentransporte in's ganze Reich und auch wohl in's Ausland übernehmen. So ein Kerl sitzt da bei seinem Topfe mit Schtschi, schließt seinen Handel ab und fährt einige Stunden darauf nach Berlin, wo er vielleicht nie in seinem Leben war, von der Sprache, Münze, Lebensart u. s. w. nichts weiß. Er kömmt recht gut durch, hilft sich überall heraus und kehrt ganz ruhig wieder zurück.

Bei den hölzernen Buden stieß ich auf eine Reihe derselben, wo buchstäblich Berge von Vorlegeschlössern aller Art aufgeschüttet waren. Ich ließ mich mit dem Eigenthümer einer dieser Buden in ein Gespräch ein, und erfuhr, daß hier in zwanzig Buden ungefähr zwei und eine halbe Million verschiedener Schlösser, von 10 Rubel das Stück, bis zu 36 Kopeken das Dutzend, und ungefähr eben so viele Messer befindlich seyen, die größtentheils während des Marktes abgehen, besonders die wohlfeilste Gattung. „Aber, Freund! wie ist es denn möglich, für drei Kopeken ein Schloß nebst Schlüssel zu liefern? wie kann denn da ein Gewinn abfallen?" — „Hm, gerade diese wohlfeile, und die Wahrheit zu sagen, schlechte Waare bringt uns den meisten Vortheil; das Zeug backt man zusammen, wie Pfannkuchen, und jeder Bursche ist zu der Arbeit zu brauchen." — „Nun aber, schließen denn die Dinger auch?" — „Je nun, manche drunter thun's auch wohl, aber darum bekümmern sich die Perser und Indianer nicht; die fragen nur nach der Anzahl und nach den geheimen Schlössern, s' sekrètom. Hier wurden wir durch drei Perser unterbrochen, die mit ihren hohen Lämmerfellmützen in die Bude traten, und erklärten, daß sie gesonnen seyen, fünf bis sechs tausend Schlösser zu kaufen. Sie fingen damit an, von jeder Gattung, deren es etwa vierzig gibt, Haufen zusammenzulegen, die immer in dem Verhältniß kleiner wurden, wie der Preis der Schlösser stieg. Am meisten nahmen sie von der obigen wohlfeilsten Gattung, dann aber besonders von einer sehr artig, in verschiedenen Formen aus Messing gearbeiteten, und mit durchbrochenen Zinnfiguren, auf blauer und rother Folie, verzierten Art Schlösser, die unter der Benennung s'hènskie samki, Frauenschlösser, bekannt sind, weil sie zu Geschenken für die Damen gebraucht werden. — Lange wurde gewählt, bei Seite gelegt, wieder umgewechselt u. s. w.; endlich waren 5400 Schlösser von 32 verschiedenen Gattungen ausgesucht, und nun forderten die Käufer als Zugabe hundert Stück s' sekrètom, mit einem Geheimniß. Dies sind nämlich Schlösser, bei denen irgend ein Kunststückchen angebracht ist, und die unter den Orientalen insgesammt in hohem Werthe stehen. Mit einer feierlichen Miene zog der Verkäufer nun einen großen Kasten hervor, der diese Wunderschlösser enthielt, und dessen Schloß selbst ein's dergleichen war. Zu diesem gab er ihnen den Schlüssel hin, und forderte sie auf, den geheimnißvollen Kasten zu öffnen. Nachdem sie lange vergeblich ihre ganze Erfindungskraft angestrengt hatten, schloß der Kaufmann endlich selbst auf, holte aus den verschiedenen Fächern des Kastens die wunderbaren Kunstschlösser, ein's nach dem andern hervor, und pries sie den Käufern an, die bei jeder, durch einen Druck aufspringenden Klappe, oder etwas dem ähnlichen in ein wieherndes Beifallsgelächter ausbrachen, und gern alle die sekrèty gehabt hätten. Das geht aber nicht so leicht, denn in der Regel wird immer nur Ein Wunderschloß auf jedes Hundert gemeiner zugestanden. — Zwei Stunden dauerte diese Verhandlung, und man ward endlich über eine Zugabe von 75 Stück sekrèty einig. Nun kam der zweite Akt, die Bestimmung des Preises für die ganze Masse überhaupt. Nach dem Rechenbrete des Verkäufers waren es über 7000 Rubel; die Käufer boten 4000 Rubel; der Kaufmann packte ruhig seine sekrèty ein; sie boten zu, er ließ wenig ab, und die Perser gingen unwillig davon. — „Nun, Freund," sagte ich, „da hast Du ein Paar Stunden verloren und nichts verkauft." — „Nitwschewò's (thut nichts); die entgehen mir nicht; wenn die einmal ausgesucht, und die sekrèty gesehen haben, so lassen sie nicht los, sondern kommen täglich ein paar Mal mit der Versicherung wieder, daß sie gar nicht mehr kaufen wollen, bieten aber immer etwas zu, und nach einigen Tagen hab' ich meinen Preis."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Auflösung der viersylbigen Charade in Nro. 44 ist:

Riesengebirg.

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 16. April.

Am 16. wurde zum Besten der um das ernste Drama an unserer Bühne hochverdienten Dem. Nina Herbst aufgeführt: „Bretislaw und Jutta,“ historisches Schauspiel in 5 Aufzügen von Karl Egon Ebert. Gewiß liegt der Grund, warum uns Dem. Nina Herbst diesmal keine Novität brachte, nur in dem Umstande, daß binnen wenig Wochen so viel Neues einstudiert wurde, und zur Aufführung kam, als uns sonst kaum in zwei Monaten geboten wurde. Indessen hat Dem. Herbst mit der Reprise des „Bretislaw“ eine Wahl getroffen, mit welcher gewiß alle Freunde der einheimischen Literatur und der Ebertschen Muse einverstanden waren. War auch das Haus nicht so vollgedrängt, als es bei der ersten Produktion einer Neuigkeit zu seyn pflegt, so gehörte es doch nicht zu den mittelmäßigen, und das Publikum bewies vorzüglich in den ersten drei Akten die vollste Aufmerksamkeit und Theilnahme. Mit Ausnahme der geringen Anzahl von Räthen und Großen des Reiches in der Audienzscene, dann des Arrangements in der Entführungsscene und des Costums Otto's, war die Vorstellung gut ausgestattet und geleitet, und wenn wir in Bezug auf die Schauspieler etwas zu bedauern hätten, so war es, daß H. Ernst (Preslaw) einen heftigen Schnupfen zu haben, und H. Grabinger (Graf Otto) seiner Rolle nicht ganz sicher zu seyn schien. Uebrigens hatte „Bretislaw“ durch die Veränderungen in der Besetzung eher gewonnen, als verloren. Herr Stölzel, der mit einem vortheilhaften und passenden Aeußeren das volle Feuer einer kräftigen Jugend verbindet, entsprach in allen Momenten, wo sich diese Eigenschaften im Charakter Bretislaws geltend machen konnten, ganz vorzüglich. Er wußte sich aber auch zur Zeit mit Würde zu mäßigen. So hatte der Ausbruch seines Zornes im Thronsaale des Kaisers nicht den mindesten Anflug von roher, die Würde des Gegners vergessender Unanständigkeit; auch können wir nur loben, daß er während der Zwiesprache Udalrichs und des Herolds sich erst gegen das Ende vom Stuhle erhob, und doch die innere Aufregung sehr effektvoll bezeichnete, endlich daß er in den Liebesscenen noch immer etwas von dem Stahle eines Heldenherzens durchblicken ließ. Er wurde auch nach dem zweiten Akte stürmisch, und nach dem Schluße des Stückes unter nicht minder anhaltendem Beifalle mit Demoiselle Herbst und Herrn Bayer gerufen. Auch Herr Dietrich gab den Lubomir mit echt männlicher Treuherzigkeit und Freundesliebe, und war weit entfernt, in den (etwas störenden) Witzworten gegen den Herold eine apparte, komische Wirkung zu suchen. Herr Bayer endlich ließ es weder an würdevoller Haltung, noch an Sorgfalt in der Behandlung des Einzelnen mangeln, was ihm um so mehr Ehre macht, als Konrad nicht zu den dankbarsten Rollen gehört. Die talentvolle und für den Cothurn sorgfältig gebildete Beneficiantin hat bei jeder Produktion dieses historischen Schauspieles jenen Beifall geerntet, welchen ihre gründlichen Studien und ihre Begeisterung vollkommen verdienen. Es wäre dieser wackeren Künstlerin nichts so sehr zu wünschen, als daß sie häufige Gelegenheit fände, ihr tragisches Kunsttalent in solchen Parthien zu entwickeln, in welchen Mad. Schröder als ein würdiges Vorbild geleuchtet hat. Auf den rechten Ort gestellt, würde es ihr weder an Geschick, noch an Enthusiasmus fehlen, das Zutrauen zu rechtfertigen, welches sie sich schon in mehreren großartigen Rollen erworben hat.

Da mich eine Unpäßlichkeit abhielt, bei der Benefice-Vorstellung unserer fleißigen Schikaneder gegenwärtig zu seyn, so muß ich die Wiederholung der gegebenen Stücke zu einem Berichte abwarten.

Vorbericht zu Beethovens Fidelio.

Herr Drška, dessen nahe bevorstehenden Verlust wir sehr bedauern müssen, hätte sein Andenken bei den Pragern nicht besser befestigen können, als durch die Wahl der Beethovenschen Oper „Fidelio“ zu seiner Benefice-Vorstellung. Die gegenwärtige Direktion bereitet den Verehrern der Beethovenschen Muse durch ihre Zustimmung ein Fest, auf welches sie sich durch beinahe zwanzig Jahre vergebens gefreut haben. Eben darum gilt aber „Fidelio“ für die Mehrzahl für eine Novität, und ich beeile mich, den geneigten Leser zur Beseitigung aller durch Unverständniß des Textes herbeigeführten Störungen des Genußes, mit dem Inhalte des Buches bekannt zu machen.

Florestan, ein edler Spanier, hat sich durch unverhüllte muthige Rüge der Ungerechtigkeiten eines mächtigen Bösewichtes seinen unversöhnlichen Haß zugezogen. Es ist dies Pizarro, Gouverneur einer nicht weit von Sevilla gelegenen Festung, in welcher die Staatsgefangenen aufbewahrt werden. Pizarro sieht voraus, daß entweder er fallen, oder Florestan beseitigt werden müße, und er benützt seine Gewalt dazu, den Unglücklichen ergreifen und in das tiefste Gefängniß der Festung verbergen zu lassen. Niemand als der Gefangenwärter Rocco darf Florestan sehen und sprechen, und, um sein Leben desto früher abzukürzen, wird dem Eingekerkerten allmählig seine Ration an Brod und Waßer verringert. Pizarro wußte die Behörden über den Schritt der Gefangennehmung Florestans durch Scheingründe zu täuschen, und durch die falsche Nachricht, als sey er im Gefängniße gestorben, jede weitere Untersuchung abzubrechen, so daß der ohnehin moralisch todte Florestan, dem sichern Hungertode entgegenwelkt. Aber seine Gattin Eleonore hat von dem Orte, wo ihr Gemahl eingekerkert ist, die Spur gefunden. In männlicher Kleidung, und unter dem Namen „Fidelio“ gelingt es ihr in des Gefangenwärters Rocco Dienste zu treten, und seine Tochter Marcelline bis zur unbezwingbaren Leidenschaft für sich zu gewinnen. Sie gibt ihren vorigen Geliebten Joaquino gegen Fidelio auf, und da dieser fleißig, treu und sparsam dient, so sieht Rocco die Liebe seiner Tochter gern, und hofft in Fidelio einen Schwiegersohn zu finden, der ihn in seinem Alter unterstützen wird. Leonore hatte unter ihrer glücklich behaupteten Maske erfahren, daß im tiefsten Kerker ein Gefangener schmachte, den Niemand sehen dürfe als Rocco. Vergebens dringt sie anfangs dem Alten ihre Dienste als Schließer auf; endlich aber führt sie ein schauderhafter Zufall zum ersehnten Ziel. Pizarro erhält eine Depesche, daß der Minister noch heute die Gefängniße in Augenschein nehmen werde, um den Geburtstag des Königs durch Werke der Gnade und der Gerechtigkeit zu feiern; auch erfährt er, daß er im Verdachte grausamer Härte stehe. Florestan muß also, wenn Pizarro nicht seine Stelle einnehmen soll, schnell sterben. Er selbst will ihm den Dolch in die Brust stoßen, Rocco dem er sich anvertraut, soll die Leiche in einer nahen Cisterne begraben, und ein Offizier hat den Befehl, dem Pizarro die Ankunft des Ministers durch einen Trompetenstoß anzuzeigen. Da gelingt es dem alten Rocco, sich als Gegengefälligkeit die Erlaubniß zur Verheirathung seiner Tochter mit dem vermeintlichen Fidelio und die Bewilligung zu erwirken, daß er ihm das Grab machen helfe. Rocco und Fidelio steigen zu Florestan herab, und machen sich, während Leonoren das Herz zu brechen droht, an das Werk. Pizarro erscheint, schon schwingt er seinen Dolch, als Leonore mit einem gespannten Pistol ihren Gatten vertheidigt. In dem Augenblicke ertönt das Signal. Fackellicht bricht durch eine Gitteröffnung, und Pizarro muß dem Rufe, vor dem Minister zu erscheinen, unverrichteter Sache folgen. Rocco führt das treue Paar dem Bösewichte nach, und es ist natürlich, daß der entlarvte Pizarro seine verdiente Strafe erhält. Marcellinens Liebhaber Joaquino fällt im 2. Akte aus der Handlung heraus. Der Chor besteht aus Volk, Wachen und Gefangenen. Die einzelnen Nummern folgen also auf einander. I. Akt. 1. Marcelline und Joaquino. 2. Marcelline. 3. Rocco, Marcelline und Joaquino. (Kanon). 4. Rocco. 5. Rocco, Marcelline und Fidelio (Leonore). 6. Pizarro (Arie mit Chor). 7. Pizarro und Rocco. 8. Leonore. 9. Finale. II. Akt. 1. Florestan. 2. Rocco und Leonore. 3. Rocco, Leonore und Florestan. 4. Die drei Vorigen und Pizarro. 5. Florestan und Leonore. 6. Finale.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 20. April — Nro. 47. — 1834.

Für Theaterfreunde.

Die in Nro. 46 der Bohemia angekündigte Oper „Fidelio" von Beethoven wird zum Besten des Herrn Dreka am kommenden Mittwoch, als am 23. d. M., aufgeführt werden.

Die Damen ein Journal und kein Buch.

Schon die alte Eva aus dem Paradiese (ich hoffe, ihr Schatten wird nicht ungehalten seyn, daß ich es wage, Sie die alte zu nennen), schon die Mutter Eva sage ich, glich einem Journal; sie erschien zufolge authentischer Quellen ungebunden — in Blättern und war eigentlich, nichts als ein Auszug aus dem großen Prachtwerke Mann, wovon damals gerade der 1. Theil unter dem Titel: Adam, die göttliche Presse verließ, und da die Blätter, in denen sie erschien, bekanntermaßen Feigenblätter waren, so hatte sie ganz das Ansehen einer pomologisch-botanischen Zeitung. Die Societät der Wissenschaften bestand dazumal aus 2 Mitgliedern, von deren Statuten uns, nach der heutigen Ordnung der Dinge zu schließen, nur so viel klar ist, daß Adam die Rechte der Präsidentschaft nicht genoß, sondern sogar genöthigt wurde, in manchen sauern Apfel zu beißen. Diese beiden thätigen Mitglieder und Gründer dieses Instituts ließen sich, wie uns glaubwürdige Historiker versichern, die Verbreitung ihrer Gesellschaft so eifrig angelegen seyn, daß wir seit der Zeit über Mangel an ähnlichen Zeitschriften mit Grund nicht nur keine Beschwerde führen können, sondern vielmehr eingestehen müssen, daß die Verschiedenheit ihrer Arten, Abarten und Unarten zu einer wissenschaftlichen Beleuchtung, die wir alsogleich vornehmen wollen, hinlänglich Stoff zu geben im Stande sey — und ich behaupte also steif und fest: unsere Damen gleichen Journalen.

Bei Frauen und Journalen steht Datum und Jahreszahl obenan; wenn die nicht entsprechen, dann ist alles verloren. Das Journal nimmt Niemand ab, die Dame nimmt Niemanden ein; das Journal kriegt keinen Leser, die Dame kriegt keinen Mann; das Journal kommt in die Maculatur, die Dame kommt in Verzweiflung, und doch haben sehr oft die alten Damen und Journale mehr Gehalt, als die neuen und jungen, und der Gehalt ist doch ein Punkt, worauf aus unumstößlichen Gründen sehr viel Rücksicht genommen werden muß.

Bei Frauen und Journalen ist der Titel sehr wesentlich; Titel und Vignette ist bei beiden eine Sache von größter Wichtigkeit; je besser die Vignette sich ausnimmt, je schöner der Titel klingt, desto mehr drängen sich die Abnehmer zu, und es ereignet sich, besonders bei Frauen, nicht selten, daß man die Dame an sich eben so abstoßend, als ihren Titel anziehend findet.

Die Damen, sage ich, sind kein Buch, sondern ein Journal; das Buch gehört in die ernste Studierstube, das Journal an die lachende Toilette. Von der Literatur zum Spennadelgeld des schönen Geschlechtes bestimmt, findet es seinen Platz bei Pomade- und Schminkbüchschen, bei Diadem und Sevigny's, bei Schleifen und Haarnadeln, kurz bei jener kostspieligen Reservearmee, deren große Aufgabe es ist, die Lockungen weiblicher Reize zu befestigen und zu behaupten.

Die Damen sind kein Buch, höchstens Flugschriften, sie fliegen überall herum, halten sich nirgends lang auf, ephemere Erscheinungen interessiren sie nur so lang, als der Reiz der Neuheit und Jugend ihnen zu Statten kommt, man schämt sich, sie nicht zu kennen, so lange sie a jour sind — und nur zwei Jahre noch, und es heißt von der Flugschrift — „das Ding hat einmal Epoche gemacht," und von der Dame — „sie war einmal nicht übel."

Die Damen sind kein Buch, werde ich nimmer müde zu sagen, und rede, wenn ich das behaupte, selber wie ein Buch. Würdevoll und imposant steht das Buch vor uns in unendlicher Bescheidenheit, es ist sich nur einmal, und das in den ersten Tagen seines Daseyns einer Auf-

schneiderei bewußt, die unerläßlich war, wenn es sich von allen Seiten vortheilhaft zeigen wollte, es antwortet mir, wenn es gefragt wird, und ruhig und anspruchslos liegt es zu Hause in seinem Fache; die Damen aber und die Journale sind meistens im Umlauf, denn sie bleiben nie zu Hause, sondern laufen gewöhnlich herum von einem zum andern. Unsere Damen und Journale bleiben nicht wie die Bücher bei einem Fache, bis es erschöpft ist, oberflächlich handeln und reden sie in und von allen Fächern, und ich kenne nur ein Fach, das sie mit beispielloser Gründlichkeit behandeln, das sie zu vervollkommnen kein Opfer scheuen, in dessen Gebiethe sie mit stets rastlosem Eifer Neues zu schaffen bemüht sind, ich meine ihr Kleider-, Chemisett-, Hüte- und Haubenfach. Kurz, man mag die Damen betrachten von welcher Seite man nur wolle, sie gleichen doch immer Journalen.

Ihre Phantasie ist eine Dithyrambe, ihr Gemüth eine Novelle, ihr Witz ein Epigramm, ihre Thränen eine Elegie, ihre Ohnmachten ein Gelegenheitsgedicht, und ihr Herz ein Räthsel.

Die Dame der Pariser Salons ist ein politisches, das blühende Mädchen mit der rosigen Wange ein ästhetisches, die rüstige Hausfrau ein ökonomisches, und die alte Jungfer ein kritisches Journal, ja man könnte jeder Gattung von Damen ein deutsches Journal als den Herold ihrer Charakteristik anweisen; der Eitlen das Modejournal, der Vornehmthuenden die elegante Welt, der Geizigen den Sammler, der Geistvollen die Originalien, der Subrette die Iris, der Ränkespinnenden den Figaro, der Aufrichtigen den Freimüthigen, der Heirathslustigen den Gesellschafter, der Geschwätzigen den allgemeinen Anzeiger, der Vernünftigen den Beobachter, der Reiselustigen den Wanderer, der ewig jung seyn Wollenden Kronos und Zeitschwingen, den Damen, die nie vergessen, daß sie einst schön waren, die Erinnerungen, und meinen liebenswürdigen nachsichtsvollen Leserinnen endlich das Unterhaltungsblatt.

Bilder aus Russland.

(Fortsetzung.)

Ich plauderte weiter mit dem Manne, der mir unter Andern erzählte, daß dies Alles nur ein Theil der Arbeiten aus zwei, achtzig Werste von hier gelegenen, gräflich Scheremetewschen Dörfern, Worsma und Pawlowo, sey, wo alle Bauern, Männer, Weiber und Kinder, Schlosser und Messerschmiede sind, und daß dort eben so Millionen von Messern aller Art verfertigt werden, unter denen, neben wahren Meisterstücken, auch eine Gattung zusammen zu klappender Taschenmesser mit roth gebeizten knöchernen Stielen sind, die, wie jene Schlösser, zu 36 Kopeken das Dutzend verkauft werden. Das Alles interessirte mich gewaltig; ich suchte mir eine Art Musterkarte der merkwürdigsten Artikel aus, und erfreute dadurch und durch meine Theilnahme den ehrlichen Pawlower so sehr, daß er mich dringend ersuchte, in das an seine Bude anstoßende Zimmerchen zu treten, welches eben so luftig wie diese, aus Bretern zusammengeschlagen, aber mit einigen Fetzen Papiertapeten ausgeklebt war. Hier fand ich, statt aller Möbel, sein Bett, eine Pritsche von drei Brettern, mit einem Wojlok (Filzdecke) drauf, der die Matratze vorstellte, einen kleinen wackeligen Tisch und eine Bank. Ich mußte mich setzen, und trotz alles Sträubens ein Gläschen Naliwki austrinken und etwas gesalzenen Fisch dazu essen. — Was er mir von Pawlowo erzählte, erweckte natürlich in mir den Wunsch, das merkwürdige Dorf zu besuchen; kaum hatte ich denselben geäußert, so ward mein Gastfreund ganz elektrisirt und wollte durchaus wissen, wann ich hinfahren wollte. „Wozu brauchst Du denn eben das zu wissen, Brüderchen?“ — „Ei, da fahr ich voraus, erwarte Sie am Scheideweg und bringe Sie in unser Dorf; Sie sind mein Gast und wohnen bei mir, so lang es Ihnen beliebt, und wenn Sie Alles recht besehen haben, dann schaff' ich Sie wieder auf die nächste Post.“ Er konnte gar nicht aufhören, die Freude zu beschreiben, die ich ihm und allen den Seinigen durch meinen Besuch machen würde.

Ich mußte dem Manne versprechen, Pawlowo gewiß zu besuchen, und nur mit Mühe konnte ich ihn überreden, mich allein fahren zu lassen und nicht unnützer Weise seine ihm kostbare Zeit auf diese Fahrt zu verwenden. — Da war es wieder ein Freuen und ein Danken; er wollte Champagner holen lassen, eine Pastete und Gott weiß was Alles, was ich mir natürlich verbat, und so schieden wir von einander, nachdem er mir beim Abschiede noch als Geschenk zum Andenken ein Paar allerliebste kleine Schlösser, von der Größe eines Hanfkornes, und ein Messerchen in Form eines Hündchens aufgedrungen. Nach alter Nationalsitte gab ich ihm für letzteres zwei Kopeken (weil ein geschenktes Messer die Freundschaft „zerschneidet“), was er sehr freundlich und hoch aufnahm, mich noch eine weite Strecke begleitete und immer die Bitte dringend wiederholte, doch ja sein Haus in Pawlowo zu besuchen. — Das werd' ich gewiß thun.

Es gibt hier in den steinernen Buden, wie ehemals in den hölzernen zu Makarjew, für jede Waarengattung immer eine eigene Budenreihe; so auch unter andern eine für Gold- und Silberstoffe und Tressen. In einer dieser Buden, die ganz von oben bis unten mit der glänzenden Waare angefüllt war, erblickte ich im Vorbeigehen, zu meinem nicht geringen Erstaunen, eine vor einem großen Spiegel à la Psyche stehende junge Dorfschöne, um welche drei alte Matronen beschäftigt waren, ihr einen

Sarafan anzuziehen, der aus dickem Goldstoff mit großen silbernen Blumen gemacht, und so steif war, daß man ihn für Goldblech hätte halten können. — Da diese Toilette wie ein lever du roi ganz öffentlich vor sich ging, so trat ich auch in die Bude, machte Bekanntschaft mit Verkäufer und Käuferinnen, und erfuhr bald, die junge Dirne sey Braut und die Tochter eines reichen Bauers aus Pawlowo, der sie zu ihrem Ehrentage recht köstlich ausstaffiren wolle. Schon lange vor meiner Ankunft war über den Preis des goldenen Prachtstückes verhandelt worden; die Mama hatte bis 450 Rubel geboten, der Kaufmann aber schwur hoch und theuer, es koste ihn selbst über 550 Rubel u. s. w. Beide Theile bemühten sich mit unendlicher Redseligkeit, einerseits die Vortrefflichkeit, andrerseits die Mängel der Waare herauszuheben; von Zeit zu Zeit ward eine kleine Pause gemacht, um Athem zu holen; dann bot die Käuferin wieder etwas zu, und der Eigenthümer ließ etwas ab, bis sie sich endlich auf 500 Rubel vereinigten. Nachdem diese Summe aus einem, in mehrere Lappen und Tücher eingewickelten Päckchen hervorgeholt und ausgezahlt war, wurde unter unaufhörlichem Reden das Prunkkleid sorgfältig eingepackt und fortgetragen.

Ich fand den Preis für eine Bauerkleidung doch sehr theuer; der Kaufmann aber versicherte mich, daß es etwas ganz Gewöhnliches in Pawlowo sey, und daß der ganze Staat einer Braut, mit Inbegriff des goldgestickten Stirnbandes (powäska), der Ohrgehänge, Hemdknöpfe, Halsperlen u. s. w., wohl auf 1000 Rubel zu stehen komme. Uebrigens wird gemeiniglich ein solcher Sarafan bald nach der Hochzeit wieder mit einem billigen Rabatt verkauft, und dient demnach vielen Bräuten. Auch dieser war ursprünglich für die Tochter eines hiesigen reichen Kaufmannes gemacht, die einen Beamten geheirathet, und es ziemlicher gefunden hatte, die kostbare schwere Nationalkleidung gegen etliche leichte seidene und andere modische Kleiderchen zu vertauschen.

Hier ist die Platinamünze in völligem Umlaufe, und der klarste Beweis, daß sie russische Nationalmünze geworden ist, findet sich darin, daß das Volk ihr eine Nationalbenennung gegeben hat: die Platinadukaten sind allgemein unter dem Namen Sérinkie, die Grauchen, bekannt, und werden nicht nur von den Kaufleuten aus dem Innern, sondern sogar auch von den Bauern lieber genommen, als die goldenen. Ein alter Krämer aus Kostroma, der sich in einer der Wechslerbuden einige Grauchen einwechselte, und gegen den ich mein Befremden darüber äußerte, daß eine neue, eben erst eingeführte Münze, die doch dem Aeußern nach weit weniger zu gelten scheine, als die schön gelb glänzenden Dukaten, diesen vorgezogen werde, antwortete mir: „Lieber Herr! die Dukaten sind immer fremde Kaufmannswaare; man weiß nie recht, wie viel so ein Ding gilt; damit mag sich unser eins nicht befassen. Die Grauchen aber sind unsere eigene Landesmünze, von unserm Vater Zaar gegeben; was sie gilt, steht fest und klar darauf geschrieben, dafür nimmt sie die Krone an, und ein Jeder weiß, woran er ist; da traut man der Münze und nimmt sie gern." — Es ist wohl ganz natürlich, daß der klar und bestimmt ausgesprochene Werth, zu welchem die Regierung die Platinadukaten ausgibt, und überall in Zahlung annimmt, sehr viel zu dem Kredit derselben beiträgt. Man hat mich hier versichert, daß schon zuweilen Bauern ihre Abgaben in dieser Münze entrichtet haben. Unter das Volk ist sie hauptsächlich durch die Bergwerksbesitzer Demidow und Jakowlew gekommen, die viel Platina aus ihren Wäschereien erhielten, sie in Petersburg prägen ließen, und ihre Arbeiter und Lieferanten damit bezahlten. Wer hätte vor ungefähr zwanzig Jahren wohl nur geahnet, daß Rußland zuerst Münze aus eigener Platina prägen würde? Wir haben seit zwei Jahren Platinamünze, und zwar nicht etwa wie die mit der Inschrift aurum Rheni ehemals in Deutschland geprägten Dukaten, die eigentlich doch nur eine Art Kabinetsstücke geblieben sind, sondern in hinlänglicher Menge, um unter dem Volke in förmlichen Umlauf zu kommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

A n e k d o t e.

Nach einer gesetzlichen Bestimmung Friedrichs des Großen mußten alle Abgaben in Courant entrichtet werden, Scheidemünze wurde zurückgewiesen.

Einst kam Friedrich über den Marktplatz in Potsdam. Er hörte einen heftigen Wortwechsel zwischen einem dort zu Markt gekommenen Bauer und einem Bewohner der Stadt. Der König näherte sich den Streitenden und fragte nach der Ursache des Haders.

Da sagte der Bürger im Tone des Beschwerdeführenden:

„Ew. Majestät! Ich hab' einen Handel mit dem Bauer abgeschlossen, wir sind über den Preis einig; nun ich ihn aber bezahlen will, weigert er sich, Scheidemünze zu nehmen, und besteht auf Courant."

Friedrich, sich an den Bauer wendend, sprach zu diesem: Warum will Er denn die Groschen nicht nehmen; sie sind ja gut.

„Nimmt He se denn?" war die naive Antwort des Bauers. Der König lächelte und entfernte sich schweigend.

Zweisylbige Charade.

Verwund'rung, Freude, Schmerz und Lust
Die Erst' erpressen sie der Brust.

Als des Verdienstes ehrend' Zeichen
Kannst Du die Zweite glänzen seh'n,
Auch in des Aethers lichten Höh'n
Wird sie Dein Auge noch erreichen.

In gläub'ge Andacht still versenket,
Liegt vor dem heiligen Altar
Am Ganzen treu die Christenschaar,
Vor ihm, der Frieden uns geschenket,
Der büßend starb für uns're Sünden,
Begnadigung und Heil zu finden.

J. K. M.

(Die Auflösung folgt.)

Theater und geselliges Leben.

Das Concert des Hrn. Ritters von Hummel.

Kaum hatte Vieuxtemps den Cyklus seiner Concerte noch mit einem vierten beschlossen, (von dessen Ertrage er ein Drittheil zu wohlthätigen Zwecken widmete), so kündigte die Bohemia für den 18. April ein Concert des berühmten Virtuosen und Tonsetzers Ritter von Hummel an; so daß also in kurzer Zeit auf die Erscheinung eines Knaben, dessen Meistertönen sich der Tempel des Nachruhms frühzeitig erschloß, jene eines Mannes folgte, welcher sich im Reiche der Töne längst den Doppelkranz genialer Poesie und Ausführung erworben hat. Welcher Clavierspieler und Musikfreund kennt nicht Hummels großes Concert in C dur, sein Septuor in D moll, sein Rondo in A dur, und so viele andere Tondichtungen, in welchen er dem Zwecke des Concertirens nicht den Ernst und die Bedeutung der Kunst opferte, sondern gegen den Geist moderner Charlatanerie der Ansicht treu blieb, daß die Musik nicht den Fingern und der Kehle, sondern Kehle und Finger der Musik dienen sollen. Wenn schon die Persönlichkeit eines solchen Mannes Interesse erwecken muß, so war das Publikum auf sein Concert um so gespannter, als uns das Programm in allen drei Nummern, in denen wir den Künstler hören sollten, nur Neues ankündigte. Nachdem die Akademie durch die Ouverture aus Don Juan eröffnet worden, trug Herr von Hummel ein noch nicht aufgelegtes Concert von eigener Composition vor, dessen erster Satz vorzüglich nach den schwierigen Gängen der zweiten Hälfte einen stürmischen Beifall zur Folge hatte. Tief und allgemein war aber die Stimmung, in welche uns das gefühlvolle, geistreich und edel gehaltene Adagio versetzte. Wenn sich das Gefühl in jenen Stellen, wo das Accompagnement des Orchesters zurücktrat, in eine anmuthige, aber darum nicht gehaltlose Schwärmerei zu verlieren schien, wußte er es jedesmal durch ein wohlthuendes Eingreifen der übrigen Instrumente zu sammeln, und in dem schönen Grundgedanken ausruhen zu lassen, so daß das Adagio bei aller Geist und Gemüth beschäftigenden Mannigfaltigkeit ein klares und wohl abgeschlossenes Ganzes bildete. Die tiefe Stille, welche bis auf die letzten verhallenden Töne durch nichts unterbrochen wurde, und aus der man sich erst allmählich zum lauten Beifall erhob, bewies fast mehr als das enthusiastische Bravorufen, daß der Künstler das Herz getroffen habe. Je mehr aber das Publikum durch das Adagio ergriffen war, desto energischer wirkte der Gegensatz des kühn und launig beginnenden Rondo, mit welchem das Concert schloß. Es liegt in ihm zugleich der Geist eines erfrischenden Scherzo, und der Gebrauch, den Herr von Hummel vom Contrapunkte macht, um das Hauptmotiv zu schattiren, ist eben so geistreich, als die überraschenden Einlenkungen in dasselbe. Wegen beider Sätze gehört diese Composition zu dem Gelungensten und Ansprechendsten, was Referent von Hummels Compositionen kennt. Die zweite Nummer, in welcher sich Herr von Hummel hören ließ, war ein gleichfalls noch im Manuscripte liegendes, brillantes Rondo, welches zwar in Bezug auf den Sinn, den man in der neueren Concertmusik mit dem Worte „brillant" verbindet, kein Extrem gehäufter Schwierigkeiten, aber auch abgesehen von dem Geiste, den uns diese Composition statt leerer Formeln bietet, eine ehrenvolle Aufgabe für den gewandten Clavierspieler ist. Herr von Hummel rechtfertigte auch in diesem Rondo den hohen Rang, den er unter den deutschen Tondichtern behauptet, und die Gerechtigkeit der Lobsprüche, die er sich auf seinen früheren Kunstreisen auch als Virtuos in ganz Europa erworben hat. Am gespanntesten schien aber das Publikum auf die freie Phantasie zu seyn, mit welcher das Concert nach dem Programme schließen sollte. H. v. Hummel schritt nach einer kurzen Introduktion zu einem sehr ansprechenden und kunstreich geführten Fugato, welches in den Menuett aus Don Juan einlenkte. Nach einigen Variationen, von denen das Minore schon wieder zu einem Uebergange auf einen anderen Gedanken berechnet war, schlug er ein Motiv von Händel an, welches er gleichfalls varirte, um nach einem Coda plötzlich das Motiv zum Marktchor aus der „Stummen von Portici" auftauchen zu lassen. Die Behandlung desselben stellte ein launiges und geistvolles Versteckenspielen vor, denn er theilte es, schaltete von Eigenem ein, und ließ es, wenn es sich in der einen Stimme verloren hatte, in der andern wieder unverhofft zum Vorschein kommen. Dieses Potpourri wurde dann mit einigen glänzenden und raschen Gängen beschlossen. Nach allen drei Nummern seines Spieles war der Beifall wahrhaft enthusiastisch, nach der Phantasie aber schien er darum den höchsten Grad erreicht zu haben, weil es sich aus ihr am klarsten herausstellte, was Herr von Hummel noch immer Großes und Glänzendes als Clavierspieler leiste. Vorzüglich sollten ihn junge Virtuosen als Muster einer ruhigen, klaren Exposition bei einer zum Herzen gehenden Wärme des Gefühles verehren und nachahmen. Sein geperltes Spiel*) machte sich vorzüglich auf dem schönen (wenn ich nicht irre, dem Hrn. M. Jdelauer gehörigen) Instrumente geltend. Unterstützt wurde Herr von Hummel durch die Damen Lutzer und Binder. Die Erstere trug eine äußerst schwierige und anstrengende Bravourarie von Donizetti unter rauschendem wiederholten Beifalle vor. Nicht minder wurde Mad. Binder wegen ihrer munteren Deklamation eines Gedichtes ausgezeichnet, welches vielleicht, aus einem anderen Munde erklungen — mißfallen hätte.

*) In der, von mir unbekannter Hand herrührenden, Concertanzeige in der Bohemia werden die Worte eines Kunstfreundes angeführt, in welche sich jedoch ein kleiner Gedächtnißfehler eingeschlichen hat. Nach einer mir schriftlich zugekommenen Erklärung soll es nicht „Goldsand," sondern „Goldtafeln" heißen, indem Perlen auf Sand gestreut nicht fortrollen könnten, sondern liegen bleiben müßten."

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 22. April **Nro. 48.** 1834.

Nekrolog.

Es ist wohl nicht geradezu nothwendig, daß es immer nur eine hohe, wichtige Person seyn muß, wenn man von einem Verstorbenen eine Skizze seines Lebens mittheilen will. Noch gibt es andere Tugenden, die den Menschen erheben, und die gewiß einer Erwähnung eben so würdig sind. Auch liegt in der freundlichen Rückerinnerung an einen biedern Freund, — das letzte Liebeszeichen, das man ihm weihen kann, — ein so süßes Gefühl, dem sich sicher seine Freunde gerne hingeben, daß es uns verzeiblich dünkt, wenn wir hier, von einem eben nicht berühmten, doch wackeren Verstorbenen einige Worte über seinen kurzen Lebenslauf mittheilen. — Seine Freunde, deren er so viele zählt, werden es gerne sehen, edle Menschen, die ihn nicht kannten, werden seinen Biedersinn kennen lernen, und uns darum nicht tadeln. —

Anton Karl Kronberger, Prager Bürger und Buchhändler, erster Vorsteher des Prager Buchhandlungs-Gremiums, Mitglied des vaterländischen Museums, ward geboren zu Prag am 6. Jänner 1794. Er war der Sohn wenig bemittelter Eltern, und als er noch kaum sieben Jahre zählte, verlor er schon seinen Vater. Die Mutter unterbrachte ihn, gegen Bezahlung des Kostgeldes, in das hiesige Waisenhaus. Er blieb drei Jahre darin, und die strenge Ordnung, der er als Knabe hier schon unterworfen war, hatte auf seine spätere Ausbildung einen sehr wohlthätigen Einfluß. Nach diesen drei Jahren trat er aus dem Waisenhause, und studierte bei den Piaristen die sechs lateinischen Schulen. Ausgezeichnet war er in seinen Studien, und erfreute sich durchgehends der besten Klassen. Ein Stipendium war der Lohn seines Fleißes, wodurch es, nebst der gütigen Theilnahme einer würdigen Frau Z., die sich des braven Jungen annahm, seiner Mutter erleichtert wurde, ihn zu einem unterrichteten Jünglinge heran wachsen zu sehen. Kaum war er 16 Jahre alt, starb auch seine Mutter, und er stand allein. Er trat nun als Praktikant in die Karl Haas'sche Buchhandlung, wo er mit so rastlosem Eifer strebte, daß er sich die Liebe seiner Vorgesetzten schnell erwarb, und vier Jahre verblieb. Dann kam er in die Enders'sche Buchhandlung, war zehn Jahre da, bis er sich 1823 selbst etablirte, und später mit Weber in Compagnie trat. Eilf Jahre war er selbstständig, und von Allen, die ihn kannten, geliebt und geschätzt. —

Schon als Knabe hatte er eine Festigkeit in seinem Charakter, die ihn auszeichnete, später als Jüngling, und dann als Mann mußte man ihn ehren, denn er war streng rechtlich, verläßlich, freundlich im Umgange, und hatte große Uebersicht in seinem Geschäfte. Sein Wort war ihm heilig. Für Freundschaft war er empfänglich; in die Fröhlichkeit stimmte er gerne ein, und Arme und Nothleidende gingen nicht ohne Rath und Hilfe von ihm. — In dem Kreise seiner Familie war er ein liebevoller Gatte und Vater. Er war gütig gegen seine Kinder, ohne so schwach zu seyn, nicht mit Strenge ihre kleinen Vergehungen zu bestrafen. —

Eine Lungenentzündung, die endlich in Lungengeschwüre überging, warf ihn auf das Krankenbette, wo er sechs Wochen zubrachte. Während seiner Krankheit beschäftigte ihn fortwährend seine Handlung, und der Gedanke, daß sein braver Compagnon nun allein in dem Wust von Arbeit, da gerade Jahresabschluß war, sey, ließ ihn nicht ruhen. — Bis zum letzten Abende noch glaubte er nicht an seinen nahen Tod, endlich aber ergab er sich geduldig in des Allmächtigen Willen, und starb, in der Blüthe seines Lebens, 40 Jahre und drei Monate alt, am 20. März, wie er lebte, als ein guter Christ, im festen Vertrauen auf Gott und seine Güte. Er hinterläßt eine trauernde Gattin, und drei unmündige Kinder, zwei Mädchen und einen Knaben. — Seine Freunde verloren an ihm einen redlichen, treuen Freund, sein Compagnon einen liebevollen Bruder, seine Gattin und Kinder nicht nur eine sichere Lebensstütze, sondern auch den besten, gütigsten Vater. — Am 23. März Nachmittags um 4 Uhr wurde er zur Erde bestattet, die Menge achtbarer Männer, die seine Leiche an diesem stürmischen Regentage zum Grabe

geleiteten, verbürgen die allgemeine Theilnahme, die er erregte. Viele Thränen sind an seinem Grabe geflossen, ein Nachruf an ihn ward von den ersten Sängern des k. landständischen Theaters in seiner Freunde Namen gesungen, den alle Umstehenden tief mitfühlten. Die Worte waren gedruckt, und wurden am Grabe unter seine Freunde vertheilt. Sie lauteten:

Nachruf an Anton Kronberger
an seinem Grabe,
gesungen von seinen Freunden.

Vom kalten Tod umschlungen,
Schlägt nun nicht mehr Dein Herz,
Wir Alle tief durchdrungen
Stehen hier, erfüllt vom Schmerz.
Früh mußtest Du erbleichen,
Du, braver Männer Zier,
Das letzte Liebeszeichen
Die Freunde bringen's Dir!

Nur für das Recht, das Gute
Hast Du geglüht, gelebt,
Hast stets mit frohem Muthe
Nach Edlem nur gestrebt;
Du liebtest treu und bieder
Als Gatte, Vater, Freund,
Schlaf' sanft, wir seh'n uns wieder,
Wo Alle einst vereint!

Aus vollem Herzen rufen auch wir: „Er ruhe sanft, und finde reichen Lohn, denn er verdient ihn."

Spielerglück.

Novelle von Georg Reinbeck.

Graf Zamoysky war von Natur und Glück ungewöhnlich begünstigt. Ein längliches, wohlgeformtes, blondlockiges Haupt, eine hohe Stirn, eine aus der Wurzel keck hervortretende Nase, ein dunkelblaues, sprechendes Auge, ein sehr feiner Teint, mit zartem Roth überflogen, Kühnheit und Geist in den gutmüthigen Zügen, etwas aufgeworfene Lippen, zwischen welchen eine Perlenreihe der schönsten weißen Zähne hervorblickte, ein schlanker und doch kräftiger Wuchs, und eine Haltung, der man die vornehme ritterliche Bildung ansah, machten ihn zu einer äußerst anziehenden Erscheinung, und sein Reichthum gab ihm die Mittel im Ueberfluße, alle seine Vorzüge in das glänzendste Licht zu stellen. — In Begleitung eines Gesellschaftskavaliers und eines zahlreichen Gefolges war er im Begriff, Frankreich und Italien zu besuchen. Die günstige Jahreszeit dazu wollte er in Spaa abwarten, wo er in den glänzendsten Kreisen hervorstrahlte. Er traf hier mit mehreren seiner jungen reichen Landsleuten zusammen. Lebenslustig wie er war, und der Pole gemeiniglich ist, nahm er an allen Vergnügungen, die sich ihm darboten, den wärmsten Antheil; nur an einer nicht, zu welcher seine jungen Landsleute mit dem größten Eifer hinzuströmten, und welche bekanntlich das Andenken an die Saison in Spaa oft sehr theuer macht — am Spiele. — Lieber bestieg er sein schönes arabisches Roß, und durchflog mit einem oder dem andern seiner Begleiter die reizende Umgegend. — Seine Landsleute besonders konnten das an einem so reichen jungen Manne nicht begreifen. Sie wandten alle Ueberredungskünste auf, ihn zu vermögen, am Spiele Theil zu nehmen; auch wurde Spott nicht gespart, sie nannten ihn einen Sonderling; aber alles vergebens, bis Graf Zamoysky hörte, daß man seine Zurückhaltung für Besorgniß zu verlieren auslegte. Der geringste Zweifel an seiner Uneigennützigkeit war seine schwache Seite, und — er trat zum Spieltische, nicht unbekannt mit dem Spiele, und brachte ein neues Leben hinzu; denn so hohe Sätze und ein solcher Gleichmuth gegen Gewinn und Verlust bei der größten Aufgewecktheit waren gleich selten.

Die Bankiers sahen mit großer Freude den reichen Grafen an ihrem Tische; bald aber hatten sie allen Grund, die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches zu bereuen, denn Graf Zamoysky verließ öfters den Spieltisch aus Ueberdruß am Gewinn, als weil ihm das Glück untreu geworden, und in wenigen Tagen zählte er einen Gewinn von mehreren tausend Dukaten. Sein Glück wurde zum Sprichworte, und das Spiel durch ihn so interessant, daß der Spieltisch stets voller umdrängt wurde, was wenigstens einigermaßen den Verlust der Banquiers ersetzte, weil Niemand sich rühmen konnte, so glücklich zu spielen als der Graf. Man fing an, es einer eigenen Berechnung zuzuschreiben. Die Banquiers ersuchten ihn, mit verdeckter Karte zu spielen, damit nicht Andere sein Spiel zu dem ihrigen machen könnten, und da er wirklich einen scharfen Blick über die Chancen des Spiels hatte, so ließ seine Eitelkeit ihn gleichfalls leicht den Glauben fassen, daß er weniger dem Glück, als sich selbst diesen Erfolg verdanke. Diese Eitelkeit verleite ihn einst, seinen Freunden das Wort zu geben, daß er die Bank sprengen wolle. Der Zudrang war größer als jemals. Der Graf fing mit geringen Sätzen an, um sein Glück zu prüfen: es hielt ihm Stich. Er ging höher und höher . . . die Banquiers zitterten. — Jetzt sollte ein Hauptcoup erfolgen. Aller Augen waren mit der höchsten Spannung auf das Spiel gerichtet; nur der Graf blickte gleichgültig umher. — Da traf sein Blick auf eine lange hagere Gestalt in einem Mantel und mit tief eingedrücktem Hut, an deren Leichenfarbe er fast erschrack, die aber mit seltsam unter den buschigen Brauen hervorsprühenden Augen ihn betrachtete, während ein spöttisches Lächeln sich um den scharfwinklichen Mund zusammenzog. — In diesem Augenblick fiel die Karte und — Graf Zamoysky hatte verloren. Alles war in

Bewegung; nur der Graf schob mit scheinbarer Gleichgültigkeit seinen Goldhaufen dem Croupier zu, der ihn mit sichtbarer Erleichterung einstrich, und häufte einen noch größern Satz aus der reichlich gefüllten Börse auf, welche sein Kammerdiener hinter seinem Stuhle bereit hielt. — Unwillkührlich erhob sich sein Blick abermals, und fiel wieder auf das bleiche, gefurchte Antlitz mit den sprühenden, auf ihn gerichteten Augen, und der Zug des Spottes trat entschiedener darauf hervor ... die Karte fiel und ... das Glück hatte sich abermals gegen den Grafen erklärt. — Er fühlte sich pikirt. — Einen scharfen Blick auf den Unbekannten richtend, fragte er ihn überlaut in italienischer Sprache — denn daß er ein Italiener sey, war unverkennbar: „Wollen Sie etwas von mir?" Alle sahen überrascht auf den Angeredeten. „Nicht das Mindeste," war die trockene Antwort. „Nun denn," versetzte der Graf aufgeregt, „wenn es Ihnen beliebt, Signor! so wählen Sie einen andern Platz und ein anderes Ziel Ihrer Blicke." — „Warum das?" fragte der Fremde kalt. „Weil mir Ihr Blick unangenehm ist," sagte der Graf, noch aufgeregter durch die trockene Kälte des Italieners. „Das thut mir leid," entgegnete die tonlose, etwas heisere Stimme, aber der Fremde blieb unverrückt, den Blick auf den Grafen gerichtet. — Alle Anwesenden waren äußerst gespannt, wo das hinaus wolle. „Signor!" rief der Graf mit flammenden Augen, und sprang von seinem Sitze auf, „ich muß Sie bitten, sich zu entfernen, weil Sie, wie ich sehe," fügte er spöttisch hinzu, „am Spiele keinen Antheil nehmen, und es nur stören. — Bedarf es einer weitern Erklärung, so steht sie Ihnen morgen zu Diensten, wo und wann Sie wollen." — „Ich werde Sie erwarten," versetzte der Fremde, „und will Sie jetzt, Herr Graf, in Ihrem Glücke nicht stören." Er wandte sich mit ruhiger Haltung dem Ausgange zu. Sein Anstand zeigte den Mann von Welt, sein Gesicht ein zerrissenes Gemüth. Alle machten ihm unwillkührlich Platz, als er durch sie gemessen hinschritt, den Mantel kühn über die Schulter werfend, und blickten ihm verwundert nach, auch der Graf, den es fast gereuen wollte, einen Unbekannten so verletzt zu haben, den er, und der ihn wahrscheinlich zum Erstenmale gesehen hatte, und dessen Blick ihm vielleicht nur in der inneren Aufregung verletzter Eitelkeit als Spott über sein Spielunglück erscheinen konnte. Er erkundigte sich, ob Jemand der Anwesenden den Mann kenne; aber Niemand wollte ihn gesehen haben. „Verzeihung," sagte der Graf mit leichtem Anstande zum Banquier und den übrigen Spielern, „daß ich Schuld an dieser Störung bin; beliebt es, so machen wir unser Spiel —" und er ordnete das seine mit einer Unbefangenheit, als ob nichts vorgefallen wäre, und um jeden Argwohn, als ob ihn etwa das bevorstehende Zusammentreffen mit dem unheimlichen Fremden irgend beunruhige, zu entfernen, suchte er sich wieder ganz in das Spiel zu vertiefen, und siehe, mit gewohntem Glück, so daß er seinen Verlust bald wieder einbrachte. Er verließ den Spieltisch ziemlich spät, soupirte noch heiter mit einigen Freunden und zog sich dann in seine Wohnung zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Russland.

(Fortsetzung.)

Ein Fabrikdorf.

Meinem Versprechen gemäß, fuhr ich von Nis'hnij Nowgorod gerade nach Pawlowo, nachdem ich zuvor noch meine ganze Beredsamkeit angewandt hatte, um dem wackern Posnikow das Mitfahren auszureden. Schwer und ungern willigte er endlich ein, versicherte mich aber mehrmals beim Abschiede, ich werde bei den Seinigen gewiß mit wahrer Freude aufgenommen werden. Daran hatte ich gar nicht gezweifelt; ich fuhr ja zu ächten Russen, und da braucht es weiter keiner Empfehlung, um freundliche Aufnahme zu finden.

Pawlowo ist größer und ansehnlicher, als die meisten unserer Kreisstädte; es hat mehrere Gassen, an denen eine Menge steinerner Wohnhäuser, Schmieden, Seifensiedereien und Gerbereien liegen; sechs schöne steinerne Kirchen (unter welchen Eine den Altgläubigen gehört), mit ihren Thürmen und Kuppeln, kündigen das Ganze schon aus der Ferne als ein Städtchen an. — Ich fand sehr leicht das Haus meines Jahrmarktfreundes Posnikow, wo mich die Frau vom Hause, ihre alte Mutter und ein Schwiegersohn mit seiner jungen Frau schon auf der Gasse erwarten, und mich mit Vor- und Zunamen nennend, sehr freundlich einluden, näher zu treten und ein kleines Frühstück einzunehmen; Freund Posnikow hatte einen Boten hergeschickt, um mich anzumelden und Alles zu meiner Aufnahme zu bereiten. Man wies mir ein Paar sehr saubere Zimmer im zweiten Stock an, deren Malerei und Ameublement, aus lauter Petersburger si-devants bestehend, mich ganz angenehm überraschte; die bunte, abentheuerliche Arabeskenmalerei an Decke und Wänden, die vier- und sechsfachen schweren Festons der Fenstervorhänge, die Stühle, Tische und Spiegelrahmen mit breiten eingelegten Messingstreifen, der Kronleuchter aus Glasklunkerchen — lauter alte Bekannte, die einst, vor fünf und zwanzig und mehr Jahren, in der Residenz als neuesten Modeprodukte geglänzt hatten, und jetzt allmählig hieher in Ruhestand versetzt waren. — Solcher Meubel gehen alljährlich einige Barken voll aus Petersburg nach dem Makarjewschen Jahrmarkte, und von dort als frische Modeartikel in's Innere, wo ihnen in etlichen Jahren eine abermalige weitere Emigration bevorsteht,

wenn nämlich noch neuere alte Sachen ankommen und jene verdrängen. Man könnte auf einer Reise in's Innere ganz füglich nachweisen, wann dieses oder jenes Meubel Petersburg verlassen hat, und wie es nach und nach aus der Gouvernementsstadt in die Kreisstadt, und endlich in ein Fabriksdorf gelangt ist. Es ließen sich da allerlei interessante archäologisch-historische Untersuchungen darüber anstellen, wie das Meubel, in einer und derselben Stadt, aus dem Saale des vornehmen Beamten allmählig bis in das Stübchen des kleinen Schreibers hinabsank, und endlich auch diesem nicht mehr gut genug war; das könnte einen Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte geben, eine Art Luxusbarometer, wie Hamlet sagt: to shew the very age and body of the time, its form and pressure.

Nach einer kleinen Weile, die man mir zum Abstauben u. s. w. gestattete, ward ein reichliches Frühstück aufgetragen, und dann bot mir mein freundlicher Bizewirth seine mit zwei schönen Pferden bespannte Droschki und seine Begleitung an, um die Merkwürdigkeiten des Ortes zu besehen. Er brachte mich zuerst in die neugebaute Kirche, deren Plan und Ausführung von einem hiesigen Bauernsohne ist, dessen Vater sich frei kaufte und ihn in der Akademie der Künste zu St. Petersburg erziehen ließ. Es ist ein in edlem, großen Styl gehaltenes Gebäude; die innere Verzierung ist reich und geschmackvoll. Von da gings in die Werkstätten. Nirgend kann wohl die Benennung Fabriksdorf richtiger angewandt seyn, als hier; jedes Haus, jede Wohnstube ist eine Werkstatt, in welcher, ächt national, ohne alle Maschinen, mit den einfachsten Vorrichtungen und Instrumenten, nicht selten wahre Meisterstücke von Arbeit geliefert werden. Gleich in der Ecke, links vom Eingange, steht an dem ersten Fenster ein Werktisch, auf welchem die wenigen Geräthe liegen, die der Künstler zu seiner Arbeit braucht; gewöhnlich befindet sich neben dem Tische ein sehr kleiner Ambos und ein Kohlenbecken, oft auch nur ein geborstener Grütztopf, welcher die Schmiedeesse vertritt. Der jüngste Sohn des Hauses, nicht selten ein vierjähriger Knabe, regiert den Blasebalg, sieht zu, wie der Vater und die mit ihm am Tische sitzenden ältern Brüder es machen, und wird dabei ein eben so geschickter Schlosser und Messerschmied als sie. — In der andern Ecke der Stube befindet sich die weibliche Werkstatt. Bei den Messerschmieden besteht diese aus einer Art von Drechselbank und einem Tische, an welchem die Hausfrau und ihre Töchter die Stiele zu den Messern, theils aus Holz, theils aus Knochen, mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit verfertigen. — Ich habe da Taschenmesser mit vier Klingen gesehen, die mit englischen Stempeln (cast steel, Robinson und dergl.) versehen, in den Petersburger Magazinen um den vierfachen Preis für ächt englische verkauft werden und auch wirklich diesen wenig nachstehen. — Wahre Kunstwerke unter der hiesigen Arbeit sind aber eine Gattung extra feiner Tischmesser, Swädebnye noshi, Hochzeitsmesser, genannt, mit meisterhaft gearbeiteten Stielen aus dem schönsten Mammuth- oder Wallroßzahn; auf den Klingen sind, in mattgeätztem Grunde, polirte Guirlanden und allerlei andere Gegenstände höchst sauber dargestellt. Diese Messer werden zu 60 Rubel das Dutzend verkauft. Ich machte einem der Künstler die Bemerkung, daß doch eigentlich diese kostbaren Zierrathen auf den Klingen verloren seyen, da man die Messer ja schleife, und also die Eleganz sich bald abnützen müsse. — „Ja, sehen Sie," war die Antwort, „diese Messer werden eigentlich nur zum Staate gekauft; wenn ein wohlhabender Mann seine Tochter verheirathet, so gehören zur Aussteuer immer ein Paar Dutzend solcher Messer; die werden aber nur während der Hochzeitsfeier gebraucht und dann weggelegt; 's ist Thorheit, aber dazu sind ja die Thoren auf der Welt, daß die Gescheuten ihren Gewinn haben." — „Wo habt Ihr denn die Kunst her, so schön auf Stahl zu ätzen?" — „Das haben wir erst vor etlichen Jahren durch einen der Unsrigen, einen Bildermaler, erwischt. In Tula hatten sie das Geheimniß schon längst; wir haben ihnen mehrmals viel Geld dafür geboten, sie wollten's uns aber nicht lehren; da machte sich unser Antipitsch dahin auf, und meinte: was mehrere wissen, bleibt nicht geheim, und so war's auch; nach einem Jahre kam er mit dem Geheimniß zurück, und hat's uns umsonst gelehrt." Uebrigens bekräftigte man mir hier das, was ich schon in Nis'hnij hörte, die vortheilhafteste Arbeit seyen immer die schlechtesten, spottwohlfeilen Messer und Schlösserchen.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdote.

Ein Irländer verkaufte eine jährliche Rente auf eine Besitzung an einen Andern. Nach manchen Schwierigkeiten bei der Ausfertigung dieses Abkommens in gesetzlicher Form, verlangte der Sachwalter des Erstern auf eine ungestüme Weise eine unverschämte hohe Remuneration dafür. Der Irländer klagte dies dem Käufer. „Sir," erwiederte dieser: „nehmen Sie davon keine Notiz. Thun Sie, als wenn Sie ihn befriedigen wollen, und geben Sie ihm ein Blatt Papier, das ich Ihnen schreiben werde. Der Irländer war es zufrieden, er bekam das Blatt und händigte es auch seinem Sachwalter ein; es war eine — Herausforderung.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

// Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 25. April **Nro. 49.** 1834.

Dampfschiffahrt.

Am 20. Februar ward heuer die Donau-Dampfschiffahrt eröffnet. — Das neuerbaute Dampfboot, Pannonia genannt, erhielt die Bestimmung, den Dienst zwischen Preßburg und Pest, und das Dampfboot Franz I. den zwischen Pest und Semlin bis Moldova zu versehen. Das Dampfboot Argo ward nachdem, am 2. Dezember 1833 mit Einwilligung der stimmfähigen Aktionäre gefaßten Beschluß, bestimmt, die Reise von Moldova nach Gallacz zu versuchen. — Nachdem nun in der kurzen Zwischenzeit alle Anstalten getroffen wurden, um die Argo zu dieser Bestimmung auszurüsten, ist so eben aus Hidoschtzicza die erfreuliche Nachricht eingetroffen, daß das Dampfboot glücklich und ohne den geringsten Anstand alle gefährlichen Stellen des Izlaz, Dachtalia, und des sogenannten eisernen Thores, mit bedeutender Ladung, überfahren hat, und hiemit der Schiffahrt bis Gallacz keine bekannten Hindernisse ferner im Wege liegen. — Aus den erhaltenen Berichten geht hervor, daß die Natur an den bezeichneten Stellen allerdings Schwierigkeiten aufgestellt hat, die aber mit Vorsicht, und bei nur etwas günstigem Wasserstand, besonders mit Dampfbooten zu überwinden sind, und daß die Anwendung der Kraft der Maschine an diesen Stellen von außerordentlicher Wirkung war. — Die Administration freut sich um so mehr, diese so wichtige Mittheilung machen zu können, als sich hierdurch auch die, in inländischen Blättern erschienenen, Schauder und Furcht erregenden Berichte über jene Gegenden am gründlichsten widerlegen. — Das Dampfboot war nun beschäftigt, Magazine zur Sicherung des, in dortiger Gegend fehlenden Brennstoffes anzulegen, setzt dann seine Reise nach Gallacz fort, und wird nach allen nöthigen Erhebungen seine Rückreise bis nach Hidoschtzicza wieder antreten. — Sobald wir bei der Rückkunft die Zeitberechnungen der Reise erhalten, werden die Tarife ausgefertigt, um die Verbindung aller Boote regelmäßig zu organisiren, einstweilen wird auf das Thätigste an der Sicherstellung der Verbindungsmittel zwischen Moldova und Orsova gearbeitet, und da die hohe Staatsverwaltung das Unternehmen so mächtig unterstützt, so hofft die Administration, noch in diesem Jahre den Theilnehmern neue Ausdehnung zusichern zu können. — Es wird für die Interessenten dieser Unternehmung von Wichtigkeit seyn, zu vernehmen, daß heuer zum ersten Male sich zum Pester Märzmarkt alle drei Boote in Pest versammelten, und dennoch kaum alle Reisenden und Güter für die untern Gegenden aufnehmen konnten; die Schiffe waren im vollsten Sinne überladen. —

Von diesem Augenblicke an werden schon Güter nach allen Richtungen bis Gallacz, sowohl stromab- als aufwärts, angenommen, und der Besuch der Bäder von Mehadia unterliegt keinen Reisebeschwerden mehr.

Die Administration der ersten österreichischen Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft. J. B. Benvenuti. Johann Heinrich Freiherr von Geymüller.

Kunstnachricht.

Am 16. April d. J. um 11 Uhr Vormittags, hatte die alljährliche Preisvertheilung an der Akademie der bildenden Künste, in einer öffentlichen Sitzung der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde, im Collegium Clementinum im Zeichnungssaale der Akademie Statt. Nebst zahlreichen Gästen waren dabei vom Ausschuße der Gesellschaft und von ihren Mitgliedern gegenwärtig: Se. Excellenz H. Christian Graf Clam-Gallas, H. Eduard Graf Clam-Gallas, Frau Gräfin Colloredo-Mannsfeld, Hr. Joseph Hergett, Herr Wenzel Freiherr von Kotz, Se. Excellenz Herr Joseph Graf Nostitz, Herr Joseph Graf Nostitz. Frau Karoline Gräfin Nostitz, Herr Johann Ritter von Rittersberg, Seine Excellenz Herr Friedrich Graf Schönborn, Herr Joseph Schütz, Fr. Christiane Gräfin Sternberg-Manderscheid, Ihre Excellenz Frau Wilhelmine Gräfin Szapary, Herr Jos. Graf Thun, Se.

Durchl. Herr Fürst Karl Anselm Thurn-Taxis, und Frau Gräfin Woraczicky. Die Sitzung wurde mit einem Vortrage des Herrn Referenten der Gesellschaft eröffnet, worauf Se. Excellenz der Herr Präsident die Preise an die betreffenden Schüler vertheilte, und die Sitzung mit einer Anrede beschloß.

Vortrag

in der öffentlichen Sitzung der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag, am 16. April 1834, gehalten von ihrem Ausschußmitgliede und Referenten

Johann Ritter von Rittersberg.

Wenn es einer Gesellschaft, deren schöner Zweck Belebung und Förderung der bildenden Kunst ist, zur Freude und selbstbewußten Beruhigung dienen muß, in ihrem fortschreitenden Wirken diesen eben so edlen, als nützlichen Zweck immer mehr verwirklicht zu sehen, so darf sich unsere vaterländische Kunstanstalt zu den erfreulichen Veranlassungen, welche am Schluße jedes zurückgelegten Jahres das wünschenswertheste Gedeihen derselben unbestreitbar beurkunden, wahrhaft Glück wünschen. —

Der gute Same, welchen ihr unvergeßlicher Altmeister, Direktor Bergler, unter Schutz und Pflege der eben so unvergeßlichen edlen Kolowrate, Lobkowitze und Sternberge, und anderer verdienstvoller Gesellschaftsmitglieder ausgestreut hatte, erwächst zur schönsten Blüthe, zur üppigsten Frucht. Die Leistungen der fleißigen Schüler, unter der sachkundigen Leitung ihres, mit unermüdetem Eifer wirkenden, durch Kunst und Thätigkeit ausgezeichneten Lehrers, Akademie-Professors Waldherr, befriedigen alle Erwartungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Russland.

(Beschluß.)

Die meisten Arbeitsstuben sind so beschaffen, wie ich sie oben beschrieben habe, und der Meister verfertigt sein Schloß oder Messer von Anfang bis zu Ende; doch habe ich auch schon mehrere Häuser gefunden, wo außer der Wohnstube, noch eine besondere Werkstatt, mit einer ordentlichen Esse, einem großen Schwungrade zum Schleifen und Poliren u. s. w. angelegt war. In einer dieser größern Werkstätten sah ich drei Blinde und ein Paar Krüppel, die hier eine ihrem Zustande angemessene Beschäftigung hatten; sie drehten das Rad, den großen Schleifstein, pumpten Wasser u. s. w. Endlich gibt es auch schon industriöse Meister, die sich bloß darauf beschränken, die Messerklingen zu schmieden und die Schlösser aus dem Groben zuzurichten, welche dann von Andern überarbeitet, polirt und beendigt werden. Mein Führer setzte mir die Vortheile, die aus einer solchen Theilung der Arbeit entspringen, so vernünftig und klar auseinander, daß mancher Theoretiker, der an einer Unverdaulichkeit der Adam Smithschen Grundsätze laborirt, recht viel von diesem praktischen Naturmenschen hätte lernen können. Jetzt im Sommer bietet ein Spaziergang durch die Gassen des Dorfes einen höchst merkwürdigen Anblick dar: der großen Hitze wegen sitzen alle männlichen Arbeiter, alt und jung, bei der Arbeit mit nacktem Oberleibe, in weiten leinenen Hosen; an jedem offenen Fenster sieht man ein Paar solcher Herkulesmodelle; da sollten Maler und Bildhauer hin, um schöne Formen und kräftigen Muskelbau nach der Natur zu studiren.

Jeden Sonntag ist in Pawlowo großer Markt, auf welchen die Bewohner von Worsma und von mehreren der umliegenden Dorfschaften, die mehr oder weniger dasselbe Gewerbe treiben*), ihre während der Woche angefertigte Arbeit bringen, und sie dort theils an die reichern pawlowoschen Meister, theils auch unmittelbar an Nischegorodsche und andere sich hier einstellende Kaufleute verhandeln und dagegen von diesen allerlei Lebens- und Luxusbedürfnisse erstehen.

Außer dem Hauptgewerbe, der Schlosser- und Schmiedearbeit, hat Pawlowo bedeutende Gerbereien und Seifensiedereien; letztere sind größtentheils den Weibern überlassen, welche hier, wie mir scheint, weit thätiger und industriöser sind, als ich sie sonst irgendwo in Rußland gefunden habe. Ueberhaupt kann wohl, wie gesagt, die Benennung Fabrikdorf nirgends passender gebraucht werden, als von diesen Dörfern, wo durchaus alle Bewohner, Männer und Weiber, Alt und Jung, mehr oder weniger Fabrikarbeit treiben. Dessenungeachtet aber habe ich mit wahrem Vergnügen gefunden, daß die Leute hier, die bessern Wohnungen und etwas Luxus im häuslichen Leben abgerechnet, doch noch so ziemlich reine unverdorbene russische Bauern geblieben sind. Das ist leider nicht der Fall auf den meisten unserer Fabriken, wo man gemeiniglich weniger Wohlstand, aber dagegen viel mehr Sittenverderbniß aller Art antrifft; sogar schon die Benennung fabritschnyj, ein Fabrikarbeiter, ist bei dem gemeinen Manne eine Art Synonym von Taugenichts. — Daß es hier anders ist, rührt wohl gerade daher, daß die Leute hier zwar Fabrikarbeit treiben, aber ein Jeder in seinem Hause, im Kreise der Seinigen, in und für

*) Nach der Angabe meines Cicerone beschäftigen sich überhaupt von den 16,000 in dieser Gegend befindlichen Scheremetewschen Bauern 5000 (außer Weibern und Mädchen) mit Arbeiten dieser Art; sie sollen im Durchschnitte wöchentlich für 50,000 Rubel Werth an Messern, Scheeren, Schlössern, eisernen Löffeln und dergleichen liefern, und darauf, bei günstigem Verkaufe, im Durchschnitte bis zwanzig Prozent reinen Gewinn haben. Mir scheint das etwas stark.

seine Wirthschaft; er gewinnt seine Beschäftigung lieb, und sein persönlicher Vortheil, den er immer bei jedem Stücke Arbeit vor Augen hat, hält ihn von vielen Ausschweifungen ab, statt daß den in den großen Fabriken zusammengetriebenen Arbeitern ihr Gewerbe immer fremd bleibt; sie arbeiten bloß um Geldlohn, und da sie den ganzen Tag von den Ihrigen entfernt sind, so verlieren sie allen Sinn für Häuslichkeit. Schade, daß das bei sehr vielen Fabriken nicht anders seyn kann.

Nach einem sehr angenehm unter allen den hiesigen Eigenthümlichkeiten verbrachten Morgen erwartete mich ein völlig nationales, sehr reinlich und schmackhaft bereitetes Mittagsmahl, an welchem Theil zu nehmen, sich meine Wirthsleute erst nach vielem Zureden und Bitten entschlossen. Wie gewöhnlich verrichteten die Hausfrau und ihre Tochter dabei alle Handreichungen; besonders war Letztere sehr geschäftig, sie holte die Gerüchte herbei, wechselte Schüsseln und Teller u. s. w. Nur die alte Großmutter, eine ehrwürdige Matrone, blieb auf ihrem Platze sitzen, und ertheilte zuweilen hier oder dort einen kleinen Wink; dagegen aber ließ sie es sich angelegen seyn, mich ganz gewaltig zum Essen und Trinken zu nöthigen. Dies abgerechnet, war ihre Unterhaltung angenehm und wirklich lehrreich durch den praktischen, gesunden Menschenverstand, der in allen ihren Aeußerungen hervorleuchtete. Gewiß kann die alte Frau nicht lesen, aber ihr Urtheil über verschiedene Gegenstände aus dem Leben war richtiger, bestimmter und deutlicher ausgedrückt, als man es bei manchem Schriftgelehrten trifft. Endlich war es Zeit, aufzubrechen; beim Abschiede wurde ich noch mit einer Menge herzlicher Danksagungen überschüttet, für die Ehre und Freude, die ich ihnen durch meinen Besuch gemacht hätte, und inständig gebeten, auf meiner Rückreise ja wieder bei ihnen einzukehren, um doch auch dem Ilja Waßilitsch (dem abwesenden Hausherrn) das Glück zu gewähren, mich bei sich zu bewirthen. — Als ich in meinen, mit den vier schönen Pferden meines Wirthes bespannten Wagen steigen wollte, fand ich ihn so vollgepfropft mit frischgebackenem Brod, Kuchen, kaltem Braten, Näpfchen mit gesalzenen Gurken und Naliwkiflaschen, daß ich selbst kaum mehr Platz dazwischen gehabt hätte, und, zum großen Leidwesen der freundlichen Geber, weit über die Hälfte davon zurücklassen mußte. Unter tausend guten Wünschen für den glücklichen Erfolg meiner Reise fuhr ich ab.

Spielerglück.

(Fortsetzung.)

Hier wurde ihm ein Billet in italienischer Sprache eingehändigt, welches besagte: „Herr Graf! Sie werden die Gefälligkeit haben, sich morgen um fünf Uhr im Gehölz mit beliebiger Begleitung einfinden, wo Sie mit Pistolen der Mann erwartet, dessen Blick Ihnen heute so unangenehm war. Möge er Ihnen morgen angenehm seyn." Er reichte das Blatt gleichgültig seinem Kavaliere. „Wir haben morgen einen Frühritt," sagte er; „Du wirst mich doch begleiten, Hippolyt?" — „Gern," erwiederte dieser, „aber . . . wohin? — aus dem Zettel kann ich nichts ersehen." — — „Ja so!" versetzte der Graf laut auflachend; „verzeih, Hippolyt, ich hatte vergessen, daß Du kein Italienisch verstehst. Nun, der Signor Italiano, den ich heute vom Spieltische fortschickte, wünscht sich mit mir auf Pistolen zu besprechen. Jean," sagte er zu seinem Kammerdiener, einem Franzosen, „sieh nach meinen Pistolen, daß sie in Ordnung sind, und halte Dich mit den Pferden um vier Uhr bereit. Jetzt entkleide mich." Sein Begleiter, dem solch ein Abentheuer nichts Neues war, und der das Gegenwärtige erwartet hatte, entfernte sich mit dem Versprechen, daß Alles zur Stunde bereit seyn solle.

Als der Graf den Kammerdiener unter Wiederholung seiner Befehle entlassen hatte, war er sich gegenüber nicht gerade die heiterste Gesellschaft. Eine äußerst unbehagliche Stimmung hatte sich seiner bemächtigt. — „Wer ist der seltsame Mensch," fragte er sich, „dessen durchdringender Blick dein Glück verscheuchte und den du so unzart dies entgelten ließest? Vielleicht ein Unglücklicher, der dich Summen vergeuden sah, die ihn aus starrer Verzweiflung — denn diese lag in seinem Gesichte — retten konnten. Es war vielleicht die Bitterkeit über sein Schicksal, die du für Spott über dich nahmst." Er öffnete die Chatoulle, in welcher das im Spiel gewonnene Gold lag, lange blickte er starr darauf hin, schlug dann den Deckel zu, ruhig, wie nach einem fest gefaßten Entschluß, legte sich nieder und löschte die Lichter. Er schlief bald sanft und fest. — Gegen vier Uhr trat der Kammerdiener ein und weckte ihn, und bald befand er sich mit seinem Begleiter und dem Kammerdiener auf dem Wege. Der Morgen war schön und der Graf unterhielt sich munter mit seinem Begleiter. — Als er an dem Platze anlangte, fand er hier bereits seinen Gegner, in den Mantel gehüllt, mit dem tief ins Gesicht gedrückten Hut, in Gesellschaft eines dem Grafen bekannten französischen Offiziers. Der Graf sprang vom Pferde, der Fremde schlug den Mantel zurück, und es wurden ein Paar Pistolen sichtbar. — Mit freiem Anstande trat der Graf auf ihn zu, während sein Begleiter mit dem Kammerdiener, der nach den Schlössern der Pistolen seines Herrn sah, zurückblieb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Auflösung der zweisylbigen Charade in Nro. 47 ist:

Ostern.

Theaterbericht vom 20. und 23. April.

Am 20. April wurde Spohrs „Jessonda" zum dritten Male bei beträchtlich vollem Hause aufgeführt, und es hatten die Nummern, welche schon bei der ersten Produktion allgemeinen Beifall gefunden, wieder denselben glänzenden Erfolg. Man kann wohl sagen, daß weder die Ouverture, noch die Introduktion, wie sie bei uns gegeben wird, geeignet ist, das Publikum zu bestechen, und schon vorhinein für die Oper zu gewinnen. Denn so gediegen und dem Sujet angemessen auch die Ouverture ist, so weit hält sie sich doch von dem Zuschnitte und von den brillanten Effekten entfernt, durch welche neur Operndichter alle Hände in Bewegung setzen, noch ehe der Vorhang aufgegangen ist. Die Introduktion verlangt aber zu ihrer vollen Wirkung außer einer noch bildlicheren Darstellung der eben vor sich gehenden Tempelceremonie einen stärkeren Chor und den auch das Auge beschäftigenden Prunk von Tänzen und Gruppirungen. Es ist daher Niemanden zu verdenken, wenn ihn der Eingang ohngefähr wie eine lange Exposition eines Schauspieles anspricht. Aber mit dem Hervortreten des Oberpriesters, und der Erscheinung Nadoris ist jede mögliche Nachwirkung der unzulänglich gegebenen Introduktion aufgehoben, und es tritt an die Stelle einer nicht unmerklichen Langweile im Schauplatze die lebhafteste Theilnahme, welche bis zum Schluße des zweiten Aktes in ununterbrochener Zunahme wächst. Im dritten Akte stellt sich nach dem schönen Terzette zwischen Amazili, Nadori und Lopez, (welches dem Publikum jedes Mal zu kurz erscheint) wieder ein Stillstand in der Handlung und in dem Interesse ein, theils weil das darauffolgende Gemälde vom Tondichter etwas breit gehalten ist, theils auch, weil die theatralische Darstellung des Momentes vielseitige Schwierigkeiten hat. Im Ganzen fand Referent die Produktion schon viel gerundeter. Herr Podhorsky, der noch unpäßlich war, hatte an Herrn Strakaty einen in das Ganze wohl und lebendig eingreifenden Stellvertreter. Vorzüglich rühmen muß Referent die gefühlvolle Klarheit, mit welcher Dem. Lutzer das Recitativ behandelte, und die durchgängige, ansprechende Wärme ihres Vortrages. Auch Madame Podhorsky verband namentlich im Alleingesange und im Zweigesange mit Nadori die so siegreichen Eigenschaften der Kunst und Innigkeit; nur in der Darstellung der Schwesterliebe, welche in der ganzen Dichtung ein Hauptmotiv ist, wäre noch immer ein höherer Grad von Wärme zu wünschen. Ueber das „Ich will leben," ging Dem. Lutzer geschickt hinweg, dagegen schien uns die erste Wirkung der Wiedererkennung ein wenig zu rasch gegeben. Wir wollen hoffen, daß diese schöne Oper nicht so bald vom Repertoire schwinden werde, um so mehr, da sich Sänger und Orchester nicht nur schon bei der ersten Produktion mit Liebe um dieses Kunstwerk angenommen, sondern auch in den Wiederholungen auffallende Beweise eines fortgesetzten löblichen Strebens nach möglichster Vollendung gegeben haben.

Am 23. fand die in diesen Blättern angezeigte Benefice-Vorstellung des Herrn Drska bei gedrängt vollem Hause Statt. Das Unternehmen, eine der schwierigsten Opern, die es gibt, in so kurzer Zeit zu liefern, und nicht mehr Proben auf dieselbe zu verwenden, als auf solche, die für den Sänger und für das Orchester kaum die Hälfte der Schwierigkeiten eines „Fidelio" darbieten, ist in der That kühn, und die Exekutirung auch dann löblich zu nennen, wenn wenig auffallend störende Fehler vorgefallen sind. Daß die vielen Verehrer Beethovens und seiner eben so tiefen als genialen Musik auch einer glücklichen Generalprobe ihre beifällige Theilnahme schenken würden, war mit voller Bestimmtheit voraus zu sehen; daß sich aber im zweiten Akte das unwillkührliche, tiefe Ergriffenseyn des gesammten Publikums auf eine so auffallende Weise äußerte, konnte weniger vorhergesagt, als gehofft werden. Die Darsteller waren vom Geiste der Tondichtung in dem bewunderungswürdigen Quartette des zweiten Aktes so erfüllt, daß Wort, Ton und Gebärde wie von selbst zusammengriffen, um uns in der tiefsten Seele zu erschüttern. Schon die vorhergehenden Nummern hatten das Herz getroffen, und zu den Gefühlen vorbereitet, welche in dem Augenblicke, als Leonore sich zwischen Florestan und Pizarro warf, gewiß das ganze Haus erfüllten. Die fromme Würde, mit welcher Beethoven alle Stellen behandelt hat, welche sich auf die rettende Vorsehung beziehen, muß nothwendig ihren Anklang in dem tief ergriffenen Zuhörer finden. Für das auf jenes Quartett folgende Duett zwischen Florestan und Leonore gibt es vielleicht in der gesammten musikalischen Literatur kein würdiges Seitenstück; und wie kann der Sturm von Gefühlen, welche dieses unsterbliche Werk unwiderstehlich erregt, großartiger und erbaulicher beruhigt und zur edelsten Stimmung aufgelöst werden, als durch das an den Oratorienstyl streifende Finale. Man rief, als der Vorhang gefallen war, Alle enthusiastisch hervor. Dieser glänzende Erfolg des zweiten Aktes überraschte die Freunde Beethovens um so angenehmer, als viele Nummern des ersten Aktes einen sehr theilweisen Beifall und die Arie der Marcelline, die ohnehin nur lau beklatscht wurde, sogar Zeichen des Widerspruchs fand. Die Verhältnisse, mit welchen uns die Dichtung im ersten Akte bekannt macht, sind aber auch in Bezug auf ihre Auseinandersetzung und auf den hohen Ernst des ganzen Stoffes so kleinlich, daß der Tonsetzer, so zu sagen, aus Sand und Stein Quellen heraufstampfen muß. Erst mit Fidelios Eintritt und Theilnahme an der Handlung tritt der Text mit dem tiefen Ernste der Musik in ein harmonisches Verhältniß. Von da an stieg aber auch der Beifall, bis er nach der Arie Fidelio's den höchsten Grad erreichte. Von dieser Arie gilt gleichmäßig, was ich oben vom Duette zwischen Florestan und Leonore sagte. Pizarro's kühne und ausdrucksvolle Arie mit Chor ist eine der schwierigsten Aufgaben für den Baßsänger, weil sie sich bei einer rauschenden Begleitung des Orchesters großentheils in tiefen Corden bewegt, und der gute Rath, sich nicht zu überschreien, äußerst schwer zu befolgen ist. Im Ganzen bot aber der erste Akt für das theilnehmende Mitgefühl so viele schöne Berührungspunkte dar, daß sich von der zweiten Produktion noch mehr Beifall erwarten läßt. Bis dahin müssen von den Sängern und Darstellern schon vorläufig ausgezeichnet werden, Mad. Podhorsky (Fidelio), namentlich im zweiten Akte wegen Gesang und Spiel, gleichermaßen Herr Drska (Florestan), aber auch nicht minder Herr Illner (Rocco), dessen Maske, Gebärdenspiel und Vortrag in gleich lobenswerthem Verhältnisse standen. Er wurde einmal wegen seiner tiefen und glücklich ausgedrückten Bewegung in der Prosa beklatscht.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

// Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 27. April **N**ro. **50.** 1834.

Anzeige für Musikfreunde.

Ein ausgezeichnetes Künstlerpaar, die berühmte Pianofortespielerin, Madame de Belleville-Dury und ihr Gatte, Hr. Dury, Professor an der königlichen Akademie und erster Violinist der italienischen Oper zu London, befindet sich hier, und wird die Verehrer der höhern Tonkunst mit einer musikalischen Akademie (am 29. April um die Mittagsstunde im k. ständischen Theater) erfreuen, welche eine desto größere Zahl von Kunstfreunden versammeln dürfte, da eines Theiles Madame de Belleville-Dury schon vor einer Reihe von Jahren, und damals noch in der zartesten Jugend, durch eine Ausbildung ihres Kunstalentes Sensation machte, die ihren Jahren weit vorangeeilt war, Hr. Dury aber als einer der vorzüglichsten Violin-Virtuosen der Pariser Schule anerkannt ist; andern Theils die Fortsetzung einer größeren Kunstreise beider Virtuosen hiesigen Aufenthalt so eng bemessen hat, daß sie nur diese einzige Kunstausstellung geben können.

Vortrag

in der öffentlichen Sitzung der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag, am 16. April 1834, gehalten von ihrem Ausschußmitgliede und Referenten

Johann Ritter von Rittersberg.

(Fortsetzung.)

Wer mit beurtheilendem Kennerauge die Preiszeichnungen des heurigen Jahres — besonders die sehr gelungene Mehrzahl der Compositionszeichnungen, bei welchen die Zuerkennung der Preise vielleicht noch in keinem Kurse schwieriger war — wie nicht minder die hier sehr zahlreich vorliegenden monatlichen Fleißzeichnungen sämmtlicher Schüler genau geprüft, wird den Anstrengungen unserer Zöglinge das gerechte und ehrenvolle Zeugniß nicht versagen: daß ihre Leistungen in diesem Jahre die von ihnen gehegten Erwartungen selbst übertroffen haben. Ihnen und ihrem würdigen Lehrer, dafür das verdiente öffentliche Lob zu spenden, ist mir, dem die Ehre zu Theil wird, als Organ der hochverehrlichen Gesellschaft, hier den Bericht über ihr Wirken im verflossenen Jahre zu erstatten, der angenehmste Theil des mir zugewiesenen Geschäftes.

Ein anderer schmerzlicher Theil desselben ist: der hochgeehrten Versammlung das Andenken zweier, in diesem Zeitraume durch des Weltenlenkers allwaltenden Willen zu einem besseren Seyn aus unserer Mitte entrückten, um die Gesellschaft hochverdienten Mitglieder in Erinnerung zu bringen, und ihren Manen ein Wort des Dankes und der Trauer zu weihen. — Es sind diese Seine Durchlaucht der hochgeborene regierende Herr Fürst Joseph von Schwarzenberg, Herzog zu Krumau, einer der ältesten, liberalsten Theilnehmer und Unterstützer unserer Kunst-Anstalt, und der kunsteifrige Veteran derselben, — seit Entstehung der Akademie ihr gewähltes Mitglied — der k. k. Rath, Professor der Weltweisheit, und der gesammten Rechte Doktor und Landesadvokat Herr Michael Schuster. —

Die Namen der akademischen Zöglinge, welchen nach der Preisbewerbung im verflossenen Jahre, in Folge vom Ausschuße gepflogener Abstimmung, Preise zuerkannt wurden, sind folgende: Ferdinand Klimsch aus Böhmisch-Leippa erhielt den Compositions-Preis für eine Zeichnung, deren Gegenstand die Darstellung des im alten Testamente erzählten Wunders ist, wie in der Wüste Arabiens dem von Moses Stabe berühreten Felsen Wasser entquillt.

Anton Schmidleichner aus Prag erhielt das Accessit des Compositions-Preises.

Der erste Schulpreis (Zeichnung nach der Statue des Antinous) wurde dem Friedrich Ströbl aus Prag durch Stimmenmehrheit zuerkannt.

Das Accessit dieses Preises dem Anton Knöchel aus Remierzitz im bunzlauer Kreise.

Johann K. Gschihay aus Eger, empfing für einen nach der Natur gezeichneten Akt den zweiten Schulpreis durch Stimmenmehrheit, und Anton Schmidt-

leichner, welcher bereits das Accessit des Compositions-Preises gewonnen hatte, das Accessit des zweiten Schulpreises.

Der dritte Schulpreis (Zeichnung nach dem Runden, Büste des Menelaus) wurde einhellig dem Johann Skarda aus Bechin im taborer Kreise zuerkannt, und dem Anton Knöchel das Accessit dieses Preises. Da dieser jedoch bereits das Accessit des ersten Preises gewonnen hatte, so trat an seine Stelle Anton Volkmer aus Hohenörlitz im königgrätzer Kreise.

Empfänger des vierten Schulpreises (Zeichnung des heil. Apostels Thaddäus, nach Vischer) war Wenzel Seydan aus Prag, und Ignaz Durst, ebenfalls aus Prag, jener des Accessit von diesem Schulpreise.

Der fünfte Schulpreis endlich (ein Christus-Kopf aus Raphaels berühmten Tapeten nach einer Zeichnung weiland Direktors Bergler) wurde dem Rudolph Müller aus Reichenberg im bunzlauer Kreise, und das Accessit dem Ignaz Durst zu Theil. Wegen Verhinderung des Letzteren, der bereits das Accessit des vierten Schulpreises erhalten hatte, trat Joseph Zawadil aus Prag als Stellvertreter an seinen Platz.

Aus Mangel an Concurrenz wurde in diesem Jahre kein Bildhauerpreis vertheilt. Die Compositions-Zeichnungen d. J. waren so ausgezeichnet und zahlreich, daß man bedauern muß, für solche nur zwei Preise reichen zu können. Die in dieser Hinsicht vom Glücke weniger begünstigten akademischen Schüler mögen sich mit dem ehrenden Bewußtseyn trösten, der von ihren glücklicheren Mitbewerbern errungenen Palme ebenfalls nicht unwerth zu seyn. —

Nebst diesen hier als Preisnehmern genannten akademischen Kunstjüngern, verdienen noch folgende wegen bewiesenen Fleißes und guter Verwendung belobende Erwähnung:

Burda Franz, Czermak Aloys, Dworzak Ferdinand, Engelhart Aloys, Fesenmayer Franz, Fiedler Ignaz, Freyka Kastulus, Kandler Wilhelm, Kandler Eduard, Kurz Wenzel, Lhota Anton, Maulini Franz, Porges Ignaz, Pernikarz Ludwig, Pilz Anton, Polz Jakob, Prochaska Johann, Rom Emmanuel, Rybiczka Joseph, Steyer Johann, Summ Anton, Utschik Rudolph, Weigel Johann, Zapp Franz, Zimmermann Wilhelm.

Als neuen Zöglingen der Anstalt, welche nach längerem, fleißig fortgesetzten Schulbesuche Fähigkeit und Ernst zu würdigem Kunstberufe erprobt, und sich dadurch der Auszeichnung, als akademische Schüler aufgenommen und immatrikulirt zu werden, werth bewiesen haben, wurden Nachfolgenden Aufnahmsdekrete ertheilt: Dem Burda Franz aus Wodnian, Hollan Franz aus Zebrakow, Freyka Kastulus aus Prag, Kandler Eduard aus Gratzan, Koruna Joseph aus Olmütz, Kurz Wenzel aus Michle, Neusar Franz aus Kamena, Polz Jakob aus Althard, Prochaska Johann aus Roth-Oppotschno, Utschick Rudolph aus Prag, Zimmermann Wilhelm aus Prag.

(Der Beschluß folgt.)

Spielerglück.

(Fortsetzung.)

„Sie haben ein Recht, Signor," sagte der Graf zum Fremden, der seinen Gruß kalt erwiederte, „wer Sie auch seyn mögen, denn ich erinnere mich nicht, Sie vor gestern jemals gesehen zu haben. —" — „Niemals!" erwiederte der Fremde trocken, „und dürfen uns auch wohl schwerlich jemals wieder sehen," fügte er mit heiserer, fast unterdrückter Stimme hinzu. Ohne sich abschrecken zu lassen, fuhr der Graf fort: „Sie haben ein Recht, von mir eine Erklärung meines gestrigen Betragens gegen Sie zu erwarten." — „Eine Erklärung? die erwarte ich nicht." — „Aber Genugthuung," entgegnete der Graf, „und diese Ihnen zu geben, sehen Sie mich hier. Doch bin ich mir selbst die größere Genugthuung schuldig, Ihnen zu erklären, daß ich mein übereiltes Betragen gegen Sie, den Unbekannten, höchlich bereue und nur gegen mich selbst einigermaßen mit der Aufregung entschuldigen kann, in welche mich — nicht der unbedeutende Verlust, sondern der Spott versetzte, den ich in Ihrem Gesichte zu lesen glaubte." — „Und wen glauben Sie, daß dieser Spott treffen sollte?" fragte der Fremde. „Sie hatte ich nicht die Ehre zu kennen; ich hörte erst in dem Augenblicke Ihren Rang und Namen — wie hätte ich zum Spott über Sie kommen sollen?" — „Das habe ich mir auch gesagt, und so bin ich einzig der Beleidiger. Ich möchte das gern wieder gut machen, und — wenn Sie glauben, daß dies auf keine andere Weise geschehen kann, als mit meinem Blute, so — bin ich bereit." Und mit diesen Worten nahm der Graf dem Kammerdiener die Pistolen ab.

Der Fremde aber schlug den Mantel über die seinigen, indem er sagte: „Ihre Erklärung genügt mir völlig, Herr Graf, und so leben sie lange und glücklich." Er grüßte den Grafen mit Anstand und wollte sich mit seinem Begleiter entfernen. „Nicht so!" rief der Graf lebhaft und überrascht; „so können wir nicht scheiden!" — „Nicht?" erwiederte der Fremde, der ihn mißverstand, und schlug den Mantel zurück, indem er die Pistolen wieder hervorzog; „nun, wie Ihnen gefällig." — „Nein," sagte der Graf lächelnd, „so möchten wir vielleicht auf immer geschieden werden, und das ist es nicht, was ich wünschte. Ich habe Ihnen einen andern Vor-

schlag zu machen. Der Morgen ist schön, ich habe noch nicht gefrühstückt, darf ich Sie bitten, meine Herrn — er wandte sich auch zu dem französischen Offizier — mir dabei Gesellschaft zu leisten? — „Wenn sie es wünschen," erwiederte der Italiener, indem er die Pistolen wieder verbarg.

Sie gingen einem nahen Wirthshause zu, in welchem der Kammerdiener, auf des Grafen Befehl, das Frühstück besorgte. Es stand bald reichlich vor ihnen. Der Graf machte mit großer Zuvorkommenheit den Wirth, und so trocken auch das Benehmen des seltsamen Fremden war, so lag doch nichts Abschreckendes darin; es war vielmehr sichtbar, daß der Graf ihn interessirte. Das Gespräch wurde zwischen den beiden Hauptpersonen auf Italienisch geführt, und der Fremde machte seinem Wirthe die verbindliche Bemerkung, daß er diese Sprache mit großer Geläufigkeit und Feinheit spreche.„ Man gesteht uns Polen für Sprachen einiges Talent zu," erwiederte der Graf, „und ich war in meiner frühern Jugend mehrere Jahre mit meinen Eltern in Toskana. Der Fremde dagegen beantwortete mit Offenheit die Fragen ob er schon länger in Spaa sey und woher er gekommen. Er war erst kurz vor jenem Vorfall am Spieltische angekommen und zwar von Genua. Dies gab Veranlassung zu einer interessanten Unterredung, indem es sich auswies, daß der Fremde nicht bloß sein Vaterland, sondern den größten Theil Europas aus eigener Anschauung kannte und überall mit Geist die sich ihm dargebotenen Gegenstände aufgefaßt hatte; nur lag in seinen Bemerkungen, besonders über die Menschen, eine gewisse kalte Bitterkeit, die offenbar bewies, daß er mit diesen manche unangenehme Bekanntschaft gemacht haben müsse. Der Graf fühlte sich dadurch abgestoßen, und auf der andern Seite wieder auch seltsam angezogen. Er konnte sich nicht enthalten, zu äußern, daß die Erfahrung seinem Gaste nicht die beste Meinung vom Menschen gewährt zu haben scheine. „Wie sollte sie," antwortete dieser schneidend, „da ich selbst ein Mensch bin!" — „So galt wohl," sagte der Graf gutmüthig, „der Spott, den ich gestern in Ihrem Gesichte zu lesen glaubte und auf mich bezog, der Menschheit überhaupt, die freilich am Spieltische nicht eben im vortheilhaftesten Lichte erscheint?" — „Nein," erwiederte der Italiener, „dieser galt einzig — mir selbst." — „Ihnen?" fragte der Graf überrascht. — „Nicht anders," versetzte der Fremde, „und, wenn Sie es nicht mißverstehen, auch Ihnen, insofern ich mich in Ihnen erblickte." — „In mir?" rief der Graf; „aus welcher Aehnlichkeit?" — „Eine sehr allgemeine und doch wieder auch manche besondere," entgegnete der Fremde. „Ich war einst jung, von Stande und reich, wie Sie, Herr Graf, das Glück lächelte mir, wie Ihnen, ich ließ mich zum Spiele verleiten, wie Sie, und spielte anfänglich mehr aus Eitelkeit, denn aus anderweitigem Interesse, wie Sie, Herr Graf. So sah ich Sie vor mir, ich sah die Bewunderung Ihrer Freunde über Ihr Glück, ich hörte, wie es zum größern Theile Ihren Combinationen zugeschrieben wurde, ich konnte die Sicherheit bemerken, mit welcher Sie der günstigen Entscheidung entgegen sahen; Alles dies kannte ich aus eigener Erfahrung, und da diese mich auch einen Blick in die Zukunft thun ließ, so konnte ich nicht umhin, mir selbst zu sagen: Solch' ein junger Thor warst du einst auch! — und in diesem Augenblick traf mich Ihr Auge. Sie trauten wahrscheinlich gerade einer der scharfsinnigsten Combinationen, denn es lag ein gewisser Triumph in Ihren Zügen . . . da entschied das Glück gegen Sie. Ihre scheinbare Gleichgültigkeit täuschte mich nicht. Ich sah, wie Sie jetzt eigensinnig das Glück zwingen wollten, denn meine Kenntniß des Spieles ließ mich die gewagte Chance erkennen; der Erfolg war, wie ich erwartet hatte; Sie suchten jetzt meinen Blick, Sie fanden ihn, Sie wollten in mir die Ursache Ihres Mißgeschickes finden . . . Wieder einer, sagte ich zu mir selbst, den der Teufel beim Schopf hat! — und das mag wohl den Hohn in meine Züge gelegt haben, den Sie darin zu finden glaubten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Der Kaiser Joseph II. erhielt einst nachstehende, mit diplomatischer Genauigkeit hier abgedruckte Bittschrift:

„Eine Ersuchung und höfliche Bitte:

„Ich Joseph Gnedt in Tiefenthal am Wageram unter der Herrschaft Grafeneck in unter Oströich inn Viertel unterm Manhartsberg in dem Haus Num. II. unter dem Erzherzog Ferdinand Toskanikreis bekenne, wie daß ich der einzige Sohn seye und einen Stieffattern habe und das Haus nicht bekommen werde und eine Lust hätte Euer k. k. Majestat zu dienen also bitte ich Ew. k. k. Majestet möcht' die Güte haben und mich aufnehmen unter die geringe Cavallerie und zum liebsten were es mir unter ein gringekleidetes regiment aber das bitte ich mir aus, daß ich nicht unter ein Fußvolk komme, denn es wäre wieder meine Natur also bitte ich Ew. k. k. Majestet sie möchten mich bald zitiren lassen ich wollte auch Ew. k. k. Majestet treulich dienen und mein Fleisch und Blut dargeben wenn es Gott gefellig wer, ich verhoffe meine Bitt bald zu erlangen mein alter ist 23 Jahr meine Lenge 5 Schu 7 Zoll und ohne Fehler Joseph Gnedt Actum Tiefenthal am Wageram." — Die Aufschrift dieser Eingabe war: „Diesen Brief per Posto zu erschicken in die Haubtstadt Wien an ihre k. k. Majestet Josephus der zweite selbst einzuhändigen." — Der Kaiser überließ dem Supplikanten die Wahl des Reiterregiments, und er gab dem Regiment Lobkowitz Chevaux-legers den Vorzug. Bei diesem wurde er auch angestellt.

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 24. April.

Am 24. April nahm die Vorstellung bei aller Eile, mit der man die Akte auf einander folgen ließ, drei volle Stunden ein; denn es wurde das fünfaktige Lustspiel „der Schwätzer," und ein neues einaktiges von Mad. Weissenthurn, unter dem Titel „der Brautschleier" gegeben, und der oldenburgsche Herr Kapellmeister Pott ließ sich zwischen den beiden Stücken und am Schluße auf der Violin hören. Im „Schwätzer" feierte Herr Stölzel, welchem die äußerst schwierige Titelparthie zu Theil geworden war, keinen geringen Triumpf seiner geselligen Bildung und schauspielerischen Gewandtheit; denn er wurde wohlverdienter Weise dreimal gerufen. An diesem glänzenden Erfolge hatte jedoch nicht die korrekte Geläufigkeit, mit welcher er die französischen und italienischen Stellen sprach, den hauptsächlichsten Antheil, sondern auch die Einheit und Consequenz der Charakterdurchführung und die Laune und Lebendigkeit, mit welcher er den jeweiligen Moment ergriff und geltend machte. Ich weiß mich auf keine Einzelnheit zu erinnern, in welcher die Lächerlichkeit des Saint-Georges als eine bewußte, und absichtlich angelegte erschien, sondern sie war durchaus objektiv, und gewann durch das glücklich eingehaltene Air, als ob ein junger Mann von Welt und Bildung gerade so und nicht anders seyn müße, eine richtige und vortheilhafte Folie. Nur einige Male bemerkte Referent, daß Herr Stölzel in zu lebhaften Bewegungen seiner Arme über die Gränzen jener kokettirenden Leichtigkeit hinausging, worin junge Herren eines gleichen Schlages das Geheimniß einer unwiderstehlichen Grazie gefunden zu haben glauben. Sonst aber war sein Saint-Georges so gelungen, daß es offenbar die beste Rolle ist, welche Referent von Herrn Stölzel in keinem Lustspiele gesehen hat. Solche Parthien können nur nach sorgfältigen Studien gelingen, erfordern aber auch mehr als alle andern, daß der Darsteller durch Nichts an Kunst und Studium erinnert. H. Polawsky gab den „Schwätzer" zu seiner Zeit so klassisch, daß er damals die Chevaliers aller deutschen Bühnen herausfordern konnte; ich bin aber trotzdem überzeugt, daß selbst Herr Polawsky mit Stölzels Leistung zufrieden gewesen seyn wird. Herr Stölzel hat sich in der letzten Zeit die Gunst des Publikums in einem so hohen Grade erworben, daß wir seinen Verlust nach einem so glänzenden Abschiede doppelt bedauern, umsomehr, da er in so mancher Rolle Beweise einer nicht gewöhnlichen vielseitigen Bildung gegeben hat. Herr Stölzel wurde von der ganzen mitwirkenden Gesellschaft freundlich und sorgfältig unterstützt; vorzüglich zeichnete sich Herr Bayer durch die geschickte Hervorkehrung aller satyrischen Seiten dieses gelungenen Lustspieles aus, welches am 24. d. M. wie vor zwanzig Jahren gefiel.

In einem meiner letzten Berichte rühmte ich an einem Weissenthurnschen Lustspiele die sittliche Grazie, welche die gewandte Schriftstellerin über das Ganze zu breiten wußte; desto unangenehmer fiel mir der gänzliche Mangel jener wohlthuenden Glorie in dem „Brautschleier" auf. Baron Hollberg und Fräulein von Feldheim sollen einander morgen um 12 Uhr heirathen. Der ganze Brautstaat liegt bis auf den Schleier, welchen das Fräulein jede Minute erwartet, zum Anziehen fertig; da kommt der Bräutigam, und bittet um einige Tage Aufschub, weil ein Freund, der ihm das Leben gerettet, nicht früher zur Hochzeit eintreffen kann. Dies verdrießt das Fräulein nicht wenig; sie fürchtet böse Nachrede, besteht auf dem festgesetzten Tage, und der Bräutigam geht in einer mißbilligenden Aufregung fort, um auf morgen die nöthigen Anstalten fortzusetzen. Indessen langt ein Brief an, aus welchem die Braut zu ihrem Verdruße entnimmt, daß der Brautschleier auch erst in einigen Tagen eintreffen werde. Sogleich wird um Hollberg geschickt, und ihm der Termin zugestanden; als er aber den eigentlichen Grund erfährt, ist er über die eitle Heuchlerin mit Recht aufgebracht und entfernt sich mit der ernstlichen Drohung, das Verhältniß abzubrechen. Kaum ist er fort, so kömmt der verwünschte Schleier in einem Packete an. Die Braut hat nun zwar einen Schleier, aber keinen Mann. Indessen ist sie heroisch genug, ihn vor den Augen des Barons zu zerreißen, und er gutmüthig genug, sich durch diesen Theatercoup besänftigen zu lassen. Das Stück ist in Anlage und Ausführung ganz geeignet, den männlichen Theil des Publikums mit den widerlichsten Empfindungen gegen ein Geschlecht zu erfüllen, welchem die Dichterin selbst angehört, und den weiblichen Theil der Zuhörer durch die undelikate Aufdeckung einer nicht einmal allgemeinen Blöße dieses Geschlechtes zu indigniren. Hollberg wird zwar einmal gegen diese Braut, welcher der Brautschmuck lieber ist, als der Geliebte, derb bis zur Grobheit; allein der poetischen Gerechtigkeit kann nach dem vorliegenden Falle nur durch eine Vertagung auf 100 Jahre Genüge geschehen. In dem Lächeln und Lachen, mit welchem die Wendungen des Stückes begleitet wurden, lag mehr Spott als Vergnügen.

Was das Spiel des Herrn Kapellmeisters Pott betrifft, so wird ihm gewiß kein Kenner virtuose Fertigkeit und Sicherheit absprechen; auch nicht Zartheit und Delikatesse im Vortrage des Andante und Adagio. Herr Pott hat über das Technische des Violinspieles nicht nur viel gedacht, sondern auch alle praktischen Studien redlich und erfolgreich durchgemacht. Dennoch wird dieses Verdienst überall nur halb gewürdigt werden, so lange sein Ton sich nicht durch angemessene Stärke und Fülle empfehlen und eine Manier, von der ich sogleich reden werde, nicht als stehende Phrase erscheinen wird. Mag der Grund nun in dem Instrumente, oder in Besaitung, oder in der Wahl und Ansicht des Herrn Kapellmeisters liegen, sein Ton ist zu dünn und leer, als daß sein Spiel sinnliche Kraft und Glanz erlangen könnte. Zudem (und das ist eben jene Manier) kehrt alle Augenblicke ein schnell vorübergehendes, immer nur bei Gängen aufwärts angewandtes Più forte wieder, wobei auch das Tempo um ein Kleines stringirt wird. Dieses, und daß Herr Pott die andere Hälfte der Contraste nur in dem natürlichen Tonunterschiede der G Saite gegen die übrigen zu suchen scheint, gibt seinem übrigens sehr virtuosen Vortrage eine Monotonie, welche dem Glanze seiner hohen Kunstfertigkeit großen Eintrag macht.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 29. April **Nro. 51.** 1834.

Prolog,

als Frau Brunetti nach 36 Dienstjahren in den Ruhestand versetzt wurde, an dem Tage ihres Benefices gesprochen von Herrn Bayer, verfaßt von Herrn Ernst.

Die schöne Kunst, sie blüht in allen Zeiten —
Doch die der Kunst sich weihen, sie verblühn,
Und müssen dann auf immer von ihr scheiden,
Wie ihre Herzen auch für sie erglühn.
Den freien Geist bekämpfen schwere Leiden,
Und siegend tödten sie des Strebens Mühn,
Denn Alles, was die Augen lebend sehen,
Es strebt, es wirkt, und muß dann untergehen.

Und so auch sie, die Jahrelang gerungen
Mit ganzer Kraft und echtem Künstlersinn,
Die wahr und heiß von ihrer Kunst durchdrungen,
In ihr nur fand den edelsten Gewinn.
Ihr zu entsagen ist sie nun gezwungen,
Und schmerzvoll blickt sie scheidend zu ihr hin;
Die Kranke sendet mich, ich darf's wohl wagen,
Ein Abschiedswort und ihren Dank zu sagen.

Den liebsten Wunsch, sie konnt' ihn nicht erreichen,
Sie hoffte Sie Verehrte heut zu seh'n,
Um selbst zu bringen ihres Dankes Zeichen,
Dann von der Kunstbahn in die Ruh' zu geh'n;
Der Wille mußte ihren Leiden weichen,
Der Himmel hörte nicht ihr brünstig Fleh'n,
Das Hoffen, das sie in der Brust getragen,
Sie muß für immer, trauernd ihm entsagen.

Schon viele Monden lag sie krank darnieder
Und konnte nicht mehr üben ihre Pflicht,
Doch uns're Führer dachten groß und bieder,
Verließen sie in dieser Lage nicht;
Sie geben heute ihr ein Merkmal wieder,
Das für der wackern Männer Großmuth spricht,
Den Dank, den sie dafür im Herzen wahret,
Sie wünscht, daß er sich laut hier offenbaret.

Durch Vater Liebich, durch sein weises Streben,
Sieht hier der sieche Künstler sich erquickt,
Er rief die schöne Anstalt in das Leben,
Die Sie dann reich mit Ihrer Gunst beglückt;
Die Kranke darf voll Muth den Blick erheben,
Der bangen Sorge ist sie nun entrückt,
Wer hier Thalien seine Kräfte spendet,
Dem bleibt noch Lohn im Alter zugewendet.

Und jetzt, zu Allen hier in weiter Runde,
Soll ich des Danks, des Abschieds Künder seyn;
Mit Achtung, Lieb' und Dankbarkeit im Bunde
Wird Ihre Huld sie einzig noch erfreun;
Sie bleibt Ihr Trost in ihrer letzten Stunde;
Und geht sie einst zur tiefen Ruhe ein,
Wagt sie der schönen Hoffnung Raum zu geben:
In Ihrem Angedenken fort zu leben.

Vortrag

in der öffentlichen Sitzung der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag, am 16. April 1834, gehalten von ihrem Ausschußmitgliede und Referenten

Johann Ritter von Rittersberg.

(Beschluß.)

Die Kunstsammlungen der Gesellschaft wurden auch in diesem Jahre vermehrt. Die Bildergalerie erhielt durch das bei unserem ausgezeichneten vaterländischen Historienmaler, Hrn. Joseph Führich bestellte, mit Liebe und Kunstgeschick ausgeführte große Bild: „Die Weckung der Tochter des Jairus vom Todesschlummer durch den Heiland" einen neuen Zuwachs, welcher eine der schönsten Zierden ist, die ihr in neuerer Zeit zugeführt wurden.

Die Porte-Feuilles der Gesellschaft wurden mit nachbemerkten Zeichnungen, Radirungen und Lithographien vermehrt: Eine Madonna nach Biscaino von dem akademischen Künstler Hrn. Ignaz Mrniak; — eine betende Jungfrau nach Van Orley's herrlichem, nun nach Wien abgegangenen Galerie-Gemälde; welches früher in der deutschen Schule aufgestellt, die bewundernden Blicke aller Kenner und Liebhaber auf sich zog, von dem akademischen Künstler Herrn Aloys Czermak.

Die Geschichte Böhmens in 72 lithographirten Blättern bildlich dargestellt von akademischen

Künstlern Prags. Ein schätzbares Werk von vielem vaterländischen Interesse, manches Blatt, besonders von unserem Führich enthaltend, welches durch Großartigkeit und Feuer der Composition die Ausführung im Großen verdiente, um Großthaten böhmischer Vorwelt in würdiger Form der Anschauung patriotischer Nachkommen hinzustellen, wozu der begleitende böhmische und deutsche Text von den Herren Hanka und Swoboda eine treffliche Erläuterung bildet. —

Drei Hefte Baumstudien, radirt und lithographirt von unserem geschickten akademischen Künstler und Landschaftsmaler Herrn Anton Manes. —

Zwei Lieferungen der Landschaftsschule der Dresdner königl. Akademie in radirten Blättern von dem Akademie-Professor Herrn J. C. Klengel.

Se. Excellenz, unser würdige allverehrte Landeschef, Herr Oberstburggraf Graf Chotek — welcher jedes Institut, das zum Nutzen und Ehre des Vaterlandes thätig erfolgreiches Wirken erweist, mit Liebe und Theilnahme pflegt, und unterstützt — verehrte der Gesellschaft für ihre Porte-Feuilles seine Abdrücke auf chinesischem Seidenpapier aller seit dem Jahre 1831 für die Hauptstadt und die 16 Kreise Böhmens aufgelegt werdenden Entschuldigungskarten, welche auf Hochdessen menschenfreundlich weise Veranlassung, statt der ceremoniellen Glückwünsche, im ganzen Lande zum Besten der Lokalarmeninstitute gelöst werden. Sie enthalten Darstellungen aus der Bibel, aus vaterländischen Legenden, von frommen Männern, deren irdisch erbaulichen Wandel Kirche und Staat mit dem Strahlen-Diadem der Heiligkeit besiegelten, und aus der Vaterlandsgeschichte; mit passenden Schriftstellen in beiden Landessprachen. Diese Blätter werden im Verlaufe der Zeit eine für den Freund der Religion, der Menschheit, der Kunst und der Vaterlands-Geschichte gleich schätzbare Sammlung bilden.

Eine neue Auflage von Mattesbergers gediegenen Zeichnungen der Proportionen des menschlichen Körpers wurde — um als Prämie für den Eifer fleißiger Schüler zu dienen, — veranstaltet. Auch für die Bibliothek der Gesellschaft sind einige unsern Kräften angemessene Anschaffungen geschehen.

Zur Verwendung des bei Gelegenheit der vorjährigen Kunstausstellung eingegangenen Geldbetrages, wurden bei mehreren akademischen Schülern neue Bestellungen auf Kunstarbeiten gemacht.

Der Besuch der Gemälde-Galerie war im verflossenen Jahre zahlreich. Die Säle derselben werden unter den bekannten Modalitäten mit dem 1. Monats Mai abermals für den öffentlichen Besuch geöffnet. Die Verfügung, daß außer dem für diesen Besuch bestimmten Donnerstag jeder Woche, der Zugang für Fremde und Reisende, und jene Honoratioren, welche durch Beruf und Umstände verhindert sind, die Galerie an diesem Tage zu besuchen, nur gegen eine bei dem Akademie-Professor Herrn Waldherr und bei jedem der Herren Ausschußmitglieder leicht abzuholende Eintrittskarte frei seyn soll, bleibt noch ferner geltend.

Die Ordnung in der Gemälde-Galerie der Gesellschaft wurde durch Sorge und Fleiß des Galerie-Vorstehers Herrn Joseph Burde bestens aufrecht erhalten, und eine Anzahl vom Einwirken der Zeit beschädigter Bilder durch seine geschickte Restaurirung von Neuem anschaulich und genußbar hingestellt, und von nahem Ruin gerettet. Auch wurde unter seiner Aufsicht fleißig nach Gemälden kopirt.

Der Realisirung des im vorjährigen Berichte erwähnten, der hohen Landesbehörde zur Erwirkung hoher Bewilligung von einem Comité der Gesellschaft vorgelegten Planes, der Aufforderung zu einer Subscription auf Akzien, zur Beförderung der bildenden Kunst in Böhmen, und für Beschäftigung und Unterstützung vorzüglicher vaterländischer Künstler, und zwar vorzugsweise Derjenigen, welche an unserer Akademie ihre Kunstbildung erhalten hatten, darf vielleicht in nicht zu langer Zeit um so mehr entgegengesehen werden, als sich das erwähnte Comité diesfalls mit einer erneuten bittlichen Vorstellung an die hohe Landesbehörde gewendet hat.

Ich schließe diesen Bericht mit dem innigen nicht hoffnungslosen Wunsche: daß unsere Mitglieder und Gönner, welche den Fortschritten der Anstalt aufmerksam beobachtend folgen, mit Zufriedenheit auf unser Streben blicken, und — so groß und vielfältig auch die gerechten Forderungen seyn mögen, welche an den leitenden Ausschuß gemacht werden dürften, — demselben das lohnende Zeugniß: auch in diesem Jahre nach Kräften zweckmäßig und eifrig zum Besten des Instituts gewirkt zu haben, nicht versagen werden.

Anrede

des Herrn Präsidenten der Gesellschaft vatr. Kunstfreunde in Prag, Christian Grafen Clam-Gallas, Excellenz an die akademischen Schüler.

Meine Herren!

Erfreulicher als in dem verflossenen Jahre, lagen die Resultate lobenswerthen Bestrebens unserer Kunstanstalt noch in keinem andern vor. —

Es gereicht der Gesellschaft zu großem Vergnügen, die gerechte Anerkennung Ihres preiswürdigen Fleißes hier öffentlich auszusprechen. Sie bekennet offen und gern, daß die lohnenden Früchte Ihrer Anstrengungen und Studien, den Zwecken unseres Instituts vollkommen entsprechen.

Dieses ehrenvolle Zeugniß muß Ihnen, meine Herren! Muth und Kraft geben, auf der zur Ehre und zum Nutzen der Kunst im theueren Vaterlande rühmlich betretenen Bahn eifrig vorzuschreiten, um sich dem hohen Ideal des Wahren und Schönen möglichst zu nähern.

Nur die innigste Liebe zur Kunst, nur rastloses, keinem Rücktritte unterliegendes Streben führt auf mühsamen Pfade zu diesen beseligenden Höhen, wo sich ein Kunst-Eden dem entzückten Auge der Geweihten öffnet.

Um dieses Ziel zu ringen, muß Ihr unermüdetes Streben seyn.

Das Gute, das Sie geleistet haben, meine Herren! ist uns Bürge des künftigen Vollkommneren, welches Sie zu leisten berufen seyn dürften; und mit aller Zuversicht auf diese für Sie so ehrenvolle Bürgschaft, und den besten Wünschen für Ihr Wohl und Kunstgedeihen, entlassen wir Sie heute aus unserer Mitte.

Spielerglück.

(Fortsetzung.)

„Sie hatten sich diesmals geirrt," sagte der Graf lächelnd und ohne Bitterkeit; „bei dem Schopf soll der Teufel mich wenigstens nicht fest halten; denn schon gestern stand der Entschluß bei mir fest, nicht mehr zu spielen." — „Und Sie glauben es halten zu können?" fragte der Italiener mit spöttischem Lächeln. „Ich bin dies gewiß," erwiederte der Graf, dadurch aufgeregt, mit Nachdruck. „Das würde denn allerdings einen wesentlichen Unterschied unter uns machen," versetzte Jener mit ungläubiger Miene, „denn das habe ich nicht vermocht." — „Sie werden den Wunsch natürlich finden, Signor," sagte der Graf, „mit einem Leben bekannter zu werden, das mir gewissermaßen nahe getreten ist und an Erfahrungen so reich zu seyn scheint, Erfahrungen, die mir, dem jungen Manne, vielleicht mehr als alles andere dazu nützen können, die Ausführung meines festen Entschlußes mir zu erleichtern." — „Erfahrungen, Herr Graf?" entgegnete der Italiener sarkastisch, „meine Erfahrung Ihnen nützen? Nützen doch nicht einmal eigene Erfahrungen, wie viel weniger fremde, in welchen immer nur eine allgemeine Aehnlichkeit mit unsern Verhältnissen Statt findet. So lieb es mir auch seyn sollte, ja so sehr ich gewissermaßen eine Beruhigung darin finden würde, wenn mein verlornes Leben ein so hoffnungsreiches als das Ihrige zu retten vermöchte, so täusche ich mich doch darüber nicht; und," setzte er mit ironischem Lächeln hinzu, „nach der Bestimmtheit, mit welcher Sie Ihren unerschütterlichen Entschluß aussprachen, bedarf es ja dessen auch kaum. — Allein ich habe Ihnen allerdings ein Recht gegeben, mehr von mir zu wissen, und ich will — warum weiß ich selbst nicht, Ihr Recht anerkennen, und die Tage verlorener Seligkeit und schaudervoller Oede, die mein Leben erfüllten, Ihnen vorüberführen. Es ist mir," fügte er fast krampfhaft hinzu, „als läge eine eigene Wollust darin, mir selbst noch einmal das ganze Schauergemälde an meinem Blicke vorübergehen zu lassen."

„Ich bin ein Sizilianer, Herzog von D*, aus einem Geschlechte, das in der Geschichte meines Vaterlandes nicht unbekannt ist. Durch unglückliche Verhältnisse bestimmt, floh mein Vater — die Mutter hatte ich früh verloren — nach Paris, mit mir, seinem einzigen Sohne. Er starb bald vor Kummer, und ich blieb, geboren mit den glänzendsten Ansprüchen, im Besitze eines sehr mäßigen Vermögens, das mein Vater in Genua bei einem vertrauten Freunde für mich niedergelegt hatte, in dem fremden Lande allein und verlassen in dem Gewühle der neuen Umwälzungen, deren Blutströme endlich Napoleon auf den Kaiserthron erhoben. Von Frankreichs Gewalthabern waren die Opfer vergessen, welche mein Vater gebracht hatte, und ich konnte mich glücklich schätzen, daß man mich auch vergaß. Auf mich selbst verwiesen, ging mein ganzes Streben dahin, mich unabhängig zu erhalten, und daher verschmähte ich, nach dem erklärten Willen meines Vaters, in Frankreichs Heere einzutreten, und meine Neigung führte mich den Wissenschaften, besonders der Naturkunde zu, für deren Studium Paris so bedeutende Hülfsmittel darbot. Mein Umgang beschränkte sich auf wenige Jünglinge meines Alters, die gleich mir diesem Studium folgten, und die Rente aus meinem kleinen Vermögen reichte hin, meine mäßigen Bedürfnisse anständig zu befriedigen. So lebte ich unbemerkt und glücklich, ungestört von Plänen des Ehrgeizes, der nach dem Tode meines Vaters völlig in Schlummer gewiegt war, und nur Wenige kannten meine wahre Herkunft.

Unter meinen nähern Bekannten befand sich ein junger Mann, der sich mir besonders anschloß, und mich bald zum Vertrauten einer heftigen Neigung machte, welche er für ein Mädchen gefaßt hatte, das er bei einem damals nur zu gewöhnlichen Aufstande des Pariser Pöbels vor Mißhandlungen zu schützen so glücklich gewesen war. Dies hatte ihm Zutritt in's Haus des Vaters verschafft, eines ehemaligen Militärs und Ludwigsritters, der aber jetzt das einträgliche Gewerbe eines Wucherers in den Spielsälen des Palais-royal trieb, und sich dabei besser befand, als damals, wo er selbst am Spiele leidenschaftlich Theil nahm. Er half dem augenblicklichen Geldmangel der Spieler durch Darleihen auf Kostbarkeiten ab, die dann gemeiniglich uneingelöst in seinen Händen zurückblieben, so nachsichtsvoll er auch mit einem gewissen Anstrich von Großmuth — ich bin ungewiß, ob aus Politik, oder aus angeborner Gutmüthigkeit — gegen seine Schuldner verfuhr. Dies erwarb ihm Ansehen und Zutrauen in diesen Sälen, was ihm gut rentirte. Er nannte ein großes, reich möblirtes Palais in der Rue Richelieu sein Eigenthum, in welchem er ein Appartement im zweiten Stockwerke bewohnte, und der Miethzins aus dem übrigen Theile des geräumigen und wohlgelegenen Palais warf ihm eine bedeutende Revenue ab. Sein höchstes

Glück und sein Stolz aber war Adele, seine Tochter, auf deren Bildung er Alles verwandte, und welche einst durch eine glänzende Verbindung der geträumten Höhe seiner Vorfahren entsprechen sollte. Nach Bouchards, so nannte sich mein Freund, enthusiastischer Beschreibung verdiente sie durch Schönheit und Anmuth auf der höchsten Stufe der Ehre zu stehen, und er hätte ihr gern eine Krone zu Füßen gelegt, wenn — er sie nur gehabt hätte; allein das war so wenig der Fall, daß er einst zu mir kam, mich um fünfzig Louisd'or als ein Anlehen zu bitten, mit welchen er sich equipiren, und dem Helden von Marengo zuziehen wolle. Adelens Zuneigung hielt er sich versichert; allein sie war eine eifrige Aristokratin, und er konnte ihren Besitz nur hoffen, wenn er sich durch Auszeichnung in ihren Augen zu dieser Sphäre erhob. Welch ein anderer Weg konnte leichter dahin führen, als der Weg des Kriegers. — Adele selbst hatte ihm diesen Wink gegeben.

Das Projekt dünkte mir ziemlich luftig, und das Begehren einer Anleihe von fünfzig Louisd'ors ging damals, wenn nicht über meine Kräfte, so doch über das hinaus, worüber ich in diesem Augenblicke zu disponiren hatte, oder auch auf diese Weise zu disponiren gesonnen war. Doch wollte ich ihn nicht ganz trostlos von mir lassen und bot ihm zwanzig Louisd'ors an, indem ich ihm lächelnd den Vorschlag machte, den Weg seines Schwiegervaters in Hoffnung einzuschlagen, vielleicht daß ihm das Glück den Rest der nöthigen Summe zum Heldenthume verschaffe. Bouchard besann sich eine Minute. „Ich muß Dir gestehen," sagte er dann, „daß ich schon einigemal den Versuch gemacht habe und das Spiel ganz gut kenne; allein mir ist Fortuna auf diesem Felde nicht günstig. Du solltest aber für mich den Versuch machen, vielleicht ist sie, wie alle Weiber, dem Neulinge günstiger. Laß uns die zwanzig Louisd'ors, die Du mir vorstrecken willst, dazu verwenden. Du spielst für meine Rechnung. Den Verlust trage ich allein, den Gewinn, wenn er die Summe, die ich brauche, übersteigt, theilen wir." Der Vorschlag entsprach dem Leichtsinne der Jugend, lachend machten wir uns mit den zwanzig Louisd'ors in der Tasche auf den Weg, und bald stand ich mit Bouchard hinter mir vor dem grünen Tische, auf dem ein Goldhaufen fast die Augen blendete. Die Croupiers betrachteten mich mit einem sonderbaren, forschenden Blick, und als sie sahen, daß ich auf eine Karte einige Goldstücke setzte, war ihre Aufmerksamkeit auf mich gerichtet. Sie mochten mich für eine gute Prise halten, besonders da sie bemerkten, daß mein Freund, den sie für einen bereits gerupften Vogel anerkannten, mir die Gesetze des Spieles erst zuflüstern mußte. Der erste Versuch war aber gleich so glänzend, daß ich nicht nöthig hatte, neue Goldstücke hervorzuziehen; im Gegentheil fühlte ich meine Taschen bald von Gold strotzen. Mein Freund hinter mir wußte sich vor Freude kaum zu fassen und meinte, da mir das Glück heute so gut gelaunt sey, so möchte ich unser beider Glück poussiren; allein mir wurde das Spiel langweilig und ich verließ den Saal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 26. April.

Am 26. April kündigte der Theaterzettel „zum Vortheile der kranken Schauspielerin Therese Brunetti, welche die Ehre hatte, 36 Jahre am hiesigen Theater zu dienen, und nun in den Ruhestand versetzt wurde," die Lebrun'sche Posse unter dem Titel „die Beneficevorstellung" und das einaktige Lustspiel „die doppelt Verheiratheten," endlich vor Anfang der Vorstellung noch einen Prolog an. Referent hat Mad. Brunetti in den Jahren ihrer Jugendblüthe gesehen, und war auch Zeuge der dauernden Beliebtheit dieser Künstlerin in ihren späteren Jahren. Die beklagenswerthe Krankheit, die sie seit einer geraumen Zeit der Bühne entzog, gehört mit zu den Calamitäten, welche die nun abtretende Direktion namentlich in den letzten Jahren ihres Wirkens trafen; denn das Publikum vermißte Mad. Brunetti nur höchst ungern in dem Fache der Mütter, welches sie durch eine bedeutende Reihe von Jahren mit Auszeichnung ausfüllte. Es ist daher sehr löblich, daß die Direktion der Kranken eine Einnahme zuwies; daß Herr Ernst den beklagenswerthen Moment ihrer Unfähigkeit, vom Publikum Abschied zu nehmen, zu einem schön und herzlich geschriebenen Prologe ergriff, und daß ihn Herr Bayer mit einer Innigkeit vortrug, die uns in dem wackeren Künstler auch den guten, achtungswürdigen Menschen verehren ließ. Der Beifall, den die Worte des Herrn Ernst aus dem Munde unseres trefflichen Bayers zur Folge hatten, möge der Leidenden zum erfreulichen Beweise dienen, daß ihr langjähriges rühmliches Wirken selbst bei Jenen dankbare Anerkennung fand, deren Urtheil nicht durch die blühende Schönheit ihrer Jugend bestochen wurde. Nur ungern nimmt Referent von dieser fleißigen, und in der Mehrzahl ihrer Mütterrollen schwer zu ersetzenden Schauspielerin Abschied.

Auf den mit ungewöhnlicher Auszeichnung aufgenommenen Prolog (denn es wurde nicht nur Herr Bayer, sondern auch Herr Ernst gerufen) folgte die „Beneficevorstellung." Herr Polawsky spielte den Souffleur Flüsterleis mit so viel Laune und Gewandtheit, daß er aus dem ergötzlichen Gemälde trotz der Bemühungen des Herren Stölzel (Lord Pudding) fast allein hervortrat. Erst nachdem das Publikum ihm seinen Beifall in wiederholtem Hervorrufen zu erkennen gab, erhoben sich mehrere Stimmen für Madame Allram, mit welcher Herr Polawsky zuletzt erschien.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 2. Mai **Nro. 52.** 1834.

Jubelfeier.

Die Mitglieder des k. ständischen Theaters feierten unter sich am 29. April ein Fest, das wir uns beeilen mitzutheilen, da es einem Mitgliede gegeben wurde, welches durch eine Reihe von 36 Jahren bei hiesiger Bühne angestellt war, und sich, besonders in früherer Zeit, der Gunst des Publikums in hohem Grade zu erfreuen hatte. —

Herr Joseph Allram, Schauspieler und Regisseur des k. ständischen Theaters, wurde in den Ruhestand versetzt, und genießt vom 1. Mai an seine ganze Gage als Pension. — Die Mitglieder benützten diese Gelegenheit, und feierten das Jubiläum seiner theatralischen Laufbahn, (er ist nämlich über 60 Jahre Schauspieler). — Sie ließen einen silbernen Pokal verfertigen, worauf die Namen der drei Direktoren, der theilnehmenden Mitglieder, 26 an der Zahl, und die letzte Strophe eines zu diesem Feste verfertigten Gedichtes gravirt war. Der Pokal ist genial und äußerst geschmackvoll von dem Silberarbeiter Herrn Fortner junior gearbeitet. — Herr Allram spielte am 29. April zum letzten Male in der „Dienstpflicht.“ Nach geendigter Vorstellung waren sämmtliche Mitglieder auf der Bühne versammelt, Herr Allram wurde von den Herren Direktoren in ihre Mitte geführt, und von den ersten Sängern der Bühne wurde ein Quartett, welches Herr Kapellmeister Skraup eigends dazu komponirte, gesungen. — Herr Schauspieler Bayer trat dann vor, hielt eine herzliche Rede, und überreichte ihm im Namen Aller, als ein Zeichen ihrer Achtung und Liebe, den Pokal und das Gedicht zum Andenken seines langen, ehrenvollen Wirkens, und des Tages, der ihn auf immer aus ihrer Mitte führt. — Alle Umstehenden waren ergriffen, und die wärmste Theilnahme für den alten scheidenden Veteran sprach sich in jedem Gesichte aus. — Das von Herrn Ernst verfaßte Gedicht lautete:

Dem Senior und Regisseur
Herrn
Joseph Allram,
bei Gelegenheit seiner Pensionirung
als Nachfeier
seiner 60jährigen theatralischen Laufbahn.

Nach hohem Schluß muß Alles enden,
Was anfängt, wieder hört es auf,
Dies Loos kann Niemand von uns wenden,
So war's, so bleibt's im Erdenlauf.
Beglückt wird der am Ziele stehen,
Der eifrig jederzeit gestrebt,
Ja freudig kann er rückwärts sehen,
Hat er nicht thatenlos gelebt.

Die selt'ne Kraft, die Du besessen,
Als oft ergötzt Dein launig Wort,
Sie ist, o glaub' es, nicht vergessen,
Sie lebt in der Erinn'rung fort.
Schön wirktest Du in frühern Tagen,
Ein jeder weiß es, der Dich sah,
Den Trost darfst Du im Busen tragen
Jetzt, da die Zeit der Ruhe nah!

Längst fünfzig Jahre sind vorüber,
Daß Du betratst die Künstlerbahn,
So mancher Freund ging schon hinüber,
Du stehst, ein würd'ger Veteran;
Und die Genossen, die Dich ehren,
Erfreut Dein günstiges Geschick,
Nach ihrem Wunsch soll sich Dir mehren
Die Freude jeden Augenblick.

Wir weihen Dir ein Angedenken,
Und bringen es Dir heute dar,
Und wird's der Himmel gnädig lenken,
So dient es Dir noch manches Jahr.
Die Zeit, sie mag vorüber gehen,
Denn nichts hemmt ihren raschen Lauf,
Doch unser Wunsch wird dauernd stehen:
Dein Glück, der Tod nur lös' es auf!

Spielerglück.

(Fortsetzung.)

Der Ertrag war ansehnlich. Ich zog meine zwanzig Louisd'ors zurück, und händigte den ganzen Gewinn an Bouchard aus, indem ich erklärte, daß ich einzig für ihn gespielt habe, und seine Weigerung überwand ich durch die Drohung, den ganzen Ertrag in's Findelhaus zu tragen. Er sah, daß es mir Ernst damit war, und meinte, er selbst sey Findling genug, um sich kein Gewissen daraus zu machen, die seltene Großmuth für sich zu benützen. Frohgemuthet zog er von dannen, und in wenigen Tagen ging er auf eigene Kosten mit guten Empfehlungen, die ihm der Chevalier verschafft hatte, zur Armee nach Italien ab.

Es verfloß wohl ein Jahr, und ich dachte kaum an den ganzen Vorfall mehr, als der Banquier, bei welchem ich meine Renten zu erheben hatte, mir einst mit Bedauern erklärte, daß sich das Genuesische Handlungshaus, in welchem meine Fonds waren, in unvorhergesehenen Verwicklungen befinde, die eine augenblickliche Stockung veranlaßten; doch würde in wenigen Wochen gewiß Alles wieder in Ordnung seyn, und auch meine Renten wie bisher flüssig werden. Diese unerwartete Erklärung setzte mich gerade in diesem Augenblicke, wo ich einige dringende Zahlungen zu machen hatte, in nicht geringe Verlegenheit, und ich verließ den Banquier nicht eben in der besten Laune; da flüsterte mir eine innere Stimme, als mein Weg mich an dem Palais-royal vorüberführte, zu: Dort oben liegt Gold genug für dich, du darfst es nur holen. Ich folgte ihr. Der Tisch war zahlreich besetzt; als mich aber einer der Croupiers erkannte, und mich ohne den zuflüsternden Freund sah, verschaffte er mir sogleich einen Platz, und versah mich mit Karten. Ich begann wieder mit einigen Goldstücken, und siehe — Fortuna zeigte sich mir nicht minder günstig, nun ich für meine alleinige Rechnung spielte, und der Erfolg war noch reichlicher, als das Erstemal; auch verschwanden mir diesmal mehrere Stunden, ohne daß ich es bemerkte. Von jetzt an wurde mein Besuch des Spielsaales häufiger, ohne daß ich jedoch mit Leidenschaft spielte. Das Spiel wurde mir vielmehr zum Studium. Ich versuchte es, dasselbe gewissen Gesetzen zu unterwerfen, und bald zog ich durch das nur selten wankende Glück die Aufmerksamkeit der Spieler auf mich. Der Gewinn, den ich in einigen Monaten aus der Bank zog, war so bedeutend, daß die Bank sich an mich wandte, und mir einen Antheil anbot, um mein ihr bisher so ungünstiges Glück für sich zu benützen. Ich ging den Vorschlag auf sehr vortheilhafte Bedingungen ein. Ich war oft Zeuge gewesen von der unseligen Leidenschaftlichkeit der gewöhnlichen Spieler, von dem seltsamen Eigensinn, mit dem sie oft gegen alle Wahrscheinlichkeit gewisse Chancen verfolgten, und es schien mir fast ein Verdienst, ihre Dummheit zu züchtigen, die mir noch dazu so häufig in der Gestalt des schmutzigsten Eigennutzes erschien, der selbst Betrügereien nicht scheute, so entehrend auch ihre Strafe bei der Entdeckung war, der sie selten entgingen. Der Versuch fiel über jede Erwartung glänzend aus, und wenn es sich auch traf, daß einzelne Tage kein günstiges Resultat gaben, so diente dies nur dazu, die Spieler um so mehr anzulocken, und mein Antheil an der Bank war bei Ablauf des Kontraktes so bedeutend, daß ich für meine alleinige Rechnung eine Bank zu übernehmen im Stande war. So sah ich mich im Ueberflusse und in Verbindungen, die mich ins Weltleben ganz hineinzogen, da man in meinem Umgange noch mehr als den bloßen Spieler zu finden glaubte. Mit den Mitteln erwachte auch in mir der entschlummerte Ehrgeiz. Es war die Zeit, wo Napoleon seine Antichambre mit altem Adel zu füllen wünschte. Ich hatte keinen Grund mehr, meinen Rang und meine Abkunft zu verhehlen; ich legitimirte mich als Herzog von Durazzo, und wurde anerkannt. Mein Haus war eines der glänzendsten, und jedes andere, auch das höchste, stand mir offen. Ich wurde der Hauptpächter der Spiele, die Bank wurde als meine Domäne betrachtet, und nur die glänzendste, reichste und beste Gesellschaft von Paris strömte ihr zu.

Da traf es sich einst, daß jener alte Wucherer, der schon seit länger sehr bedeutende Geschäfte bei meiner Bank machte, mit einigen Goldsäcken eintrat, und siehe — keiner wollte diesmal von ihnen Gebrauch machen, denn alle waren im Vortheil gegen die Bank, über welche ein besonderer Unstern zu walten schien. Der Alte wurde auf diese ungewöhnliche Erscheinung aufmerksam, und als man ihn scherzend aufforderte, eine so gute Gelegenheit nicht ungenützt zu lassen, und da der Gedanke ihm unerträglich war, sein Geld ohne Gewinn wieder mitzunehmen, so wagte er es, und fing selbst zu spielen an. Fortuna schien heute ganz entschieden Parthie gegen die Bank genommen zu haben; es waren mehrere starke Zuschüsse zur Ergänzung der bedeutenden Abflüsse nöthig geworden, und auch der Chevalier sah sich bald so begünstigt, daß er in dem Uebermuthe seines Glückes, in einem wahrhaften Taumel ein »va banque!« erschallen ließ, als die Bank gerade wieder beträchtlich aufgefrischt war. Alles drehte sich, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zu dem krampfhaft grinsenden Alten, der mit stolzem Blick um sich schaute. „Und was setzen Sie dagegen, Chevalier?" fragte ich, entrüstet über solche Kühnheit. „Mein Palais!" rief er in einem wahren Enthusiasmus, „mein Palais mit Allem, was es enthält!" »Va!« erscholl es von meiner Seite, die Berichtigung der laufenden Spiele behielt ich mir vor, indem ich erklärte, die Summe der Bank nicht verkleinern zu wollen, und — Alles stand

in tiefster Stille und hielt fast den Athemzug zurück in Erwartung der Entscheidung. Sie ließ nicht lange auf sich warten und — das Palais war mein. — Die Erstarrung des Alten und seine Verzweiflung, als er so unangenehm aus seinem Taumel erwachte, wirkte auf mich mehr komisch als tragisch. Er hatte mir nur Verachtung einflößen können, und sein Verlust schien mir nur eine gerechte Strafe seiner Geldgier. Ich drang darauf, sofort in den Besitz meines Eigenthums eingeführt zu werden. Der Chevalier flehte, ihm nur diese Nacht noch zu gönnen, um sich nach einer andern Wohnung umsehen zu können; ich aber wies ihm an, in einem Gasthofe für diese Nacht ein Unterkommen zu suchen, und er mußte sich bequemen, mit mir in meinem Wagen sich nach dem Palais zu verfügen, um mich in den Besitz dessen, was er bisher Sein genannt hatte, einzuführen. — Mein Bedienter mußte ihn unterstützen, wollte er die Treppe hinauf kommen. Er zitterte, wie von einem Fieberfrost durchschüttelt. Es kamen uns einige seiner Leute erschrocken entgegen, die glaubten, ihr Herr werde krank nach Hause gebracht; als sie aber hörten, daß er gekommen sey, mich in den Besitz seines Hauses und Alles dessen, was es enthielt, zu setzen, so war die Bestürzung um so größer, da sie sich dies gar nicht zu erklären vermochten. Die Zimmer waren schön, zum Theil geschmackvoll und reich meublirt. Als wir in die innern Gemächer eintraten, fiel der Alte mir zu Füßen und flehte um Erbarmen . . . nicht mit ihm, mit seiner armen Tochter. Nur diese Nacht sollte ich ihm noch schenken, daß er sie auf das Unglück, in das er sie wahnsinnig gestoßen, vorbereiten könne. Die Unverschämtheit seines va banque hatte mein Herz verhärtet, und ich drang darauf, daß er ohne Verzug mein Eigenthum räumen solle; da flog die Thüre des folgenden Gemaches auf, und ein junges Frauenzimmer von hoher, edler Gestalt stürzte in höchster Entrüstung zu dem jammernden Alten, den sie aufhob, indem sie ausrief: „Warum erniedrigen Sie sich, mein Vater? Ueberlassen Sie dem Herrn, was er jetzt sein nennt; Ihnen bleibt noch eine Tochter, die für ihren Vater arbeiten kann!“

Der unerwartete Anblick und die Würde in dem ganzen Benehmen des Mädchens, und die Verachtung im Blicke, den sie flüchtig auf mich warf, überraschten mich. Es schoß mir der Gedanke an Bouchards Aristokratin durch den Kopf. Unwillkührlich nahm mein Betragen eine achtungsvollere Haltung an. „Verzeihen Sie, Mademoiselle,“ sagte ich; „hätte ich gewußt, wessen Ruhe durch mich hier gestört würde, ich wäre nicht so und zu dieser Zeit hier eingedrungen. Bleiben Sie ganz ungestört in Ihrem Eigenthume. Sie sind mir den Werth dieses Hauses schuldig, Chevalier,“ sagte ich zu dem immer noch zitternden Alten; „wir wollen morgen die Sache in Ordnung bringen. Ich bitte Sie, mir zu erlauben, mit Ihnen zu frühstücken.“ Und ich verließ nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung gegen die junge Dame, die ihrerseits durch die unerwartete Wendung nicht weniger überrascht schien, als ihr Vater, das Haus.

Am folgenden Morgen begab ich mich zu dem Alten. Er empfing mich an der Treppe. Das Frühstück war bereit, und bald trat das schöne Mädchen im reizendsten Morgenanzuge, aber mit den Spuren einer durchweinten Nacht, die ihren stolzen Zügen eine unwiderstehliche Anmuth und Weichheit ertheilten, ins Zimmer. Mit Grazie verrichtete sie das Geschäft der Wirthin, und mit einem Anstande, der die sorgfältigste Erziehung verrieth. Ich suchte, ohne daß ich mir den mindesten Wink von dem Rechte entschlüpfen ließ, das ich hier anzusprechen hatte, durch meine Unbefangenheit jede Aengstlichkeit zu entfernen. Der Chevalier hatte in Amerika gedient. Ich ergriff dies Thema und es gelang mir, ihn in der Erzählung seiner Kriegsabenteuer auf einen Augenblick vergessen zu machen, was für ein trauriges Geschäft ihm bevorstand. Adele beschäftigte sich ganz mit dem Frühstück. Sie blickte nur zuweilen scheu auf mich, doch weigerte sie sich nicht, an der Unterredung Theil zu nehmen, in welche ich sie zu ziehen wußte. Ich fand in ihr eine Bildung, wie ich sie in der Tochter eines Wucherers und Spielers gewöhnlichen Schlages niemals würde gesucht haben. Daß ich mit keiner Sylbe verrieth, wie ich schon früher und durch wen ich Kunde von ihr erhalten hatte, können Sie sich vorstellen, Herr Graf.

Nach einiger Zeit verließ Adele das Zimmer und jetzt wandte ich mich zu dem sichtbar in Verwirrung gerathenden Alten. „Chevalier,“ sagte ich zu ihm in einem leichten Ton, „ich werde Ihnen meinen Notar schicken, mit welchem Sie die Uebertragungsakte dieses Hauses und dessen, was Sie darin besitzen, nach einer ungefähren Schätzung, in Ordnung bringen können. Des Kapitals bedarf ich in diesem Augenblicke nicht, und bis ich es gebrauchen werde, überlasse ich Ihnen und Ihrer Tochter gern die Nutznießung. Was ich mir dagegen au bedinge, ist die Erlaubniß, zuweilen einige angenehme Stunden in Ihrer beiden Gesellschaft verleben zu dürfen.“ Der Chevalier war zu erfahren, als daß er nicht hätte überzeugt seyn sollen, wem er eine so milde Behandlung verdanke. „Ihre seltene Großmuth,“ stotterte er verlegen, „ich weiß sie zu schätzen und — sie würde mich weniger für mich, als für meine Tochter freuen, wenn — ich hoffen dürfte, sie werde sie annehmen.“ — „Wie?“ rief ich aus, „sie würde sich weigern zu theilen, was ich für ihren Vater thue?“ — „Ihr Rang, Herr Herzog,“ erwiederte er, „Ihr Reichthum — der Ruf meiner Tochter . . .“ — „Chevalier,“ fiel ich ihm ins Wort, „ich will ganz offen mit Ihnen sprechen. Ihre Tochter hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht; sie hat in mir eine

Sehnsucht entflammt, der ich nicht zu widerstehen vermag. Die Achtung für Schönheit und Tugend läßt in mir keinen andern Gedanken Raum, als sie mir zur Gattin zu wünschen. Sie wissen, ich bin gänzlich unabhängig und völlig im Stande, meine Frau auf eine angemessene Weise zu erhalten. — Dies Haus überlasse ich ihr als unbeschränktes Eigenthum, damit zu schalten, wie's ihr gefällt, und an einem hinreichenden Nadelgeld soll es ihr nicht fehlen." — „Ist das Ihr Ernst, Herzog?" fragte der Alte, angenehm überrascht. „Mein völliger Ernst, wenn Adele darin einstimmt." — „So undankbar, eine solche Großmuth zu verkennen, kann Adele nicht seyn, erwiederte der Alte. „Zwar," fügte er etwas stockend hinzu, „sie hat allerdings ganz eigene Grillen — Sie wird überrascht seyn — Sie werden ihr Zeit lassen müssen." — „Ist ihr Herz frei?" fragte ich lebhaft. „Ihr Herz?" erwiederte er zögernd, „sie liebt ihren Vater und weiß, was sie ihm schuldig ist. Ueberlassen Sie es mir, sie mit ihrem großmüthigen Anerbieten bekannt zu machen; ihre Hand ist frei, ich kann darüber bestimmen." — „Nicht ohne Adelens Einwilligung," entgegnete ich. „Gewiß nicht," versetzte er; „aber sie wird einwilligen, sie wird nicht verkennen, was Sie für sie thun wollen. Adele ist ein gutes Kind, überlassen Sie mir Alles, und ich hoffe, Sie sollen mit mir zufrieden seyn." Ich willigte ein, erst nach einigen Tagen meinen Besuch zu wiederholen.

Diese Tage wurden mir unbeschreiblich lang. Ich versuchte sie mit der Jagd, mit rauschenden Vergnügungen, mit dem gewohnten Spiel zu verkürzen; das Glück war mir auch überall günstig, allein es konnte meine innere Unruhe nicht beschwichtigen. Mich marterte der Gedanke an Bouchard, die Ungewißheit, wie es um Adelens Herz stehe, und ob die Neigung, wenn sie noch Statt fand, so stark war, die Hand eines Herzogs und seine Reichthümer zu überwiegen. Und wo war Bouchard? Ich hatte Bekanntschaft in der Kriegskanzlei, denn wo hätte ich nicht welche gehabt? Ich zog Erkundigung ein. Er stand in Italien in Garnison, war als ein tüchtiger Offizier bekannt, ohne daß es ihm aber bis jetzt geglückt war, die besondere Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich zu ziehen und schnell zu avanciren. Ich schöpfte Hoffnung, und diese fand sich nicht getäuscht.

Als ich am dritten Abend zum Chevalier kam, trat dieser mir freudestrahlend entgegen. „Adele ist ein gutes Kind," sagte er; „Ihr großmüthiges Betragen hat sie gerührt. Sie hat eingewilligt, den ehrenvollen Antrag Ihrer Hand anzunehmen. Ich gehe, sie Ihnen zuzuführen, damit Sie sich gegen sie erklären können." Und bald trat Adele zwar mit verweinten Augen, aber doch ohne Aengstlichkeit, an seiner Hand herein. Ich begrüßte sie achtungsvoll, ohne Zudringlichkeit. Mich hielt ein gewisses Etwas von zu großer Vertraulichkeit zurück; sie war meine erste ächte Liebe, und — meine einzige," sagte der Herzog mit etwas bebender Stimme, und fuhr erst nach einer kleinen Pause in seiner Erzählung fort. „Ihr Vater verließ uns bald, und ich redete von meinen Wünschen und Hoffnungen. „Herr Herzog," entgegnete sie mit einer seltenen Fassung, „mein Vater hat mich von Ihrem ehrenvollen Antrage unterrichtet; ich bin nicht so undankbar, daß ich nicht ein Gefühl anerkennen sollte, welches sich so großmüthig bethätigt, wenn ich es auch bei so kurzer Bekanntschaft noch nicht ganz zu erwiedern vermag. Sie wollen meinen alten Vater von dem Untergange retten, indem sie sein Schicksal in meine Hände legen; wie kann eine Tochter anders als den Retter ihres Vaters dankbar ehren, und vielleicht gelingt es ihr," fügte sie hocherröthend hinzu," auch ein zärtlicheres Gefühl für ihn zu fassen." Ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen. Ich schloß sie in meine Arme; sie lehnte ihr Haupt an meine Brust. Ihr Vater trat in diesem Augenblicke ein, und sie entwand sich mir sanft und verließ, indem sie seine Hand küßte, das Zimmer. Mit dem Chevalier war das Nöthige bald geordnet, und je näher ich Adele kennen lernte, um so höher stieg meine Liebe. Auffallend war es mir, daß Adele niemals erwähnte, wie ich zu dem Eigenthumsrechte auf ihr väterliches Haus gekommen sey. Ich vermuthe, daß der Chevalier selbst seine Tochter nicht darin eingeweiht hatte, und ich fand keinen Beruf, sie damit bekannt zu machen, denn es war so etwas Heiliges in dem Wesen, daß ich mich fast der Quelle schämte, aus der die Reichthümer flossen, die ich ihr zu Füßen legte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dreisylbige Charade.

Wenn in des Frühlings milder Mondesnacht
Die Ersten durch die stillen Lüfte tönen,
Erfüllt die Brust mit unnennbarer Macht
Der süßesten Gefühle frohes Sehnen.

Willst du die Letzte sonder Müh' ergründen,
So setz' am Ende noch ein Zeichen hin,
Daß Licht Dir werde in dem dunklen Sinn',
Um schnell der leichten Lösung Spur zu finden.

Wen man mit Recht das Ganze nennen kann,
Wird wohl des Braven Achtung stets entbehren,
Er sey nun Knabe, Jüngling oder Mann;
Den Knaben kann die Ruthe noch bekehren,
Den Jüngling treue Liebe zart belehren,
Der Mann nur endet oft, wie er begann.

Franz K. Meissner.

(Die Auflösung folgt.)

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 4. Mai — **Nro. 54.** — 1834.

Sprichwörter.

Dachte mir die Welt ganz anders,
Eh' ich ihr Treiben kannte;
Dachte sie fürwahr die beste,
Weil man sie die Beste nannte. —

Dachte mir den Menschen immer —
Wie wir höh're Wesen können;
Denn das Meisterstück des Schöpfers
Wird man ihn umsonst nicht nennen. —

Dachte mir das Weib so herrlich —
Sanftmuth nur und Frauenwürde;
Denn ich hörte sie ja preisen
Immer nur der Schöpfung Zierde.

Doch die Welt ist nicht die beste,
Hat ja Seuchen, Hunger, Waffen,
Die im blut'gen Kampfesringen
Sie zum Jammerthale schaffen.

In zwei ewig fremde Hälften
Sich des Menschen Inn'res spaltet. —
Und ob halb der Engel handelt,
Halb das Thier doch immer waltet.

Ziert die Frauen manche Tugend,
Mußten sie auch Fehler erben;
Den von ihrer Aeltermutter. —
Von dem Weib' kam das Verderben.

Karl Max. Schnabel. —

Oeffentlicher Dank.

Das Prager Elisabethinerinnen-Institut, welches bereits gegen 115 Jahre sich der eifrigsten Pflege armer Kranken rastlos widmete, gerieth in den letztverflossenen zwei Decennien durch einen Zusammenfluß ungünstiger Zeitumstände in eine dergestalt mißliche Lage, daß es seinem wohlthätigen Zwecke, der unentgeldlichen Pflege und Heilung nothleidender Kranken, welche von einer alljährlich sich vermehrenden Anzahl derlei Hülfsbedürftiger in Anspruch genommen wurden, wegen der von Jahr zu Jahr sich verminderten Zuflüsse nach Wunsch zu entsprechen beinahe außer Stande war, und mit banger Erwartung seiner endlichen Auflösung entgegen sah. Da richteten nun die Edlen Böhmens ihre mitleidsvollen Blicke auf dieses so hart bedrängte Institut, und beseelt durch das Beispiel ihrer durch Heldenthaten und ausgezeichnete Staatsdienste eben so, wie durch echte Religiosität und gute Werke berühmten Ahnen, denen diese wohlthätige Anstalt ihre Gründung und sohinnige Erweiterung größtentheils zu verdanken hat, eilten dieselben durch theils selbst dargebrachte reichliche Opfer, theils durch wohlthätige Sammlungen den gänzlichen Untergang dieses, wenn gleich nur im Stillen, doch mit unermüdetem Eifer für das Beste der leidenden Menschheit wirkenden Institutes abzuwenden, und so gelang es dem vereinten Streben des hochherzigen Adels und menschenfreundlicher Wohlthäter aus allen Ständen, daß diese Anstalt trotz des Dranges der Zeiten bisher noch aufrecht besteht, und ihrem Berufe ferner pünktlich nachzukommen sich im Stande sieht. Besonders ergiebig ist die dem Konvente in diesem Jahre zugekommene Unterstützung mit einem Betrage von 7148 fl. 48 kr. C. M. als die Hälfte der reinen Einnahme der durch gütige Einleitung des würdigsten, und für alle nützlichen Anstalten so menschenfreundlich besorgten Obersten Burggrafen, Grafen Chotek, dann der durchlauchtigen Frau Bertha Fürstin von Rohan, einer der vorzüglichsten Gönnerinnen dieses Instituts, nebst mehreren hohen Standespersonen, zum Besten des hierortigen Kranken-Institutes der Elisabethinerinnen am 25. März l. J. mit einer Lotterie verbunden, abgehaltenen Akademie; für welche reichliche Spende das Institut dem hohen Adel, den Honoratioren, dem Handels- und Bürgerstande dieser Hauptstadt und allen menschenfreundlichen anderweitigen Theilnehmern hieran, den innigsten Dank hiemit öffentlich auszusprechen sich verpflichtet fühlt, und nicht unterlassen wird, den Erwartungen dieser hohen Gönner und aller Wohlthäter desselben durch unermüdete und getreue Er-

füllung seiner Berufspflichten in vollem Maaße zu entsprechen, so wie auch in seinem täglichen Gebete den allmächtigen Vergelter alles Guten inbrünstig anzuflehen, daß er den edlen Gebern jede dem hierortigen Kranken-Institute verabreichte milde Spende mit dem reichlichsten Segen hienieden vergelten, und dereinst in einem bessern Jenseits jenen Lohn angedeihen lassen möge, der Allen verheißen ist, welche den Armen, und in diesen dem göttlichen Welthellande selbst nach dessen eigenem Ausspruche Gutes gethan haben. Auch die matte Kranke flüstert einen herzlichen Dank auf ihrer Lagerstätte, ihren nun erheiterten Blick zu dem Allerhöchsten emporrichtend, und dessen Allmacht und Güte im stillen Gebete lobpreisend, welche so viele edle Menschenherzen mit christlicher Nächstenliebe entflammte und aneiferte, zur Rettung und fernern Erhaltung dieses für sie und Hunderte leidender Mitschwestern so wohlthätigen Asyls vereint mitzuwirken, wo sie so willige und menschenfreundliche Aufnahme und liebreiche Pflege gefunden.

Konvent der Prager Elisabethinerinnen.

Spielerglück.

(Fortsetzung.)

So nahte der glückliche Augenblick, den ich mit Sehnsucht erwartete, wo Adele durch den heiligen Segen der Kirche ganz die Meinige werden sollte. Da traf es sich, daß wir am offenen Fenster saßen, als Truppen durchzogen, die nach Spanien bestimmt war. Ein junger Offizier ging einem Zuge voraus. Ich erkannte Bouchard. Sein Auge blitzte zu uns herauf. Adele erblaßte, und ich — ein seltsames Gefühl von Schuld und Eifersucht ließ mich kaum es wagen, sie anzublicken. Sie sah eine Weile starr vor sich hin — die Truppen waren vorüber. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. Sie blickte mit dem Ausdrucke leidenschaftlicher Liebe mich an und reichte mir die Hand, die ich an meine Lippen drückte. „Dein! Dein!“ rief sie, indem sie mich heftig umschlang und dann mich schnell verließ. Wir waren ohne Zeugen, und das war mir lieb: so konnte ich leicht jede Miene annehmen, die ich für gut fand, und ich wählte den Ausweg, dem ganzen Vorfall weiter gar keine Bedeutsamkeit zu geben, am wenigsten irgend eine Befremdung über Adelens seltsame Bewegung zu äußern. — Als sie nach einiger Zeit wieder eintrat, kam ich ihr mit einem ungezwungenen Scherze entgegen, in den sie zwar nicht sogleich einging, den sie jedoch nicht unfreundlich aufnahm. — In wenigen Tagen war sie meine Gattin, und ich umringte sie mit allem, was Reichthum zu gewähren vermag, und sie strahlte in den Kreisen, die Reichthum und Rang öffnen, als ein Stern erster Größe in hoher Anmuth. Der Chevalier ließ sich, da er in Hinsicht seiner Tochter seine kühnsten Wünsche erfüllt sah, leicht bewegen, nicht mehr in den Spielsälen den Darleiher zu machen, und ich betrieb das Spiel im Großen durch untergeordnete Banquiers und behielt mir nur den kleinen ausgesuchten Kreis vor, in welchem zwar am höchsten, aber doch mehr mit dem Anstriche gesellschaftlicher Unterhaltung, als des eigentlichen Gewerbes gespielt wurde.

Adele fühlte sich mehr noch in meiner Liebe, die immer inniger wurde, als in dem Glanze, den Rang und Reichthum um sie verbreiteten, glücklich. In vertraulichen Augenblicken wurde ich denn auch mit ihrem Verhältnisse zu Bouchard bekannt. Sie gestand mir, daß Dankbarkeit für seinen Schutz in einem bedenklichen Augenblicke ihm ihr Herz geöffnet hatte, daß sie aber, mit den Ansichten und Wünschen ihres Vaters bekannt, keine Aussicht für ihre Liebe sah und daher dem Jünglinge rieth, sich in der Bahn des Kriegers auszuzeichnen und so vielleicht seine Wünsche zu verwirklichen. Sie habe geglaubt, ihn zu lieben; allein, als sie mich gesehen in jenem entsetzlichen Augenblick im Hause ihres Vaters, da sey mitten in der Entrüstung über die Erniedrigung ihres Vaters ein Gefühl für mich in ihr erwacht, gegen welches das für Bouchard ein bleicher Schatten gewesen. Jetzt erst habe sie gefühlt, was Liebe sey — Liebe, die sich nicht bedenke, sich mit dem Geliebten selbst in die Hölle zu stürzen, wenn sein Weg durch diese gehe. — Mit glühender Hingebung umschloß sie mich mit ihren Armen. „Du erinnerst Dich jenes Augenblickes am Fenster,“ sagte sie, „als die Truppen nach Spanien vorüberzogen. Bouchard war unter ihnen. Ich wußte, daß er in Paris war . . . Er hatte gesucht, sich mir zu nähern . . . Ich war Dein und hatte jede Möglichkeit einer Annäherung abgeschnitten. Es traf mich sein strafender Blick . . . Ich erschrack einen Augenblick; aber ich fühlte es, ich war — ich bin Dein auf ewig!“ Ich erwiederte diese Ergießung mit aller der Zärtlichkeit, die ich für sie fühlte, aber hütete mich wohl vor dem Geständnisse, daß ich ihr Verhältniß zu Bouchard früher gekannt, denn was mich in Adelens Augen hätte herabsetzen können, war mir furchtbar, und sollte ich ihr treulos am Freunde erscheinen? — Sie war nicht treulos an ihm, denn es war nicht Liebe, was sie für ihn empfunden: ich aber war der Vertraute seiner Liebe gewesen und hatte in seinem verzweiflungsvollen Blicke gelesen, was ich ihm geraubt. — In Adelen allein achtete ich die Menschheit, sonst waren mir die Menschen nur verächtlich. Welchen Blick hatte ich in ihr Inneres gethan! Von welchen Scenen der Thorheit und thörichter Verzweiflung war ich am Spieltische Zeuge gewesen! — Es gab keine menschliche Verworfenheit, deren ich nicht den ohne Unterschied fähig fand, der in diesem Zauberkreise gebannt war, und ich nahm mich selbst nicht davon aus.

So wie ich anfänglich die Chancen des Spieles zu meinem Studium gemacht hatte, so waren jetzt die Spielenden der Gegenstand meiner Beobachtung, und dies gab für mich dem Gewerbe — denn so muß ich es nennen — zu dem ich mich erniedrigt hatte, einen eigenen Reiz. Mit welchem Auge Adele es betrachtete, war mir aus ihren Aeußerungen klar; allein ich sah in ihm die Mittel, ihrem Leben Glanz zu ertheilen, einen Glanz, zu dem Geburt mich berechtigte und den ich wenigstens für meine Lieben nicht entbehren wollte. Daß das Spiel mir zum Bedürfnisse, ja zur Leidenschaft geworden war, das wollte ich mir nicht gestehen; nicht gestehen, daß ich in meinem Innern ein Anderer sey, als der ich damals war, als ich für Bouchard die ersten Karten berührte. Da sollte ein Zufall den Zauber, in dem ich befangen war, lösen.

Ein junger deutscher Graf, den ich öfter an meiner Bank gesehen und dessen Leidenschaftlichkeit im Spiele, in welchem das Glück ihn selten begünstigte, ich bemerkt hatte, verfolgte es einst mit einer Fassung, die mich überraschte. Das Glück schien ihn zu necken; es lockte ihn und täuschte ihn dann um so bitterer. Nur mit einem kalten Lächeln nahm er den größten Fehlschlag auf. Ich bemerkte bald, es sey die Fassung der Verzweiflung, und ahnte, daß sie um so gewaltsamer ausbrechen werde. Endlich sah ich ein unheimliches Feuer in seinem Auge aufflammen. Er zog eine bedeutende Summe hervor, die er auf eine verdeckte Karte setzte. Ich stand diesen Abend der Bank selbst vor; da zog er plötzlich ein Terzerol aus der Tasche, und sein Blut und sein Gehirn überspritzte den Spieltisch, mich und die Mitspieler. Seine Karte hatte verloren. Alle Anwesenden fuhren in höchster Bestürzung auf. Aus den anstoßenden Sälen, wo man den Schuß vernommen, strömte die Menge herbei. Nur ich, der einen solchen Ausgang beinahe erwartet hatte, verlor meine Fassung nicht. Ich sorgte für die Sicherheit der Bank in dem Tumulte und ließ sofort den nahen Polizeikommissär rufen. Der Thatbestand wurde aufgenommen, die Leiche hinweggetragen, die Bank in ein anderes Zimmer gebracht; allein die Spieler hatten sich zerstreut und wollten sich nicht wieder sammeln. Der Vorfall war mir unangenehm, doch einen weitern Eindruck konnte er nicht auf mich machen. „Der Thor!" war das einzige Wort, das ich darüber verlor. Auch war der Eindruck bei denen, die gewohnt waren, die Bank zu besuchen, bald verlöscht; ja die Neugier zog in den ersten Abenden Manchen herbei, die Stelle, auf welcher sich der Vorfall ereignet, und den Banquier mit der seltenen ruhigen Fassung, die das allgemeine Gespräch der Bewunderung und der Verdammung war, zu sehen. Ich verläugnete auch jetzt diese Fassung nicht, so viel Veranlassung ich auch dazu finden konnte, denn das Glück hatte sich gegen die Bank gewendet, und sie wurde mehr als einmal gesprengt. Diese Nächte verschlangen bedeutende Summen, und am dritten Morgen erhielt ich vom Kaiser den Befehl, Paris zu verlassen. Nur vier und zwanzig Stunden wurden mir gestattet, meine Angelegenheiten zu ordnen. Die ansehnliche Kaution, welche der Spielpacht erfordert hatte, blieb in den Händen der Regierung, und nur mit sehr bedeutender Einbuße konnte ich mit den Mitpachtern mich auseinander setzen. Abwesend in dem Verbande zu bleiben, war beinahe unmöglich, und dem widerstrebten auch Adelens Bitten und Thränen.

Als ich sie mit dem Schlage, der mich betroffen, und mit der an sich höchst ungerechten Verbannung aus Paris bekannt machte, und ihr sagte, welche Opfer ich bringen müsse, da jubelte sie, statt zu jammern, und brachte mir allen ihren bedeutenden Schmuck, alle werthvollen Geschenke, die sie von mir bekommen hatte, ja selbst die Urkunde über das Eigenthum ihres Hauses, und beschwor mich auf's Dringendste, kein Opfer zu scheuen, um mich aus einem Verhältnisse zu reißen, das mich nur zum Unglück führen werde. „Der Geist des Grafen verfolgt Dich," sagte sie; „nur durch Entsagung des Spiels kannst Du ihm entfliehen, und ich folge Dir überall mit Freuden hin, will jede Entbehrung gern übernehmen, um Deine Seele zu retten." Wenn ich auch ihre Besorgniß nicht theilte, so rührte mich doch so viele Liebe, und ich schwur ihr, niemals wieder eine Bank zu übernehmen. Ich ordnete, so gut es sich wollte thun lassen, alle meine Angelegenheiten, legte den Verkauf des Palais in sichere Hände, und war nach vier und zwanzig Stunden auf dem Wege nach Genua, wo ich mich mit den Trümmern meines Vermögens niederzulassen beschlossen hatte. Chevalier Froville, Adelens Vater, war kurz vor dieser Katastrophe gestorben.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdote.

Der Gesandte des Bay zu Titeri in Paris war zu dem letzten Hofball im Jahre 1833 eingeladen worden.

Man fragte ihn: wie ihm das Fest gefallen habe? „Es hat uns viel Vergnügen gemacht," erwiederte er, „und hauptsächlich deshalb, weil man uns an einem Feste hat Theil nehmen lassen, wo das Serail einmal ganz in Freiheit gesetzt worden ist."

Die Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 42 ist:

Liederlich.

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 1. und 2. Mai.

Nachdem am 30. April die vorige Direktion mit der Oper „Jessonda" geschlossen hatte, begann die gegenwärtige am 1. Mai mit einer Novität von Mad. Weißenthurn. Es wurde aufgeführt: „Die Geprüften," Lustspiel in 5 Aufzügen. Der Theaterzettel kündigte drei uns noch unbekannte Mitglieder der Bühne, nämlich Dem. Leynsitt, und die Herren Dietz und Walter an. In der beigegebenen Anzeige einer neuen Vorderkortine und der übrigen Dekorationen wurde uns als Dekorateur Herr Mößner genannt. Uebrigens lautete die Aufschrift der Annonce ganz einfach: „Erste Vorstellung unter der Direktion des Johann August Stöger," und wenn auch zugleich ein vom Herrn Professer Gerle verfaßter Prolog angekündigt wurde, so lag doch weder in der Ankündigung desselben, noch in dem Inhalte irgend eine captatio benevolentiae. Vielmehr schließt sich dieser Prolog in Ton und Bedeutung an die Abschieds- und Empfehlungsformeln und an die Gedichte an, die in den letzten Vorstellungen der vorigen Direktion an der Tagesordnung waren. So vortheilhaft und billig es auch gewesen wäre, das Publikum auf die dreifache Schwierigkeit der neuen Direktion aufmerksam zu machen, nämlich darauf, daß sie dem Publikum neben altem, anerkanntem Guten das unbekannte Neue vorzuführen; daß sie die Aufgabe zu lösen hat, Altes und Nues zu amalgamiren, und daß ihrem Wirken übertriebene Gerüchte eines binnen 24 Stunden unmöglichen, glanzvollen Auftretens vorangegangen waren: so nützlich es, wie ich schon sagte, gewesen wäre, auf diese drei Umstände aufmerksam zu machen, so wenig hat Herr Direktor Stöger zu diesem Zwecke von der Publicität Gebrauch gemacht.

Ich würde dem geneigten Leser dieser Blätter schwerlich einen Gefallen erweisen, wenn ich, statt zu erzählen, in eine Kritik des neuen Weißenthurnschen Stückes eingehen würde; denn es schien auch das Publikum vom 1. Mai nicht so sehr die dramatische, als die theatralische Novität versammelt zu haben. Ueber die Nacht vom 30. April zum 1. Mai wurden die früheren Parquetsitze beseitigt, und die in der Mitte getheilten Sperrsitzbänke zusammengeschoben, so daß das bei uns sogenannte stehende Parterre bedeutend an Raum gewann. Auch ist der vorige Eingang in das Parterre kassirt, und dagegen die größere Mittelthüre geöffnet worden. Von hier aus kann sich das Publikum gleichförmiger nach allen Seiten vertheilen, und man wird sich am Ende auch an die in den meisten Theatern bestehende Einrichtung gewöhnen, nicht von der Mitte, sondern von den Seiten aus, auf seinen Sperrsitz zu gelangen. Ein neuer, vom Spenglermeister Herrn Routschek verfertigter, sehr geschmackvoller Luster wirft ein äußerst kräftiges Licht auf den Schauplatz herab. Die neue Vorderkortine stellt einen weiten, halbkreisförmig gezogenen und überworfenen, reich dekorirten Vorhang vor. Diese drei Veränderungen gaben dem Hause einen halb neuen, und im Ganzen genommen, recht munteren Anblick; so wie auch die schöne architektonische Dekoration zum Prologe und die einfachen neuen Zimmerdekorationen mit der eleganten Meublirung allgemeinen Beifall fanden. Der Prolog und eine Cramersche Symphonie, vom vollen Orchester ausgeführt, und in den Zwischenakten fortgesetzt, eröffneten das Stück, dessen Titel „die Geprüften" sich auf die Freunde und Verwandten einer reichen, inkognito angelangten jungen Witwe bezieht.

Die Direktion führte uns in demselben drei neue Individuen vor, von denen insbesondere Dem. Leynsitt eine recht angenehme Erscheinung war. War auch ihre Rolle nicht darnach, um über ihre Darstellungsgabe ein richtiges und billiges Urtheil fällen zu können, so empfahl sich doch gleich in der ersten Scene ihr jugendliches, sehr vortheilhaftes Aeußere. Auf ihre Darstellung, ja selbst auf ihre Stimme schien eine verzeibliche Befangenheit bedeutenden Einfluß zu nehmen. Dem. Leynsitt trat nämlich zum ersten Male vor einem Publikum auf, dessen Kunstverständigkeit allgemein bekannt ist, und welches in Mad. Binder noch immer eine klassische Darstellerin ähnlicher Charaktere zu verehren Ursache hat. Aber eine Schauspielerin, welche in Rollen eines bestimmt angegebenen Jugendalters nicht den gefährlichen Kampf von Illusion und Wirklichkeit eingehen darf, ist in dem Personalstande einer jeden Bühne nicht wegen der Person, sondern wegen der Sache wünschenswerth. Dem. Leynsitt hätte sich, selbst abgesehen von der ihrer Jugend eigenen Schüchternheit, in der Rolle der „Valentine" nicht als Schauspielerin geltend machen können; das prager Publikum konnte also aus ihrem Debut nur die Hoffnung schöpfen, daß sich ihr Talent so erfreulich entwickeln werde, als sich ihr Aeußeres auf den ersten Blick angekündigt hat.

Von den beiden Herren Walter und Dietz gefiel der Erstere, trotzdem daß er als Mohr schwarz angestrichen war, durch die besondere Wärme seiner Deklamation und durch ein ungezwungenes und unmanirirtes Gebärdenspiel. So viel Referent aus dem Beifalle abnehmen konnte, mit welchem seine Darstellung aufgenommen wurde, hat Herr Walter bei seinem zweiten Auftreten nicht die mindeste Ursache, die Stimme des Publikums zu scheuen; denn er wurde mitten im Akte gerufen. Dagegen schien Herr Dietz als Advokat „Dorval" nicht an seiner Stelle zu seyn, weil er für einen Mann, welcher sechs Jahre nach seiner fehlgeschlagenen Brautwerbung ein schwer zu bekehrender Weiberfeind und taktfester Geschäftsmann war, viel zu jung ist und auch viel zu jung aussieht. Dergleichen Rollen hat Herr Bayer noch in der letzten Zeit zur wohlbegründeten Zufriedenheit des Publikums gespielt. Herr Dietz hatte also von den neu angekommenen Mitgliedern die schwierigste und undankbarste Stellung. Am Schluße wurden übrigens Alle, und von vielen Stimmen auch Herr Stöger gerufen.

Am 2. Mai wurde Müllners „Schuld" gegeben, und uns in dieser früh veralteten Schicksalstragödie Herr Fischer als Hugo Graf von Derindur vorgeführt. Herr Fischer verbindet mit einem für sein Fach sehr vortheilhaften Aeußeren ein starkes und in allen Rhythmen und Kraftgraden geübtes Organ. Referent muß ihn jedoch schon vorhinein auf drei Punkte aufmerksam machen. Erstens ist sein Mezza voce nicht geeignet, den ganzen Raum der Bühne und des Schauplatzes auszufüllen. Anschütz und Eßlair, welche sich in diesem Punkte Herr Fischer mit Recht zum Vorbilde gewählt hat, verbreiten vor den Stellen, die sie mit halber Stimme sprechen, erst eine wahre Todtenstille über das Haus; dann gliedern sie aber selbst, wenn sie lispeln, die Worte so langsam und regelrecht, daß dem Ohre auch keine Sylbe entgeht. Zweitens drückt Herr Fischer den Redeton gern so tief herab, daß ihm, wo er nach der angegebenen Empfindung noch tiefer sinken soll, weder Kraft noch Klang übrig bleibt. Gegen solche Stellen stechen dann seine Fisteltöne in den „Oh" und „Ach" sehr unangenehm ab. Drittens wird Herr Fischer bei dem bedeutenden Reichthume der Sprechweisen, die er sich nach Mustern und eigenem Studium angeeignet hat, sehr wohl thun, wenn er diese einzelnen Schönheiten nicht neben einander hinlegt, sondern zu einem schönen, organischen Ganzen verbindet. Herr Fischer wurde übrigens wegen ausgezeichneter Einzelnheiten gerufen, und die voranstehenden Winke mögen ihm zum Beweise dienen, daß sich Referent für sein Talent aufrichtig interessire.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 6. Mai **Nro. 54.** 1834.

Der letzte Werschowetz.

(Sage aus Böhmen.)

Verbannt aus ihrem schönen Vaterlande war das ganze Geschlecht der Werschowetzen; die zahlreichen tapfersten Glieder desselben trieben sich in fremden Ländern herum und büßten schwer für die Vergehungen ihrer Voreltern, was diese von Herrschsucht und Hoffart irre geleitet an ihren Fürsten und der Heimath verbrochen hatten. Es war im Jahre 1184, als bei dem polnischen Fürsten der Tapferste aller Werschowetzen — der kühne Ratibor Werschowsky Schutz und Aufenthalt fand. Verschwunden war aus Ratibors Herzen jeder Groll und Haß, er liebte sein Geschlecht und wünschte nichts sehnlicher, als es im verlornen Heimathslande wieder zu Glanz und Ehren erheben zu können. Fern von jeder Gewaltthat sollte dies nimmer durch Ausübung neuer Verbrechen geschehen, nimmer durch abermalige Nachstellungen nach dem Leben der Herzoge des Landes; nein! durch Thaten, nur würdig und fähig die Zufriedenheit und Liebe des Böhmerherzogs zu erwerben. Ratibor wollte mit den Seinigen im theuern Böhmerlande freundlich aufgenommen werden, all das Böse, so Kochan, Tista Werschowsky und andere Mißvergnügte seines Geschlechtes gegen Fürst und Vaterland verbrochen, wieder durch edle Thaten vergessen machen. — Die rauhen Herzen der stets unruhigen Werschowetzen hatten Zeit und Umstände weich und milder gemacht, die Klugheit und Ueberlegung siegten über den Uebermuth und leidenschaftliche Herrschsucht, und so konnte es keineswegs fehlen, daß des edlen Ratibors Unternehmen mit dem herrlichsten Erfolge gekrönt wurde, und aus dem Geschlechte der sonst so feindlich gesinnten Werschowetzen neue Glieder eines neuen Stammes, mit neuem Namen Liebe für Fürst und Vaterland im Herzen tragend, in die neu erworbene Heimath einzogen, überall freundlich empfangen und gerne gesehen. Der edle Ratibor Werschowsky hielt sich mit den Vornehmsten seines Geschlechtes, die er in seine Nähe entboten hatte, bei dem polnischen Herzoge auf, mit dessen freundschaftlicher Beihilfe Ratibor mit Erfolg seinen Plan auszuführen gedachte. Der kühne Werschowsky hatte durch seine Kundschafter erfahren, wie daß ein blutiger Kampf zu erwarten sey, zwischen dem Böhmerherzoge Friedrich und seinem Vetter, dem mährischen Konrad. Friedrich schickte seinen streitfertigen Bruder Primislaus an der Spitze der tapfersten Streiter nach dem Mährerlande, um die Gegend der Stadt Znaim herum in Furcht und Schrecken zu versetzen, und diese Strecke Landes mit dem Böhmerlande zu vereinigen. Primislaus war ein edler tapferer Kämpfer und säumte nicht dem Feinde entgegen zu ziehen, und durch neue Siege seinen Kriegsruhm zu verherrlichen, und beträchtlichen Vortheil seinem herzoglichen Bruder zuzuwenden. Auch der mährische Konrad hatte im festen Znaim des Böhmerherzogs Kriegsrüstungen vernommen, und schnell die kräftigsten Vertheidigungsmaßregeln genommen. Eine zahlreiche Heeresmacht hatte Konrad unter Anführung seines listigen Hauptmanns Wiczkow in das Feld seinem anrückenden Feinde entgegen gestellt. Der Mährerhauptmann war ein tapferer, aber auch verschlagener Krieger, und nicht selten hatte ihm schon seine List einen Sieg über zahlreichere Gegner verschafft, den er gegen offenbare Gewalt verloren hätte. Wiczkow kannte den kühnen Primislaus genau, und beschloß sein allzuheftiges Feuer und Verlangen nach dem Streite zu seinem Vortheile und zum Verderben des Gegners zu benützen. Durch mancherlei Kunstgriffe und List lockte der Mährer die Böhmen in einen Hinterhalt und plötzlich sah sich der edle Primislaus mit seinen tapfern Kampfgenossen von allen Seiten eingeschlossen.

Der listige Wiczkow jubelte schon heimlich über das Gelingen seiner argen List, und glaubte den Sieg bereits in seinen Händen zu haben; denn dem von vielfach überlegener Kriegsmacht eingeschlossenen Primislaus und dessen Kriegern konnte nichts anderes übrig bleiben, als sich dem Sieger Wiczkow gefangen zu geben. In diesem für den edlen Primislaus so gefahrvollen Au-

genblicke, in welchem ihm nur die Wahl zwischen schimpflicher Gefangenschaft oder einem ruhmvollen Tode übrig blieb, und er mit den Seinigen das Letztere zu wählen beschlossen hatte; auch schon im Herzen Abschied nahm von seinem herzoglichen Bruder Friedrich, von der blonden lieblichen, ihm so innig zugethanen Liska, seiner guten Schwester, und er beschloß nun zu scheiden vom frischen Leben in der herrlichen Rosenjugend, jetzt flammend und kräftig das gewichtige Heldenschwert schwang, um auf die ihn gleich einem Netze umgarnten Feinde einzudringen; in diesem Augenblicke war es, als plötzlich ein wüstes Getöse die Feinde stutzen machte, aber kaum einige Minuten waren ihnen zum Bedenken übrig; denn jetzt fühlten sie sich schon von allen Seiten von zahlreichen unbekannten Gegnern angefallen. Jetzt hatten Wiczkow und seine Mährer nichts eiligeres zu thun, als sich schnell den unerwarteten Gegnern entgegen zu werfen, um so fest als möglich dem wüthenden Andrange derselben zu widerstehen. Hageldicht fielen die Schwerthiebe der hilfreichen Fremden, die jetzt den eingeschlossenen Böhmen neuen Muth und frische Kräfte brachten. Als Primislaus so unverhoffte Hilfe fand, da sah er seine Gefährten mit blitzenden Augen, in welchen sich frische Kampfeslust spiegelte, an, und führte sie zum neuen Streite — zum Siege.

(Die Fortsetzung folgt.)

Spielerglück.

(Beschluß.)

Mir blieben nach dem allerdings nicht vortheilhaften Verkaufe des Hauses in Paris doch mit dem stets unangerührten kleinen Vermögen von meinem Vater her noch hinlängliche Mittel, eine Villa am Meeresufer zu kaufen und auf dieser zwar nicht glänzend, aber sorgenfrei zu leben, und in gewohnten Kreisen, da Rang und Titel ersetzte, was mir an Vermögen gegen meine Nachbarn abgehen mochte.

So lange die Neuheit der Lage und die nothwendigen Einrichtungen der Villa und meines Hauswesens mich beschäftigten, genügte mir das einfache Leben und das Glück der Liebe Adelens. Als aber nun alles gethan war, da fühlte ich eine Leere, die ich nicht auszufüllen vermochte. Ich wollte mich wieder den Wissenschaften zuwenden; allein an heftigere Aufregungen in dem Wechselspiel des Glückes gewöhnt, konnte ich in dem Frieden der Wissenschaft keine Befriedigung finden, und der Drang, das alte Glück zu versuchen, wurde immer stärker, ja unwiderstehlich. Und als ich ihm nun nachgab und wieder zum Spieltisch trat, da fühlte ich eine Leidenschaft dafür, deren ich mich für ganz unfähig gehalten hatte, und diese stieg, je entschiedener Fortuna mir ihre Gunst versagte. Meine Eitelkeit, die mich ehemals überredet hatte, diese Gunst sey nicht blind, sondern könne durch scharfsinnige Combinationen gelenkt werden, fühlte sich verletzt und wollte sich die Täuschung immer nicht eingestehen, und doch konnte ich sie mir nicht ganz verhehlen, und es bemeisterte sich meiner eine Verachtung meiner selbst, die mich in meinem Innern gänzlich zu Grunde richtete. — Adele bemerkte die unselige Umwandlung, sie nagte an ihrem Herzen, ihre Gesundheit wankte; allein sie ertrug Alles mit himmlischer Geduld, und ihr thränenfeuchter Blick lächelte mir mit einem Zauber, der mir zur Verdammniß wurde und doch mein einziges Glück war. — So taumelte ich dem Abgrunde zu, der sich weit öffnete, sein Opfer zu verschlingen.

Unter den Banquiers, gegen welche ich vorzüglich verlor, war ein josephinisch-spanischer Offizier, ein Franzose von Geburt, der mir mit seinem vernarbten Gesichte und mit seinem Pflaster über dem einen Auge, welches er in einer Schlacht wollte eingebüßt haben, besonders zuwider war, weil er mit eben dem unerschütterlichen Gleichmuthe und mit der Ironie das Spiel trieb, wie ich es vormals getrieben hatte, und je weniger ich diesen Gleichmuth jetzt zu behaupten vermochte, um so höher stieg mein Zorn gegen ihn. Es wurde bei mir zur Leidenschaft der Wunsch, ihm diesen Gleichmuth zu rauben, und dies verleitete mich, das Spiel auf die höchste Spitze zu treiben. — Eines Tages hatte es mich alles, was ich an Baarschaft und Kostbarkeiten bei mir trug, und das war auch ziemlich alles, was ich außer der Villa noch besaß, gekostet, und ich lehnte voll innern Ingrimms über die erzwungene Unthätigkeit an einem Pfeiler. Da blickte der widerwärtige Mensch zu mir herüber mit der Frage: „Belieben der Herr Herzog nicht mehr zu spielen?" — „Nein," war meine kurze Antwort, „denn — ich habe nichts mehr zu verlieren." — „Sie scherzen," erwiederte er höhnisch: „Sie haben ja noch eine schöne Villa, sie ist ihre 30,000 Dukaten werth; ich rechne sie für 40,000, wenn es Ihnen beliebt, und so viel steht Ihnen gegen diese bei der Bank Kredit zu Diensten. Was diese Bank etwa zu wenig enthalten sollte, wird dieses Taschenbuch voll guter Papiere ersetzen." Er legte ein reichlich gefülltes Taschenbuch auf den Tisch. „Das Glück kann sich wenden!" — Mich durchschauerte es wie ein Fieberfrost, ich war in einer gänzlichen Betäubung, meiner selbst nicht mächtig. Die Wuth, den Hohn zu vergelten, den Widerwärtigen ihn bereuen zu lassen, ließ mich Alles vergessen. Ich ergriff die verhängnißvollen Karten, ich setzte hoch, unsinnig, und — was soll ich die ganze zermalmende Folter mir selbst wiederholen? — die Villa, mein Letztes, Adelens Letztes, war nicht mehr mein. In mich gekehrt, fast in völligem Stumpfsinn begleitete ich den neuen Eigenthümer dahin. In der Verzweiflung hatte ich einen ver-

trauten Diener vorausgesendet, Adele davon in Kenntniß zu setzen, ohne zu bedenken, was Vernunft und Menschlichkeit gegen die Unglückliche gebot. Als wir in die Zimmer eintraten, sagte mein triumphirender Begleiter zu mir in einem schneidenden Tone, in welchem eine ganze Hölle marternder Gefühle in meinem Innern aufflammte: „In Paris hatten Sie mehr Glück, Herr Herzog!“ — Da lag der alte Chevalier händeringend in Verzweiflung zu meinen Füßen, das Gehirn des unglücklichen Deutschen spritzte auf mich, und Adelens rächender Geist trat vor mich. — „Kannten Sie mich in Paris?“ fragte ich mit bebender Stimme. — „Sehr gut,“ antwortete er, „und sah sie dort zum letzten Male am Fenster des Chevalier Froville!“ — „Bouchard!“ schrie ich entsetzt auf. — „Eben dieser, Herr Herzog,“ erwiederte er, „eben dieser Bouchard, den Ihre seltene Großmuth vom Spieltisch zur Armee beförderte und dann um das ganze Glück seines Lebens täuschte.“ — „Nun,“ erwiederte ich mit der Kälte der Verzweiflung, „so haben Sie sich jetzt gerächt.“ — „Nicht ich, Herr Herzog, sondern Fortuna, deren Gunst, wie die eines Weibes, wandelbar ist,“ entgegnete er höhnisch. „Darf ich mir aber jetzt die Ehre ausbitten, der Frau Herzogin meine Ehrfurcht zu bezeugen?“ — „Diese Villa, mein Herr,“ versetzte ich verächtlich, „gehört Ihnen, meine Frau gehört mir!“ —

In diesem Augenblicke erscholl aus dem anstoßenden Zimmer ein gräßlicher Schrei und ein Fall. Ich stürzte entsetzt hinein, Buchard mit mir, und —“ setzte der Herzog mit schauderhafter Kälte hinzu, daß alles Mark in den Adern des Grafen erstarrte — „Adele lag todt zu unsern Füßen. Sie mußte unser Gespräch belauscht, sie mußte erkannt haben, wer ihr nahte. Eine Phiole, die ich nie bei ihr bemerkt, lag in Scherben neben ihr. Sie hatte es schon länger für möglich gehalten, eines Mittels zu bedürfen zur gewaltsamen Scheidung von dem Wahnsinnigen, der sie dem Verderben und der Schmach preisgab. Als ich sie noch liebend umschlang, hatte sie sich schon von mir losgerissen. Die Verzweiflung trieb mich aus Italien, sie treibt mich aus der Welt!“

„Entsetzlich!“ rief der Graf; „zu hart gebüßt, unglücklicher Mann!“ — „Weltlauf, Herr Graf,“ erwiederte der Herzog bitter lächelnd, „nichts als Weltlauf; vielleicht etwas pikanter, als bei manchem Andern, das ist Alles. — Aber es ist Zeit zur Rückkehr. Leben Sie wohl, Herr Graf! möge es Ihnen stets glücklich gehen!“ — „So können wir nicht scheiden, Herzog!“ rief der Graf erschüttert; „Ihre Wunden kann ich nicht heilen, aber vergönnen Sie mir die Freude, zu thun, was ich vermag.“ — „Sind Sie ein Gott?“ fragte der Herzog. „Und wenn Sie es wären, was vermöchten Sie für mich? Sie hätten Alles vermocht, wenn Ihre Kugel, wie ich hoffte, meine Brust zerschmettert hätte.“ — „Das hofften Sie?“ fragte der Graf. — „Das hoffte ich,“ erwiederte der Herzog, und reichte dem Grafen die Hand; „allein es hat nicht seyn sollen. Leben Sie wohl, Herr Graf, und vergessen Sie mich und was Sie gehört haben.“ — „Niemals, niemals, unglücklicher Mann!“ sagte der Graf. „Darf ich Sie wieder sehen, darf ich morgen —“ — „Wenn es Ihnen beliebt, Herr Graf, morgen.“ — Mit diesen Worten schlug der Herzog den Mantel über und verschwand mit seinem Begleiter in einem Waldwege, in welchem der erschütterte Graf ihn bald aus dem Gesichte verlor.

Am andern Morgen begab er sich in die Wohnung des Herzogs. Er fand das Haus in der größten Bestürzung, und als er ins Zimmer trat, lag der Herzog mit zerschmettertem Haupte auf dem Sopha.

Nie berührte der Graf eine Karte wieder.

A n e k d o t e.

Ein junges Mädchen bereute ihre Verlobung und sie erklärte, den Bräutigam nicht nehmen zu wollen. „Aber haben Sie sich denn nicht versprochen?“ — „Ei freilich,“ antwortete sie, „statt N e i n sagte ich J a.“

Dreisylbige Charade.

Die Erlösung.

Es war gerade zwölf um Mitternacht;
Durch das Getös' des Windes, der die Bäume
Im Garten wild an's Fenster schlug, bin ich erwacht.
Da tritt ein blendend weißes Feenwesen
Zu meinem Bett', und noch im Wahn',
Es sey ein Bild der Phantasie, der Träume,
Spricht mich die Dame freundlich an:
„Du bist bestimmt, mich zu erlösen! —
„Entdecke nur den Schatz, zu dem ich Dir
„Die Weisung also geb', dann winkt Erlösung mir.
„Die Freundschaft schling zuerst um Dich ihr Band,
„Und hast Du so dem Freund das traulich' Wörtchen ausgesprochen,
„So ist der E r s t e Schritt gethan; — doch sey gewandt!
„Viel schwerer ist der Z w e i t' und D r i t t e;
„Hier dieser Kasten birgt in seiner Mitte
„Zwei eng verbund'ne Theile; hast Du ihn erbrochen,
„Den einen Theil davon, das Hinderniß verscheucht,
„So sind auch diese Weisungen erfüllt;
„Und bald ist der Erlösung Ziel erreicht,
„Das augenblicklich Dir den ganzen Schatz enthüllt;
„Sprich nur in einem einz'gen Worte
„Die drei Erlösungspunkte im Verein';
„Sie nennen vom Metall' zugleich die Sorte,
„In welcher eben dieser Schatz besteht.“
Wenn Dir dies Werk genau von Statten geht,
So soll er Dein zum Lohne seyn.

(Die Auflösung folgt.)

Johann Grimm.

Theaterbericht vom 3. und 4. Mai.

Am 3. Mai wurde gegeben: „Kunst und Natur,“ Originalposse von Albini, und am 4. bei gedrängtvollem Hause „der Barbier von Sevilla.“ Bei dem guten Rufe, welcher der Stögerschen Operngesellschaft vorangegangen war, und bei dem Umstande, daß auf dem Theaterzettel mit Ausnahme einiger Nebenpersonen lauter neue Namen standen, war es natürlich, daß sich das Haus schon vor dem Glockenschlage in allen seinen Räumen gefüllt hatte. Die gespannte Aufmerksamkeit des zahlreichen Publikums gab sich vor dem Auftreten eines jeden neuen Individuums durch ein allgemeines tiefes Schweigen kund. Die Erwartung war bis auf jenen Grad gespannt, bei welchem die volle Befriedigung eine schwere Aufgabe ist. Dennoch zeigte es sich in dem enthusiastischen Beifalle, mit welchem nicht nur die ganze Vorstellung, sondern auch fast jede Einzelnheit aufgenommen wurde, daß jene Erwartung durch Rundung, Feuer und Präcision dieser schönen Leistung übertroffen wurde. Schon das gleichförmige, den Personen angemessene und nette Costum des ersten Chores und das wohlgeregelte Piano und Forte desselben konnte der beifälligen Aufmerksamkeit des Publikums nicht entgehen. Herr Demmer (Graf Almaviva) zeichnete sich schon auf den ersten Anblick durch Costum, gefälliges Aeußere und gute Haltung aus. Das mit angenehmer und wohlgeübter Stimme gesungene Ständchen und der darauffolgende Chor war ganz geeignet, die Meinung des Publikums schon vorhinein zum Vortheile der Produktion zu stimmen. Als aber Herr Pöck (Figaro) die ersten Töne seiner großen Arie hinter der Couliße anschlug, und dann mit einer dem Charakter angemessenen Haltung und Leichtigkeit vor das Publikum trat, wurde er mit einem so allgemeinen und stürmischen Beifalle empfangen, daß das Orchester übertäubt wurde, und eine kleine Pause eintrat. Seine Stimme verbindet mit einer durchgreifenden Kraft eine kunstreiche Geläufigkeit und Sicherheit, und würde sich auch im einfachen, unverzierten Gesange durch eine zum Herzen sprechende Wärme empfehlen. Dabei hat Herr Pöck eine äußerst vortheilhafte Theatergestalt, die in der Parthie des Figaro noch durch ein elegantes, aber darum nicht charakterwidriges Costum gehoben wurde. Ein glänzenderer Erfolg, als ihn die große Arie hervorbrachte, läßt sich nicht denken. Allein so auffallend sich auch die Meinung des Publikums alsogleich für Herrn Pöck entschied, so wenig wurde Herr Demmer in dem darauffolgenden Duette in den Schatten gestellt; vielmehr ist es ein Beweis der wohlnivellirenden, und selbst in Kleinigkeiten höchst sorgfältigen Leitung des Ganzen, daß im Ensemble sich Niemand auf Unkosten des Anderen geltend machte, sondern jedem Raum gelassen wurde, sich ohne Störung des Gesammteindruckes dem Publikum zu empfehlen. Nicht einzelne Personen oder Nummern, sondern die ganze Produktion, als Ganzes, erregte und unterhielt das ungetheilte, hohe Interesse des Publikums. Wie in einem Uhrwerke griffen alle Theile à tempo in einander, und dies gilt nicht nur von dem Gesange, sondern auch vom Spiele, vom Auf- und Abtreten, und von den Veränderungen der Gruppen. Ich brauche nicht den Wunsch auszusprechen, daß die Reprise des wohlgeregelten Ganzen genau so ausfallen möge als am 4. Mai; denn es konnte wohl keinem Kenner verborgen bleiben, daß bei einem so wohl erwogenen und wohlgeübten Zusammengreifen den Störungen des Zufalls kein Spielraum übrig bleibt. Auch der passend und reinlich gekleidete Chor erschien nicht als losgelöster, unthätiger Theil des Ganzen, sondern hatte seinen gemessenen Ort und seine proportionirte Bedeutung. Wegen dieses sich überall kund gebenden, ordnenden Geistes wurde auch, nachdem der ganzen Gesellschaft und den Hauptpersonen insbesondere die glänzendste Anerkennung zu Theil geworden war, Herr Stöger selbst einstimmig gerufen.

Außer den oben genannten Herren Pöck und Demmer führte uns die Direktion auch eine neue Sängerin in der Person der Dem. Kratky auf. Ihr an Verzierungen und Rouladen reicher Gesang fand schmeichelhafte Anerkennung und sie wird im Verein mit Mad. Podhorsky und Dem. Lutzer gewiß den uns schon in der ersten Vorstellung angekündigten Glanz unserer gegenwärtigen Oper erhalten helfen. Der wohlbegründete Ruf und die Beliebtheit der letztgenannten zwei Künstlerinnen machte ihr Debut in Prag zu einer schweren Aufgabe, und irrt Referent nicht, so gaben sich in der eingelegten Paccinischen Arie wirklich Spuren einer begreiflichen Befangenheit kund. Indessen wurde auch sie mit Recht in den ehrenvollen Ruf eingeschlossen, mit welchem das Publikum am Schluße beider Akte Alle noch einmal zu sehen begehrte. Selbst im Verlaufe der Handlung wurde sie wiederholt durch lauten Beifall ausgezeichnet. Wie aber Herr Pöck und Herr Demmer sich nicht nur durch Gesang, sondern auch durch ein wohlentwickeltes und gut eingehaltenes Spiel empfahlen, so trugen auch die Herren Preisinger (Bartolo) und Brava (Basilio) zur schönen Rundung des Ganzen ihren verhältnißmäßigen Antheil bei. Herr Preisinger gab den alten, einfältigen und eigennützigen Vormund ergötzlich, ohne über die Massen gemein zu werden; und auch in der Darstellung des Herrn Brava lag keine auf Unkosten des Ganzen hervortretende Spaßmacherei. Der komische Effekt lag nicht so sehr in ihren Personen für sich, als in dem Ensemble mit den übrigen, und wie sie sich ihre Charaktere gedacht haben, hielten sie sie auch konstant ein. Wenn der Leser zu dem Gesagten sich noch ein wohlgewähltes und unter sich harmonirendes Costum, dann nicht die mindeste Störung in Scenerie und Comparserie, endlich, was noch mehr gilt, als beides, ein feuriges und präcises Mitwirken des Orchesters hinzudenkt, so wird er den außerordentlichen Beifall, den die Vorstellung des 4. fand, vollkommen gerechtfertigt finden.

Am vorhergehenden Tage wurde, wie schon gesagt „Kunst und Natur“ aufgeführt. Dem. Frey debutirte als Polixena mit vielem Glücke, was ihr zu um so größerer Ehre gereicht, als sie in dieser Parthie an Mad. Binder eine hier mit Recht beliebte Vorgängerin hatte. Die erste Gartenscene mit dem Grafen war durchaus gelungen, und entschied den Beifall für die ganze Vorstellung; nur die letzten Worte, mit welchen sie am Arme ihres Gatten Abschied nimmt, klangen nicht gutmüthig genug. In ihrer ganzen Darstellung war übrigens die äußerste Sorgfalt nicht zu verkennen; möge sie nach der ihr gewordenen ermuthigenden Auszeichnung nun auch ohne Scheu und mit unbefangener Wärme vor das Publikum treten. Uebrigens muß auch den der Oper vorangegangenen Schauspielen eine besondere Präcision und Sorgfalt in Dingen der Regie nachgerühmt werden.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 9. Mai **Nro. 55.** 1834.

Der Marburger Schlosskommandant.

Nach einer wahren Begebenheit aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Es war am 26. Oktober 1645 alten Styls, als der Pastor von Butzbach, einem Städtchen in der Wetterau, langsam nach dem dortigen Schlosse sich bewegte, um in gewohnter Gesellschaft, dem Schloßverwalter, seiner Frau und seiner einzigen Tochter, eine Kanne Bier auszuschlürfen und seine Pfeife zu rauchen. Obgleich der Augsburgischen Confession zugethan, war er dennoch bis jetzt unverheirathet geblieben. Er hatte längere Zeit als Hofmeister in einem gräflich Solmsischen Hause gedient, nach und nach seine Zöglinge auf die Universität Marburg begleitet, und später, als bereits einzelne weiße Flocken seines Haupt- und Barthaares den herannahenden Winter verkündeten, war ihm vom Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt, auf Verwendung seiner großmüthigen Prinzipalen, die Pfarrei Butzbach zugetheilt worden. Ein entfernter Verwandter des Schloßverwalters, trieb er sich oft scherzweise mit dem guten alten Manne herum, und behauptete fest, daß er doch über kurz oder lang des Herrn Vetters einziges Töchterlein heirathen würde. Dem mochte nun seyn, wie ihm wollte, gewiß konnte kein Liebhaber regelmäßiger in dem Hause der Geliebten sich einfinden, als der Pastor von Butzbach auf dem Schlosse. Winters um sechs, Sommers um sieben Uhr, wenn er sein einfaches Abendessen zu sich genommen hatte, that sich die alte eichene Thür der Pastorswohnung auf, und auch im Schlosse war schon abgeräumt, wenn der Klinkengriff mit sicherer Hand aufgedrückt wurde, und ein freundliches, helltönendes guten Abend die Ankunft des Pastors verkündigte.

Das Wetter war gerade heute besonders unfreundlich. Beinahe der ganze Oktober hatte eine Art von Sommers-Nachfeier gehalten, die Blätter schienen Willens, Winterquartiere auf den Bäumen zu nehmen, aber plötzlich war Sturm, Hagel und Schnee hereingebrochen, und nur mit Mühe konnte der Pastor den großen, breitgekrempten Hut auf dem Kopfe erhalten, als er seinen gewöhnlichen Abendgang antrat.

„Schlimmes Wetter, schlimmes Wetter," sagte er hustend, als er in die Stube des Verwalters trat und große Tropfen von Hut und Mantel sich schüttelte.

„Ja wohl, schlimmes Wetter, Herr Pastor," war die dreifache, gleichlautende Antwort des Verwalters, seiner Frau und Tochter.

„Das Alles darf einem Soldaten nichts schaden," setzte schnell eine vierte Stimme hinzu, und der Pastor erkannte den darmstädtischen Lieutenant, der seit einer Woche mit etwa sechzig Musketieren nach Butzbach verlegt worden war, und gleichfalls die Abende beim Schloßverwalter zuzubringen pflegte.

„Wohl bemerkt," antwortete dieser. „Wir sind auch Soldaten. Müssen beständig zu Felde liegen gegen den bösen Feind, und der alte Kaiser Justinianus hat schon darum gewußt, als er unser Bischen erworbenes Vermögen mit denselben Privilegien begabte, wie Soldatengut."

Der Verwalter trug indessen einen mächtigen Bierkrug herbei, und bald waren die drei Männer beschäftigt, ihre Pfeifen anzuzünden, das eingeschenkte, hochbrausende Bier zu schlürfen, und mit den Geschichten des Tages sich zu unterhalten.

„Also ist doch wirklich der Kapitain Engel gestorben," sagte nachdenkend der Verwalter. „Hat er einen schweren Tod gehabt?"

„Nicht schwer," war die Antwort des Pastors. „Aber er fühlte, daß er sterben würde und hat das heilige Abendmahl verlangt und empfangen."

Der Lieutenant erkundigte sich nach der genaueren Veranlassung der Stürmung von Friedberg, bei welcher Gelegenheit der casselische Kapitain Engel seine Wunden erhalten hatte. „Ich bin zwar mehrmals in seinem Quartiere gewesen," setzte er hinzu, „als Landsmann und Kamerad hab' ich ihm manche Stunde zu kürzen gesucht,

und ihm Muth und Trost eingesprochen, aber er wollte lieber von andern, glücklichern Treffen hören, von dem großen Schwedenkönig erzählen, die letzten Körner aus der Lebenssanduhr seines verstorbenen Landgrafen aufschütteln, und seine eigenen an ihrem Glanze sonnen, als der Friedberger Aktion gedenken, was auch freilich kein besonderer Heilbalsam für seine zerschossenen Glieder gewesen seyn mag. Als die Geschichte vorfiel, stand ich noch zu Otzberg."

Der Verwalter schüttelte mit dem Kopf. „Ich weiß wohl, Herr Pastor," sagte er schnell, als dieser zum Erzählen sich anschickte, „ich weiß wohl, daß Ihr noch von Euren Hof- und Lehrmeisterstellen her eine große, beinahe verwunderliche Neigung für die Landgräfin Amalie Elisabeth und casselisches Wesen habt. Erzählt daher nach Belieben. Aber die Landgräfin kann das Fürstenthum Marburg nicht verschmerzen, das von unserm gnädigen Fürsten und Herrn mit gutem und billigem Rechte besessen wird, und diese einzeln auflodernden Kriegsfunken werden bald genug auf einen Haufen gekehrt seyn, und in furchtbarer Lohe über das ganze Land zusammen schlagen."

„Ihr habt schon oft den Propheten gespielt, und Eure Prophezeiungen sind so wenig eingetroffen, als die casselischen Heerschaaren, die vor einem Vierteljahr am Himmel spazieren gingen," sagte lächelnd der Pastor zum Verwalter, der mißmuthig den Scherz aufnahm. Die Weiber sahen ängstlich in den Schooß, und selbst der Lieutenant schien durch die freie Aeußerung befangen.

In jener Zeit wurden besonders viele Lufterscheinungen wahrgenommen, und kaum ein halbes Jahr war vergangen, daß, nach dem Schreiben damaliger Chronisten, die Sonne zwei Stunden vor ihrem Untergange bei klarem, hellem Wetter ihren Glanz verlor, daß sie bald ganz bleich, bald röthlich aussah, und eine oder anderthalb Stunden früher unterging, als es auf natürliche Weise hätte geschehen können. Auch der Pastor von Butzbach war schwerlich von dem Aberglauben seiner Zeit so sehr frei, daß er nicht selbst an dergleichen himmlische Vorzeichen geglaubt hätte. Er trieb überhaupt gern mit dem Verwalter seinen Scherz, und da war ihm die leichtsinnige Rede in den Mund gekommen, ohne daß er es bedacht hätte.

„Die casselischen Regimenter," fuhr der Pastor fort, „hatten sich im Sommer dieses Jahres in der Schlacht bei Allerheim ausgezeichnet. Hauptsächlich durch ihren tapfern Beistand victorisirte die französisch-weimarsche Armee unterm Herzog von Enghien gegen Churbaiern. Generalmajor Geysa, mit etwa 4000 Mann casselischer Truppen, ging bei Mainz über den Rhein. Der Oberst St. André, auf dem Rückmarsche in sein Vaterland, ermüdet durch die langen Märsche, verlangte von dem Bürgermeister in Friedberg ein Nachtlager. Es war am 8. Oktober. Daß der Oberstlieutenant Tullian, der als Commandant oben in der Burg saß, auf derlei Verlangen unhöfliche Antwort gab, mußte die arme Stadt selbst am schwersten entgelten. Von ein Uhr Mittags bis zehn Uhr Nachts dauerte die Kanonade, andern Morgens begann sie von Neuem; zwei und zwanzig Feuerkugeln wurden in die Stadt geworfen. Noch manches Jahr werden die abgeschossenen Kirchenzierathen davon erzählen. Manchen ehrlichen Mannes Haus hat Löcher bekommen, die der Bürgermeister und Herr Tullian mit hochtrabenden Reden nicht leichtlich flicken werden."

„Aber mit Verlaub, Herr Pastor," sagte der Lieutenant, indem er sich den Knebelbart strich und mit ziemlicher Mühe eine noch größere Bewegung zurück hielt, „wie konnte es den Casselischen einfallen, Mittags um ein Uhr ein Nachtlager zu begehren? Wenn's noch Freunde gewesen wären! Aber so ist ja männiglich bekannt, daß Hessen-Cassel mit des Reichs Feinden zusammenhält und der Obristlieutenant Tullian würde der schlechteste Offizier von der Welt gewesen seyn, wenn er andere Antwort dem Trompeter mitgegeben hätte."

„Ohnedieß war die Aufforderung der Casseler alsbald von Drohungen begleitet gewesen," erläuterte der Verwalter. „Und wie man in den Wald schreit, so schallt's heraus."

„Was wurde aus der Geschichte? Als ich neulich mit meinem Häuflein durch die Stadt zog, habe ich von Feinden nichts gesehen."

Mit Hinterlassung zweier Petarden und etlichen Hacken verließ St. André am andern Morgen die Stadt. Viele Leute waren ihm todt geblieben oder starben nachher an ihren Wunden. So der Kapitain Engel.

„Und St. André?" fragte der Lieutenant.

„Er zog an Butzbach vorbei und hält sich mit seinen Truppen in Wetzlar auf. Generalmajor Geysa ist in Braunfels. Man hört nichts von ihnen. Ich denke immer, das Gewitter soll sich dort in aller Stille austoben."

„Das Toben mag sich eben so passend zur Stille verhalten, als das Gewitter zum Winter," scherzte der Pastor, welcher indessen geschwiegen hatte. „Das stimmt wenig mit den Schloßen zusammen, die da draußen an's Fenster schlagen. Seht zu, Herr Vetter, daß das Wasser nicht in die Landgräfinnen-Zimmer dringt. Tapeten und Stickerei könnten leichtlich Schaden nehmen."

Der Verwalter ergriff den großen Hauptschlüssel und ging in die oberen Zimmer, wo die verwitweten Landgräfinnen von Hessen ehemals ihre Wohnung hatten. Der Pastor knüpfte ein anderes Gespräch an, worein auch die Frau Verwalterin und Jungfer Katharine sich mischten. Namentlich mit der Letzteren Einsprache war der Lieutenant außerordentlich zufrieden, und, als der

Alte von seiner Wanderung zurückkehrte, waren die politischen Zwistigkeiten in ihren fernsten Nachhallen schon lange verklungen.

Erst ziemlich spät in der Nacht redete der Pastor vom Aufbruche. Der Lieutenant begleitete ihn. Er wollte noch die Wachen visitiren. Das Wetter war etwas heiterer geworden, und mit herzlichem Wohlwollen sagten sich die Beiden gute Nacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der letzte Werschowetz.

(Fortsetzung.)

An der Spitze der fremden Streiter kämpfte ein ganz schwarz verhüllter Mann, dessen edle hohe Gestalt ihn vor allen seinen Kampfgefährten auszeichnend empfahl. Der schwarze Ritter führte so tapfer und kräftig das wie es schien bereits oft gebrauchte Schwert, daß bei jedem Streiche ein Feind zu Boden sank, und nach einem wüthenden Gefechte die in Unordnung gerathenen Feinde ihr Heil in der schnellsten Flucht zu suchen genöthigt waren. Der Böhmerheld Primislaus lehnte sich ermattet vom langen Kampfe und blutend aus einigen bedeutenden Wunden an einen Baum; da nahte sich ihm ehrerbietig der schwarze Kämpfer, und als er den edlen Böhmen so entkräftet fand, ließ er schnell von Baumzweigen eine Tragbahre machen, und auf derselben den verwundeten Anführer in Sicherheit bringen. Er selbst aber eilte noch mit einigen seiner Streiter den Feinden nach, die in wilder Flucht über die iglauer Gründe dahin flutheten. Viele aus ihnen fanden ihren Tod, oder geriethen in die Hände der Sieger, und selbst dem listigen Wiczkow gelang es mit großer Anstrengung kaum den Weg nach dem festen Znaim zu gewinnen, wo er statt der Siegesnachricht, nur Furcht und Schrecken verbreitete. Der edle Primislaus blutete zwar aus mehreren Wunden, doch war keine derselben tödtlich, kein edler Theil des Körpers war gefährlich verletzt, und es erholte sich zur unaussprechlichen Freude der Seinigen und seines Retters gar bald der fürstliche Anführer der Böhmen. Als Primislaus sein Lager verlassen konnte, bat er seinen Retter vom Tode oder schimpflicher Gefangenschaft ihm zu entdecken, wem er und die Seinigen ihren innigsten Dank abzustatten hätten, er bat seinen Retter sich zu nennen, damit auch der Böhmerherzog für diese kräftige Beihilfe den Lohn der Dankbarkeit abtragen könnte. Der fremde Ritter, noch immer verhüllt und das Antlitz vom Helmgitter verdeckt, nahm feierlich den edlen Primislaus bei der Hand, schlug den Helmsturz zurück, aus dem ein ernstes Heldengesicht heraussah und sprach: „Ich bin Ratibor Wrschowsky, aus dem Stamme Jener, die eine immerwährende Feindschaft und unauslöschlichen Haß gegen das herzogliche Haus hegten. Was meine Vorfahren, was Kochan und Tista Werschowsky verübten, ihre ausartende Hoffart und Streben nach der herzoglichen Gewalt haben ich und die Vornehmsten meines Geschlechtes, die mit in unsern Reihen gegen Böhmens Feinde kämpften, längst nicht gebilligt, und den unseligen Zwist bedauert, der die Ursache war, daß ein so kräftiges Geschlecht dem Vaterlande entfremdet, auf fernem Boden seine Zweige treiben mußte. Jetzt ist jeder Groll aus unserer Brust entschwunden, und nur der Gedanke im Herzen übrig, Dir und Deinem herzoglichen Bruder sich nützlich und hilfreich zu bezeigen. Was ich und die Meinigen hier mit tapferem Arme zu Deinem und Deines herzoglichen Bruders Besten und Frommen gethan, das sey bei Deinem edlen Bruder ein kräftiger Fürbitter für mich und mein Geschlecht." Erstaunt blieb Primislaus und die Seinigen vor Ratibor dem Werschowetzen stehen; doch gar bald ermannte sich der edle Primislaus und schloß seinen tapfern Retter aus Noth und Bedrängniß dankbar an sein Herz und sprach: „Vergessen sey Alles, was zwischen unsern Vorgängern und Deinen Altvordern geschehen; nur die Gegenwart werde in Deiner schönen kräftigen That zur Sprache, und rede laut für Dich und die Deinigen. Dir zu danken, was Du an mir thatest, sey meines Herzens heiligste Pflicht, Dich für den großen Vortheil, den Du durch diesen Sieg dem Vaterlande zuwandtest, zu belohnen, gebührt Deinem Herzoge. Daß der tapfere Ratibor Werschowsky Böhmen wieder seine Heimath nenne, ihr nütze mit Rath und That, das wird meine süßeste Bemühung seyn." Tief bekümmert saß in seinem festen Residenzschlosse zu Prag der edle Böhmerherzog Friedrich, und harrte ängstlich auf eine Nachricht von seinem tapfern Bruder Primislaus aus Mähren. Wohl kannte Friedrich das Gemüth seines treuen kriegerischen Primislaus, wußte daß der edle Bruder leicht der Arglist des Feindes unterliegen könnte, und fürchtete daher Alles für ihn. Gerüchte von einer gänzlichen Niederlage des herzoglichen Heeres und dem Tode des tapfern Primislaus hatten sich verbreitet, und waren bis zu den Ohren des Herzogs gedrungen und ihn mit Traurigkeit erfüllt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Als Napoleon fast allein von Moskau nach Paris zurückgekehrt war, ließ er Talleyrand zu sich bescheiden.

„Wie steht's nun?" fragte er ihn.

„Bei'm Anfang vom Ende."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Bei'm Ende vom Anfange, Sire! Denn unsere tapfern Heere stehen jenseits des Rheins, und damit fing vor zwei und zwanzig Jahren der Krieg an."

Theaterbericht vom 5. bis 7. Mai.

Am 5. wurde aufgeführt: „Hanns Sachs," dramatisches Gedicht in 4 Aufzügen von Deinhardstein. Außer den bereits eingeführten neuen Mitgliedern des recitirenden Schauspiels, Dietz, Fischer und Walter, trat noch am 5. Dem. Beisteiner in der Rolle der Kunigunde auf. So wenig Referent auch die Mühe und Sorgfalt verkennt, mit welcher Dem. Beisteiner ihre Rolle auszufüllen strebte, so wenig darf er andererseits verhehlen, daß die Partbie der Kunigunde über die Kräfte einer Anfängerin geht; und eine solche scheint Dem. Beisteiner zu seyn, wenn mich nicht etwa eine zu große Befangenheit über das Maaß ihrer Fortschritte getäuscht hat. Sie vergriff zwar keinen Moment, allein mit dem klaren Bewußtseyn dessen, was sie eben scheinen sollte, verband sich nicht jene natürliche Lebendigkeit und Wärme, die uns auf den Unterschied von Schein und Seyn vergessen macht. Vielleicht wäre es zweckmäßiger gewesen, uns Dem. Beisteiner in einer kleineren Partbie aufzuführen; denn in der Rolle der Kunigunde hätten auch wirksamere Darstellungsmittel nicht hingereicht, auf Mad. Binder vergessen zu machen. Es gibt im Fache des Naiven Rollen, zu deren voller Wirkung ein Zusammentreffen des wirklichen und des illusorischen Alters zwar äußere, aber doch nothwendige Bedingung ist; bei anderen dagegen ist die Dichtung selbst von der Art, daß ein Verein von Kunst und gefälligem Aeußeren jeden Anlaß zur Nachzählung der Jahre beseitigt. Eine solche Partbie scheint nun Kunigunde zu seyn, und es wird das Publikum in dieser und in allen ähnlichen, Madame Binder nicht gern vermissen. Herr Dietz gab die rührenden Stellen der Titelrolle recht gemüthlich und wirksam; auch in Momenten, wo der Mann vor dem empfindenden Jünglinge vorherrschen soll, fehlte es in seiner Darstellung nicht an hinreichender Kraft; indessen scheint sich Herr Dietz doch vorzüglich in der Hervorhebung des Elegischen zu gefallen. Ueber den hiezu erforderlichen, wohlthuenden Schmelz seiner Stimme, kann Referent darum noch kein Urtheil abgeben, weil sie am 5. durch einen Schnupfen belegt zu seyn schien. Uebrigens war Hanns Sachs weit mehr geeignet, uns Herrn Dietz von Seite seines Talents und seiner Bildung zu empfehlen, als der Advokat Dorval in den „Geprüften." Herr Fischer gab den Kaiser Max in schlichter Aktion und in einem gleichförmigeren und darum auch verständlicheren Rederhythmus. In der Art und Weise, wie der Kaiser die Liebesangelegenheit des Hanns Sachs behandelt, scheint mir aber nicht nur Huld, sondern auch Humor zu liegen, welcher letztere, versteht sich in den der Person angemessenen Formen, auch anschaulich werden sollte. Herr Walter, der sich neulich in der Rolle des Negers William durch die gefühlvollen Accente seiner Rede empfohlen hatte, spielte diesmal die ganz entgegengesetzte Partbie des Eoban Hesse recht gut. Wenn es sich Herr Walter zum Grundsatze gemacht hat, in einer Rolle so wenig als möglich an die andere zu erinnern, so geht er den rechten Weg zur Manierlosigkeit und scharfen Charakteristik. Die Costums waren reinlich und angemessen; die Nebenpersonen griffen sorgfältig in die Handlung ein, und die reiche Schlußgruppe war malerisch geordnet.

Am 6. fand die Wiederholung des „Barbier von Sevilla" vor einem zahlreichen Publikum und mit gleich glänzendem Erfolge Statt.

Am 7. wurde das Weißenthurnsche Schauspiel „Pauline" bei veränderter Besetzung aufgeführt. Die Fürstin gab Dem. Nina Herbst, die Gräfin Wangen Dem. Fried. Herbst, ihre Pflegetochter Pauline Dem. Leynsitt, und den Grafen Strahlheim Herr Fischer. Als Ganzes betrachtet, verdient diese Vorstellung vor den vier früheren des recitirenden Schauspiels den Vorzug, und wir können uns aus den schon merklichen Fortschritten eines harmonischeren Zusammengreifens der Hoffnung hingeben, daß unser Schauspiel der Oper nicht nachstehen werde. Nachdem uns von der früheren Gesellschaft die ausgezeichnetsten Mitglieder erhalten worden sind, und die neu hinzugekommenen in der kurzen Zeit ihres Hierseyns schon Beweise eines redlichen Strebens gegeben haben, sich dem vorigen Künstlerkreise würdig anzuschließen, so wird das Publikum gewiß immer mehr und mehr zufrieden gestellt werden. Die Kräfte sind da, und wenn zu einer klugen und energischen Leitung der gute Wille der Einzelnen hinzutritt, so kann es nicht fehlen, daß sich auch das recitirende Schauspiel als ein Ganzes herausstellen werde, in welchem der Theil gerade dadurch Bedeutung erhält, daß er den rechten Platz im Ensemble einnimmt und ausfüllt. Dem. Leynsitt nahm in der Rolle der Pauline nicht bloß durch ihr anmuthiges Aeußere, sondern auch durch die Herzlichkeit ein, mit welcher sie die rührenden Stellen sprach. Was die äußere Form ihrer Deklamation betrifft, so möge sie vorzüglich in Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche, und auch im Tempo auf Mitteltinten bedacht seyn, und sich vor den Fehlern des Verschluckens der letzten Sylben und der Vernachläßigung der Cadenzen hüten. Aus dem, wie Dem. Leynsitt ihre Rolle nahm, lassen sich von ihrem Fleiße die erfreulichsten Fortschritte erwarten. Dem. Friederike Herbst gab die Gräfin Wangen mit gewohnter Feinheit und mit gewohntem Anstande. Nie ging über diese beiden Gränzpunkte die moquante Bitterkeit ihrer Reden hinaus. Dem. Nina Herbst spielte in der wohlgeregelten, von allen Störungen freien Hofscene mit fürstlicher und sittlicher Mäßigung der Gefühle, ließ aber von dem, was ihr Herz bewegt, darum nicht weniger merken, als nach Zulaß des Momentes wirklich in die Erscheinung treten soll. In dem Alleingespräche mit Paulinen muß ihr hingegen Referent rathen, auf mehr Nuancirung des Klagetones bedacht zu seyn, vorzüglich in den ersten Worten der einzelnen Absätze. Mad. Binder (Gräfin Baldern), welche glänzend empfangen wurde, wirkte durch anständige Munterkeit, Herr Polawsky (der Fürst) durch edle Gemessenheit, Herr Bayer (Albrecht) durch Wahrheit und Würde des Gefühlsausdruckes, Herr Ernst (von Kronau) durch ergötzliche Darstellung vornehmer Geckenhaftigkeit, und Herr Grabinger (Warbek) durch ein dem würdigen Aeußern vollkommen entsprechendes Spiel ausgezeichnet mit. Herr Fischer (Strahlheim) setzte alle wichtigeren Stellen seiner Rolle warm und besonnen auseinander; nur hie und da mahnte seine Sprechweise zu sehr an den Cothurn.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 11. Mai **Nro. 56.** 1834.

Der Marburger Schlosskommandant.

(Fortsetzung.)

Es mochte vier oder fünf Uhr des Morgens seyn, als der Pastor aus einem ziemlich unruhigen Schlafe aufwachte. Er wußte sich selbst keine Rechenschaft davon zu geben, daß fast immer Waffengeklirr um seine Ohren dröhnte und leise Wehelaute an sein Herz sich legten. „Das muß von den Gesprächen herkommen, die gestern auf dem Schlosse geführt worden sind,“ sagte er zu sich selbst und die Augen weit öffnend, richtete er sich im Bette empor. Schnelle Tritte klangen auf der Straße. Der Schein einer Laterne fiel durch die Fenster des Pfarrhauses und spiegelte sich oben an der Decke. Schnell in den Schlafrock gehüllt, stand der Pastor am Fenster. Es waren zwei Musketiers, die vom Thore nach dem Schlosse eilten. Sie wandten um eine Straßenecke, der Laternenschein war verschwunden und immer leiser und leiser, aber auch schneller und schneller tönten Waffen und Tritte der Musketiere durch die Nacht. „Das muß etwas Besonderes bedeuten!“ rief der Pastor, als er eine Minute lang nachgesonnen hatte. Er beeilte sich, in die Kleider zu kommen. Kaum stand er wieder am Fenster, als ein dumpfes Getöse zu ihm herüber drang. „Ein Gewitter!“ rief er laut, „ein Gewitter, und im Winter! Hat nicht der Verwalter gestern von Gewittern gesprochen?“

Abermals ein Getöse, dem verwirrtes Geschrei unmittelbar folgte. Feinde! Feinde! Feinde! schrie athemlos eine Männerstimme von der untern Straße und ihr schnelles Näherkommen bewies hinlänglich, daß nicht bloß Angst und Furcht, sondern zugleich Hast und die angestrengteste Eile jene Athemlosigkeit erzeugt hatten. Den Mann selbst konnte der Pastor wegen der Dunkelheit der Nacht nicht sehen. Aber die Stimme war mählich in der Gegend verklungen, wo das Schloß sich befand, und eine Menge von Tritten, welche vom Thore erschallten, ließen nur zu sehr vermuthen, daß kein Raub, kein Diebstahl, kein Verbrechen Einzelner hier verübt werden sollte, nein, daß ein Urberfall versucht und gelungen war. Die Schweden! die Schweden! riefen sich die Nachbarsleute aus den Fenstern zu, wohin, gleich dem Pastor, Angst und Neugierde sie geführt hatten. Jene Menge von Tritten kam indessen näher. Es schienen Anordnungen getroffen, Wachen ausgestellt zu werden. Die Kommandoworte klangen deutsch. Schon befand sich die erste Reihe unter den Fenstern der Pastorswohnung und mehrere Offiziere wurden sichtbar, die große Laternen vor sich hertragen ließen. Viele Einzelne trugen Handlaternen.

„Ihr kennt den Weg auf das Schloß, Major Reindel,“ sagte eine tiefe Baßstimme. „Vier Compagnien aufmarschirt! Marsch!“ Der Trupp setzte sich in Bewegung. Auf den Wink des Befehlshabers hatten sich zwei Laternen ihm zugesellt. „Die Thore alle besetzt?“ fragte er einen rapportirenden Offizier. „Ja, Herr Obristlieutenant,“ antwortete dieser. „Aber unsere Leute plündern schon hinter den Mauern, und ich glaube doch kaum, daß der Herr Obristlieutenant dieses befohlen haben.“ „Nein, nein!“ rief die Baßstimme heftig. „Geplündert soll nicht werden! Die Tambours sollen Appel schlagen.“ Laut rasselten die Trommeln und der Befehlshaber sandte einige Adjutanten mit Mannschaft aus, wahrscheinlich um das Plündern zu verhüten. Da knallten Flintenschüsse von dem Schlosse her, Flintenschlüsse antworteten und die Laternen wurden wieder sichtbar, welche sich vorhin nach dieser Richtung gewendet hatten. „Teufel!“ rief die Baßstimme, „sie leisten Widerstand. Sollten sie vielleicht Succurs bekommen haben?“ —

Zwei Compagnien wurden beordert, den Zurückgedrängten Hilfe zu bringen. Einige Haufen gingen durch Seitenstraßen ab, um den Gegnern in den Rücken zu fallen. „Hauptmann Soucy!“ klang von Neuem die Stimme des Befehlshabers. „Mit Eurer Compagnie das Haus besetzt, das hier vor uns steht. Es ist das höchste in der Straße und wir müssen einen festen Punkt haben, ehe das Schloß unser ist.“ Beinahe im selben Augenblicke wurde die Thüre des Pfarrhauses eingestoßen und

Hauptmann Soucy kam mit seiner Compagnie die Treppe herauf. Todtenbleich hatte mittlerweile die betagte Haushälterin des Pastors Licht hereingebracht, und ohne Gruß und Höflichkeit stürmte die Schaar ins Zimmer. „Platz! Platz!" rief der Hauptmann, und die wenigen Worte ließen schon in ihrer Aussprache den Franzosen erkennen. Er schob den Pastor auf die Seite und schnell waren mehrere Laternen ausgehängt und die Fenster von Soldaten besetzt. „Achtung!" rief Hauptmann Soucy. „Wenn ich sag': Achtung, so heißt das Achtung!" Der Pastor, so viele Angst er hatte, konnte doch nicht ein Lächeln über die Rede des Hauptmanns unterdrücken und sein Wunsch, zu erfahren, was es gebe, lockte ihn an das Kammerfenster. Er dachte nicht daran, daß es vielleicht an der Zeit sey, jetzt noch seine goldenen und silbernen Kleinodien und die Paar Kapitalbriefe zu retten, welche er in früheren Jahren, theils als Geschenk, theils als mühsam ersparten Jahreslohn, sich zurückgelegt hatte. Aber die alte Haushälterin des Pastors stellte sich vor seinen Schreibtisch, und mit starren Augen, blassen Wangen, aufgelöstem, struppigem Haar gab sie vielleicht den besten, mindestens abschreckendsten Wächter für seine geringen Schätze, den er irgend finden konnte. Als der Pastor ans Kammerfenster trat, hatte sich das Gefecht geendigt. Nur noch einige seltene Schüsse klangen wie abgebrochene, hin und wieder auftauchende Todesseufzer, und des Pastors eigner Brust entrang sich ein solcher Wehelaut, als er dicht vor der Hausthüre den Lieutenant auf der Erde liegen sah, der gestern noch so heiter und freundlich war, und den er, ungeachtet der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft, so sehr liebgewonnen hatte. Der silberbordirte runde Hut war ihm vom Kopfe gefallen; Blässe und Blut deckten sein Gesicht; mit der rechten ausgestreckten Hand hielt er noch seinen Sponton fest, und die linke hatte sich krampfhaft um seine kleine Umhängtasche geballt, worauf der doppelgeschweifte darmstädter Löwe mit massiven Zierathen gestickt war. In der Verwirrung bekümmerte sich Niemand um den Gefallenen. Die fremden Offiziere waren mit ihrer Schaar nach dem Schlosse gezogen, und Hauptmann Soucy schien ebenfalls Willens, nicht länger im Pfarrhause zu verweilen. Einige seiner erfahrensten Soldaten erhielten den Auftrag, bis auf erfolgte Ablösung oder Zurückberufung, von den Fenstern aus genau Acht zu haben, ob irgend eine verdächtige Bewegung im Städtchen sich zeige und ihm schleunigst Nachricht davon zu geben. Höflicher, als er eingestürmt war, empfahl sich Hauptmann Soucy dem Pastor beim Abschiede, und herzlich vergnügt war dieser, als die ungeladenen Gäste nach und nach die Treppe hinabpolterten und überhaupt in der ganzen Gegend nichts mehr zu hören war, als der Tritt und das Zurufen einzelner Schildwachen. Während die alte Haushälterin des Pastors beschäftigt war, Speise und Trank den zurückgebliebenen Fremden vorzusetzen, und diese, bis auf Einen, der vom Fenster auch keine Spanne sich entfernte, und von den Andern bisweilen abgelöst wurde, sich das Vorgesetzte trefflich schmecken ließen, schlüpfte der Pastor die Treppe hinunter, und brachte, mit Hülfe eines Hausknechts, den noch immer ohnmächtigen Lieutenant in ein Zimmer des unteren Stockes, wo er nicht leicht aufgefunden werden konnte.

Die geistlichen Herren waren oft, namentlich in damaliger Zeit, bemüht, weniger den anwesenden und und nahen Arzt unnöthig zu machen, als den abwesenden und entfernten zu ersetzen. Sternkunde und Astrologie waren gewöhnlich die verbindenden Glieder zwischen Theologie und eigentlicher Medicin, und der Pastor in Butzbach besaß in der letzteren nicht ganz unwichtige Kenntnisse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der letzte Werschowetz.

(Fortsetzung.)

Obgleich noch keine sichere Nachricht auf dem Schlosse angelangt war, so quälten doch bange Ahnungen und schwere Sorgen das Herz des Herzogs, und ließen ihm keinen frohen Augenblick. Als sich Alles in dem Schlosse so niedergeschlagen fand und immer eine bestätigende traurige Nachricht fürchtete, da sprengte plötzlich an einem Nachmittage ein mit Staub bedeckter Reiter eiligst den Burgweg hinan zur Residenz des Herzogs, und als er im Schlosse angekommen, sich etwas erholt hatte, da verlangte er sogleich zum Herzoge geführt zu werden, indem er demselben wichtige Nachrichten von seinem edlen Bruder Primislaus mitzutheilen habe. Schnell eilte der Diener die breiten Stufen des Schlosses hinan zum Zimmer des Herzogs, um den Ueberbringer der Bothschaft anzumelden. Kaum hörte Friedrich, daß eine Nachricht von dem geliebten Bruder seiner harre, als er den Ueberbringer derselben vor sich führen ließ, und hastig nach seinem fürstlichen Bruder Primislaus fragte, da begann der Bote mit heiterem Gesichte sich zu dem Böhmerherzoge wendend: „Glück und Heil Dir edler Herzog und allen den Deinigen, Dein fürstlicher Bruder, der tapfere Primislaus, sendet mich zu Dir; er befindet sich wohl auf und ist Sieger geblieben im schweren heißen Kampfe, hat im Mährerlande bis Znaim Deine Macht erweitert und Deinen Ruhm verherrlicht. Das Nähere von den neuesten Ereignissen findet sich in diesem Briefe vor, welchen Dir Dein siegreicher Bruder, der edle Primislaus, geschrieben hat und jetzt sendet."

Mit diesen Worten zog der Ueberbringer ein zusammengefaltetes Schreiben hervor, überreichte es ehrerbietig dem Herzoge, und zog sich dann sogleich zurück. Herzog

Friedrich aber erbrach eiligst das Schreiben, und las; das, was er las, wissen bereits die Leser schon. Im Anfange wurden die Gesichtszüge des Herzogs finster und ernst, je weiter er aber las, desto heller wurde sein Gesicht und freundlicher, endlich legte er ganz erheitert das erhaltene brüderliche Schreiben des Primislaus bei Seite, und sprach zu seinem Vertrauten: „Mein tapferer Bruder ist außer aller Gefahr — ist Sieger geblieben über meine und des edlen Böhmerlandes Feinde, und die ganze Strecke Mährens bis zum festen Znaim gehorcht unsern Befehlen. Heil ihm! doch auch Heil und Lohn seinem tapfern Retter, er sey mir willkommen im Böhmerlande, in seiner Heimath, wo sein Name und sein Geschlecht untergegangen, wieder neu erblühen soll, ein tapferer Schutz dem Fürsten und Vaterlande." So sprach der prager Herzog Friedrich und entfernte sich in sein entlegenstes Gemach, um ungestört sich des Siegs und Triumphes freuen zu können. Aber was der edle Primislaus in der Glut seines dankbaren Herzens mit Worten gedeutet, was Herzog Friedrich in Siegesfreude zu seinen Getreuen und Vertrauten gesprochen, das ging auch in kurzer Zeit in herrliche Erfüllung. Dreimal sieben Tage waren seit dem Empfange des erfreulichen Schreibens des edlen Primislaus verflossen, als von der mährischen Gränze bis Prag ein Jubel und ein Freudenton erscholl. Prags Mauern wiederhallten von der Siegesfeier, die in der Moldaustadt gefeiert wurde.

Primislaus der tapfere Siegesfürst kehrte heim aus dem blutigen Kampfe, und hielt seinen Einzug in Prag. An der Seite des fürstlichen Heerführers ritt — Ratibor Werschowsky, in seinem Gefolge waren die Vornehmsten aus dem Geschlechte der Werschowetzen, aus dem Stamme derer, so einst die grimmigsten Feinde des herzoglichen Geschlechtes waren, selbst nach ihrer Würde strebend, sie stets verfolgend, endlich ausgetobt gleich einem ausgebrannten Vulkan, nun ruhig sich dem Drange der Heil bringenden Gegenwart unterwerfend. Mit edlem Anstande ausgezeichnet durch seine hohe Gestalt, der Heldenkraft in stolzer Brust sich bewußt, trat Ratibor Werschowsky an Primislaus Hand vor den edlen Böhmerherzog und beugte zum Zeichen seiner Unterwerfung vor dem Gebieter das Knie; doch mit einem freundlichen, Versöhnung verheißenden Blicke, der alles Geschehene der Vergangenheit in Lethes Strom versenkte, hob der großmüthige Herzog den Werschowetzen auf, und entließ ihn huldvoll und gnädig, indem er sprach: „In zwei Tagen soll Herzog Friedrich Dich belohnen, und Dein Geretteter Dir danken." Freudig trennte sich Ratibor und mit ihm die gut gesinnten Werschowetzen von dem Herzoge, und Ratibor bezog die ihm angewiesene Wohnung im herzoglichen Schlosse. Kaum ergraute der Tag des 12. Maimonates, als es vor dem herzoglichen Schlosse recht munter und lebhaft wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 8. und 9. Mai.

Am 8. wurde aufgeführt: „die Montecchi und die Capuletti," tragische Oper von Bellini. Trotz der schönen Jahreszeit, die vorzüglich an den freundlichen Abenden in das Freie lockt, hatte sich ein sehr zahlreiches Publikum eingefunden. Die Parthien der Giulietta und des Romeo waren wie früher durch die Damen Lutzer und Podhorsky besetzt. Den Capulet aber gibt nun Herr Pöck, den Tebaldo Herr Demmer und den Lorenzo Herr Pabtist. Als Mad. Podhorsky in einem eben so glänzenden, als für ihre Gestalt vortheilhaften Costume in die offene Saalthüre trat, wurde sie mit allgemeinem und anhaltendem Zurufe und Beifallklatschen empfangen. Nicht minder glänzend war ihr Abtreten nach dem Gesangstücke: „Mit dem Schwert u. s. w.;" denn sie wurde zweimal gerufen. Mag es nun in ihrer Chaussure oder in den hellen Farben ihrer Bekleidung liegen, Mad. Podhorsky nahm sich am 8. viel größer als sonst aus; auch agirte sie mit löblichem Feuer, so daß der Eindruck, den sie in der ersten Scene hervorbrachte, beinahe vortheilhafter war, als bei ihrem ersten Auftreten in der Parthie des Romeo. Auch Dem. Lutzer erfreute sich (wie sie dies um unsere Oper bereits verdient hat) eines sehr ehrenvollen Empfanges. In dem brillanten Duette, in welchem beide Sängerinnen an Präcision und Gewandtheit wetteiferten, fühlte das Publikum neuerdings, welchen Schatz unsere Oper an Dem. Lutzer und Mad. Podhorsky besitzt. Ihr Gesang kam einander an Wärme und Ausdruck gleich, aber auch die Mimik des Romeo hat seither an Gefühlsausdruck gewonnen, und er wird es noch mehr, wenn der Gegensatz der Empfindung über Giuliettas Weigerung und ihre späteren zärtlichen Aeußerungen noch mehr hervorgehoben werden wird. Beide Sängerinnen wurden nach diesem Duette unter den schmeichelhaftesten Beifallsbezeigungen gerufen. Durch gleiche Innigkeit des Gesanges und Spieles erwarb sich Dem. Lutzer in der Scene mit dem Vater dieselbe ehrenvolle Auszeichnung, wie Mad. Podhorsky im ersten Akte. Wenn solche Kräfte freundlich zusammengreifen, und von dem Grundsatze durchdrungen sind, daß die höchste Schönheit einer musikalisch-dramatischen Leistung im harmonischen Ensemble beruhe, was können wir uns von unserer Oper für Genüße versprechen? Herr Demmer erwarb sich sowohl in der Introduktion des ersten Aktes, als in dem Duette mit Romeo wohlverdienten Beifall, und Herr Pöck wirkte in der untergeordneten Parthie des Capulet äußerst sorgfältig und wirksam mit. Die größeren Ensemble-Stücke gingen mit derselben Präcision und Richtigkeit der Gruppirung zusammen, wie im „Barbier." Der in allen Umkleidungen schicklich costumirte Chor wurde wie im „Barbier" durch zwei geschickte Choragen geführt. Die Costums der drei Hauptpersonen waren im strengen Sinne des Wortes glänzend. So lange nicht die mitgebrachten Dekorationen adaptirt sind, werden wir uns noch mit einigen abgeschossenen alten begnügen müssen. Von dem löblich mitwirkenden Orchester machte sich Hr. Farnik durch ein mit allgemeinem Beifalle aufgenommenes Clarinettsolo bemerkbar. Das Allegro im Finale des 1. Aktes mußte, wie sonst, wiederholt werden. Diesmal empfahl

es sich noch durch eine effektvolle Schlußgruppe. Nach beiden Akten wurden die Hauptpersonen gerufen.

Am 9. wurde seit der kurzen Zeit der Stögerschen Direktion schon die zweite Novität aufgeführt, nämlich ein fünfaktiges Schauspiel unter dem Titel: „So weit führt falscher Ehrgeiz." Der Dichter nennt sich Wilhelm Feldern. Schon „die Geprüften" von Mad. Weißentburn fanden am 1. Mai einen sehr getheilten, oder vielmehr nur geringen Beifall, und es wäre vielleicht besser gewesen, mit einem hier accreditirten Schauspiele von Lessing, Iffland, oder auch mit einem früheren Weißentburnschen zu beginnen, als mit den an Längen und Mängeln ziemlich reichen „Geprüften." Das Feldernsche Schauspiel: „So weit führt falscher Ehrgeiz" ist aber in den drei ersten Akten eine Geduldprobe für den Zuschauer, und an den zwei letzten ist kaum etwas Anderes zu loben, als die wiederholten Strafpredigten des Generals Tottheim, die aber bei dem nothwendig erregten Unwillen über Mathildens Charakter Jeder vom Publikum schon für sich gehalten hat. Ist denn der krankhafte Stoff in der widerlichen Gestalt der Mathilde wirklich falscher Ehrgeiz? Oder ist es nicht vielmehr alberne Eitelkeit? — Da ich das Stück nur aus der Produktion kenne, so bin ich in großer Verlegenheit, meinen Lesern den Inhalt dieser langweiligen Komödie zu erzählen. Denn der Dichter Feldern hat Alles gethan, um den Zuschauer in der Exposition bis zur Ungeduld hinzuhalten, und den Spruch zu bewahrheiten, daß das Böse ein Widerspruch in sich selbst sey. Ich weiß von der ganzen Fabel nur so viel, daß Banquier (?) Stockmann aus seiner ersten Ehe eine Tochter Henriette zu verheirathen hat; daß sein zweites Weib, die albern-eitle Mathilde, an einen verschuldeten Baron verheirathen will, um dem Stockmannschen Hause Lustre zu geben; daß das Mädchen endlich ihr früherer Liebhaber, der Haussekretär Richard, bekömmt, und daß Mathilde in dem thörichten Streben, die Blüthe des Adels und der Honoratioren in ihrem Salon zu versammeln, und die ersten Damen durch kostbaren Schmuck zu überstrahlen, ihren Mann total ruinirt. Das abstoßende moralische Zerrbild „Mathilde" geht in ihrer Prunksucht so weit, daß sie ihre fern gehaltene Mutter mit zwei Schwestern darben läßt, und von einem Bruder nichts wissen will, der, wie sich der Dichter ausdrückt, als Knabe „ein Straßenpudel" (vulgo Gassenjunge) war, und in der Folge unter die Soldaten gegangen ist. Aber gerade dieser Bruder (General Tottheim) und ein Herr Ferdinand, von dem wir nicht recht wissen, woher er kömmt, und was er in dem Stockmannschen Hause soll, übernehmen das schwere Geschäft, eine Mohrin weiß zu waschen. Das Gelingen dieser Unmöglichkeit will uns der Dichter durch ein Werk der Resignation begreiflich machen, indem er Mathilden ihren Schmuck (ein bei Stockmanns Falle ausgeschiedenes Gut) der Mutter großmüthig zumitteln läßt. Wieder gefehlt! denn in der Lage ihres durch sie ruinirten Gemahls soll die Gebesserte, (wenn sie es ist), vor Allem auf ihn denken. Uebrigens gibt ihr der Dichter außer dem Baron Skalling noch zwei moralische Nichtigkeiten in den Personen der Frau von Blüthenfeld und des Herrn von Treppel an die Seite ein vierblättriges Kleeblatt von den widerlichsten Eigenschaften. Mad. Binder (Mathilde), Dem. Nina Herbst (Blüthenfeld), Herr Walter (Treppel), Herr Fischer (Tottheim), Herr Dietz (Richard) und Herr Ernst (Ferdinand) thaten Alles, um einer verlorenen Sache das Wort zu reden; auch Herr Dietrich (Skalling), den ich in dem Berichte über Pauline zu loben vergaß, und Herr Grabinger (Stockmann), boten zu gleichem Zwecke das Möglichste auf.

Stöger in Wien.*)

> Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
> Der edle Sinn liebt edlere Gestalten.

„Jedem Verdienste seine Anerkennung! warum nicht auch dem wackern, soliden Theaterunternehmer Stöger? Hier ist einmal das Lob in unserer lobsüchtigen Zeit am Platze." — so urtheilt nicht Referent, so urtheilt Wiens ganzes Publikum. Ueberblicken wir einmal in Kürze die Laufbahn, welche Herr Stöger so lobenswerth durchgegangen ist. Während ein Theater, auf dem ein Heurteur, Kustner, Küger, eine Sonntag, ein Jäger entzuckten, zum Tummelplatz der gemeinen Posse herabsank; während eine andere Bühne, die stets dem Jocus huldigte, bei der Leere des Repertoirs an guten Localstücken zum ernsteren Drama ihre Zuflucht nehmen muß, wozu es aber natürlich an aller Kraft gebricht — hat das Josephstädter-Theater, früher das unbedeutendste unter jenen der Kaiserstadt, sich durch eigene Kraft und in Ahnung des einzig wahren und Schönen emporgeschwungen; eine neue Bahn sich ebnend, hat es dem Bedürfniß entsprochen, das längst die Bewohner der Vorstädte Wiens gefuhlt. Ohr und Herz von den Tönen der herrlichen Meister entzücken zu können da ihnen die Opernhallen der Stadt oft der Preis, oft die Entfernung verschloß. Die elegante und geschmackvolle Decorirung des äußern Theaters kundigte schon diese Veränderung im Plane der Bühne an. — Aber bald versammelten sich hier nicht allein die Bewohner der Vorstadt, sondern dieses Haus ward bis an's Ende der Unternehmung der Sammelplatz von Personen aller, auch von den höchsten Ständen, die dem Willen und der That einer Direktion, welche mit so seltsam gleichem Fleiße ausharrte, daß sie noch in den letzten Wochen eine neue Oper zur Aufführung brachte, ihre Anhänglichkeit und Bewunderung bezeigten. Die kurze Zeit während Stöger's Direktion schritten mehr als zwanzig Opern über seine Bühne, und wer die Schwierigkeiten solcher Unternehmungen, die vielleicht höher anzurechnen sind, als jene des Trauerspieles selbst; wer den Mangel an zu überpflanzenden musikalischen Werken kennt, der wird diesem Vereine, der eine Heinefetter, einen Pöck, einen Demmer an der Spitze zählt, sein Lob nicht versagen können. Meyerbeer's „Robert" ward den Wienern hier zuerst zur Schau gegeben und mit Rücksicht auf diese Bühne wurde sehr Genügendes geleistet. Ein wahres deutsches Werk, Kreutzer's „Nachtlager zu Granada," bekamen wir hier zum ersten Male, trefflich besetzt, zu hören. Selbst das Schauspiel, das dem Plane gemäß nur die zweite Rolle spielen sollte, genügte mächtigen Ansprüchen, denn nur ein Paar Stücke, die sogleich verschwanden, hatten keinen Beifall gefunden. Dafür wirkten in andern die Talente des Fischer'schen Ehepaares, Walter's, und der zu Lustspielen und Opern gleich verwendbaren Dielen und Rott recht wohlthuend. Auch Raimund spielte über fünfzigmal in seinen Stücken, und sein „Verschwender," der einen unerhörten Zulauf fand, brachte das Genre, in dem er sich bewegt, wieder zu Ehren. — Gäste, die man hier kaum bemerkte, machen anderswo Furore, und alle jene Stücke verherrlichte Neefe's und Rößner's Zauberpinsel. Das Arrangement des Regisseurs Demmer war stets das lobenswertheste — kurz, bei dieser Bühne war man, beobachtete man nur oberflächliche Auswahl, sicher, etwas Gutes, oft Treffliches zu sehen, indessen bei mancher anderen das umgekehrte Prognosticon zu stellen seyn dürfte. So scheiden wir also ungern von einem Vereine, der durch gelungene Leistungen der singenden und recitirenden Muse einen Anspruch auf Anerkennung und unser Andenken erworben; der uns Blumen der Erinnerung auf den öden Pfad des Alltagslebens gestreut; der den Applaus, welcher ihm vom vernünftigen und anständigen Publikum vernünftig und anständig gespendet wurde, von seinem Mißcredite gereinigt; der uns keine Vorstellung vor die Augen gebracht hat, welche durch Lascivität im Geringsten unser moralisches Gefühl verletzt hatte; so scheiden wir von dem braven Stöger, der keine Opfer gescheut, uns Alles dieses bieten zu können, der auf die schwierige Bahn getreten, fast ohne Aussicht des Gelingens, und dem man nur den einzigen Vorwurf machen kann, daß er durch zu schnell auf einander gefolgte Neuigkeiten gewisser Maßen sich selbst geschadet haben dürfte. — Wir werden ihn vielleicht noch oft zurückwünschen; denn wir verdanken ihm edle, durch nichts Unreines getrübte Genüsse.

A. Silas.

*) Aus der Wiener Zeitschrift: „Feierstunden."

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 13. Mai **Nro. 57.** 1834.

Der letzte Werschowetz.

(Beschluß.)

Hundert Hände regten sich und zimmerten und hämmerten so eifrig und fleißig, daß es für die umstehenden Neugierigen eine Lust war. Was sie aber zu Stande brachten in kurzer Zeit durch vereinte Anstrengung, das war — ein festes Gerüst von Holz, so groß, daß es mehr als hundert Personen fassen konnte; dann wurden Sitze für den Herzog, seine Angehörigen und die Vornehmsten des Landes errichtet, dann das Alles mit kostbaren Tüchern behangen, und mit zierlichen Fußteppichen, auf das Künstlichste gewebt, überall bedeckt. Das Gerüst wurde mit Schranken umgeben, hinter welchen das Volk zusehen sollte, was oben auf dem Gerüste vorgehen würde. Zahlreiche Krieger versahen hier überall die Wachen, um jedem Unfuge, jeder Unordnung so schnell als möglich zu steuern.

Um die dritte Nachmittagsstunde klangen abermals so wie bei dem feierlichen Einzuge Primislaus die Glocken, und ein feierlicher Zug begann von dem Schlosse sich in Bewegung zu setzen, und das Gerüst zu besteigen. Auf den Sitzen nahm Platz der edle Herzog Böhmens Friedrich, sein Bruder, der tapfere Primislaus, Liska, die blondlockige fürstliche Schwester des Böhmerherzogs, dann die Vornehmsten des Landes. Auf einen Wink des Herzogs wurde Ratibor Werschowsky auf das Gerüst vor den Sitz Friedrichs geführt. Als der Werschowsky vor der Versammlung stand, sprach der Herzog feierlich: „Ratibor Werschowsky! knie nieder, als der Letzte der Werschowetzen, und stehe auf als der Erste eines neuen Stammes, denn sofort kannst Du als Werschowetz mit den Deinen nicht in der wieder erworbenen Heimath hausen. Dein Geschlecht sey mit der Vergangenheit Thaten mit Kochan und Tista der Vergessenheit geweiht; ich schlage Dich demnach zum Ritter von Skyrken, und schenke Dir das feste Schloß Frauenberg, und die im feindlichen Lande gemachte Beute. Ratibor Skyrken! Du Erster Deines Stammes stehe auf!" Freudig empfing Ratibor den Ritterschlag, und stand als Ritter Skyrken vor seinem Herzoge da, der ihn mit einem Kusse der innigsten Versöhnung zu seinem treuesten und eifrigsten Anhänger umschuf. Primislaus aber umarmte vor allen Anwesenden auf das Herzlichste seinen Retter und überreichte ihm ein herzogliches Schreiben, das also lautete:

„Wir Friedrich Herzog in Böhmen und Regent in Mähren bis an die Hungarischen Gränzen, bekennen uns zu diesem Vertrage, welcher mit dem edlen Ratibor Werschowsky mit Rath und Willen unserer Edlen und mannhafter Ritterschaft, um allen künftigen Zwiespalt und Widerwärtigkeit zu begegnen, geschlossen wurde; so daß ihnen, den Werschowetzen alle jene Thaten, so Boiczek, Kochan am Berge Welisch gegen Jaromir, Jan Tista und alle andern Werschowetze gegen unser herzogliches Haus begangen, von keinem unserer Unterthanen noch nachkommenden Fürsten und Pfleger der Länder Böhmen und Mähren nun und in künftigen Zeiten durchaus nicht vorgerückt werden soll, bei Verlust des Lebens. Und nachdem uns Ratibor Werschowetz, der berühmte Ritter, als ein Führer des Kriegsvolkes in Mähren, durch seine Tapferkeit behilflich gewesen, daß wir durch unsern Bruder Primislaus den Sieg, und somit das Land Mähren bis zum festen Znaim zugeeignet erhalten haben; so haben wir ferners beschlossen, ihm und seinem künftigen Geschlechte einen neuen Namen zu geben, und ihm ein neues Wappen vorgezeichnet; so daß der Werschowetzen Geschlecht von jetzt an in ihrem Schilde im blauen Felde zwei Barten kreuzweis und auf dem Helme desgleichen zwei kreuzweis; dazu zwei Adlerflügel zum ewigen Gedächtnisse führen soll. Zum Andenken der Rettung unseres geliebten Bruders Primislaus aus Lebensgefahr durch die Hand des Ratibor Werschowsky, schenken wir ihm gnädiglich unser festes Schloß Frauenberg an der Gränze des unruhigen Bayerlandes, um dort des Einganges in das Böhmerland zu wahren, und dasselbe zu beschützen. Diesen Vertragsbrief haben wir von wegen

der Gedächtniß mit unserem Sigill bekräftigt, und ist solcher Brief deme Ratibor, jetzt von Skyrken benannt, auf unsern Befehl im Eintausend ein Hundert und vier und achtzigsten Jahre zugestellt worden." So wurde die mehrere Jahrhunderte dauernde Feindschaft und der gegenseitige Haß zum Nutzen und Frommen des Herzogs und des Landes in Unterwürfigkeit, Treue und Liebe verwandelt, und ein mächtiges Geschlecht wieder in seine Heimath aufgenommen. Der Werschowetzen Namen erlosch und der von Skyrken fing an zu blühen. Kochans, Boiczeks und Tistas Vergehungen erbleichten an den herrlichen Thaten derer von Skyrken, das neue Geschlecht hing mit felsenfester Treue an Fürsten und Vaterland. Ratibor blieb ein tapferer Kämpfer für die Rechte seines Herrn und Herzogs, und angesehen am fürstlichen Hofe bis an sein Ende. Noch meldet die Sage, daß sogar Ratibors Sohn die Hand der blondgelockten Liska und ihr Herz zum Lohne erhielt, als es ihm einst gelang, bei einem herzoglichen Jagdtreiben die holde Fürstentochter vom Tode zu errretten, indem sie trotz der wohlgemeinten Warnung in jugendlicher Hast des Jagdvergnügens, bald die Beute eines leicht verwundeten Ebers geworden wäre, wenn nicht des Skyrken Sohn schnell herbeigeeilt, und mit wahrhaft ritterlichem Muthe das Unthier bekämpft hätte. Der Sohn vermehrte durch seine Tapferkeit des Vaters Ruhm, und durch die Gnade des edlen Herzogs sein Besitzthum. Das war Ratibor, der Letzte Werschowetz, und Ratibor der Erste deren von Skyrken.

J. Müller.

Der Marburger Schlosskommandant.

(Fortsetzung.)

Schnell war die Wunde des Lieutenants untersucht und verbunden. Ein Streifschuß, nicht gefährlich aber schmerzlich, hatte ihm den rechten Arm verletzt. Bald kam er wieder zu sich und nur den eifrigsten Anstrengungen des Pastors gelang es, ihn über das Schicksal des Schlosses und der kleinen darmstädtischen Besatzung zu beruhigen, mindestens seinen Fragen hierüber ein vorläufiges Ende zu machen.

Es war indessen auch die letzte Wache aus der Wohnung des Pastors abgerufen worden. Der Hausknecht, durch Nebengassen auf das Schloß gesandt, brachte als sichere Kunde dem Pastor zurück, daß die eingedrungenen Feinde Hessen-Casselsche wären, daß der Obristlieutenant Motz die Einwohner gut behandle und ihre Effekten, welche ihnen auf der Flucht nach dem Schlosse abgenommen worden waren, denselben wieder habe zustellen lassen. Weitere Ordres sollten bis zur Ankunft des hessen-casselischen Generalmajors Geysa aufgeschoben bleiben. Von den darmstädtischen Musketieren seyen mehrere verwundet, Alle gefangen.

Tief seufzte der Lieutenant bei dieser Hiobspost.

Hausen sie recht im Schlosse? Wie gehts des Verwalters? fragten Lieutenant und Pastor zu gleicher Zeit.

„Der Herr Verwalter mußte ganz unmenschlich viel Wein und Bier heraufschleppen lassen, die Frau Verwalterin und ihre Küche stehen wahrhaft im Feuer, auf dem neuen Baue wird eine mächtig lange Tafel mit dem besten Linnenzeuge gedeckt, und die kleine schmucke Jungfer Katharine —"

Der Lieutenant sah angestrengt nach dem Munde des Hausknechts.

„Ihr habt ja auch das Mädchen gerne," wandte sich dieser zum Pastor, „und nennt sie gewöhnlich Nichte —"

„Nun so sprich," unterbrach ihn der Pastor.

„Ei, die kleine schmucke Jungfer Katharine hat sich auf Befehl des Vaters in das allerletzte kleine Gemach zurückgezogen, wo vor zwei Jahren der Landgraf Philipp verbrannt ist, als sie ihn mit heißem Branntwein badeten und ihre verdammten Lichter nicht ferne genug hielten. Da sitzt nun das arme Kind und soll vor Angst und Kummer über die Casselschen beinahe außer sich seyn und will gar nicht aufhören zu weinen."

Der Lieutenant war sehr geneigt, einen Theil dieser Thränen auf sein Schicksal zu beziehen und sie so wahrhaft in Heilbalsam zu verwandeln; dabei hatte er große Freude über das Abgeschiedenseyn Katharinens von den casselischen Kriegsschaaren.

Als der Morgen heraufdämmerte, ließ sich der Lieutenant nicht länger halten. Er wollte seinen Landgrafen, der sich damals in Giesen aufhielt, von der Sache selbst in Kenntniß setzen. Gehörig verbunden und eingehüllt, brachte ihn der Pastor durch ein wohlverstecktes Mauerthürchen, draußen hielt schon der wackere Hausknecht mit zwei derben Braunen, und, ehe noch die Casselschen Zeit gefunden hatten, Haussuchung nach dem Lieutenant anzustellen, oder sonst durch passende Maaßregeln seine Flucht zu hindern, war er längst vor das Selzerthor in Giesen und vor die Wälle jener damals nicht ganz unbedeutenden Festung gelangt. —

Wie schon gesagt worden, hielt sich Georg II. von Hessen-Darmstadt zu jener Zeit in Giesen auf. Seine Regierungszeit war in eine unheilvolle Periode, in den dreißigjährigen Krieg, gefallen. Wenn ein milder, wohlwollender Sinn, Liebe für die Wissenschaft, Redlichkeit und Tüchtigkeit mehr für friedliche, nicht durch ränkevolle Politik getrübte Zeiten sich eignen, so konnte insbesondere Landgraf Georg — ließ dieses anders sein religiöser Sinn zu — mit dem Himmel hadern, daß er ihn nicht in solchen Zeiten hatte herrschen lassen. Es hatte das Haus Hessen-Cassel

die Abstammung vom älteren Sohne Philipps des Großmüthigen und seine genaue Befreundung mit den Schweden schon mehrmals auf unfreundliche Weise gegen die jüngere Linie geltend zu machen versucht, und namentlich das Fürstenthum Marburg war der Apfel der Eris gewesen, um Cassel und Darmstadt auf viele Jahre zu trennen. Beide Linien nahmen es als Erbprätendenten in Anspruch. Im Jahre 1627 hatte deßhalb eine gütliche Vereinbarung zwischen Wilhelm V. von Cassel und Georg II. von Darmstadt Statt gefunden, in deren Folge Marburg an die letztere Linie kam. Landgraf Wilhelm V. hatte sich bald nach der Ankunft Gustav Adolphs in Deutschland an ihn angeschlossen. Er wurde sein persönlicher Freund, er führte ihm seine Heerhaufen zu, er focht mit ihm seine Schlachten. Fünf Jahre nach ihm — wahrscheinlich vergiftet von einem seiner Generale — starb er bei Belagerung des Schlosses Stückhausen in Ostfriesland. Seine Gemahlin, Amalie Elisabeth, ebenfalls eifrige Anhängerin der Schweden, wurde Regentin des Landes.

So waren, in den allgemeinsten Zügen, damals die öffentlichen Verhältnisse zwischen Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt beschaffen: nicht erklärt feindselig, aber höchst zweideutiger Art. Der Aufenthalt Georgs in Giesen war mit darum gewählt, um seinen nördlichen Besitzungen näher zu seyn und die Landgräfin zu beobachten. Er hatte seine Residenz im Universitätsgebäude, welches aber damals, indem die Universität nach Marburg verlegt worden, seinem ursprünglichen Zwecke völlig entfremdet war. Vom Universitätsgebäude führte eine schwebende Brücke in das Kanzleigebäude, wo der Landgraf allen Sitzungen beiwohnte.

Gerade von einer solchen Sitzung zurückgekehrt, hatte er den Vicekanzler der Regierung, Georg Daniel Ebel, einen tüchtigen und fleißigen Geschäftsmann, mit sehr gnädigen Ausdrücken entlassen. Langsam schritt dieser die Wendeltreppe herab. Da hielt ein Bauerwagen vor dem Portal, und der Lieutenant, angestrengt von der schnellen Fahrt, wurde heruntergehoben.

„Sind Seine fürstlichen Gnaden, der Herr Landgraf, zu sprechen?" fragte der Lieutenant den Vicekanzler, welcher, verwundert über die auffallende Erscheinung, in der Flur stehen geblieben war, und mit den grauen gutmüthigen Augen über die scharfe Adlernase nach dem Lieutenant hinblinzelte.

Die Antwort war bejahend. Der Lieutenant schwankte die Treppe hinauf und der Vicekanzler bemühte sich, den Kriegsrath von Holzhausen, einen Freund und Gevattermann, aufzusuchen, den er auch alsbald beim Obristen von Brennhausen traf, und welchen beiden er die Geschichte vom verwundeten Offizier und seiner Frage nach dem Landgrafen erzählte.

Mittlerweile befand sich der Lieutenant bei seinem Fürsten. Es war das erste Mal, daß er ihn sah. Erst neununddreißig Jahre alt, gesund, tüchtiger Leibesbeschaffenheit und frischen Aussehens, lagerte doch ein Zug von Schwermuth und trüber Zweifelhaftigkeit auf seinem Gesichte, wie theils die Zeitumstände, theils sein Charakter hinlänglich erklärlich machten. Aber jener Zug hing wieder auf's Genaueste mit dem Gepräge von Redlichkeit, Gutmüthigkeit und Wohlwollen zusammen. Sein einfach gescheiteltes, auf die Schultern und einen umgelegten Spitzenkragen niederfallendes blondes Haar, das knappe Koller, der kurze Mantel darüber, der schmale Degen am breiten, dunkelfarbigen Bandelier, eine Art Frauenrocks, der über den Knien endigte, und um die Hüften und auf beiden Seiten mit Bandschlüpfen besetzt wär, endlich die lang aufgezogenen, mit zierenden Kniebändern geschmückten Strümpfe, nebst den langen, vorn breit endigenden Schuhen — Alles nach der Mode jener Zeit, war weder auffallend, noch ausgesucht, und auch von der Krempe seines spitzigen schwarzen Hutes winkte nur eine einfache Straußenfeder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

In einer Ressource fand sich regelmäßig alle Abende ein Mitglied ein. Kaum ließ er sich Zeit, die Anwesenden zu grüßen und Hut und Stock bei Seite zu legen. Mit der Begier, wie ein Verhungerter über eine ihm vorgesetzte Speise herfällt, bemächtigte er sich der zum Lesen auf einem Tische liegenden neuesten Zeitungen, las sie, und nahm auch sogleich diejenigen in Beschlag, welche gerade in den Händen eines andern Mitgliedes waren.

Wenn er so seine Neugier gestillt, öffnete er erst den Mund, und wurde die personificirte Redseligkeit, schwatzte aber über das, was er eben gelesen, das unsinnigste Zeug.

Ein Fremder, der von einem Mitgliede in die Ressource eingeführt worden, konnte nicht umhin, diesem darüber sein Befremden zu erkennen zu geben.

Die trockene Antwort war: „Uns wundert das nicht; der ehrliche Mann hat alle Abende seinen Zeitungs-Rausch."

Charade.

Die Ersten sind die Letzte
Im Stande der Natur;
Doch's Ganze ist enthalten
Stets in den Ersten nur.

S—l.

(Die Auflösung folgt.)

Die Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 44 ist:

Dukaten.

Theaterbericht vom 9. und 10. Mai.

Wir hörten gestern und vorgestern zwei Opern hintereinander: „Fra Diavolo," am 9., und am 10. den „Barbier von Sevilla." An beiden Tagen, vorzüglich am 9., war das Publikum sehr zahlreich versammelt. Referent erwartete, daß der Beifall, den sich „Fra Diavolo" erwerben würde, wenigstens nicht geringer seyn werde, als jener, dessen sich der „Barbier" schon zweimal erfreut hatte; er fand sich jedoch in seiner Erwartung getäuscht. Denn, wenn auch der erste Akt gefiel, und die zwei Andern schöne Einzelnheiten hatten: so machte das Ganze doch keine bedeutende Sensation. Im ersten Akte erkannte das Publikum die Präcision in den schwierigen Ensembles nach dem Erscheinen des Fra Diavolo mit gerechter Auszeichnung an; auch konnte Niemand verkennen, daß dieser ganze Akt trefflich eingeübt war, und mit lobenswerther Rundung zu Ende spielte; allein das Publikum schien sich nicht sogleich in die Darstellung des Herrn Preisinger (Kookburn) zu finden, weil er weniger Gewicht auf einzelne Späße, als auf den ganzen Charakter legte. Herr Preisinger ahmte die Pronuntiation eines Engländers vorzüglich in der Aussprache des W, (welches er immer als Doppel-U nahm), und der Vokale A, O und U recht glücklich nach, und gab seinem ganzen Aeußeren das Ansehen eines phlegmatischen, vornehm behaglichen Geldstolzes, welcher sich kaum durch Eifersucht aus dem Gleichgewichte bringen läßt. Hiedurch erlangte die Scene mit Diavolo und Lorenzo wegen des Contrastes seiner Aufgeregtheit einen eigenen komischen Effekt; allein das Publikum schien die Consequenz in seiner Darstellung für Monotonie zu nehmen; wenigstens machte im ersten Akte nur die von ihm und Dem. Kratky (Pamella) sehr gut vorgetragene Nummer vom „Wollen und Nichtwollen" einen bemerkbaren, ergötzlichen Eindruck. Auch Herrn Demmer (Fra Diavolo) wäre in dem Duette mit Pamella mehr Feuer und Beweglichkeit zu wünschen gewesen. Nichts destoweniger zeichnete das Publikum den ersten Akt als ein wohlgerundetes Ganzes aus. Im zweiten und dritten Akte zeigte es sich aber, daß die Zusammenstellung neuer und bekannter Personen so sorgfältige und wiederholte Proben nothwendig mache, als eine Novität. Demoiselle Lutzer, die übrigens in der Parthie der Zerline nicht minder glänzte, als in den früheren Produktionen, trug die Bettdecke in die Thüre, wo Fra Diavolo mit den Banditen lauerte, und zwar bog sie gerade um die Thürpfoste, als die Versteckten hervortraten, um sie zu belauschen. Ueber diese störende Aufhebung aller Illusion erhob sich ein unwillkührliches Gelächter. Wiewohl der Eindruck dieses Irrthums in der Thüre bald durch ihren Gesang und in der Folge durch die Präcision, mit welcher die Schlußnummer zusammenging, wieder verwischt wurde, so schien es doch, als ob die Fugen des früher fest geklammerten Ganzen auseinander gegangen wären. Auch mit dem Arrangement der Bühne im letzten Akte kann Referent nicht ganz einverstanden seyn. Beppo und Giacomo sitzen ganz frei; dadurch wird die Wiederholung der Worte Zerlinens, welche doch offenbar ein Spaß sub rosa ist, zu einem öffentlichen Akte, vorzüglich wenn, wie es am 9. geschah, diese Wiederholung vor Aller Augen mit parodirenden Gesten begleitet wird. Endlich stehen die Soldaten und Bauern in ihrem Hinterhalte so bloß gestellt, daß es durchaus unbegreiflich erscheint, wie der schlaue Häuptling in die Falle gehen kann. Allerdings ist mit dem besagten Arrangement etwas mehr Raum gewonnen, und der Vortheil erzielt, das Landvolk auf dem Bergwege gruppiren zu können; allein dieser Vortheil bringt wieder den Nachtheil mit sich, daß der Chor zu weit vom Orchester entfernt steht, und dadurch ein präcises Einhalten des Taktes erschwert wird. Dies ist es ohngefähr, was Referent über die Produktion des „Fra Diavolo" im Ganzen, und über die Ursache zu sagen hätte, warum die Oper gegen alle Erwartung nicht die Wirkung des „Barbiers von Sevilla" hervorbrachte. Im Einzelnen verdienen alle Mitwirkenden das Lob einer besonderen Sorgfalt. Ich habe mich über den schwierigen, mühevollen Standpunkt der neuen Direktion schon in dem Berichte vom 1. Mai ausgesprochen; konnte aber die voranstehenden Bemerkungen darum nicht verschweigen, weil ein Verdacht der Partheilichkeit (und einen solchen kann auch das Stillschweigen erregen) weder der Anstalt, noch mir selbst nützen würde. Es haben sich, wie dies bei jeder Neuerung zu geschehen pflegt, Gerüchte gebildet, nach denen Viele von der gegenwärtigen Direktion schon in den ersten Tagen erwartet haben, was sich erst allmählich gestalten kann. Die Umsicht, der gute Wille und die Thätigkeit, wovon uns Herr Stöger schon in den zehn Tagen seines schwierigen Anfanges Beweise gegeben hat, lassen mit Gewißheit erwarten, daß die bei uns beliebte Oper „Fra Diavolo" nach einigen Proben dasselbe Gepräge der Rundung und Genauigkeit erlangen werde, wie der „Barbier von Sevilla."

Wir hörten diese letztere Oper am 10. mit gleicher Aufmerksamkeit und Theilnahme. Das ganze Personale wurde am Schluße gerufen. Auch schien die kräftige und kunstgewandte Stimme der Demoiselle Kratky nicht mehr durch Spuren von Befangenheit getrübt oder gedrückt zu seyn. Demoiselle Kratky fand auch einen weit glänzenderen Beifall, als am 3. Wir können uns über die so viel versprechende Mitwirkung dieser Sängerin nur freuen. Ich müßte mich übrigens nur abschreiben, wenn ich die Produktion des 10. nach Verdienst rühmen wollte. Es ist für den Werth derselben Beweises genug, daß jener Theil des Publikums, welcher die Oper früher gehört hat, das Haus eben so befriedigt verließ, als Diejenigen, welche sie zum ersten Male hörten, und trotz der hohen Erwartungen, zu welchen sie der Ruf berechtigte, in den allgemeinen Beifall einstimmten.

Berichtigung.

In dem Theaterberichte vom 8. und 9. Mai, Seite 4, Spalte 1, Zeile 8 von unten, soll hinter den Worten „an die Seite" der Satz schließen, und das Uebrige wegbleiben.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 16. Mai **Nro. 58.** 1834.

Der erste Entdecker Amerika's ursprünglich ein Böhme.

Gründe höchster Wahrscheinlichkeit für die Behauptung: daß Martin Behaim von Nürnberg, der berühmte Seefahrer, welchem von so manchem Schriftsteller das Verdienst der früheren Entdeckung Amerika's vor Christoph Columbus zugeschrieben wird, von böhmischen Voreltern abstammte.

Mitgetheilt durch Joh. Ritter von Rittersberg.

Schon seit dem Jahre 1831 gibt der rühmlich bekannte Doktor der Medizin, Herr Ritter de Carro in französischer Sprache einen „Almanach von Karlsbad" heraus, welcher als zweiten Titel auch die Aufschrift hat: „Vermischte Aufsätze aus dem Gebiete der „Medizin, der Wissenschaft und der Literatur „in Bezug auf diesen Badeort und auf Böh„men." Die letzten Worte dieses Titels öffnen dem Verfasser ein weites Feld, und unterscheiden sein Werk sehr vortheilhaft von so manchen Brunnenschriften, welche gewöhnlich nur die Geschichte und Topographie des Badeortes, die Analise seiner Wässer, die Aufzählung aller Krankheiten, deren Heilung sie bewirken, und Bemerkungen, welche die Heilkraft derselben erweisen sollen, enthalten. — Der Plan des Herausgebers, welcher keine anderen Mitarbeiter zu haben scheint, als solche, die der Zufall ihm zuführt, umfaßt nicht allein das, was in Hinsicht ärztlichen Forschens und der Beschaffenheit des Heilbrunnens örtliche Wichtigkeit hat, sondern er bietet auch häufig Gelegenheit, manches kennen zu lernen, was in Böhmens Geschichte und Literatur für ein Publikum, wie es sich jährlich in Karlsbad einfindet, von hohem Interesse seyn dürfte.

So enthält das diesjährige (1834) Taschenbuch einen sehr merkwürdigen Aufsatz unsers im Fache vaterländischer Geschichtsforschung ausgezeichneten Gelehrten, des Doktors sämmtlicher Rechte und Sekretärs der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Böhmen, Hrn. Kallina von Jäthenstein, in welchem Beweise geliefert werden, daß Martin Behaim's Vorfahren in früherer Zeit einem kleinen Orte im ellbogner Kreise Böhmens angehörten.

Wir liefern hier den erwähnten Aufsatz nach dem Inhalte des französischen Almanach's.

In der Pfarrkirche zu Bleystadt, — einer königl. Bergstadt im elbogner Kreise, zwei Meilen nördlich von Falkenau, drei von Karlsbad entfernt — gewahrt man an den Seitenfenstern des Hochaltars ein Wappen in Glasmalerei, dessen Farben und Formen durch Zeit und Wetter gebleicht und verwischt, keine sichere Deutung mehr zulassen. An einem dieser Fenster — an der Epistel- oder rechten Altars-Seite — liest man folgende, noch von keiner beschreibenden Feder aufgezeichnete Inschrift:

Paulus, Christoph, Friedrich die Behaim, Gebrüder, Bürger und des Raths der Reichsstadt Nürnberg, verehren dieser christlichen Gemein allhier zu Pleistadt mit diesen Fenstern und mit dem Predigtstuhl hieneben zu Lob und Ehre auch zu Freud aller freundlichen Angedenken. A. 1603.

Nach einer alten Tradition soll auch der seidene Baldachin über dem Hochaltar ein Geschenk der Behaime seyn.

Vorausgesetzt werden muß, es sey allgemein bekannt, daß das Geschlecht der Behaime noch vor dem 15. Jahrhunderte zu den Ansehnlichsten Deutschlands gezählt ward, und zwar ganz besonders zu Nürnberg, wo Martin Behaim, der berühmteste dieses Geschlechtes beiläufig um das J. 1430 geboren wurde. Dieser durchreiste in den Jahren 1455 bis 1479 Deutschland, Italien und die Niederlande, zwar in Handelsgeschäften, jedoch aber immer mit mathematisch-nautischen Studien, bei welchen er nach Angabe einiger Schriftsteller von dem hochberühmten Mathematiker und Astronomen Regiomontanus (Johannes Müller von Königsberg) geleitet worden seyn soll, unablässlich fleißig beschäftiget.

Im Jahre 1480 machte er von Antwerpen die Reise nach Lissabon. In keinem Lande regte sich in jener Zeit mehr Feuereifer nach Entdeckung unbekannter Erdstriche, als in Portugal. Ein Geograph, wie Martin Behaim, durfte sicher seyn, dort mit großer Auszeichnung aufgenommen zu werden. Auch wurde er in der That, als die Regierung dieses Landes im Jahre 1484 ein Schiff zu Entdeckungen in der Südsee ausrüstete, dem Befehlshaber dieser Unternehmung, Admiral Diego Cam oder Can, in der Eigenschaft eines Mathematikers und Cosmographen beigegeben.

Er untersuchte im Verlaufe dieser Expedition die Küsten Afrika's, und drang bis zum Fluß Zaire vor. Ja, Mehrere wollen selbst behaupten, daß er den atlantischen Ocean besucht habe und bis zu den östlichen Inseln America's gelangt sey; und daß er es war, der dem Christoph Columbus, mit welchem Behaim, nach Behauptung einiger Schriftsteller, als Freund verkehrte, die erste Idee vom Daseyn einer neuen Welt im Westen mitgetheilt habe. Bei seiner Rückkehr nach Lissabon im Jahre 1485 ernannte ihn König Johann der Zweite zum Ritter des Christus-Ordens.

Von Lissabon begab er sich mit Jobst von Hürter — einem flämischen Großen — nach der Insel Fayal (einer der Azoren) wo dieser Seemann auf eigene Kosten eine flamländische Kolonie stiftete. Hier heirathete er um das Jahr 1486 Johanne von Macedo, die Tochter des Ritters von Hürter, welche ihm 1489 einen Sohn, nach dem Vater Martin benannt, gebar.

Im Jahre 1490 oder 1491 kehrte er nach seiner Geburtsstadt zurück, wo er im folgenden Jahre einen Erdglobus von 1 Fuß, 8 Zoll pariser Maaß im Diameter verfertigte, welchen man, so wie einige seiner Seekarten — deren sich, nach Versicherungen Mehrerer, Columbus und Magellan bei ihren Entdeckungsreisen bedient haben sollen — noch heut zu Tage in Nürnberg aufbewahrt.

Behaim kehrte im Jahre 1493 nach Lissabon zurück, wo ihn der König mit verschiedenen wichtigen Aufträgen im Lande und außer Landes beehrte, nach deren Vollzug er sich zu seiner Familie nach Fayal begab. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr nach Lissabon, im J. 1506 verschied er dort am 29. Juli in einem Alter von 76 Jahren, und fand seine Grabstätte in der Kirche des Dominikaner-Ordens. Sein Sohn ließ ihm 13 Jahre später ein Denkmal in der Skt. Katharinen Kirche Nürnbergs errichten.

J. Ch. Wagenseil von Altdorf, Ch. G. von Murr, und nach Letzterem H. von Jansen, gaben 1663, 1778 und 1787 aus archivarischen Quellen Nürnbergs geschöpfte Lebensbeschreibungen Martin Behaims heraus. Murr's Werk wurde 1801 in Gotha zum zweiten Male aufgelegt. Diese und nebst ihnen eine große Anzahl Schriftsteller verschiedener Nationen, besonders jene, welche über Portugal, Indien, Nürnberg und über die Entdeckung Amerika's und der magellan'schen Meerenge geschrieben haben, sprechen von Martin Behaim als einem der größten und berühmtesten Geographen und Mathematiker seiner Zeit. Kaiser Maximilian der Erste bezeugte oft, daß Martin Behaim von allen Unterthanen seines weiten Reiches die zahlreichsten und die entferntesten Reisen gemacht habe.

(Der Beschluß folgt.)

Der Marburger Schlosskommandant.

(Fortsetzung.)

„Ihr habt Eure Schuldigkeit gethan," sprach der Landgraf, „und ich bin zufrieden. Aber was soll jener Ueberfall bedeuten? Ihr sagt, sie hätten mit Petarden das Thor gesprengt?"

„Ja, gnädigster Fürst, und, wie mir noch diesen Morgen versichert wurde, so hatten sie die Absicht, in der Nähe befindliche Stücke herbeizuschaffen, und, wäre die Petardirung nicht gelungen, Bresche zu schießen."

„Gütiger Himmel," sagte der Landgraf, indem er nach einem ziemlich verstaubten alten Portraite blickte, welches, neben Jagdgewehr und Waffenstücken, an der Wand aufgehangen war. „Hättest Du das jemals gedacht, Großvater, als Philipp der Großmüthige zwischen Wilhelm und Dir und den andern Brüdern Land, Waffen und Baarschaft theilte, daß die Enkel sich so gegen einander über finden? daß sie so völlig sich losmachen von brüderlicher, nachbarlicher und herzlicher Gesinnung?"

Der Lieutenant bemerkte, daß dem Landgrafen eine Thräne ins Auge trat und er schlug seins davor nieder.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und der Generallieutenant von Eberstein, ein podagrischer alter Herr, aufgedunsen von Wein, groß, stark und mit herbem, strengen Antlitze, trat ins Zimmer. Ein geborner Däne, hatte er früher in österreichischen Diensten gestanden, aber nun schon längere Zeit dieselben mit dem Dienste des Landgrafen vertauscht.

„Eure fürstliche Durchlaucht," stotterte der Eintretende in Hitze und Eifer.

„Ich weiß, ich weiß," erwiederte der Landgraf schwermüthig und blickte zum Fenster hinaus auf die Wälle und den nahen Schiffenberg.

„Und wissen auch Euer Durchlaucht, daß Hessen-Cassel seine widerrechtliche Occupation zu beschönigen wagt; daß es am Ende noch verlangt, wir sollen eine Deputation zu seiner schwedischen Landgräfin schicken?

ihr höflich danken? sie zu weitern nachbarlichen Liebesdiensten auffordern?"

„Was sagt Ihr da?" fragte der Landgraf.

Mit verbissenem Ingrimm zog Eberstein eine Papierrolle aus dem Gürtel und hielt sie dem Landgrafen hin.

„Ein Schreiben des Oberstlieutenants Motz, des sauberen casselischen Herrn, welcher verflossene Nacht Eure ganze tapfere Besatzung in Butzbach aufgehoben."

Eberstein blickte bei diesen Worten wie mit einem Grabsteingesichte auf den Lieutenant, der, im Gefühle seiner Unschuld, ruhig den Blick ertrug.

„Und was schreibt Motz? Was in der Welt kann es geben, solchen abscheulichen Verrath zu entschuldigen, auch nur ein kleines Fünkchen von Rechtlichkeit und guter Absicht in so dunkle Nacht feindlicher Gesinnung zu streuen?"

Ein kurzer scharfer Schwefelblitz zuckte über die Stirne Ebersteins. „Es kommt," sagte er, „weniger aufs Thun, oder die Absicht des Thuns, als auf dasjenige an, was wir dem Thun an Motiven unterschieben; besonders, wenn man mächtig genug ist, keinen Zweifel daran aufkommen zu lassen. O, Eure Durchlaucht, hättet Ihr ähnlich mit Amalie Elisabeth verfahren!"

Der Landgraf sah finster vor sich hin und bewegte nur die linke Hand, als wolle er einen bösen Rath von sich ablehnen. „Und welchen Vorwand gebraucht Motz?" setzte er dann nachdenklich hinzu.

„Er schreibt: als ob dieser Ort von der Krone Schweden den Casselischen zum Quartier unter Andern wäre assignirt worden, auch zuträglicher fiele, so die Eingebornen und Landsleute gedachten Platz präoccupirten, ehe und bevor etwan selbiger von den Franzosen und ausländischen Nationen gänzlich depopulirt und ruinirt würde." *)

Georg lachte bitter. Er trat zu seinem Arbeitstische, wo unter Papieren, Festungsrissen und sonstigen Büchern, zugleich eine aufgeschlagene große Bibel und ein zusammengefaltetes Pergamentblättlein lag.

„Das Sprüchlein hier soll ins Innere einer Schanze eingehauen werden; gerade dort, wohin ich aus diesem Zimmer blicken kann, und ich denke, daß meine Soldaten nicht schlechter kämpfen sollen, wenn sie es lesen oder wenn sie wissen, daß es das Sprüchlein ihres Herrn und Landgrafen ist."

„Mit Gott und Waffen
Kann man Alles schaffen;
Ritterlich fechten,
Christlich leben,
Selig sterben,
Thut Alles erwerben." **)

*) Theatrum europaeum. Bd. IV. S. 883.

**) Dieser Spruch wurde wirklich im Jahre 1654 in's Innere einer Schanze der Festung Giesen eingehauen.

Der Landgraf winkte dem Lieutenant abzutreten, und verschloß sich dann mit dem Generallieutenant in sein Zimmer.

Dem friedlichen Sinne des Landgrafen gemäß, wurden Versuche zu gütlicher Vereinbarung mit Cassel angestellt.

Amalie Elisabeth, damals drei und vierzig Jahre alt, stand in der Blüthe ihrer Kraft und Erfahrungen. Gewandt, klug, rasch und kräftig führte sie in wildbewegter Zeit, bis zur Großjährigkeit ihres Sohnes Wilhelm, die Zügel des Regierung. Gerade damals standen die Sachen günstig für Schweden. Man gab also die bei dem Ueberfall Butzbachs gemachten Gefangenen an Darmstadt heraus, das Eigenthum wurde geschützt, das fürstliche Schloß respektirt, die casselsche Garnison betrug sich höflich und anständig gegen die Bewohner, aber zur Rückgabe des Städtchens selbst war Amalie Elisabeth nicht zu bewegen. Der Vorwand, welchen schon Obristlieutenant Motz geltend zu machen versucht hatte, wurde mit einigen neuen Zierrathen ausgeschmückt, und der Landgraf, wollte er wohl oder übel, mußte sich ihn gefallen lassen.

Amalie Elisabeth, wie schon oben der Verwalter bemerkt hatte, konnte das Fürstenthum Marburg nicht vergessen, und wenn die Jurisprudenz jemals den Vorwurf verdient hat, daß sie zugleich weitschweifig und sophistisch sey, daß sie eben so sehr eine lange als wächserne Nase habe, so ist es gewiß im 17. Jahrhunderte gewesen, wo die Länge der politischen Streitschriften mehr ermüdete, als überzeugte, und, in ihren Erwiederungen, Antworten, Beleuchtungen, abgedrungenen Repliken und dergleichen einen wahren Löscheimergang, von Hand zu Hand, und in die Ewigkeit hinein vorstellte.

So wurde bei jener Gelegenheit von Hessen-Darmstadt eine „Erzählung" abgefaßt. Schon der Anfang derselben predigt ihre Weitschweifigkeit. „Alldieweil die Gerechtigkeit eine solche vortreffliche herrliche Tugend ist, welche heller und schöner, als der Morgen- und Abendstern, vor andern herfürschimmert," beginnt sie und zieht sich durch 15 Folio-Seiten in dem **Theatrum europaeum** fort. Aber auch Hessen-Cassel war in dieser Art nicht unthätig. Es veranstaltete zu Ende des Jahres 1645 einen so titulirten „wahrhaften und beständigen Gegenbericht" ꝛc. ꝛc. Er enthält in gedachtem Werke 23 Folio-Seiten, und dabei noch, auf 4 Folioseiten 6 Beilagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anagramm.

Man mag mich vorwärts oder mag mich rückwärts lesen,
Bleib ich doch immerdar ein und dasselbe Wesen;
Zwar seh' ich mir nicht stets in jedem Staate gleich;
Auch gilt mein Name nicht in jedes Fürsten Reich.
Bei manchem Handelsmann vermißt man mich wohl schwerlich,
Im Gegentheil, ich bin den meisten unentbehrlich;
Und weil durch mich gar leicht auch kann Betrug geschehen,
Bin ich fast überall gestempelt gar zu sehen. J. E. Göbel.

(Die Auflösung folgt.)

Theaterbericht vom 12. bis 14. Mai.*)

Am 12. wurde Raupachs Schauspiel: „Robert der Teufel“ aufgeführt. Referent konnte dieser Vorstellung nicht beiwohnen, was er um so mehr bedauert, als der talentvolle, an Darstellungsmitteln reich begabte Herr Fischer den „Robert“ ausgezeichnet gegeben haben soll.

Am 13 kam die in Prag ungeachtet mancher unbefriedigten Wünsche doch stets beliebte Oper „Zampa“ zur Aufführung. Das Haus hatte sich deshalb troß des ungewöhnlich schwülen Wetters mit einem so zahlreichen Publikum angefüllt, wie es kaum die erste Produktion dieser Oper erlebt hat. Wenn ich behaupte, daß ich ein so glanz- und effektvolles Ganzes auf der hiesigen Bühne noch nicht gesehen habe, so kann ich mich getrost auf das Zeugniß Derjenigen berufen, welche an dem eben so allgemeinen, als ungewöhnlichen Beifalle vom 13. Theil genommen haben. Nicht nur, daß Einzelne und Alle wiederholt gerufen wurden, so begehrte das Publikum auch unter anhaltenden Beifallsäußerungen Herrn Stöger zu sehen. Eine glänzendere Anerkennung seiner einsichtsvollen, selbst auf die kleinsten Aeußerlichkeiten eingehenden Sorgfalt und Thätigkeit konnte dem wackeren Manne kaum werden. Schon im „Barbier von Sevilla“ fiel die zwanglose Genauigkeit im Ensemble wie eine neue Erscheinung auf. Hier aber waren zur Erzielung dieser Eigenschaft, in welcher eigentlich der ästhetische Werth einer theatralischen Leistung liegt, weit mehrere und verschiedenartigere Mittel in Einklang zu bringen. Unser Publikum ist in Hinsicht der Scenerie und der Comparserie sehr kritisch geworden; wie aber Herr Stöger den „Zampa“ in die Scene gesetzt hat, kann er selbst die Tadelsucht gegen sich herausfordern. Sogar die Singknaben nahmen in den wohlgeordneten Gruppen immer die rechte Stelle ein, und bewegten sich so anständig, als ob sie sich auf ihr schmuckes Costum etwas zu Gute thäten. Es gewährt schon an sich einen wohlthuenden Anblick, die Bühne mit einer schön gekleideten und malerisch gruppirten Menge erfüllt zu sehen; wenn aber diese Menge nicht bloß der todte Rahmen eines dürftigen Bildes der Hauptfiguren ist, sondern mit ihnen handelt, und mit der Regelmäßigkeit in den Bewegungen zugleich die Bedeutung des Momentes veranschaulicht, so geschieht dem Sinn und der Idee Genüge. Schon das erste Tableau, in welchem der Chor seine Freude über die Brautgeschenke und über die glänzenden Zurüstungen zur Hochzeit ausspricht, brachte eine Wirkung hervor, welche dem Effekte der beliebten Ouverture nichts nachgab. Von gleicher Lebendigkeit und Zweckmäßigkeit war die Gruppe der schmausenden Korsaren, deren Häuptling wohl kaum ein Anderer mit mehr Effekt darstellen kann, als der schön- und kräftiggebaute, wackere Sänger Pöck. Seine Ankunft wurde durch Herrn Pabtist (Dandolo) nicht mit einem, außer dem Charakter liegenden, tragischen Pathos angekündigt, sondern er stimmte in der Mimik herab, was die Musik zu viel gethan hat, so daß die musikalische Hyperbel gar nicht unangenehm auffiel. Die ersten Lebenszeichen des Marmorbildes waren durch die Stellung des Herrn Preisinger (Capuzzi) recht gut eingeleitet. Er sonderte sich von der tobenden Schaar seiner Kameraden in die Nähe der Statue ab, und gab durch sein Entsetzen, mit welchem er zu ihnen zurückfloh, ein natürliches und wirksames Signal zur Veränderung der Gruppe. Herr Pöck stellte das vergebliche Ankämpfen gegen die Schauer eines nahen Geistes mitten zwischen der wunderbaren Veranlassung und seinen ängstlich zusammengedrängten Gesellen so dar, daß er der Kühnheit des Charakters nichts vergab, und doch mit der nöthigen sinnlichen Kraft ausdrückte, was Zampa in diesem Momente empfinden muß. Auch das Arrangement des Chors und der Comparsen im 2. Akte war sehr lobenswerth, und Referent muß hierin besonders auszeichnen, daß die Regie von den drei Elementen des Tanzes, des Gebetes, und der Geistererscheinung, die wir sonst auf einen Platz zusammengedrängt sahen, das zweite ausschied, und in die Kapelle verlegte, dagegen aber das erste und dritte in einen dem Momente angemessenen Contrast brachte. Der Tanz selbst war zwar noch kein Ballet, nahm sich aber in Anordnung und Bewegung recht artig aus. Weit entfernt, den Totaleindruck zu stören, half er ihn vielmehr vervollständigen und erhöhen. Endlich darf ich noch in Bezug auf das Ganze nicht verschweigen, daß die Direktion auch auf die klare Exposition der Handlung bedacht war. Im dritten Akte kommt eine Stelle vor (ich meine jene, wo sich Zampa als den Grafen Monza zu erkennen gibt, und Alfonso um die Verschweigung seines Namens bittet), welche früher entweder übergangen, oder nicht hervorgehoben wurde. Auch trug Herr Emminger (Alfonso, welcher mit guten Anlagen einen lobenswerthen Fleiß verbindet) in Spiel und Deklamation viel zur Aufklärung des ursächlichen Verbandes der Handlung bei. Aber ist der schauderhafte Schluß (Zampa wird nämlich von dem Gespenste seiner ehemaligen Braut in den brennenden Aetna gestürzt), ist dieser schauderhaft Schluß nicht ein verwerflicher Theatercoup? — So höre ich Diejenigen fragen, welche den bekannten Spruch: „Lob und Tadel muß ja seyn,“ durch ihre Opposition bewähren. Ich glaube zur Antwort nur Aehnliches gegen Aehnliches halten zu müssen. Nach der vorigen Darstellung beschloß die Oper ein mit bengalischem Feuer beleuchtetes Tableau, in welchem wir Alfonso die Stelle des versunkenen Zampa einnehmen und das Brautpaar von dem Geiste der Marmorbraut segnen sahen. Ist das nicht auch ein Theatercoup? — Und kommt es in der Handlung dieser Oper nicht wesentlich auf die Strafe eines Frevels an? — Ich überlasse die Antwort auf diese Frage dem ruhigen Ermessen des Lesers, wäre aber ungerecht, wenn ich verschwiege, daß die Schlußscene recht gut ausfiel, und daß sich Herr Moßner und Herr Neefe in den neuen Dekorationen als geschmackvolle und den Effekt gut berechnende Maler bewiesen haben. Herr Stöger hat uns aber in weniger als 14 Tagen bewiesen, daß die prager Oper unter seiner Leitung sich den ersten ähnlichen Instituten Deutschlands ohne Scheu an die Seite stellen könne. Das Publikum (nicht Einzelne) ist Richter, und Herr Stöger hat schon in kurzer Zeit erfahren, daß Vorauslagen und unermüdlicher Fleiß bei uns dankbare Anerkennung finden. An Tadlern fehlt es auch dem Besten nicht; aber auch die heftigsten Schreier verstummen, wenn man sie durch die That widerlegt. Herr Stöger wird gewiß die Stimme des Publikums höher achten, als ein Paar Witze in auswärtigen Flugblättern.

Aber der geneigte Leser wird nun auch den Bericht über das Einzelne fordern. Vor Allem muß Herr Pöck (Zampa) ausgezeichnet werden, nicht nur deßhalb, was er am 13. Treffliches leistete, sondern weil er uns kurz vorher durch die gleich sorgfältige Darstellung untergeordneter Charaktere bewiesen hat, daß es nicht sein Stolz ist, für seine Person zu glänzen, sondern dem Publikum als thätiges Mitglied eines schönen Ganzen zu gefallen. Demoiselle Lutzer (Camilla) griff mit lobenswerther Sorgfalt in die Handlung ein, und machte dadurch ihre Kunst und schöne Stimme doppelt gelten. In ihrem präcisen und doch künstlerischfreien Vortrage lebte eine echt dramatische Leidenschaftlichkeit. Herr Preisinger (Capuzzi) und Demoiselle Kratky (Ritta) wirkten so ausgezeichnet mit, daß ihre Scene im 2. Akte nahe daran war, noch einmal begehrt zu werden. Herr Pabtist trug zu diesem glücklichen und ehrenvollen Erfolge auch seinen proportionirten Theil bei. Herr Preisinger scheint dem Referenten ein sehr denkender und gebildeter Künstler zu seyn, vorzüglich darum, weil er sich vor subjektiver Komik hütet, und dafür mit ganzer Seele bedacht ist, die objektiv lächerlichen Formen seiner Charaktere auszufüllen. Ich werde auf seinen Capuzzi noch einmal zurückkommen. Um diesem Aufsatze nicht die Ausdehnung einer Abhandlung zu geben, kann ich nur noch bemerken, daß die letzten Scenen zwischen Zampa und Camilla, auch nicht in Kleinigkeiten das sittliche Zartgefühl verletzten.

(Der Beschluß folgt.)

*) In dem letzten Berichte ist das Datum aus Versehen des Schreibers um einen Tag später angesetzt.

Nebst einer Beilage. — Das nächste Blatt wird Samstag den 17. Mai ausgegeben werden.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 17. Mai **Nro. 59.** 1834.

Der erste Entdecker Amerika's ursprünglich ein Böhme.

(Beschluß.)

Alle Biographen der Familie Behaim stimmen in der Behauptung überein, daß solche ihre ursprüngliche Heimath in Böhmen hatte, und daß ihr böhmischer Ursprung die Veranlassung des Namens Behaim wurde, welchen sie nach ihrer Auswanderung annahm; keiner jedoch gibt den Zeitpunkt ihrer Auswanderung mit Bestimmtheit an; eben so wenig den Ort, welchen sie in Böhmen bewohnte, und Diejenigen, welche ihn anzugeben versuchten, waren im Irrthum befangen. So behauptet z. B. Wagenseil und nach ihm der Herausgeber des allgemeinen historischen Lexikons (Leipzig 1722), daß die Behaime vor ihrer Niederlassung in Nürnberg an der Schwarza, einem kleinen Fluße (Bache) in Böhmen wohnten, und aus dieser Ursache, als sie später geadelt wurden, das Prädikat von Schwarzbach annahmen. Christoph Kollar in seiner Geschichte des Mittelalters behauptet ebenfalls irrig, daß Martin Behaim aus Krumau in Böhmen gebürtig war, weil sein Vater († zu Nürnberg 1474) dort die Senatorswürde bekleidet haben soll; Murr, welcher die Behaims aus dem pilsner Kreise kommen läßt, führt für seine Behauptung keine weitern Gründe an.

Zwar gibt es in Böhmen mehrere kleine Flüsse, welche den Namen Schwarza, Schwarzau, Schwarzbach führen; allein diese alle sind zu unbedeutend, um es zu erklären, wie die Behaime bei der Wahl ihres Adels-Prädikats, deren Benennung jener des Ortes, welcher die Wiege ihres Geschlechtes war, vorgezogen haben sollten. Es gibt in Böhmen in der That zwei Orte des Namens Schwarzbach. Der eine im budweiser Kreise zum Herzogthum Krumau gehörig; der andere eine Dependenz der Herrschaft Schönbach im elbogner Kreise. Dieser liegt anderthalb Meilen nordöstlich von Bleystadt, wo sich die von den 3 Brüdern Behaim von Nürnberg im Jahre 1603 der Kirche dieses Ortes verehrten Glasgemälde, die Kanzel und die oben angeführte Inschrift vorfinden. Dieses letzte Schwarzbach ist die frühere Heimath der Behaime, und von ihm führten sie den Namen der von Schwarzbach, als sie im Jahre 1681 in den Rang der Freiherren erhoben wurden.

Zu alten Zeiten, und auch noch gegenwärtig, wählte man als Adelsprädikat häufig den Namen eines Besitzthums, oder des eigenen Geburtsortes. Als nun die Behaime den adelichen Zunamen von Schwarzbach wählten, so muß sie mit hoher Wahrscheinlichkeit der Eine oder der Andere der hier angegebenen Gründe hiezu bestimmt haben. Schwarzbach, in der Nähe Bleystadts gelegen, hat noch heut zu Tage keine Kirche, und gehörte einst zum Pfarrbezirke jenes Ortes, bis im 18. Jahrhunderte die Pfarrkirche zu Mittel-Schönbach, wo Schwarzbach gegenwärtig eingepfarret ist, errichtet wurde. Die Behaime wählten ihr Prädikat von diesem Orte, — welcher den Besitzern von Schönbach gehört, — nicht, weil er ihr Eigenthum, sondern weil er die Wiege ihrer von Böhmen eingewanderten Vorfahren war.

Daß Schwarzbach, und zwar jenes Schwarzbach in der Nähe Bleystadts, der Ort war, aus welchem diese abstammten, ist durch die That erwiesen: daß die 3 Brüder Behaim dort durch ein der Kirche des genannten Städtchens gemachtes Geschenk, und eine Inschrift, welche diese Absicht bestätigte, ihr Andenken verewigen wollten. In dieser Kirche mußten ihre zu Schwarzbach geborenen Voreltern die heilige Weihe der Taufe empfangen haben, an ihrem Altar muß ihr Ehebund gesegnet, von ihrer Kanzel ihnen die trost- und wahrheitsvollen Lehren des Christenthums verkündet, hier die entseelten Reste der beweinten Dahingeschiedenen zur Erde bestattet worden seyn. Diese Kirche war also auch der einzige angemessene Ort, welchen fromme und dankbare Nachkommen wählen konnten, um dem Gedächtnisse ihrer Väter ein Denkmal zu errichten und zu bezeugen, daß sie aus diesem Orte stammten. Welcher andere Grund hätte sonst auch drei Nürnberger Patrizier bestim-

men können, in der Fremde und in solcher Entfernung von Bleystadt, an das kleine, im Gebirgslande weit von der Heerstraße entlegene Städtchen, zu denken, um seiner Kirche ein solches Geschenk zu machen. Auch kann der Sinn der alten Inschrift nach dem Style damaliger Zeit, wo Freunde, Freundschaft und Freude häufig als Synonyma von Verwandte, Verwandtschaft und Trost galten, ganz füglich folgendermaßen gedeutet werden:

„Paul, Christoph, Friedrich, die Brüder
„Behaim, Bürger und Räthe der Reichs-
„stadt Nürnberg, verehren der christlichen
„Gemeinde zu Bleystadt diese Fenster und
„den nebenstehenden Predigtstuhl zum
„Lob und Ehre Gottes, und zum tröstli-
„chen Andenken an ihre Verwandte (Vor-
„eltern)."

Nach dieser ganz natürlichen Auslegung beweiset auch diese Aufschrift vollkommen, daß die Voreltern der Behaime von Nürnberg, und folglich auch die des hochberühmten Seefahrers, ihre Heimath in dem einst zur Kirche von Bleystadt eingepfarrten Schwarzbach hatten.

Zwar enthalten die Tauf- und Sterberegister der Kirche, jene der Bleiminen, und die Gedächtnißbücher von Bleystadt niegends den Namen Behaim, allein alle diese nur bis zu den Jahren 1569 und 1524 steigenden Register, beginnen zu einer Zeit, wo die Behaime schon lange im Senate von Nürnberg saßen, und das Rathhaus von Bleystadt brannte am 2. Mai 1700 mit seinem ganzen Archive ab.

Man darf auch nicht übersehen, daß es höchst wahrscheinlich sey, daß die Vorfahren der Behaime, so lange sie in Böhmen, und zwar zu Schwarzbach und in der Umgegend lebten, nicht diesen Namen geführt, und daß sie solchen erst später, nachdem sie ausgewandert waren, angenommen, oder erhalten haben. Auch waren in jenen Zeiten die Eigennamen der Familien nicht so fest bestehend, wie dieses heut zu Tage der Fall ist, und Individuen, die aus einer Stadt oder einem Lande in andere zogen, erhielten häufig ihren Namen vom Orte oder vom Lande, aus dem sie kamen. Es kann also auch hier ganz einfach angenommen werden, daß diese unsere, aus Böhmen (Böheim) um das Jahr 1300 bereits nach Nürnberg eingewanderte Familie dort „Behaim?" genannt wurde. Daß sie sich um diese Zeit in Nürnberg niedergelassen haben mußte, beweist ein lateinischer Brief des Senats dieser freien Reichsstadt an Emanuel König von Portugal, datirt vom 7. Juni 1518, worin für Martin Behaim, den in Lissabon zurückgebliebenen Sohn des berühmten Cosmographen, welcher in eigener Vertheidigung einen Portugiesen getödtet hatte, und sich deshalb eingekerkert befand, um Schutz und Gnade gebeten wird. In diesem Briefe, so wie in einem zweiten Empfehlungsschreiben vom 12. Mai 1520 *) bezeugt der Senat von Nürnberg ausdrücklich: „Daß die ehrenwerthe und wohlhabende Familie Behaim in „dieser Reichsstadt schon seit länger denn zwei Jahrhun„derten ansäßig gewesen, dort mit verschiedenen obrigkeitlichen „Aemtern bekleidet worden, und daß Michael Behaim „— Oheim des Verhafteten und Bruder des berühmten „Cosmographen — Senator von Nürnberg sey. —

Mehrere dieses Geschlechtes wurden als Gelehrte bekannt; Andere bekleideten höhere Staatsämter und kriegerische Würden. Von den Letzteren diente Georg von Behaim unter Melchiors von Redern, Herrn auf Friedland, Oberbefehl im Kriege welchen Rudolph II. gegen die Türken führte. Der Tapfere fiel 1593 unter den Mauern von Sissek. Johann Jakob von Behaim, Inhaber eines Regiments in französischen Diensten, wurde 1652 bei der Belagerung von Dünnkirchen getödtet.

Der Marburger Schlosskommandant.

(Fortsetzung.)

Während so der Jurist langsam arbeitete, war der Krieger um so thätiger; bald ließ er die Bemühungen von Jenem vergessen.

Um diese Zeit war der Obristlieutenant Willich Schloßkommandant in Marburg. Ein vier und siebenzig jähriger Greis, hatte er vier und vierzig Jahre dem fürstlichen Hause Hessen gedient und Gutmüthigkeit, so wie redliche Gesinnung konnte ihm weder Feind noch Freund absprechen. Von Landgraf Georg war ihm der Butzbacher Lieutenant zugeschickt worden, um, da seine Gegenwart in Butzbach nicht mehr Statt finden konnte, bei der Marburger Besatzung beschäftigt zu werden. Wir sehen den Letzteren an einem schönen Wintermorgen von Marburg aus den Berg hinansteigen, um seinem neuen Herrn und Gebieter über die Vorfälle der Nacht auf dem Schlosse zu rapportiren. Es waren durch oberhessische Bauern Nachrichten eingelaufen, daß der casselsche General Geysa von Braunfels östlich sich gewandt habe. Zugleich erzählte man, daß, wie vor mehreren Wochen auf Butzbach, so es jetzt auf Marburg und das ganze Fürstenthum gemünzt sey. Der Lieutenant stand einen Augenblick stille, und betrachtete sich die anmuthige Gegend. Selbst der Winter konnte sie ihrer natürlichen Schönheit nicht berauben. Drunten, zwischen Eisstücken und rothen, von der jenseitigen Gebirgswand abgesprengten Steinen, rauschte die Lahn. Diesseits stand, nicht weit von der Lahn, die Sct. Elisabeth-Kirche, mit ihren zwei hohen und schönen Thürmen, daneben das

---

*) Beide Briefe sind in der zweiten Auflage von Murr's Werke, Seite 139 und 142 enthalten.

deutsche Haus, ein Hospital für Alte, Arme und Gebrechliche. Weiter das Rathhaus, noch eine Kirche, viele, viele Häuser, wie die Stufen einer Treppe hinter einander am Berge aufsteigend. Ueber ihm das Schloß, majestätisch, königlich, wohlbefestigt, und mit mehreren, erst kürzlich aufgeführten neuen Bäuen versehen, weiterhin andere, mit Wald bewachsene Höhen, und beinahe dem weißlich-blauen, winterlichen Himmel verschmolzen, das Schloß Frauenberg.

Noch stand der Lieutenant, als ein einspänniger, mit leinenem Tuche überzogener Karren den Berg nach dem Schlosse hinauffuhr und ihn aus seinem Nachsinnen weckte. Der Fuhrmann war abgestiegen, um das müde Thier zu erleichtern, und gerade jetzt ließ der Passagier halten, um, wie es schien, auch mit seinem Gewichte dem Thiere weniger beschwerlich zu fallen.

„Ums Himmelswillen, Herr Pastor," rief plötzlich der Lieutenant und stürmte nach dem Karren. „Wie kommt Ihr nach Marburg? Wie kommt Ihr aufs fürstliche Schloß? Wie ergeht's Eurem Freunde, dem ehrlichen Verwalter in Butzbach, von dem ich nun schon so lange nichts gehört habe?"

Wirklich war's der Pastor von Butzbach. Er schüttelte dem Lieutenant die Hand, und, als sollte die Antwort dem Pastor erspart werden, schob sich das vorhängende Leinentuch am Kärnlein auf die Seite und das bekannte, freundliche Angesicht Katharinens, in wärmende Tücher gehüllt, blickte daraus hervor.

„Ich hab' Euch gleich an der Stimme erkannt," sagte das Mädchen zum Lieutenant. „Vater und Mutter sind wohl und ich fahre jetzt mit dem Herrn Pastor auf's Marburger Schloß zur Muhme Gertraud.

Der Lieutenant war seelenvergnügt. Er ging mit dem Pastor den Schloßberg hinauf, und dieser erzählte, wie der Verwalter nicht länger rathsam gefunden habe, sein Töchterlein im eigenen Hause zu behalten, weil die Cassel'schen weder weichten noch wankten, und wie er beschlossen habe, sie zur Muhme Gertraud, der Haushälterin des Obristlieutenants Willich, zu schicken, bis ruhigere Zeiten ihr die Heimkehr erlauben würden. Weil der Verwalter und seine Frau an's Schloß in Butzbach und ihre Pflicht gebunden wären, so habe er es übernommen, das Mägdlein zu der Muhme zu bringen, und es freue ihn, den Lieutenant von seiner Wunde hergestellt, und so wohl aussehend getroffen zu haben.

Es konnte unserm jungen Kriegshelden nichts Angenehmeres geschehen, als dieses unerwartete Zusammentreffen. Allerdings verschwieg er sich die große Bedenklichkeit nicht, ob gerade das Marburger Schloß ein so sehr sicherer Aufenthalt für Katharine sey. Da indessen Butzbach schon gegenwärtig Bedenklichkeiten hatte, das Marburger Schloß aber, im schlimmsten Falle, nur künftige, da die Jugend, und mit Recht, eine große, rasche Freundin der Gegenwart ist, so sagte ihm vor der Hand vollkommen zu, daß er, unter diesen Umständen, Katharinen öfters sehen werde, und daß er persönlich für ihre Sicherheit zu wachen im Stande sey.

Auf dem Schlosse war große Bewegung. Frau Gertraud hatte über und über zu thun, weil Abends in der Kommandanten-Wohnung ein Fest gegeben werden sollte, und noch erstaunlich viel darauf zu rüsten und vorzubereiten war. Indessen empfing sie herzlich ihre liebe Nichte, die einzige Tochter ihrer lieben älteren Schwester, und noch zu größerer Herzlichkeit wurde ihr Betragen gesteigert, als diese emsig zugriff, und sogar die Muhme von der Zubereitung eines Backwerks in Kenntniß setzte, wovon der Koch des Landgrafen aus der Schweiz oder Tirol das Rezept mitgebracht hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Bei einer Whistpartie in London, an der Talleyrand Theil nahm, kam die Rede auf eine ältliche Dame, welche, nachdem sie geraume Zeit Witwe gewesen, ihren Kammerdiener geheirathet hatte. Man äußerte sein tadelndes Befremden über eine solche Mißheirath.

„Ach!" sagte Talleyrand: „wenn die Parthie auf Neun steht, hört man auf, die Honneurs zu zählen."

Dreisylbige Trug-Charade.

Zeichen süßer Erdenfreuden,
Schöne Zierde dem Gesicht,
Sehnen nach den Ersten Beiden
Sich nur wenig Mädchen nicht.

Alle wollen sich erfreuen
An der schmucken Ehrenzier,
Wollen ihr das Leben weihen
Bis zur dunkeln Grabesthür.

Und damit man wohl erhalten,
Wohl die Lieben pflegen kann,
Daß sie lebend sich gestalten,
Nimmt man auch die Dritte an.

Und die Drei im engen Kranze
Zu bewußtem Weltgebrauch,
Kennst Du sicher als das Ganze, —
Aber nicht als Rosenstrauch!

Karl Preysoner.

(Die Auflösung folgt.)

Die Auflösung der Charade in Nro. 52 ist: **Liederlich.**

Theaterbericht vom 12. bis 14. Mai.

(Beschluß.)

Am 14. wurde aufgeführt: „Der Bettler" Schauspiel in einem Aufzuge von Raupach, hierauf zum ersten Male „die Bekenntnisse," Lustspiel in drei Aufzügen von Bauernfeld. Zwischen beiden Stücken führten die Demoiselles Fanny und Nanette Militz ein recht artiges Pas de deux aus, welches allgemeinen Beifall fand. Ueber die Produktion des „Bettlers" habe ich bereits in früheren Aufsätzen Bericht erstattet, und da sich die Reprise des 14. von den vorangegangenen nicht wesentlich unterschied, so genügt es zu bemerken, daß Demoiselle Friederike Herbst (Clara), Herr Bayer (Hubert) und Herr Polawsky (Walter) dem wohlverdienten Rufe denkender und gefühlvoller Künstler auch am 14. treu blieben.

Das sehr unterhaltende, in Dichtung und Darstellung gleich ausgezeichnete Lustspiel „Die Bekenntnisse" wird sich hoffentlich lange auf dem Repertoir erhalten. Herr Bauernfeld hat den Erwartungen, welche sein schönes Talent in den „Täuschungen" erregte, in den „Bekenntnissen" weit glänzender entsprochen, als in seinem „Liebesprotokolle." Der Dichter führt uns in seinem Lustspiele zwei Paare von Liebenden auf, deren Eines schon im zweiten Akte vermählt erscheint, das Andere aber der Vermählung entgegen geht. Trotz einer früheren Flamme, lieben sich die wirklichen und bevorstehenden Brautleute sehr zärtlich, und der Titel bezieht sich eben auf das mehr oder weniger abgedrungene Geständniß der ersten Liebe. Diese erste, noch immer im warmen Andenken erhaltene Liebe beruhte auf Gleichheit des Temperamentes und der Gefühlsweise; nun aber hat sich die Sache anders gestaltet. Der lebenslustige, gutmüthige Etourdi, Adolph von Zinnburg, erobert die sanfte Julie im Sturmschritt; wogegen sich der weit ernstere Assessor Bitter um die Liebe der schalkhaften, munteren Anna von Linden, einer jungen Witwe, bewirbt. Gerade dieser Bitter war Juliens erste Flamme. Die jungen Männer sind Freunde, und da der Onkel Adolphs, der von dessen Vermählung mit Julien nichts weiß, auf eine Verbindung mit Anna von Linden dringt, so entspinnt sich daraus eine Verwickelung, in welcher Bitter und Julie sehr verzeihliche Gründe zur Eifersucht finden. Die komische Wirkung dieser Mißhelligkeiten wird noch dadurch erhöht, daß Adolph seine junge Frau, in der Besorgniß vor dem Unwillen des Onkels, zu einer Maskerade beredet. Sie erscheint nämlich in der Lieutenantsuniform ihres Bruders. Die letzten zwei Akte, in denen sich die mit Feinheit angelegte und geschlungene Verwickelung zur Befriedigung aller Interessen munter und natürlich auflöst, geht übrigens in einem Badeorte vor. Die Witze des Herrn Bauernfeld sind zeitgemäß und anständig, und sein Dialog bewegt sich in den Formen der feinen Conversation mit natürlicher Lebendigkeit. Er kennt das Leben und die Sitte höherer Stände, weiß in seiner Gesprächsführung Längen und dunkle Kürze mit gleichem Glücke zu vermeiden, und läßt den Faden der Handlung in keinem Momente fallen. Da das Ganze so anmuthig-munter eingeleitet und ausgeführt ist: so wollen wir es mit der Motivirung der Maskerade nicht zu streng nehmen. Der ohnehin nicht wirksame Spaß mit der Haube, mit welcher in der letzten Scene der Pseudolieutenant dekorirt wird, scheint dem Referenten für das hübsche Ganze zu gemein zu seyn. Manche dürften ihn sogar für unschicklich finden. Herr Bauernfeld schöpft, so weit ich ihn aus seinen Dichtungen kenne, vom Rahme eines durch Glücksgüter und Feinheit im Genuße der Freude heiteren Lebens. Wenn es ihm gefallen wird, tiefer in den Kern zu dringen, wird seine Muse auch nicht um reichhaltigeren und charaktervolleren Stoff verlegen seyn. Auf jeden Fall gehört Herr Bauernfeld zu den Männern, welche das verarmte deutsche Repertoir, ohne den Franzosen nachzuhinken, mit erfreulichen Gaben bereichern können.

Die Aufführung dieses Lustspieles ist vortrefflich zu nennen. Insbesondere zeichnete sich H. Dietz als Adolph von Zinnburg durch Anstand und Laune, und durch die schöne Ausgleichung dieser beiden Elemente aus. Wer in diesen Formen mit voller Freiheit und Sicherheit seyn kann, was der Dichter gewollt hat, muß wohl eine ausgezeichnete Darstellungsgabe besitzen. Auch kann es Referent nur loben, daß Herr Dietz jede Gelegenheit ergriff, die edlen Gesinnungen, auf welche der Dichter den ganzen Charakter basirt hat, in die Erscheinung treten zu lassen. Anna von Linden ist Zinnburgs Gegenstück, und konnte keine ausgezeichnetere Darstellerin finden, als Mad. Binder; vorzüglich geltend machte sich ihre liebenswürdige Schalkhaftigkeit während und nach der Entdeckung, daß die Lieutenantsuniform ein Weib verhülle. Ihre ungezwungene, graciöse Munterkeit behielt sie, wie gewöhnlich, vom ersten bis zum letzten Worte bei. Aber auch Demoiselle Frey (Julie) wußte ihren Charakter nicht nur mit Besonnenheit zu entwickeln, sondern auch mit aller Wärme der Empfindung zu beleben. Ihre Thränen, so ungegründet sie auch erschienen, verfehlten den Zweck der Rührung nicht, und ihr Bekenntniß war ein durchaus gelungener Moment. Auch Herr Preisinger und Herr Walter waren recht brav. Herr Grabinger (der Onkel) scheint von seiner Rolle die Ansicht zu haben, daß des alten Zinnburgs Jovialität eine gewisse Vernachlässigung der Conversationsformen involvire, was ich jedoch aus dem Charakter, wie er vorliegt, nicht herausfinden konnte. Vielleicht würde das Bestreben, ihn etwas feiner zu nehmen, den Versuch lohnen. Gegen Scenerie, Comparserie und Costum ist durchaus nichts einzuwenden. Die ganze Vorstellung, so wie die Hauptpersonen insbesondere erfreuten sich der glänzendsten Auszeichnung.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

// Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 20. Mai **Nro. 60.** 1834.

Der schnelle Entschluss.

„Ach,“ sprach jüngst die kluge Mutter
Zu dem schönen Töchterlein —
„Ach, die bösen Männer freien
Jetzt nach Geld und Gut allein. —
Sehen sie ein Mädchen gehen,
Schmuck und schön, und die gefällt,
Fragen sie nicht: Hat sie Tugend? —
Nein! sie fragen: Hat sie Geld? —
Und erhalten sie zur Antwort:
Sie hat nichts, als ihr Gesicht, —
Sprechen sie: Sie ist zum Küssen —
Aber für uns ist sie nicht. —
Doch mit Geld liebt man Xantippen,“
Und die Häßlichste ist schön,
Ach, du böse Welt! wie lange
Wirst du noch im Argen steh'n?
D'rum, mein Kind! nimm doch die Lehren
Deiner Mutter endlich an,
Laß Dich reine Liebe rühren,
Wähle unsern Nachbarsmann. —
Sieh! nicht geizet er nach Gütern,
Denn, Du Arme, hast sie nicht;
Unschuld liebt er nur und Tugend,
Und Dein blühendes Gesicht. —
Zwar, daß alt er ist, und grämlich
Ist, ich weiß es, ärgerlich;
Doch, was thut's, naht ja dem Winter
Auch der holde Frühling sich.“ —
„„Ja, ich nehm' ihn,““ sprach die Tochter,
„„Denn das ist mir Trost und Hort,
Naben Winter sich und Frühling,
Muß der Winter immer fort.““

Karl Max. Schnabel.

Der Marburger Schlosskommandant.

(Fortsetzung.)

Die darmstädtischen Prinzen nebst neun Grafen hielten sich damals in Marburg auf. Erst im Jahre 1644 hatte Landgraf Georg verordnet, daß die adelichen Exercitia, als in mathesi, fremden Sprachen, Reiten, Fechten, Tanzen und dergleichen, um gar leidliche honoraria zu Marburg angerichtet werden, und im Schwange gehen sollten. Diesen Studien widmeten sich auch die Prinzen, und ihnen zu Ehren sollte das Fest beim Schloßkommandanten gegeben werden. In demselben Saale, welcher durch Luthers und Zwinglis Disputation so große Berühmtheit erlangt hatte, war ein möglichst geschmackvolles Mahl zugerichtet. Die Fensternischen, mit Fichtenzweigen und Fähnlein geziert, welche die hessischen Hausfarben trugen, ein feingewirktes Gedeck auf den langen Tisch gebreitet, reinlich gescheuertes Eßgeräthe, dampfende Speisen, am oberen Ende der Tafel zwei erhaben stehende Stühle, hauptsächlich hierauf wurden die Blicke gelenkt, wenn man über den sauber gekehrten Vorplatz und den vor die Thüre gestreuten, zierlich gekräuselten Sand, in das Zimmer getreten war. So eben führte der alte Oberstlieutenant Willich die beiden Prinzen auf jene erhaben stehenden Stühle und entschuldigte vielmals, daß er nichts Besseres habe zurüsten können.

„Meine durchlauchtigen und gnädigen Herren,“ sagte er mit freundlicher Verbeugung, und das sparsam silberne Haar zitterte dabei über Stirne und Halskrause, „müssen schon vorlieb nehmen an einer armen Kommandantentafel. Unsre niederhessischen Waldungen bringen Wild die Menge, unsere Professoren und Angestellten in Marburg haben reichlich Wissenschaft angehäuft, wovon denn meine geehrten Herren gleichfalls jetzo profitiren und in studiis sich wohl umsehen, aber feinere Kost, süßeren Wein, weißeres Brod werden Sie in Darmstadt finden, wo ich auch vor Zeiten gewesen bin und dero Herrn Großvaters Gnaden, einem höchst leutseligen und wissenschaftlichen Herrn, mein

Offiziers-Patent und ein gesichertes, ehrenvolles Schicksal verdanke."

Die beiden Prinzen hatten sich auf Willichs Bekomplimentirung an die Tafel niedergesetzt und in wohlwollenden Ausdrücken ihrer Zufriedenheit ihn versichert. Die Grafen, einige Professoren und Offiziere (unter ihnen der Lieutenant) waren gleichfalls vom Schloßkommandanten zur Tafel gezogen, und bald wurde die Unterhaltung so sehr allgemein, daß man das leisere Gespräch des Pastors, welcher gleichfalls zugegen war, und des Lieutenants, welcher sich dicht zu ihm gesellt hatte, kaum noch zu vernehmen im Stande war.

„Ein feiner junger Herr, der Erbprinz," lächelte der Pastor zum oberen Ende der Tafel hinauf, wo Ludwig, nachmals der Sechste seines Namens, mit Dankesworten eine Gesundheit erwiederte, welche Willich auf den Landgrafen ausgebracht und die Musik der kleinen Besatzung in kräftigem Tusch begleitet hatte. „Und wie alt?"

„Nächste Lichtmeß sechzehn Jahre," erwiederte der Lieutenant.

„Er scheint sanft und milde werden zu wollen, wie der Vater," sprach der Pastor fort. „Das liegt in den weich gezogenen Augenbraunen, im vollen Mund, in der runden Wange. Aber sein Bruder Georg, wenn nicht der einmal ein Kriegsheld wird, so mögt ich mir den Chor-Rock ausziehen, und mich selbst in Uniform stecken. Was für ein kecker Muth, eine feste Beharrlichkeit, ein kühnes Durchdringen in den schmal gespalteten Lippen, der hohen Stirn, den umbüschten Augen ihre Vorposten ausstellen, und selbst die Anmuth einer vierzehnjährigen Jugend, ohne sie zu verdrängen, doch immer etwas zurückgedrängt haben."

Der Lieutenant, obgleich den edlen Zweigen seines gebietenden Fürstenstammes mit dem Eifer eines Soldaten und dem redlichen Sinne eines Bürgers unterthan, hätte lieber Einiges von den Personalien der kleinen Katharine vernommen. Diese war den ganzen Abend auch kein Einziges Mal sichtbar geworden, der Lieutenant schmälte auf sich, daß er dessenungeachtet einen so sehr guten Appetit habe, und möchte sich am Ende diesen Umstand nicht anders erklären, als daß in jedem wohlgebackenen oder wohlgebratenen Stücklein Fisch oder Wild, in jedem süßen Fettauge, in jeder wohlschmeckenden Brühe gewissermaßen ein Kunsterguß seiner ehemaligen kleinen Wirthin erscheine, und nur deßhalb seine Aufmerksamkeit, sein Anstaunen mit offenem, in den passenden Momenten sich wieder schließendem Munde wahrhaft darauf gebannt sey.

Es war zehn Uhr Abends, und der Wein begann in immer rascheren Zügen sich zu folgen. Man sprach von Politik, von Schweden und Cassel, von dem Frieden, der nun bald bevorstehe, und der wirklich auch im Jahre 1648 in Osnabrück zu Stande kam, von dem Ueberfalle Butzbachs, und wie sich die casselische Besatzung auf 250 Mann zu Fuß, und etwa 50 Pferde belaufe. Das Städtlein sey schon tüchtig von ihr verschanzt worden.

„Dorten ist der Offizier, der drinnen gelegen, und der sich tapfer gegen die Uebermacht gewehrt hat," sprach Willich.

Der Lieutenant würde aufgefordert, näher zu kommen und schon war er diesem Verlangen nachgekommen, als ein Feldwebel, groß, stark, eine mächtige Schmarre über der Stirne, mit dunkelgelocktem Haare, und ehemals schönen, aber jetzt durch Leidenschaften aller Art zerrissenen Zügen, in die Thüre trat, und das Hinauskommen des Schloßkommandanten für einen Augenblick erheischte.

„Was ist, Nepomuk?" fragte halb verdrießlich der Alte, als er mit dem Feldwebel in das anstoßende Gemach gegangen war.

„Ihr mögt nicht ungütig nehmen, daß ich störte. Aber der Bauer hier wäre in den Saal gerannt, hätte Zeter geschrien, und so zog ich vor, ohne daß die Herren etwas merken, Euch von der unbedeutenden Sache in Kenntniß zu setzen."

„Und was ist, was ist, Nepomuk?"

„Der Generalmajor Geysa hat sich mit seinen Truppen westwärts gewandt."

„Westwärts? Das heißt nach Marburg?"

„Ja, ja, Herr Oberstlieutenant, nach Marburg," rief ein Bäuerlein, welches an der Thüre gestanden hatte, und nun plötzlich hereindrang. „Und scharfe schwere Geschütze führt er bei sich — daß Gott erbarm!"

„Geysa? Nach Marburg? derselbe Geysa, der —?"

„Der Butzbach hat nehmen lassen," erwiederte gleichgültig der Feldwebel.

„Der es auch so mit Marburg machen wird, der es unserm allergnädigsten Fürsten und Herrn nehmen wird, wie man unser Einem das Schäflein aus dem Stalle holt!"

Der Feldwebel sah den Bauer mit einem halbzornigen und halb verächtlichen Blicke an.

„Ich möchte wissen," sagte er, „wo der Hinterländer Bauer die hohen Einsichten her hat, und warum er sie gerade auf's Marburger Schloß zu Markte trägt?"

„Woher ich sie habe?" erwiederte das Bäuerlein, „von den niederhessischen Offizieren selbst, die sich laut ihres Vorhabens in unsern Gegenden rühmten. Warum ich sie hierher zu Markte trage? Weil sie am Besten hier zu brauchen sind. Uebrigens wollte ich zum Herrn Schloß-Kommandanten, und mit dem Feldwebel ist mein Geschäft abgethan, seit er, nach langer Zögerung, Euch, gnädiger Herr, aus dem Speisesaale hervorholte."

Der Oberstlieutenant trat dazwischen. „Du hast Recht, Nepomuk, unsere Gäste drinnen durften nicht gestört werden. Wer weiß auch, ob sich die Sache so verhält. Du

wirst nach der Stadt hinunter gehen, und die Offiziere zur Achtsamkeit auffordern. Du aber, Bäuerlein, sey bedankt. Wir wollen schon Acht haben, daß die Casselschen nicht nach Marburg kommen.

Der Bauer entfernte sich mit einem höflichen Knix, der Feldwebel, in großer Gunst beim Obristlieutenant stehend, hing Bandelier und Patrontasche um, und nahm zugleich seinen Stutzer zur Hand, um die Befehle seines Herrn nach Marburg hinabzubringen, Willich selbst ging wieder in die Stube. Man hatte nur wenig seine Abwesenheit bemerkt, und Gespräch und Lust nahmen ihren fortgesetzten heiteren Gang.

Endlich — es schlug 12 Uhr auf dem Schloßthurm — ging die Gesellschaft auseinander. Willich hatte einigemale nach der Thüre gesehen, ob nicht Nepomuk seine Rückkehr melde, aber vergeblich. Also erhielt der Lieutenant Auftrag, beim nächsten Marburger Thore zu erkunden, ob Nepomuk da gewesen, und ob man nichts Neues vernommen habe. Der Lieutenant schloß sich den übrigen Gästen an, die meist zu Fuß den Weg nach Marburg zurücklegten, und bei schöner, sternheller, ziemlich kalter Nacht — der 10. Nov. 1645 hatte mit dem zwölften Glockentone so eben begonnen — die Erde selbst und ihre Produkte völlig vergessen zu haben schienen. Nur bisweilen lag ein unbequemer Stein im Wege, oder ein Holz, oder eine nicht fest gefrorene Pfütze — da galt's einen kühnen, unsichern Satz, und häufiger noch, ein unwillkommenes Anstoßen!

Kein Mensch hatte den Feldwebel in Marburg gesehen. Also forderte der Lieutenant selbst zur besonderen Wachsamkeit auf, und nahm dann seinen Rückweg auf's Schloß. Noch nicht ganz kundig der Gegend, verfehlte er denselben. Bald war er auf einem schmalen Fußpfade. Wie dieser in die Höhe zog, glaubte er, ihn ersteigend, eine freie Aussicht zu gewinnen, und so wieder sich zurecht zu finden. Aber vergeblich. Stets in dichtere Gebüsche führte der Pfad. Da tönte ein Redelaut an des Lieutenants Ohr. Er horchte. Es waren zwei Sprechende. Das Gespräch wurde so leise geführt, daß er einzelne Worte nicht vernehmen konnte. Nur im fahleren Sternlichte bewegten sich Gestalten. Aber selbst dieses suchten sie zu vermeiden, und sie zogen sich unter einige entlaubte Ulmen. Jetzt war das Gespräch zu Ende. Die eine Gestalt ging den Pfad weiter, die andere schlug links einen Fußweg ein. Schnell fuhr dem Lieutenant der Gedanke durch den Kopf, daß auf diesem letzteren Fußwege das Marburger Schloß zu erreichen sey. Also folgte er, in langem Zwischenraume, dem links Wandelnden. Dieser ging eilig, und ohne sich umzuschauen, den Fußpfad hinan, dann hinab, und plötzlich stand er stille. Er drehte sich rasch um, und schon glaubte der Lieutenant, bemerkt worden zu seyn. Aber diese Annahme war irrig. Mindestens setzte die Gestalt ihren Weg fort, und, wie der Lieutenant um die nächste Waldecke bog, war sie verschwunden. Er hörte nur noch ein leises Rascheln im welken Laube, nur einen flüchtigen Schritt, der über Heidekraut und wilde Brombeeren dahin streifte, und siehe! das Schloß lag vor ihm. Noch wenige Sätze, und die Fahrstraße war erreicht. Ein alter Stein mit einer jungen Eiche bezeichneten das Einbiegen des Fußpfades in die Fahrstraße. Aber etwa dreißig Schritte weiter traf der Lieutenant auf den Feldwebel. Letzterer bot einen guten Abend, und setzte dann hinzu: „Ein steiler Weg von Marburg herauf! Als ich vorhin hinunter ging, glitt ich aus, und habe mir tüchtig wehe am Schenkel gethan. So kamt ihr früher hin, als ich. Aber desto mehr sputete ich mich beim Heimgange."

„Ei, ei," bemerkte treuherzig der Lieutenant, „wenn Ihr später in Marburg wart, wie konntet Ihr dann vor mir heraufkommen?"

„Ihr gingt, wenn ich nicht irre, einen Feldweg, der bedeutend umführt. Ich kam auf der Fahrstraße."

„Auf der Fahrstraße?" murmelte der Lieutenant leise vor sich hin; und als er dabei, wie zufällig, in des Feldwebels Gesicht sah, erschrack er über den Zug von Wildheit, der darin lagerte, und über den Hohn, welcher mit Besorgniß nicht ganz glücklich zu kämpfen schien.

Lieutenant und Feldwebel rapportirten dem alten Willich und Letzterer, auf das eifrigste Anrathen des Lieutenants, welchem auch der Feldwebel nur geringen Widerstand entgegensetzte, schickte alsbald in die umliegenden Dörfer mehrere Vertraute, welche Mehl und Schlachtvieh ankauften, und dessen Einbringung in das Schloß noch in der nämlichen Nacht bewirkt wurde. Aehnliche Anordnungen wurden für die Stadt Marburg getroffen und in Vollziehung gesetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Frau von Stael übernahm bei Vorstellungen auf ihrer Privatbühne gern selbst eine Rolle, und eine ihrer Lieblingsrollen war die Hagar in dem Stücke der Gräfin von Genlis.

Der Prinz de Ligne wohnte einer solchen Vorstellung bei. Frau von Stael war bekanntlich von der Natur in Hinsicht körperlicher Anmuth nur kärglich bedacht worden. Als man demnächst den Prinzen um sein Urtheil über ihr Spiel fragte, sagte er:

„Es ist eine Rechtfertigung Abrahams."

Die Auflösung der Charade in Nro. 57 ist:

Eierweiss.

Theaterbericht vom 15. bis 17. Mai.

Am 15. und 17. wurde bei vollem Hause die Oper „Zampa" wiederholt. Dazwischen fiel am 16. „Preciosa," Schauspiel in vier Aufzügen von Wolff, mit Musik von C. M. von Weber. Dieses Schauspiel hält zwischen klassischen Dramen und gemeinen Spektakelstücken eine glückliche Mitte ein, so, daß es, gehörig ausgestattet, den Erwartungen eines sehr gemischten Publikums entsprechen kann. Auf ein solches kann aber die Direktion an keinem Tage des Jahres mehr zählen, als am 16. Mai.

Außer den beiden Demoiselles Militz, die wir am 14. in einem Pas de deux kennen lernten, führte uns am 16. die Direktion gleichfalls in einem Pas de deux Herrn und Madame Raab auf. Beide sind sehr angenehme Erscheinungen. Der Zettel kündigte uns in Herrn Raab den gegenwärtigen Ballet-Meister und Tanzlehrer des ständischen Theaters an. So viel Referent aus dem ungarischen Tanze abnehmen konnte, den er mit seiner Frau zur laut ausgesprochenen Zufriedenheit des Publikums ausführte, hat sich Herr Raab nicht zu der engen und dürftigen Sphäre eines Grotesktänzers ausgebildet, sondern er verbindet mit der nöthigen Fertigkeit auch Geschmack, und Madame Raab steht ihm in beiden Punkten würdig zur Seite. In einem folgenden Pas de quatres zeichneten sich außer der Dem. Militz noch die Herren Lenners und Stelzig aus. Das vom männlichen Balletcorps ausgeführte Finale ging wenigstens präcis und munter zusammen. Es ist also, wofern man von einer Privatunternehmung, die sich erst einführt, nicht das Aeußerste erwarten will, die Grundlage zu einem künftigen Ballet vorhanden, und Herr Raab wird als Tanzlehrer gewiß das Seinige thun, die vorhandenen Kräfte durch Unterricht zu vermehren. Schon jetzt stehen die Sachen so, daß wir in Opern oder Schauspielen, wo ein Tanzintermezzo nicht zu umgehen ist, keine eben so lächerliche als verdrießliche Störung zu befürchten haben. Auch Demoiselle Frey (Preciosa) tanzte ihr kleines Solo recht artig und präcis. Sie schien den Beifall, der ihr dafür zu Theil wurde, bescheiden von sich abzulehnen, was bei der Schüchternheit, mit welcher sie selbst nach vielen glücklichen Erfolgen ihrer Darstellung noch immer vor uns erscheint, gewiß nicht allein in der äußeren Form ihrer Verbeugung lag. Möge Dem. Frey nur Muth fassen, denn in ihm liegt bei nöthiger Vorbereitung die zweite Hälfte des Vollbringens.

Von den neuen Dekorationen brachten die zwei Gärten (vorzüglich der zweite mit der eingesetzten Rampe), wie in den nächst vorhergehenden Vorstellungen, einen recht angenehmen Eindruck hervor. Dasselbe gilt von der noch nicht gesehenen Landschaft des dritten Aufzuges. Das vom Herrn de Pian gemalte gothische Gemach sahen wir bereits im letzten Akte von „Zampa." Auch im zweiten Akte war die Bühne gut arrangirt und beleuchtet. Das Zigeunerlager nahm sich in der wilden, durch Zwielicht noch romantischeren Schlucht recht malerisch aus. Nur der Wasserfall schien dem Referenten nicht richtig und täuschend dargestellt zu seyn. Der Wasserspiegel des Gießbaches hatte nämlich mit der schief aufsteigenden hölzernen Brücke dieselbe Richtung, da er doch gegen sie horizontal liegen, und mit ihr die zwei längeren Seiten eines Dreieckes bilden soll. Auch die Bewegung des unten brandenden Wassers war nicht mit der nöthigen illusorischen Kraft angedeutet. Uebrigens konnte man über die schöne Gruppirung der Zigeuner leicht diese mangelhafte Einzelnheit vergessen.

Recht stattlich und angenehm für das Auge nahm sich auch die Gartengesellschaft des ersten Aktes mit den inmitten vor sich gehenden Tänzen der Zigeuner aus. Ueberhaupt vermißte man in der ganzen äußeren Ausstattung nirgends jene Sorgfalt, wodurch die Direktion allen Störungen und Ausstellungen vorzubeugen, und mit der theilnehmenden Aufmerksamkeit der Zuschauer auch das Auge derselben zu beschäftigen bedacht ist. Nur ein einziges Costumversehen fiel im zweiten Akte vor. Herr Ernst erschien nämlich gegen die Worte des Dichters in demselben glänzenden Kleide, welches er im ersten Akte anhatte.

Dem. Frey gab die Preciosa mit einer beinahe vorwiegenden Wehmuth. Wiewohl für diese Wehmuth in der Vorgeschichte der Handlung und in der gegenwärtigen Lage der Preciosa Grund genug ist, so dürfte doch vielleicht ein markirteres Hervorheben der gutmüthigen, und wenigstens in einzelnen Momenten harmlosen Schmiegsamkeit dieses Charakters der ganzen Darstellung mehr Leben und Mannigfaltigkeit geben. Auch würde die übrigens recht löbliche Leistung der Dem. Frey durch lebhaftere Bezeichnung im Momente ihrer männlich-muthigen Entschlossenheit gewinnen, nicht im Uebergange zur That, sondern während derselben. Soweit Referent Dem. Frey bisher kennen lernen konnte, verbindet sie mit guten Studien ein lobenswerthes Streben nach Klarheit und Extreme scheuender Besonnenheit. Die zarteren, vorzüglich die elegischen Gefühls-Nuancen gelingen ihr jedes Mal. Auf jeden Fall hat unser recitirendes Schauspiel an ihr eine erfreuliche Acquisition gemacht; und da ihr das Publikum mit freundlicher Ermunterung entgegen kommt, so wird sie sich gewiß bald auf unserer Bühne heimisch finden. Die übrigen Rollen des Stückes stehen gegen die Titelparthie zu sehr im Schatten, als daß ihre Darstellung besondere Bemerkungen veranlassen könnte. Unser wackere Komiker Feistmantel, dessen wohlverdiente Gunst nichts erschüttern kann, spielte den Schloß-Vogt Pietro zur großen Ergötzung des Publikums. Schon das ganze Aeußere eines lahmen Poltrons war lächerlich, und sein wiederholtes Berufen auf die große Retirade war recht effektvoll nuancirt. Herr Preisinger (Don Contreras) stand ihm in einem andern, richtig aufgefaßten Genre würdig zur Seite. Herr Fischer gab den Zigeunerhauptmann. So klein diese Parthie ist, so erwarb er sich doch durch die effektvolle Deklamation einer Stelle lauten und allgemeinen Beifall. Sein Costum war richtig und kleidsam, nur die Maske hätte noch charakteristischer seyn können. Alle Uebrigen spielten mit gleich lobenswerther Sorgfalt; und es ist recht erfreulich, daß die Vorstellungen unserer Bühne allmählich aufhören das Facit zu geben: „Dieser oder Jener spielte ausgezeichnet gut, und Dieser oder Jener ausgezeichnet schlecht."

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 23. Mai **Nro. 61.** 1834.

Der Marburger Schlosskommandant.

(Fortsetzung.)

Es konnte nicht fehlen, daß hierdurch den guten Schloßeinwohnern ihr gewöhnlich zusprechender Schlaf geraubt wurde. Auch das weibliche Personale hatte vollauf zu thun. Man schlachtete einen Theil der eingetriebenen Schweine. Ein lautes Hämmern von Beilen und Messern wurde aus der Küche hörbar, wo Muhme Gertrud als unbestrittene Alleinherrscherin thronte, und bald freundliches, bald unfreundliches Wort, überall hin aber Arbeit vertheilte. Dort fand sich auch Katharine, und der Pastor war ebenfalls an die Küchenthüre getreten, weil er sonst keine Beschäftigung hatte, und der Schlaf von ihm gewichen war. Er hatte diesen Morgen abreisen wollen, nun aber seine Reise auf den andern Morgen verschoben.

Da trat der Feldwebel auf ihn zu. Des Obristlieutenants Frühstück in die Küche zurückbringend, und, wie es schien, nur im Vorbeigehen, wollte er dem Pastor einen guten Morgen und einige verbindliche Worte sagen. Dieser schaute ihn ernst an und antwortete. Der Feldwebel sprach dringender, er legte freundlich die Hand auf des Pastors Schulter. Aber sein Wort fand darum keinen bessern Eingang. Nochmals sah ihm der Pastor in's Gesicht, und schien bei seiner Verneinung zu verharren. Der Feldwebel, die Sache schnell leicht nehmend, blickte verstohlen nach Katharina, die so eben einen großen Topf an's Feuer setzen half, und ging dann zur Küche hinaus.

Der Lieutenant war mittlerweile abermals zur Stadt geschickt worden, und der Obristlieutenant befand sich bei den Prinzen, welche abwechselnd in der Stadt und auf dem Schlosse sich aufhielten, und, gerade jetzt auf dem Schlosse, höchst erwartungsvoll den Ausgang der Sache überlegten.

Da bestätigte sich plötzlich, was ein ausgeschickter Kundschafter, was zugleich so eben der Lieutenant aus der Stadt an neuester Kunde überbracht. Auf zweien Wegen rückte casselsche Mannschaft auf die Stadt los. Bald hatte sie die ganze östliche Seite derselben eingeschlossen. Der Generalmajor Geysa befand sich inmitten seiner Schaar; er schickte einen Trompeter nach Marburg, und forderte die Stadt auf, sich zu ergeben. Auf erfolgte abschlägige Antwort begann er sie zu approchiren. Soldaten und Bürgerschaft stellten sich zur Gegenwehr. Die Feindseligkeiten, trotz gemachter Vorstellung von Seiten des Schloß-Kommandanten, wurden fortgesetzt, sogar andern Morgens einige Feuerkugeln in die Stadt geworfen. Ein Haus ging in Flammen auf, doch das Feuer selbst wurde gelöscht. Bald war Bresche geschossen. Da schickte die Universität und der Rath der Stadt an Obristlieutenant Willich, als Kommandanten des Schlosses, und baten, einen Accord mit Geysa zu gestatten, weil die Stadt zur Defension nicht genugsame Mittel habe und Plünderungsgefahr vorhanden sey. Obristlieutenant Willich gewährte die Bitte, und so wurde die Stadt den Niederhessischen übergeben.

An dem nämlichen Tage, da die Niederhessen in Marburg einrückten, war große Niedergeschlagenheit auf dem Schlosse. Die Prinzen, ungeachtet aller Vorstellungen Willichs, wollten dasselbe nicht verlassen, weil bloß auf Marburg die niederhessischen Absichten zu gehen schienen, und, im schlimmsten Falle, ihrer Abreise vom Schlosse nicht das Mindeste im Wege stand. Aber der Pastor, welcher sein Weggehen noch um einen Tag verschoben hatte, ließ sich nicht länger halten. Es zog ihn zu seinen lieben Pfarrkindern, und wenn auch Katharine ihn nur ungern scheiden sah, so freute sie sich doch deßhalb, weil auf diese Weise von ihrem Wohlbefinden zu den Eltern sichere und angenehme Kunde gelangte.

Es war schon Abend geworden. Die Arbeiter, welche mehrere Mauerlücken ausgefüllt, und da und dort die Wälle gebessert hatten, gingen in's Schloß zurück, um morgen bei guter Zeit abermals eine Beschäftigung vorzunehmen, welche jeden Augenblick dringender, und vom Schloßkommandanten, wie vom Lieutenant, dem er die Aufsicht darüber anvertraut hatte, mit ungeduldiger Eile betrieben wurde. Der

Lieutenant besichtigte noch einige Theile der Befestigungen und ging dann, langsam und nachdenklich, ebenfalls in das Schloß.

Siehe, da wandelte ein Päechen vor ihm her. Der Mann großgegliedert, stark und wohlgebaut, schlang vertraulich die rechte Hand um den Nacken des Mädchens, und, wie er sich oft zu ihr herniederlehnte, und sein Gesicht an das ihrige brachte, schien es weniger des Sprechens, als des Kosens halber zu seyn, welches, wie eine Nachtigall im Waldesgeräusche, über dem dumpfen Tosen der Lahn her mit lieblichen Melodien zu dem armen Lieutenant herüberschallte. Doch wir müssen dem geehrten Leser von der Bezeichnung „armer Lieutenant" vorerst einige Rechenschaft geben.

Daß der Lieutenant und Katharinchen sich gefielen, ist wohl im Laufe dieser Erzählung nicht unbemerkt geblieben. Es mochte auch kein Mensch, mindestens kein Romanleser, etwas dagegen einzuwenden haben. Der Lieutenant war ein frischer, rothwangiger Bursche, mit leis gekraustem dunkelblonden Haare, heiterem Blicke und dem redlichsten Gemüthe und fröhlichsten Herzen, was jemals unter wollblauem Tuche, Bandelier und Patrontasche einen Platz gefunden hatte. Katharinchen, mehr brünett, ein höchst zierliches, rasches, gutmüthiges und anmuthiges Wesen, nahm sich, trotz der umhüllenden Kopftracht jener Zeit, erstaunlich gut aus, und dabei war sie eben so wenig männer-, als der Lieutenant weiberhassend. Schon lange hatte sie ihre Aussteuer fertig, und ohne Bedenken recht wacker daran mitgesponnen. Diese, im Allgemeinen so wohl angelegten und verheißenden Verhältnisse, freilich noch keineswegs garantirt, waren nun plötzlich getrübt worden. Der Lieutenant hatte gemerkt, daß der Feldwebel und Katharine vielleicht gar aus früherer Zeit sich kannten. Noch diesen Morgen sah er sie vertraulich mit einander reden, und, als er zufällig in das Zimmer trat, wie Spreu auseinanderstäuben. Katharine war gluthroth geworden, und der Feldwebel maß ihn mit scharfem, spottendem Blicke. Wenn also jetzt der Gedanke ihn durchfuhr: Das ist Katharine und der Feldwebel, wenn zugleich sein Herz alle Qualen der Eifersucht und getäuschter Liebe erlitt, so kommt es uns zu, ihn deßwegen zu bedauern.

„Aber vielleicht ist es eine Andere!" sprach er zu sich selbst, und setzte schneller seine Schritte in Bewegung. Die Ecke des neuen Bräuhauses entzog ihm den Anblick. Um so mehr war er beeilt, vorwärts zu kommen. Siehe, da stand im nächsten Winkel abermals der Feldwebel, (denn daß es der Feldwebel sey, unterlag nunmehr keinem Zweifel), und — Katharine an seiner Seite. Sie sprachen angelegentlich. Der Lieutenannt konnte einen tiefen Seufzer nicht zurückhalten. Katharine, wie ein aufgescheuchtes Wild, rannte davon, dicht am Lieutenant vorbei, und in der nächsten Thüre war sie verschwunden. Unzweifelhaft war's Katharine. Ein kleines Packet, von einem Tuche umwickelt, trug sie in der Hand. Gleich darauf schritt der Feldwebel mit einem frostigen guten Abend am Lieutenant vorüber.

„Gute Nacht," sagte, statt gleicher Antwort, der Lieutenant. „Gute Nacht, was ich in thörichter Hoffnung als wahr mir vorspiegelte; gute Nacht Liebe, Treue, Frauehrbarkeit, Zukunft."

Es ist eines der süßesten Rechte keimender Liebe, den geliebten Gegenstand zu bewachen, zu bewahren, sein Thun, sein Reden, sein Verhalten fortwährend zu prüfen, und in Wohlgefallen an demselben aufzulösen; wenn aber statt des Wohlgefallens, was man als gewiß voraussetzt, und weßhalb auch einzig, wenn sie nicht zur eckelhaften Eifersüchtelei oder zum künftigen Despotismus werden soll, jene aufmerksame Bewachung und Prüfung Statt finden darf, Bitterkeit und Verachtung daraus hervorgehen, dann ist auch die Liebe vergiftet; aus Thränen und schlaflosen Nächten kommt nur ein Sänftigendes: die Entsagung.

Wirklich floh der balsamische Schlaf die müden Augenlieder des Lieutenants. Frühe aufgestanden, eilte er an die äußeren Befestigungen des Schlosses, und war absichtlich nicht zugegen, als der Pastor von dannen zog. Er wußte, daß dann Katharine zugegen sey; dieser Gedanke, sonst ihn fesselnd, stieß ihn jetzt hinaus, und er wäre gerne noch weiter fortgeeilt, als bis zum Schloßgraben. „Bald," sagte er, „werden wir casselische Speere blinken sehen. Das sind Aderlaßmesserlein für gekränkte Liebe. Sie sollen mich nicht als Letzten in der Reihe erblicken, wenn das große Bad verordnet wird." —

Indessen verschlangen die wichtigeren politischen Begebenheiten jedes einzelne Interesse. Katharine im Hauswesen, der Lieutenant mit Dienstangelegenheiten beschäftigt, sahen sich beinahe niemals, und wenn bei solcher Gelegenheit Katharine die Augen niederschlug und kein Wort mit dem Lieutenant redete, der freilich nicht weniger lautlos an ihr vorüberging, so konnte dieses nur als Beweis der Schuld und eines Restchen Gefühls für den ehemaligen Liebhaber gelten, was, mochte er es auch in Gedanken von sich werfen, dennoch ihn ergötzte und ansprach. Auch der Feldwebel schien wichtigeren Geschäften obzuliegen, als dem Getändel der Liebe. Zwar sah ihn bisweilen der Lieutenant nach Katharinen herüberblicken, nicht mit dem Auge keimender, leise hoffender Liebe, sondern mit dem Ausdrucke des Einverstandenseyns, der geendigten Erklärung, aber noch öfters traf er ihn beim Obristlieutenant, der, wie schon vorher, noch mehr jetzt ihm anzugehören schien, und ihn um Alles befragte, was irgend anzuordnen, und, im Interesse der Schloßvertheidigung, vorzunehmen war.

In der That wurden solche Berathungen mit jedem Tage nothwendiger. Denn die Niederhessen in Marburg

verstärkten sich allmählich auf 2500 Mann. Sie führten 16 Stück Geschütze und 3 Feuermörser herbei, und beschossen das Schloß von zwei Batterien, deren eine auf dem Lustgarten, die andere beim Rennhof angelegt war. So litten das Schloß und namentlich dessen innerster Hauptbau, und wurden zerlöchert und verdorben. Man brachte gegen den Lustgarten über zwei Breschen zu Stande, die zwar wieder von den Darmstädtischen verbaut wurden, aber doch mehrten sich jeden Tag die Vortheile der Belagerer, und sie bereiteten den Sturm vor. Mit Bewilligung des Generalmajors Geysa waren indessen die beiden hessischen Prinzen aus dem Schlosse entlassen worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schachspielluxus.

Im Canton Register liest man: Es ist bekannt, daß in den Provinzen Shenie und Shanse die reichsten Leute in China leben; die Eingebornen sagen, dieselben hätten das Geld wie Berge aufgehäuft; auch sind die ersten Kapitalisten in Canton alle aus jenen Provinzen. Nun lebte in den letzten Jahren der Regierung des Kaisers Keaking in dem genannten Lande des Reichthums eine außerordentlich begüterte Witwe, Namens Chun, die einen einzigen Sohn hatte, welcher Tag und Nacht darauf bedacht war, wie er sein ungeheueres Vermögen auf eine, nach seinen Begriffen würdige Weise an den Mann bringen könne. Unter andern Vergnügungen liebte der junge Chun, wie beinahe alle Orientalen, das Schach leidenschaftlich, und sann sich daher eine eigene Art aus, dieses Spiel so glänzend als möglich zu spielen. Zu diesem Ende ließ er einen großen Saal mit den 64 Feldern des Schachs pflastern, für sich und seinen Gegner zwei einander gegenüberstehende Tribünen darin errichten, und statt der gewöhnlichen Figuren kaufte er sehr schöne Sklavinnen, die er in zwei Hauptfarben kleidete, und ihnen im Uebrigen das Costum des Königs, der Königin, der Springer, Läufer u. s. w. gab. Diese wurden nun gegen einander aufgestellt, und mußten unverrückt auf ihrem Platze bleiben, bis einer der Spieler ihnen einen Wink gab, sich da oder dorthin zu bewegen. Die Kunde von dieser eigenen Art, Schach zu spielen, gelangte bis zu den Ohren des Kaisers, der es höchst übel vermerkte, daß einer seiner Unterthanen ihn an Aufwand zu überbieten wagte, und deßhalb den jungen Verschwender mit einer Geldbuße von drei Millionen Taels, nebst lebenslänglicher Verbannung nach den Ufern des Flußes vom schwarzen Drachen bestrafte, wobei er ihm gnädigst vermelden ließ, er dürfe sich glücklich schätzen, daß ihm die Huld des Kaisers den Kopf zwischen den Schultern habe stehen lassen.

Anekdote.

Ein Lehrer an einer Schulanstalt schickte dem bekannten Baron von Bielefeld eine Abhandlung über die Kometen, in welcher er prophezeihte, nach drei Jahren werde ein Komet der Erde so nahe kommen, daß er sie in Brand stecken würde. Er bat den Baron, diese Abhandlung der Berliner Akademie der Wissenschaften vorzulegen, und ihm dadurch bei solcher eine Stelle zu verschaffen.

Die Akademie fand dazu keinen Beruf. Bielefeld mußte dies dem Verfasser bekannt machen. Das war eine schwierige Aufgabe; er lösete sie auf folgende Weise.

Er schrieb dem Verfasser: „Seine Abhandlung sey ein Meisterstück von Scharfsinn und Gründlichkeit; da aber die Akademie mit ihm völlig überzeugt sey, die Erde werde nach drei Jahren untergehen, so glaube sie, daß es eine unnütze Mühe sey, solche noch durch ein neues Mitglied zu vermehren, und er selbst würde bei einem so nahen Untergange der Erde, wo Jeder sich zum Uebergange in die Ewigkeit vorbereiten müsse, auf alle Titel und irrdische Ehre, als leeren Tand, gewiß Verzicht leisten."

Dreisylbige Charade.

In manchem alten Buche kannst Du lesen
Der beiden Ersten Thaten wunderbar;
Doch stellt, was sie in Wirklichkeit gewesen,
Uns auch ein neu'erer Dichter trefflich dar. —
Zwar hat er nur ihr Ende uns beschrieben,
Das Sinken ihrer eisenfesten Kraft, —
Wie sie gerungen, was sie ernst getrieben,
Bis ihre Macht am Bürgersinn erschlafft.
Die Dritte kannst Du Dir verschieden deuten,
Oft treibt sie uns zu großen Thaten an. —
Folg' ihr, will sie zum Guten Dich geleiten;
Doch nicht — lockt sie Dich auf des Lasters Bahn.
Brauchst Du sie ohne Noth, wird man Dich höhnen,
Was thuts? — die Mode bringt es so mit sich. —
Die allgewalt'ge Göttin, die zum Schönen
Schnell wandelt, was sonst klein und lächerlich. —
Am Wiesenbach', wo kühle Lüfte wehen
Im bunten Farbenschmucke roth und blau,
Pflegt's Ganze in der Schwestern Kreis zu stehen,
Trägt's seiner Blüthen Krone stolz zur Schau; —
Doch auch im hohen Saale wirst Du's finden,
Wo heller Waffenschmuck das Aug' erfreut, —
Am Bach' kannst Du's zu Friedenskränzen winden,
Hier fördert's Deine Lust am blut'gen Streit.

K. M. Schnabel.

(Die Auflösung folgt.)

Die Auflösung des Anagramms in Nro. 58 ist:

Elle.

Theaterbericht vom 18. bis 21. Mai.

Um dem geneigten Leser sogleich vom Neuesten Bericht zu erstatten, will ich die Ordnung umkehren, und von der Vorstellung des 21. beginnen. Es wurde an dem äußerst schwülen Abende dieses Tages bei gedrängt vollem Hause die „Stumme von Portici" so glänzend gegeben, daß das Publikum durch drei Stunden mit ungeschwächter Aufmerksamkeit an der Handlung Theil nahm, und am Schluße der Oper einen Beifall äußerte, wie er sonst nur außergewöhnlichen Gästen zu Theil wurde. Es ist bemerkenswerth, daß zwei Tage vorher, d. i. am 19. bei nicht minder vollem Hause „Zampa" zum vierten Male gegeben wurde, und daß man damal bereits wußte, daß die „Stumme von Portici" in einigen Tagen zur Aufführung kommen werde. Es zeigt sich nun, was Referent so oft wiederholte, daß es kein einfacheres und besseres Mittel gebe, Haus und Kasse zu füllen, als das Gute gut auszustatten und aufzuführen. Wenn die Direktion (wie dies mit Gewißheit zu erwarten ist) auf dem rühmlich eingeschlagenen Wege fortschreitet, wird der Unterschied zwischen gutem und schlechtem Theaterwetter ganz aufhören. Herr Stöger hat uns in kurzer Zeit drei Opern, „den Barbier," „die Marmorbraut" und „die Stumme von Portici" vorgeführt, deren Produktion, als Ganzes betrachtet, die Kritik ohne Scheu herausfordern kann. Auch höre ich, daß bald eine Mozartsche Oper in die Scene gehen soll, was sehr lobenswerth ist; denn die Vorliebe für die Tondichtungen des unsterblichen Meisters ist ein rühmliches Erbtheil der böhmischen Musikfreunde. Aber ich komme zur Produktion vom 21. zurück.

Den ersten Akt konnte Referent nicht ganz, und auch in der letzten Hälfte nicht bequem genug sehen, um über seine Aufführung ein anderes Urtheil abzugeben, als daß Mad. Podhorsky (Elvira) und Mad. Binder (Fenella) gerufen wurden. Ich bedauere, den im 1. Akte vorkommenden Tanz nicht gesehen zu haben. Dafür bot gleich im 2. Akte die offene und freundliche Ansicht der See und die wohlgeordnete Fischergruppe einen Ersatz, der auf nichts denken ließ, als auf den gegenwärtigen Moment. Das von Herrn Demmer (Masaniello) und Herrn Pöck (Pietro) vorgetragene Duett erregte einen wahren Beifallssturm, und mußte wiederholt werden. Das edle Motiv der Geschwisterliebe, auf welches Dichter und Compositeur mit Recht so viel Gewicht gelegt haben, wurde durch Mad. Binder und Herrn Demmer sehr glücklich hervorgehoben; und nach dem effektvollen Schlußchore zogen, als sich die Fischer verloren hatten, im aufklärenden Zusammenhange mit der Handlung Soldaten über die Bühne. Der Markt des 3. Aktes war reich und mannigfach ausgestattet. Während der Chor sehr präcis zusammenging, spielte im Vordergrunde auf freiem Platze eine Pantomime von Kindern ausgeführt. Columbine mochte ohngefähr ein Mädchen von 5 Jahren seyn. Arlequins Zärtlichkeit nahm sich recht possierlich aus, und auch der Stutzer und Pierrot blieben nicht zurück. Im Hintergrunde spielten die Männer Morra. Nichts war vergessen, was einen italienischen Markt charakterisiren und beleben kann. So voll die Bühne war, so leicht gestalteten und veränderten sich doch die Gruppen, und ich kann es nicht oft genug wiederholen, daß im Auf- und Abtreten des Chors und der Comparsen die musterhafteste Ordnung eingehalten wird. Herr Regisseur Frey verdient vollkommen die Auszeichnung, die ihm nach dem 3. Akte zu Theil wurde. Man rief ihn nämlich unter allgemeinem und anhaltendem Beifallklatschen. Wer es weiß, was seit dem 1. Mai unter seiner Regie geleistet worden, der muß über den alle Kraft und Muße in Anspruch nehmenden Fleiß dieses wackeren Mannes erstaunen. Die von Herrn und Mad. Raab und vom Balletcorps ausgeführte Tarantella war mit eine Zierde des 3. Aktes. Auch der 4. und 5. Akt war in Hinsicht der scenischen Ausstattung und des rüstigen und präcisen Zusammengreifens aller Mitwirkenden ausgezeichnet. Aber von dem Beifalle, mit welchem die Schluß-Dekoration aufgenommen wurde, kann man sich kaum einen Begriff machen. Herr Stöger, Mad. Podhorsky, Mad. Binder und Herr Demmer, dann auch Herr Pöck, wurden nach der Vorstellung gerufen, und Referent hat es noch nicht erlebt, daß ein so zahlreiches Publikum trotz der drückenden Schwüle des Abends das Haus nur ungern verließ.

Aber was hat bei so bewandten Umständen das recitirende Schauspiel für ein Schicksal zu erwarten? — Ich glaube kein schlechtes, und berufe mich auf die offenkundige und löbliche Sorgfalt, welche die Direktion auch der Ausstattung dieses Zweiges der theatralischen Darstellung zugewendet hat. Die Produktion des Schauspiels „Pauline," und des Lustspiels „die Bekenntnisse" sind dafür Beweises genug, und wenn zwei Novitäten kein Glück machten, so lag der Grund des unerfreulichen Erfolges nicht in der theatralischen Darstellung, sondern in den Gedichten selbst. Man will nun einmal Neues sehen, und wenn eine Anstalt, die sich erst einführt, den Geschmack des Publikums durch Novitäten sondiren will, ist es ihr doch wahrlich nicht zu verargen. Bei den „Bekenntnissen" hat dieser Versuch geglückt, und ein mit Sorgfalt in die Scene gesetztes klassisches Trauer- oder Schauspiel wird dazu beitragen, die Wagschale des recitirenden Drama herabzudrücken, und jenes Gleichgewicht allmählich wieder herzustellen, welches in einer Stadt, die nur ein Theater hat, eine nothwendige Bedingung zur Befriedigung aller Interessen ist. Die Kräfte hiezu sind vorhanden, aber sie mit demselben Glanze wie in der Oper zusammenzuordnen und wirken zu lassen, würde nebst der erprobten Einsicht und Thätigkeit des Herrn Stöger und seines Regisseurs Herrn Frey eine übermenschliche Kraft erfordern. Das Publikum ist froh, die Oper auf dem Standpunkte zu wissen, auf dem sie sich nun befindet, und es hat alle Ursache dazu. Es gehört in der That zu den neuen Erscheinungen, daß eine Oper, die in Prag fast jeder Theaterfreund mehrmal gehört hat (ich meine „Zampa") kurz hinter einander das Haus viermal füllte. Am 19. war das Publikum eben so enthusiasmirt, als in den drei früheren Vorstellungen. Dem. Lutzer und Herr Pöck, Dem. Kratky und Herr Preisinger, und was nicht weniger heißen will, das Ganze gefiel nicht minder, als bei der ersten Produktion.

Am 20 wurden mit gleich glücklichem Erfolge „die Bekenntnisse" wiederholt. Den Anfang machte „die Brandschatzung." Herr Frey empfahl sich dem Publikum in der Rolle des Tischlers auch als Schauspieler, was bei der angestrengten Thätigkeit, die er als Regisseur bewährt, gewiß bemerkenswerth ist. Im Zwischenakte tanzten die Demoiselles Militz ein Pas de deux, welches gefiel. Am 18. war Norma. Die Gesellschaft der hiesigen Tonkünstler gab zum Besten ihres Witwen- und Waiseninstitutes eine Akademie, über welche ich mir den Bericht vorbehalten muß.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 25. Mai **Nro. 62.** 1834.

Der Marburger Schlosskommandant.

(Fortsetzung.)

So kamen Weihnachten 1645, Neujahr 1646 herbei. Am 12. Januar 1646 waren casselsche Abgeordnete erschienen, um, was schon einigemal geschehen, den Obristlieutenant Willich zur Uebergabe des Schlosses aufzufordern. Mit dem Feldwebel nahm er deßhalb Rücksprache, und wenn auch der Lieutenant als Offizier dieses ungern sehen mußte, so that es ihm doch noch mehr leid, weil er, wie schon früher, am Charakter des Feldwebels, nun auch an der Treue desselben zweifelnd geworden war, und der unbedingte Einfluß desselben auf den Obristlieutenant leicht nachtheilige Folgen für ernstliche, äußerste Vertheidigung des Schlosses herbeiziehen mochte. Jene Gelegenheit, in die Treue des Feldwebels Verdacht zu setzen, war dem Lieutenant einigemal gekommen, als casselsche Abgeordnete auf dem Schlosse erschienen, und der Feldwebel auch ohne Auftrag des Obristlieutenats, und oft, ehe noch dieser etwas von der Ankunft derselben wußte, in geheimer Unterredung Verkehr mit ihnen trieb.

Auch an jenem Tage hatte der Feldwebel die Anträge der Casselschen vernommen und eröffnete sie dem Obristlieutenant.

„Es ist wahr," sagte Letzterer, „wir können uns nicht länger halten, es ist sichere, traurige Gewißheit, daß, beim ersten ernstlichen Angriffe das Schloß in Feindes Gewalt fallen muß, aber der Landgraf — hier, noch vor einer Stunde erhielt ich den ausdrücklichen Befehl, unter keiner Bedingung zu accordiren. Er sammelt Völker, er verspricht baldigen Entsatz."

„Und wann werden die Völker gesammelt seyn? Sitzt doch Euer Landgraf nur sechs Stunden von hier im geruhlichen sichern Städtchen. Warum nimmt er nicht den Entsatz vor? Warum parlamentirt er nicht mit Waffen, wie er mit Worten und Schriften parlamentirt, und deßhalb auch schon vom Schweden-König der Friedensstifter gescholten worden ist?"

„Feldwebel!" rief der Obristlieutenant Willich, und eine heftige Röthe überzog sein alterbleiches Gesicht. „Nichts über des Landgrafen Durchlaucht, oder, auf Ehre, ich will ein Beispiel an Dir statuiren, was die unziemliche und ungebührliche Rede auf immer verbieten soll."

Der Feldwebel erschrack einen Augenblick vor der nie wahrgenommenen Heftigkeit seines Gebieters. Dann sagte er: „Verzeihung, Herr Obristlieutenant. Ich meinte es nicht so bös, und wollte auch nichts Böses vom Landgrafen sagen. Wohl ist mir bekannt, daß Ihr jene Befehle habt, daß der Landgraf mit aller Anstrengung wirbt, vielleicht auch, daß, wenn ihnen das Glück günstig ist, andere Hilfs-Truppen vor diesem Schlosse erscheinen können. Aber was dann? Was noch helfen und retten, wo Alles verloren und untergegangen ist?"

Der Obristlieutenant warf sich in einen Armsessel und seufzte schwer auf. Er hatte niemals einen ungewöhnlichen Muth, aber Redlichkeit und Tüchtigkeit genug besessen, um ein ihm anvertrautes Geschäft auch bis auf's Aeußerste, mit Verachtung von Gefahr und Tod, zu betreiben. Indessen waren Alter und Kummer über häusliche Widerwärtigkeiten hinzugetreten; diese hatten an ihm genagt, und ihn mürber und schwächlicher gemacht, als er sich selbst gestehen wollte.

„Wenn der Herr Obristlieutenant vielleicht deßhalb bedenklicher sind, weil Sie beim Landgrafen in Ungnade zu fallen fürchten," fuhr der Feldwebel langsam und vorsichtig fort, „so hat in diesem Falle bereits verlautet, daß für Sie, Ihre Gemahlin und Ihre Kinder gesorgt werden solle. Letztere befinden sich ja mit der Mutter schon längere Zeit auf Ihrem Gute an der casselschen Grenze. Der Ueberzug ist leicht. Sie ziehen sich zu Ihrer Familie zurück, sind ungefährdet, nehmen Theil an der Jahresrente, welche Frau und Kindern von Hessen-Cassel ausgeworfen wird, und haben dem Landgrafen eine treue Schaar, selbst vielleicht ein Schloß gerettet, welches doch, in Folge abzuschließender Verträge, demnächst an ihn zurückkömmt."

„Und woher weißt Du das Alles?" fragte düster der Obristlieutenant."

„Theils aus mündlichen Eröffnungen, die nur Eure Einwilligung brauchen, um schriftlich zu werden, theils aus allgemeinen Wahrscheinlichkeiten."

„Wenn ich meines Herrn und Landgrafen Vortheil wahren könnte, ohne meine und der Meinigen Existenz zu gefährden, gewiß, kein Biedermann würde Ursache haben, deßhalb mit mir zu rechten. Und Du sagst auch, daß sie mich schriftlich reversiren wollen?"

„Allerdings," erwiederte der Feldwebel. „In's Reine gebracht, ist es auch schnell in's Reine geschrieben."

„Gut, unterhandle mit ihnen, und bringe mir bald Antwort."

Der Feldwebel ging hinaus zu den casselschen Abgeordneten, sprach dann wieder beim Obristlieutenant zu und brachte dessen Erwiederung. Als der Feldwebel zum Letztenmal des Obristlieutenants Zimmer verlassen hatte, sagte dieser zu sich selbst:

„Wohlan, es ist geschehen. Die Welt wird mich vielleicht Verräther schelten, sie hat vielleicht nicht so ganz Unrecht, und doch — was sollte, was konnte ich anders thun?"

Der Lieutenant, welcher Gelegenheit hatte, jene Verhandlungen wahrzunehmen, ging indessen, die Arme zusammengeschlagen, äußerst betrübt über die bedenklichen Anstalten der Belagerer und noch weit mehr über Dasjenige, was er im Schloßraume vorbereiten sah, nach einem Mauervorsprung, wo erst gestern die casselschen Feldstücke bedeutenden Schaden gethan hatten, und man so eben mit nothdürftiger Wiederherstellung zu Stande gekommen war. Er trat zu den Arbeitern, welche ihr Mittagsmahl verzehrten, und blickte dann hinaus in's Gebirge, welches, vom Schnee überdeckt, in rundlichen Wölbungen in die Höhe stieg, und eben so wenig eine Ahnung des Frühlings, als eine Erinnerung an den vergangenen Herbst, sondern einzig und allein den starren, unbedingt herrschenden und traurigen Winter verkündete.

Da erschien ein Soldat von der Besatzung und forderte den Lieutenant auf, sogleich zum Kommandanten ihm zu folgen. Endlich, dachte er, wird er Dich in seine Plane einführen, und noch, noch ist es nicht zu spät. Du wirst die ehrliche, ungezwungene Sprache des Soldaten mit ihm reden, und schlimm müßte es mit ihm stehen, wenn nicht vor dieser die Listen des Feldwebels verschwänden.

Aber wie sehr täuschte sich der Lieutenant! Schon vor einer Viertelstunde hatten die Abgeordneten das Schloß verlassen, und wen traf er in dem Zimmer des Kommandanten? Niemanden anders, als Katharine, welche, in Thränen zerfließend, auf einen Stuhl sich niedergelassen hatte, den Obristlieutenant, der mit zorniger und ängstlicher Miene auf- und abging, und den Feldwebel, welcher in ungestörter Ruhe, die dunkeln Locken wild um's Haupt gerollt, an Katharinens Seite sich hingestellt hatte.

„Ich bedarf Euer, Lieutenant, sagte sein Vorgesetzter. „Gerade jetzt, wo so viele Sorgen mich in Anspruch nehmen, mußte auch noch diese neue hereinbrechen. Dieses Mädchen, wer hätte es denken sollen, klagt den Feldwebel eines Einverständnisses mit ihr an. Der Feldwebel leugnet, will nichts von ihr wissen. Ich, warum es in Abrede stellen? würde dem Feldwebel eher trauen, als irgend einem Menschen; sein Wort gälte mir mehr, als jeden andern Mannes Wort. Aber dieses Mädchen! Lieutenant, ich habe eine Tochter, sie ist mir das liebste von meinen Kindern, obgleich hierin eine Sünde liegt. Diese Tochter sieht dem Mädchen ähnlich. Des Mädchens Thränen, ihre heiligen Versicherungen, daß der Feldwebel einzig die Schuld trage — in der That, wenn sie mich auch nicht überzeugen, doch machen sie mich wankend in dem Glauben an diesen Mann."

„Herr Obristlieutenant," erwiederte ruhig der Feldwebel, „ich bitte um Arrest und strenge Untersuchung."

„Gut, gut," sagte der Obristlieutenant, dann aber, sich unterbrechend, setzte er hinzu: „Du weißt, daß ich Dich jetzt nicht entbehren kann, und darfst Dich also zum Arreste anbieten. Indessen ist noch nicht aller Tage Abend, und das schwöre ich Dir, kommt heraus, daß des Mädchens Behauptungen wahr sind, daß Du sie zu einem Entschluße gebracht, welcher Verderben und Unheil aller Art ihr bereitet hat, bei Gott, bei meiner Seele Seligkeit, Du sollst so gewiß ein Dutzend blauer Bohnen auf Kopf und Brust sausen hören, als ich jetzt vor Dir stehe, als dieses arme Mädchen mit seinen stets rinnenden Thränen an eine Abscheulichkeit mich erinnert, welche im Voraus solcher Thränen spotten konnte. — Aber Dich, Katharine, muß ich gefangen setzen. So hat der Landgraf befohlen. Ist nur eine ruhige Stunde, so nehme ich das Verhör vor. Aber jetzt drängen die Geschäfte. Siehe doch, Feldwebel, ich glaube, es halten wieder Casselische vor'm Thor."

Der Feldwebel blieb, wie verdrossen, einen Augenblick an der Stelle stehen, welche er bisher eingenommen hatte, dann ging er an's Fenster, sah hinaus, und sagte: „Ja, Herr Obristlieutenant, drunten halten Casselische."

Der Obristlieutenant trat vor Katharine. — „Noch einmal, und, weiß Gott, mit väterlich bewegtem Herzen, frage ich Dich: ist es wahr, was Du vom Feldwebel sagst? Hat er Deine Bekanntschaft gesucht? Hat er Dich zu strafbarer That verführt? Was hat Dich dazu bestimmt? Geld oder Versprechung, oder das thörichteste Verblendetseyn?"

Das Mädchen raffte sich zusammen. Sie drückte schnell mit dem Sacktuche die hervorquellenden Thränen ab, und sprach: „Alles das geschah vom Feldwebel, was

Ihr mich seinetwegen so eben gefragt. Wenn Ihr aber wissen wollt, was mich dazu bestimmt, wohlan, so sage ich Euch: Kein Geld, kein eigener zeitlicher Vortheil, wohl aber, daß ich falscher Vorspiegelung gefolgt seyn mag, aus — aus — Liebe."

Bei den letzten Worten versagte die Zunge des Mädchens. Sie wurde bleich, einen irren, sterbenden Blick richtete sie auf den Lieutenant, und sank nieder auf ihre Knie: „O gnädiger Herr!" rief sie, „was Ihr auch über mich beschließt, laßt meine letzten Lebenstage mich allein seyn; laßt meine Eltern und Diesen hier nicht entgelten, was ich gethan."

„Sprichst Du im Wahnsinn, Mädchen? rief der Obristlieutenant verwundert. „Was geht den Lieutenant Dein Thun und Treiben an?"

Man hörte laute, ungeduldige Worte unterm Fenster. Der Obristlieutenant brach daher schnell ab. „Lieutenant," schloß er, „bringt das Mädchen in's Gefängniß. Mit Eurem Kopfe haftet Ihr mir dafür, daß sie nicht entflieht; mit Eurem Worte, daß sie Niemand spreche, selbst Ihr nicht; daß durchaus Niemand zu ihr komme. Und nun — Adieu!"

Der Lieutenant legte betheuernd die Hand auf's Herz, und entfernte sich alsdann mit seiner Gefangenen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der scharfblickende Blinde.

Dougly, ein blinder Hornist, aus Cork in Irland, hatte an einem, nach seiner Meinung ganz sicheren Orte 100 Guineen versteckt, welche ihm jedoch bald nachher von dort entwendet wurden.

Sein Verdacht fiel augenblicklich auf einen jungen Musikus, der viel um ihn war, und ihn belauscht haben mußte. Da er diesen Verdacht jedoch nicht äußern durfte, noch es seinem Interesse angemessen fand, dem ihm Verdächtigen diesen entfernt merken zu lassen, bediente er sich des Kunstgriffes, geraden Weges den Musikus damit vertraut zu machen, wie er vor einiger Zeit 100 Guineen irgendwo heimlich verborgen, seitdem eine gleiche Summe erspart habe, die er bei den unruhigen Zeiten nicht auf Zinsen geben möchte, und ebenfalls an dem heimlichen Orte einscharren wolle. Recht vertraulich fragte er diesen Collegen um Rath, was er beschließen solle. Dieser, wirklich der Dieb der entwendeten 100 Goldstücke, rieth sogleich dazu, die neuersparte Summe zu der früherhin eingescharrten ohne Bedenken niederzulegen.

Noch in derselben Viertelstunde eilte der Dieb nach dem heimlichen Orte, die entwendeten 100 Guineen wieder hinzulegen, damit sie Dougly nicht vermisse, wenn er mit der zweiten Summe dorthin komme, welche er, der Musikus, dann in der nächsten Nacht nebst der schon gekapperten Summe beipacken wollte.

Dougly ließ dem jungen Manne volle Zeit, das Gestohlene zurückzubringen, welches er nach seiner Berechnung, nur auf diese Weise wieder erlangen konnte. Spät Abends erst verfügte er sich nach dem heimlichen Orte, fand richtig dort die ihm entwendeten 100 Guineen, welche er, wie begreiflich, statt zu verdoppeln, frohen Muthes einsteckte.

So sah dieser blinde Mann weit heller, als sein sehender, betrügerischer Kunstgefährte.

Anekdote.

„Deine Herrschaft und Du," schrieb im Sommer 1811 von Paris aus eine Mutter an ihre Tochter, „habt Eure Zeit, auf das Land zu gehen, sehr schlecht gewählt; man zeigt hier seit einigen Tagen einen prächtigen Kometen; ich bin schon dreimal auf dem Pont des arts gewesen, um ihn zu sehen, und da mir Jedermann sagt, daß so etwas nur alle tausend Jahre vorkommt, so thut es mir sehr leid, daß Du eine so schöne Gelegenheit versäumt hast."

Zweisylbige Charade.

Die Zweite und die Zweite sprechen
Im jugendlichen Liebessaus,
So viel als Tropfen in den Bächen,
Des Wörtchens Erste Sylbe aus.

Doch leider von dem Fieberwesen,
Mit dem sie's im Beginne thun,
Sind sie gar bald so weit genesen,
Um übersättigt auszuruhn.

Und all ihr ungestümes Glühen
Verwandelt dann die böse Zeit
Zuerst in Funken, die nicht sprühen,
Und dann in Dampf und Wäßrigkeit.

Und wenn die Wäss'rigkeit in Massen
Verdichtet bis zum Wasser wär',
Das Ganze könnte sie nicht fassen
Mit allen Brüdern rund umher.

Karl Prepesner.

(Die Auflösung folgt.)

Die Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 59 ist:

Haubenstock.

Theaterbericht vom 22. und 23. Mai.

Am 22. wurde aufgeführt: „Das Leben ein Traum," dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen nach Calderon von West. Wer kennt diese geistreiche und ergreifende Dichtung nicht? Und wer wird nicht der mit Geschmack und Bühnenkenntniß vollbrachten Umarbeitung des verewigten West alle Gerechtigkeit widerfahren lassen? Dennoch traf dieses Schauspiel, wie es nach den vollen Häusern der Oper zu erwarten war, am 22. das Schicksal, nur von einem kleinen Publikum besucht zu werden.

Herr Fischer gab den „Roderich," Herr Grabinger den „König," Herr Walter den „Clarin" und Herr Ernst den „Hauptmann." Sonst war die Besetzung nicht wesentlich von der früheren verschieden. Was nun Herrn Fischer betrifft, so freute ich mich darum, Zeuge einer größeren Leistung dieses Schauspielers zu seyn, weil ich ihn bei seinem ersten Auftreten nicht mit derselben ermunternden Zurückhaltung behandelt habe, als die Uebrigen. Allein meine damaligen Bemerkungen gingen nicht aus Tadelsucht, sondern aus der Betrachtung hervor, daß, wenn Herr Fischer von seinem beneidenswerthen Organ einen manierlosen und vorbedächtigen Gebrauch machen wollte, ihm die ganze Sphäre der deklamatorischen Effekte zur freien Schaltung offen stände. Nur hätte ich damal zur Milderung meines abfälligen Urtheiles bemerken sollen, daß es für das erste Debut nichts leichtes ist, sich auch mit seiner Stimme in die Lokalität zu finden. Noch immer bemerke ich, daß, wenn die neuen Schauspieler aus der Mitte des Theaters oder gegen die Coulissen sprechen, ein oder zwei Kraftgrade mehr zu wünschen wären. Was nun Herrn Fischers Darstellung des Roderich betrifft, so verdiente er den Beifall vollkommen, welcher ihm wegen schöner Einzelnheiten zu Theil wurde. Namentlich sprach er in dem Monologe, in dem sich Roderich nach Freiheit sehnt, dann in den Stellen der Erbitterung über die Grausamkeit seines Vaters, und im letzten Akte, wo sich Roderich aus wilder Leidenschaftlichkeit zu sittlicher Besonnenheit erhoben hat, vortrefflich. Auch die Aktion des Herrn Fischer war in den meisten Momenten bei aller Schlichtheit recht ausdrucksvoll. Ueberhaupt wird Herr Fischer in deklamatorischer und mimischer Hinsicht durch einen wohl und kräftig gebauten Körper unterstützt. Wie sehr ich mich deßhalb für die würdige, seinen Kräften angemessene Entwicklung und Herausstellung seines Talentes interessire, dafür mögen die folgenden Bemerkungen zeugen, die aber mehr das Ganze seiner Leistung, nicht die vielen ausgezeichneten Einzelnheiten betreffen.

Der Gedanke, welchen der Titel des Schauspiels ausspricht, kehrt während der Handlung in mancherlei Beziehungen wieder. Weit entfernt aber, daß diejenigen, welche ihn in Roderich erwecken und befestigen wollen, ihn für platt und streng wahr halten, bedienen sie sich desselben vielmehr nur zu einer lebendigen Illusion, um den Verwilderten zu zügeln und zu bessern. „Das Leben ist weiter nichts als ein Traum," ist also nicht die Sentenz, nach welcher sich die Darstellung zu einem bedeutungsvollen Ganzen reguliren soll, sondern es ist diese Sentenz vielmehr der Satz: „daß sich der Mensch selbst seiner unsittlichen und thierisch wilden Träume schämen soll." Daß sich Roderich dessen, auf was er sich in Folge einer gelungenen Täuschung wie auf einen Traum erinnert, tief schämt und es bereut, das ist der sittliche Fond seines Charakters, aus welchem allein seine völlige Besserung und heroische Selbstüberwindung möglich und begreiflich ist. Wenn ich noch erinnere, daß der Prinz im Kerker intellektuelle Bildung genossen, und in der leeren drückenden Stille seines Gefängnisses einen Hang zu schwärmender Reflexion erlangt hat, und daß dieß vor seiner Schaam und Reue die einzigen hemmenden und beschwichtigenden Elemente seiner zum wilden Aufschnellen gespannten Leidenschaftlichkeit sind: so habe ich (um meine Ansicht kurz darzulegen) in der Rolle des Roderich nur noch drei Abschnitte zu unterscheiden. Der erste dauert bis zu seiner Zurückschleppung in den Kerker, der zweite vom Erwachen aus dem ersten, bis zum Erwachen aus dem zweiten Schlaftrunke, und der dritte bis zum Ende der Handlung. Den ganzen ersten Abschnitt für sich betrachtet, spielte Herr Fischer recht lobenswerth, sowohl wo er sich nach Roderichs Denk- und Empfindungsweise zu zähmen und zu mildern, als wo er die vergeblich gebeugte Willenskraft und den Ingrimm unverschuldeter Schmach äußern darf. Halten wir ihn aber mit dem zweiten Abschnitte zusammen, so würde der Contrast von leidenschaftlicher Aufregung gewonnen, und zur Charaktereinheit beigetragen haben, wenn Herr Fischer namentlich in mimischer Haltung und Bewegung die gerechte Sache seines Zornes mehr hervorgehoben hätte. Denn einige bald aufgelöste Mißklänge ausgenommen, erscheint Roderich im ersten Akte eben so edel, als bedauernswerth. Im Palaste seines Vaters aber steigt das Gefühl seiner schmählich vorenthaltenen und nun vollständig erlangten Freiheit zu einer Begehrlichkeit und Ruchlosigkeit, welche dem Abscheu gegen unser Mitleid das Uebergewicht zu geben droht. Im Zorn und Liebe blickt kaum ein schwacher Schimmer des Seelenadels durch. Hier nun muß ich es zwar loben, daß Herr Fischer sich hütete, die abstoßende Kraft dieses Momentes durch äußere Ungeschlachtheit zu verstärken (weil solches gegen die Vorgeschichte der Handlung wäre); kann aber dagegen nicht verschweigen, daß dem zweiten Abschnitte der Rolle, für sich allein betrachtet, noch eine größere Sorgfalt in der Nuancirung der verschiedenen Arten und in der Steigerung der verschiedenen Stufen der Leidenschaftlichkeit zu wünschen gewesen wäre. Halten wir aber den zweiten Abschnitt mit dem dritten zusammen, so ergab sich mir in jenem noch ein anderer Uebelstand, daß nämlich Herr Fischer zu wenig durch die Worte getroffen wurde, durch welche ihm die Möglichkeit vorstellig werden soll, daß, was er jetzt sieht und erlebt, nur ein Traum sey. Gerade darin beruht aber die psychische Möglichkeit einer Sinnesänderung durch Täuschung. Im dritten Abschnitte beginnen jene Elemente zu wirken, die ich oben als hemmend und mildernd anführte; und zwar Anfangs schwärmende Reflexion, dann erst steigt aus dem Schooße ruhiger Besonnenheit die ernste Grazie des sittlichen Adels empor, so daß der dritte Abschnitt wieder in zwei kleinere zerfällt. In dem ersten derselben vermißte ich noch einige Grade der sinnlichen Kraft in der Aeußerung der Schaam und Reue, und im zweiten gleichfalls noch einige Kraftgrade in der Aeußerung jenes freudigen Selbstbewußtseyns, welches erkämpfte Besserung immer begleitet. — Aber ich habe so viel von Roderich gesprochen, daß ich mir das Urtheil über das Uebrige auf eine Reprise vorbehalten muß.

Auch über die am 23. stattgefundene Wiederholung „der Stummen," kann ich aus gleichem Grunde nur so viel sagen, daß diese prachtvoll ausgestattete Oper von dem vollen Hause mit demselben Enthusiasmus wie am 21. aufgenommen wurde. Nicht nur Herr Stöger und Herr Frey, sondern auch der Balletmeister Hr. Raab wurden gerufen, und dieß mit vollem Rechte.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 27. Mai **Nro. 63.** 1834.

Der Marburger Schlosskommandant.

(Fortsetzung.)

Als der Lieutenant die Gefangene in ihr einsames, wohlvergittertes Zimmerchen abführte, ach, da schnitt es ihm mit tausend Messern durch den Busen. Er dachte an seinen heitern Aufenthalt bei Katharinens Eltern in Butzbach, ihre keimende Bekanntschaft, den Feldwebel, ihrer Eltern Verzweiflung, das schreckliche Ende, was, nach Katharinens eigenen Aeußerungen und den Worten des sonst so milden Obristlieutenants, ihr bevorstand. Er konnte sich freilich nicht deutlich machen, welches Vergehens man sie beschuldigte, denn es war nicht genannt worden, aber fortwährend brausten ihm die alten eifersüchtigen Gedanken durch den Kopf, und wie Liebestränke und Leidenschaft der Menschen wohl manches Unglaubliche zu Wege brachten. Katharinens Zimmer war abgeschlossen, und ihr Abendessen hineingestellt. Der Lieutenant ging im Schloßhofe umher, und der Feldwebel arbeitete mit dem Kommandanten auf dessen Zimmer.

Es waren die Traktaten mit den Casselern bereits weit gediehen. Man hatte Dasjenige gesondert und in's Reine geschrieben, worüber kein Streit mehr obwaltete, und so konnte vielleicht schon morgen die Uebergabe des Schlosses vor sich gehen.

„Feldwebel," fing der Obristlieutenant an, als er die Exemplarien durchgangen und dieselben mit seiner Unterschrift: „Christian v. Willich" versehen hatte, „wäre es aber nicht räthlich, auch den Lieutenant wissen zu lassen, was ich vorhabe? Als Offizier hätte er vielleicht ein besseres Recht darauf, als Dir zusteht, und meiner Verantwortung beim Landgrafen wäre gewiß auch förderlich, wenn noch das Wort des Lieutenants hinzuträte."

„Ihr habt mich neuerdings schon mehrmals merken lassen," war die Antwort, „daß Ihr mich nicht mehr so hoch im Werthe anschlagt, als früherhin. Erst ein albernes Mädchen konnte Euren Glauben an mich wankend machen, und nun soll der Lieutenant, der doch wahrhaftig den Befehlshaber in seinem Wollen nicht beschränken kann, zur Berathung einer Sache gezogen werden, die nichts anders als fertig ist. Indessen, wie Ihr wollt. Ich bescheide mich. Macht Euren Lieutenant zum Kommandanten. Den Feldwebel werft hinweg, wie einen alten Handschuh. Ich beklage mich nicht."

„Und ob ich doch nicht vielleicht dem Mädchen zu viel gethan?" fuhr der Obristlieutenant fort, diesmal, wie es schien, unbekümmert um des Feldwebels schmollendes Wesen. „Wenn sie unschuldig, wenn Dasjenige, was sie unternommen, in reiner, wohlwollender Absicht geschehen wäre?"

„Wie Euch beliebt, Herr Obristlieutenant. Da Ihr mich mit der That des Mädchens in Verbindung bringen wollt, so kann meine Wenigkeit, wendet Ihr Euch zu günstigen Ansichten für sie, nur dabei gewinnen."

Der Obristlieutenant nahm ein Papier zur Hand. „Und gerade in Marburg soll die Untersuchung vor sich gehen? Zweckmäßig ist die Maßregel, aber weder zeitgemäß, noch bequem. — Bis wann kann der Accord ausgewechselt seyn und zur Vollziehung kommen?"

„Morgen Mittag."

„Gut, so muß morgen früh die ausführliche Vernehmung des Mädchens geschehen. Beordere mir den Lieutenant dazu. Dich kann ich nicht brauchen."

„Sehr wohl."

„Ueberhaupt meine ich, der Lieutenant — trotz Deiner Bedenklichkeit — sollte um die Uebergabe wissen."

„Ganz nach Belieben, Herr Obristlieutenant. Aber die geheimen Zusagen, die Euch geschehen sind, wollt Ihr ihn auch davon in Kenntniß setzen? In der That, eine halbe Mittheilung — mindestens hier — ist zutrauensloser, als gar keine."

„O ewiger Himmel," klagte der Obristlieutenant, „wie leicht verfängt sich doch des Menschen Seele an Lockungen, die ihm mit der Pflicht recht sehr verträglich scheinen! Habe ich nicht dem armen Mädchen Vorwürfe gemacht, nicht Dir selbst, in Beziehung auf die That des Mäd-

chens, und ich — bin ich nicht um Vieles schuldvoller? Muß ich nicht dieselben Vorwürfe, nur zehnfach schwerer, auf meine Seele werfen? Bin ich nicht dem Landgrafen verpflichteter, als das Mädchen ist? Habe ich nicht ihm früher Treue geschworen, als Du?"

„Wenn Ihr einen Stein aufzuheben habt, und ein weiches Kissen ist theilweise darunter geschoben, wollt Ihr das Kissen wegwerfen, damit Euch der Stein recht schwer falle, der Stein, den Ihr doch einmal zu heben habt?"

„Ja," versetzte der Obristlieutenant. „Du bist gewandt in Redensarten, und — mag es darum seyn."

Die Auswechslung des Accords ging nunmehr vor sich. Er lautete also dahin, daß folgenden Tags die Garnison, 120 Mann stark, mit Sack und Pack, fliegenden Fahnen, Ober- und Untergewehren und klingendem Spiele abziehen dürfe, und nach Giesen convoyirt werden solle. Die fürstlichen Mobilien und Güter mußten zurückbleiben.

So kam der 26. Januar 1646 herauf. Das Bevorstehende konnte nicht länger verhehlt werden, also erfuhr auch der Lieutenant davon. Ungesäumt eilte er zu Willich. Als er in dessen Zimmer trat, hatte der Feldwebel rapportirt, daß Nachmittags ein Uhr die Uebergabe gewünscht werde, und auch bereits von ihm zugesagt worden sey.

„Gut, daß Ihr kommt, Lieutenant," rief ihm Willich entgegen. „Ich wollte Euch so eben beschicken lassen. In Erwägung der Unmöglichkeit, das Schloß noch länger zu halten, habe ich accordirt, und heute Nachmittag wird der Accord vollzogen. Hier ist er. Nehmt die Punkte wahr, welche Euch angehen, und seht darauf, daß Alles geschehe, wie es bereits vorgesehen und fertig ist."

„Fertig ist?" rief der Lieutenant. „Fertig? Fertig? Erlaubt mir, Herr Obristlieutenant, es scheint mir nichts fertig zu seyn, was mit den Absichten des Landgrafen sich nicht verträgt."

„Seyd Ihr mit des Landgrafen Absichten so vertraut?" spöttelte der Feldwebel, als der Obristlieutenant auf die Vorwürfe seines Untergebenen stille schwieg, und nur mit der Papierrolle beschäftigt war, worauf der Generalmajor von Geysa, seiner Seits, den Accord unterschrieben hatte.

„Ich hörte mindestens davon, daß sich bei Aschaffenburg bayerische Völker sammeln, und daß der Landgraf werben läßt. Aber auch ohnedies, wie mir der Herr Obristlieutenant selbst neulich in einem vertraulichen Augenblicke sagte, will der Herr Landgraf sein Marburger Schloß auf's Aeußerste vertheidigt haben."

„Auf's Aeußerste, richtig, Herr Lieutenant; aber nicht über's Aeußerste," war die Antwort des Feldwebels.

Auf's Aeußerste ist über's Aeußerste. Mit andern Worten, wenn Ihr vorm Sturm accordirt, wenn Ihr überhaupt accordirt, so ist das Aeußerste nicht geschehen."

„Hier," versetzte der Obristlieutenant, und trat den beiden Streitenden mit Würde entgegen, „hier ist genau verzeichnet, was wir noch an Proviant und an Munition besitzen."

„Und ist dessen so wenig? Hier allerdings. Hier ist augenscheinlich wenig aufgeführt. Aber wollet selbst untersuchen, Herr Obristlieutenant. Ihr findet sicherlich weit mehr. Wir haben noch Munition für vier Wochen, und Lebensmittel für acht."

„Also auch Ihr, trotz der Vertheidigung über's Aeußerste, steckt Zeitpunkte ab, bis wohin Munition und Lebensmittel reichen können. Wir sollen, nach Eurer Meinung, noch jene Zeitpunkte abwarten. Sind sie vorüber, dann braucht es auch kein über's Aeußerste."

„Nicht ganz so, Feldwebel; dann ist Entsatz da, oder wir entsetzen uns selbst durch kühnen Ausfall."

„Einhundert zwanzig gegen Zweitausend fünfhundert!"

„Reichten auch Munition und Lebensmittel noch für einige Wochen," fiel abermals der Obristlieutenant den Streitenden in's Wort, so sind doch Brennholz und Arzneien so gut wie nicht mehr vorhanden. Ihr wißt es selbst, Lieutenant. Unsere Kranken werden genesen, wenn ihnen Pflege und Wartung zu Gute kommt, eine nicht noch größere Zahl wird erkranken, wenn dieser starre Winterfrost sie zu schütteln aufhört, wenn sie nicht mehr ihre Speisen halb gar verschlingen müssen."

„Und wo glaubt Ihr, daß dieses besser werde? Im darmstädtischen oder casselischen Lande?" fragte der Lieutenant erbittert. „Was ist Eure Absicht, wenn der Accord abgeschlossen ist? Die Garnison soll bis Giesen convoyirt werden: liegt in Eurem Plane, unter Garnison mitverstanden zu seyn?"

Schon trat der Feldwebel hervor, um dem Lieutenant zu antworten. Aber Willich unterbrach ihn. „Ich will weder Eure Rathschläge, noch Eure Fragen hören. Jene sind zu spät, diese zu früh, und beide unerbeten. Ihr befolgt lediglich, was ich befahl. Nur ein kleiner Schritt links oder rechts würde Euch schwer zu stehen kommen."

„Auf Eure Verantwortlichkeit," versetzte der Lieutenant. „Aber was soll aus Katharine werden? Ihr wolltet sie heute Morgen ausführlich vernehmen."

„Freilich," erwiederte der Obristlieutenant. Der Landgraf hat's befohlen, und Ihr mögt sie vorführen."

„Erlaubt, Herr Obristlieutenant," sprach der Feldwebel. „Der Abzug gibt so viele Arbeit, wo wir Alle nöthig sind, daß die Vernehmung des Mädchens unmöglich geschehen kann."

„Du hast nicht unrecht, Nepomuk. Aber wo? wann?"

„Sie wird mit den Truppen nach Giesen convoyirt. Mögen sie dort thun, was sie für nöthig halten."

„Hier, hier soll's geschehen, schleunig," befahl der Landgraf.

„Je nun," antwortete der Feldwebel mit unterdrücktem Lachen, „der Landgraf wußte auch nichts davon, daß accordirt worden, sonst hätte er über's Mädchen andere Befehle hergeschickt, oder sie nach Giesen kommen lassen, was auch allerdings mehrfach das Gescheuteste gewesen wäre."

„Katharine," wandte sich Willich zum Lieutenant, „Katharine kann jetzt wirklich nicht vernommen werden. Sorgt dafür, daß sie mit ihrer Muhme einen besonderen Wagen bekomme, und bringt sie unter sicherer Begleitung nach Giesen."

„Ich muß Euch gehorchen," antwortete der Lieutenant. „Aber wenn die Vorstellungen dieses Mannes Euch zu dieser Anordnung bewogen haben, so bedenkt, daß er, mindestens nach den dunkeln Aeußerungen, welche ich über die Sache vernahm, nicht unschuldig an Katharinens angeblichem Vergehen sey, daß er Grund habe, ihre Abhör zu hintertreiben."

Der Obristlieutenant schwieg betroffen.

„Ich habe eine Zeitlang bei Katharinens Eltern im Quartier gelegen, und glaube ihnen schuldig zu seyn, nach geringer Kraft die unvertretene Tochter zu beschützen, ihren Ruf rein zu erhalten, und, scheint er befleckt, in seiner vorigen Reinheit ihn wieder herzustellen."

Der Obristlieutenant blickte freundlich auf den Sprecher hin.

„Ich lobe Euch um diese Gesinnung; es soll ja auch Katharinen kein rechtliches Gehör geweigert, es soll nur verschoben werden. Wir haben jetzt keine Zeit dazu."

„Ach, Herr Obristlieutenant," versetzte der Untergebene, „so wenig man sagen kann: Er kann noch ein Paar Stunden auf der Folter liegen, nachher werden wir ihn doch losbinden und aufathmen lassen, eben so wenig kann gleichgültig seyn, ob ein Ehrenmackel ein Paar Stunden oder Tage länger auf uns ruht."

Der Obristlieutenant besann sich. Der Feldwebel trat abermals dazwischen und sagte:

„Der Herr Obristlieutenant haben bereits verfügt, daß Katharine nicht hier mehr vernommen werden solle. Ihn darin bestärken wollen, hieße überflüssig und unschicklich, gerade, wie es überflüssig und unschicklich ist, ihn davon abzubringen. Wenn ich aber eine gelegentliche Bemerkung machen dürfte, so bestände sie einzig darin, daß dieses Treiben des Lieutenants auf Vernehmung Katharinens um so wunderbarer ist, als er selbst eben zugestanden, daß sie ihm schon längere Zeit und von seinem Aufenthalte bei ihren Eltern bekannt sey, weiter, als sie bei ihrem Weggehen am gestrigen Tage mit sehr flehender Stimme Euch bat, doch ja ihre Eltern und d i e s e n hier ihr Vergehen nicht entgelten zu lassen."

„Und nun weiter, wenn's beliebt! sagte der Lieutenant."

„Je nun," versetzte der Feldwebel, indem seine schwarzen Augen einen Blitz auf den Lieutenant schleuderten, „je nun, wenn sie bittet, ihr Vergehen nicht Euch entgelten zu lassen, so ließe sich im Allgemeinen annehmen, daß sie Ursache hat, eine Entgeltung dieses Vergehens bei Euch zu fürchten, und, wenn Ihr sie schon lange kennt, so war der Anlaß um so leichter. Also —"

„Also?"

„Also weiß ich nicht, warum Ihr so zum Verhör Katharinens drängt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Leichenconcert.

Während der großen Pest, die zu London im Jahre 1665 wüthete, fuhren Nachts immer mehrere Wagen durch die Stadt, um die Leichen der an der Epidemie Gestorbenen, die in den Straßen aufgehäuft lagen, zum Thore hinauszuschaffen. Um diese Zeit berauschte sich ein armer Mensch, der mit Flötenspiel seinen Lebensunterhalt gewann, und wahrscheinlich am Tage gerade eine gute Einnahme gehabt hatte, Abends gar sehr, und schlief am Eckstein vor einem Hause fest ein, die Flöte in der Tasche, seinen treuen Hund zur Seite. Der schwarze Todtenwagen kam auch durch die Straße, wo er lag, die Arbeiter packten auch ihn an, ohne ihn aufzuwecken, und warfen ihn auf den Wagen, mitten unter die Leichname. Ihm folgte sein treuer Hund, und dessen unablässiges Geheul weckte den Herrn, der, noch immer nicht wissend, wo er war, mechanisch seine Flöte aus der Tasche zog, und ein einfaches Klagelied anstimmte. Es war die höchste Zeit, denn wenige Minuten später, wäre er dort hingeworfen worden, wo das Talent eines Drouet ihn nicht würde haben erretten können. Aber man stelle sich das Entsetzen der Arbeiter vor, als sie den Todtgeglaubten sich aufrichten sahen, als dieser durch das öde Reich des Schweigens den Laut des Lebens aushauchte! Man stelle sich das gräßliche Erwachen des Unglücklichen vor, als er im Spielen um sich blickte, und das furchtbare Bild der Verwesung, die Leichen der Verpesteten sah. — Der berühmte englische Bildhauer jener Zeit, Cajus Gabriel Cibber, schnitzte diese Gruppe in Marmor, den Menschen mit seiner Flöte und seinem Hunde, die Sage versichert, daß sie sehr ähnlich ist. Sonst gehörte sie dem Herzoge von Argyle, wurde nach dessen Tode 1761 verkauft, und ist gegenwärtig, wie es heißt, wieder in London zu Kauf ausgestellt, wo sich denn in der Straße Lotenham-Court-Road unzählige Neugierige täglich um das Bildwerk versammeln.

Anekdote.

Im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts hatte es fast den ganzen Sommer über im Salzburgischen geregnet.

Ein Fremder, der sich damals dort aufgehalten, fand zufällig in einer Gesellschaft seines Wohnortes nach zwölf Jahren einen Salzburger.

„A propos," fragte er ihn: „Regnet es in Salzburg noch?"

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 24. und 25. Mai.

Am 24. wurde „Preciosa" aufgeführt; Referent konnte aber dieser Vorstellung nicht beiwohnen. Dem Vernehmen nach soll an der Stelle des erkrankten Herrn Feistmantel die Rolle des Schloßhauptmanns Herr Regisseur Frey ausgezeichnet gegeben haben.

Tags darauf wurde bei gedrängt vollem Hause und unter den lebhaftesten Beifallsbezeigungen „die Stumme von Portici" wiederholt, so daß diese Oper binnen fünf Tagen dreimal auf einander folgte; und doch hat sie schon unter der vorigen Direktion eine außergewöhnliche Anzahl von Produktionen erlebt. Wer aber dieses musikalische Drama in der gegenwärtigen Gestalt gesehen und gehört hat, dem kann die Erscheinung eines so glänzenden Erfolges nicht auffallen, denn die „Stumme von Portici" wiegt in jenen Theilen, die sonst ausblieben, und in der gesammten äußeren Ausstattung eine Novität auf. Schon im ersten Akte macht das prachtvolle und kleidsame Costum der Elvira und der schicklich geordnete und glänzende Einzug derselben, einen höchst angenehmen Eindruck. Kaum hat sich der Beifall gelegt, dessen Madame Podhorsky wegen ihres netten und virtuosen Vortrags der großen Arie immer gewiß seyn kann, so folgt und fesselt ein von Madame Raab und Demoiselle Fanny Militz, dann von dem männlichen Balletcorps ausgeführter Tanz. Selbst in den Scenen vor, während und nach dem Verlobungsakte ist das Arrangement anders. Die Bühne ist voller, die Gruppen scheiden und vereinigen sich leichter und malerischer, und für das Spiel der Stummen selbst bleibt bei allem Wechsel immer Raum genug. Der zweite Akt stellt uns ein recht lebendiges Gemälde des Fischerlebens vor Augen. Kinder, Männer und Weiber sind charakteristisch beschäftigt. Man kömmt und geht, bewegt sich durcheinander, und doch ist das Ganze voll Ordnung. Ehe man sich's versieht, ist die Bühne leer, und wieder erfüllt. Dabei wird die Hauptsache jenes Theils der Handlung, welcher in den zweiten Akt fällt, nicht etwa in den Schatten gestellt. Pietro's Nachricht vom Anrücken der Truppen wird durch fernen Trommelschlag begleitet, und, wie ich schon in meinem ersten Berichte bemerkt habe, wird durch den Aktschluß das Vorhergehende recht verständig an das Folgende geknüpft. Im Anfange des dritten Aktes kann man aber in der That vor lauter Sehen kaum zum Hören kommen, und es scheint selbst, als ob die bunte Scene die Augen eines Theils vom Chore zu sehr beschäftige. Daß Herr Raab die Pantomime nicht mehr wiederholen läßt, ist zu billigen. Uebrigens ist das kleine, hurtige Kolumbinchen seine Tochter. Die Tarantella, deren Musik äußerst angenehm und charakterisch ist, wird trefflich ausgeführt. Aber je lachender die Bilder der ersten Akthälfte sind, desto ergreifender ist der fast schauderhafte Schluß. Nach dem effektvollen Betchore eilen die Flüchtenden mit Fackeln über die Bühne. Es gestaltet sich, während Schüsse fallen, und sich die Bühne bei den Schlägen der Sturmglocke immer höher röthet, ein Gefecht, oder vielmehr ein Gemetzel, welches mit dem Geschrei der Weiber und Kinder eine schwer zu beschreibende Wirkung hervorbringt. Dieses scheinbare Durcheinander wird so wohl geleitet, daß ihm auch der kälteste Blick keine lächerliche Seite abgewinnen kann; und doch währt es ziemlich lange. Es ist ganz geeignet, die im Anfange des vierten Aktes vorkommende Scene zwischen Fenella und Masaniello einzuleiten und zu motiviren. Was zwischen diesen Auftritt und den Abzug des Masaniello fällt, kann im Wesentlichen nicht von der Form früherer Produktionen abweichen; dagegen ist nicht nur der Aktschluß wieder höchst malerisch arrangirt, sondern auch der wackere Pöck (Pietro) spielt sehr charakteristisch. Er mißt den nun zum Häuptling erhobenen Masaniello mit einem Verderben drohenden Blicke. Als er an ihm vorüberreitet, dehnt er sich rückwärts, und fährt, wie unwillkührlich zum Dolche. Hiedurch ist nun wieder der vierte Akt an den fünften Akt geknüpft. Auch in den Recitativen und einzelnen Stellen, die sich auf den ursächlichen Zusammenhang der Handlung beziehen, ist nirgends das löbliche Streben nach Klarheit in der Exposition zu verkennen. Die Scene des fünften Aktes ist so geordnet, daß von der vollen Aussicht auf den rauchenden Vesuv nur ein kleines Stück links durch eine vorspringende Terrasse verdeckt wird. Herabsinkende Wolken, die (wie das Arrangement getroffen ist) recht gut für schwere Rauchwolken gelten können, verdecken allmählich die Cortine, bis eine andere, nach demselben Maaßstabe gezeichnet, aber im blutrothen Widerscheine der Flamme, plötzlich vor unseren Augen steht. In einer zweckmäßig geschnittenen Oeffnung spielen Raketen. Rechts blickt der Mond durch das zerrissene Gewölke. Man kann sich aus dem Gesagten erklären, daß das Publikum sich auch zum dritten Male nur langsam entfernte, um an dem oft wiederholten Hervorrufen Antheil zu nehmen. Ueber das Spiel und über den Vortrag der Einzelnen wird der Bericht nach der vierten Vorstellung folgen. Ich kann aber schon jetzt nicht verschweigen, daß die Produktion des 25. in Sachen des Spieles beide früheren weit übertraf.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 30. Mai **Nro. 64.** 1834.

Der Marburger Schlosskommandant.

(Fortsetzung.)

„Herr Obristlieutenant," wandte sich der Lieutenant, mit allen Zeichen gekränkten Ehrgefühls zu Willich, Ihr mögt nun von diesen Aeußerungen halten, was Ihr wollt, jetzt glaube ich meinetwegen auf schleunige Untersuchung bestehen zu müssen. Dieser oder ich! tönt das Feldgeschrei, und laßt nicht lange unentschieden bleiben, auf welchem die Schuld laste."

„Meinetwegen," entgegnete gleichgültig der Feldwebel; „Katharine hat so offen ihre Neigung für den Lieutenant bereits bekannt, daß sich der Inhalt ihrer Aussage leicht voraussagen läßt, und jetzt, wo die Arbeit an allen Seiten drängt, wird mir freilich wenig zu Gebote stehen, die Unrichtigkeit derselben darzuthun. Also dieser oder ich, lustiger Wahlspruch, wo keine Wahl mehr ist, wo der Würfel schon auf dem Tische liegt. Nur gezupft an dem Schürzende oder dem Brusttüchlein, dem Lieutenant können ja doch die glücklichsten Augen nicht entstehen!"

„Genug!" rief jetzt der Obristlieutenant, und sein greises Haar, seine alterzitternde Stimme gaben diesem Rufe eine Bedeutung, welche er an und für sich, und nach diesem längeren Zwischengespräche von zweien Untergebenen, schwerlich hatte. „Ich halte Euch Beide für redlich, die Dienste von Euch Beiden kann ich jetzt nicht entbehren. Aber in Giesen wollen wir wieder die Sache vornehmen, und ich lade Euch hierdurch auf übermorgen in's landgräfliche Schloß. Die Begleitung Katharinens aber werde ich einem Andern auftragen, als dem Lieutenant. Tretet ab!" —

Der Lieutenant, auf einen Wink seines Vorgesetzten, entfernte sich aus dem Zimmer. Dann sprach dieser zum Feldwebel:

„Der Himmel möge mir verzeihen, daß ich einen Augenblick bei der bevorstehenden Uebergabe des Schlosses so sehr auf meinen eigenen Vortheil dachte, um langjährige Dienste zu vergessen, und in den letzten Tagen meines Lebens noch Brod von dem Feinde meines Herrn anzunehmen. Der Accord ist abgeschlossen, und ich werde ihn halten, nicht weil er abgeschlossen ist, sondern weil, wäre es noch nicht geschehen, er dennoch bei unserer Lage abgeschlossen werden müßte. Ich werde dieses dem Landgrafen vorlegen, und gewiß seine Genehmigung erhalten. Gehe nun, und mache Deine Vorbereitungen."

Der Feldwebel that's, und um ein Uhr Nachmittags, stand bereits die kleine darmstädtische Besatzung unter den Waffen. In ihrer Mitte war den Wägen mit Verwundeten, Kranken, Weibern und Kindern eine Stelle angewiesen.

Der Oberstlieutenant hing so eben seinen Mantel über, drückte den Hut tiefer in's Auge, und stieg, mit des Feldwebels Hilfe, zu Pferd. Dieser wisperte ihm einige Worte in's Ohr. „Hebe Dich weg von mir," versetzte Willich darauf. „Daß ich Deinen Verlockungen Gehör gab, mehrere Tage mich drinnen hin- und herwiegte, leicht möglich, ja sogar gewiß, daß schon der Racheengel deßhalben durch die Luft fährt, und mein greises Haar mit seinem Schwerte berührt. Aber nicht in das Herz soll er mir dringen. Ein fröhliches Bewußtseyn soll fürder darin wohnen. Also nach Giesen! Was auch mich dort erwartet, als Hessen-Darmstädter will ich leben und sterben."

„Die kleine Abtheilung, welche am Thore hält, und dem Generalmajor die erforderlichen Ehren bezeigen, auch, nach der Uebereinkunft ihm die Vorräthe nachzeigen, und ihm, zu den einzelnen Behältern die Schlüssel übergeben muß, — wird wohl vom Lieutenant am Besten kommandirt werden. Er ist der einzige Offizier von der Besatzung, Euch ausgenommen, und hat sich wirklich schon jener Abtheilung genähert. Er scheint ihr Kommando als ein Recht zu wünschen, und in Anspruch zu nehmen."

„Ich will hier nicht näher untersuchen, warum Du den Lieutenant zur Uebernahme jenes kleinen Kommando's vorschlägst. Eben so wenig will ich nachforschen, was Du vorhast, ob Du auch zu Deiner Pflicht zurückkehren willst. Daß ich in der meinigen wankte, ja, vor Gott, bereits darin

gesunken war, verbietet mir, einen Vorwurf Dir deßhalb zu machen. Aber, wie ich im Allgemeinen annehmen kann, daß Dir die Uebernahme jenes Kommando's am wenigsten schädlich sey, daß Du sie Dir am wenigsten schädlich zu machen wissen wirst, so übertrage ich sie Dir, und ich rathe recht sehr, keinen Einspruch zu erheben. Ist die Uebergabe vollendet, so will ich mindestens Deine Truppen wiedersehen. Hörst Du! Und nun Gott befohlen!"

Der Obristlieutenant ritt langsam und noch einmal seine Kommandanten-Wohnung betrachtend, an der Spitze des Zuges. Die durchlöcherten Mauern, vor wenigen Wochen die Ursachen seiner Sorgen, waren ihm jetzt ein erfreulicher Anblick geworden. „Wie konnte ich mich länger vertheidigen?" sprach er zu sich selbst. Der Lieutenant führte die zweite Abtheilung.

Als sie an den Fuß des Berges gekommen waren, ließ der Obristlieutenant Halt machen, um die Zurückgebliebenen zu erwarten. Endlich kamen sie. Aber der Feldwebel, wegen eines wichtigen Geschäftes, wie er ihnen gesagt, war beim Generalmajor geblieben. — Ueber Willichs Gesicht flog ein heiteres Lächeln. „Also doch!" sagte er.

Der Lieutenant, der auf einem ziemlich fern ziehenden Wagen Katharinen mit ihrer Muhme und einem alten Unteroffizier über den damals noch sehr grundlosen Weg schwanken sah, blickte bitter in den kalten, blauen Himmel. Aber er sagte nichts, und sein Urtheil über den Feldwebel, den er nun als offenbaren Verräther erkannte, würde noch geschärft durch den Gedanken, daß Katharinens Untersuchung dadurch gehemmt, und vielleicht seine Person, (denn bei dem Feldwebel schien er Alles fürchten zu müssen,) um so mehr und nachtheiliger für ihn in ihre Untersuchung verwickelt würde.

Es war Abends und bereits dunkel, als Willich mit seiner kleinen Schaar in Giesen, vorm Wallerthore, anlangte. Die Zugbrücke war aufgezogen, das Gatterthor verschlossen, die Schildwachen, welche noch vor einer Stunde lustig auf den Wällen hin- und herspaziert waren, hatten sich in ihre kleinen Behausungen zurückgezogen. Willichs Gesuch, dem Landgrafen mündlich zu eröffnen, was ihn zur Uebergabe des Marburger Schlosses veranlaßt habe, wurde nicht gewährt. Der Generallieutenant von Eberstein erschien statt dessen. Ohnehin finster, hatte er heute einen ganzen Gewitterhimmel um sich gezogen. Er antwortete kaum auf Willichs freundliche Anrede; vernahm seine Rechtfertigung, steckte endlich die Kapitulation, welche Willich ihm aushändigte, in die lederne Rocktasche, ohne seine Ansicht und ob er des nämlichen Glaubens, wie Willich sey, auch nur in der leisesten Andeutung auszusprechen. In Folge seiner Anordnung wurden die Soldaten Willichs da und dort in der Stadt untergebracht, die Kranken nach dem Lazareth gefahren und den Frauen bei ehrsamen Gieser Bürgerfamilien, bis auf weitere Anordnung, eine Unterkunft gegeben. „Was Euch betrifft, Herr Obristlieutenant," setzte er hinzu, „so bleibt Euch das Quartier überlassen, welches Ihr beziehen wollt. Wenn Ihr keine Verwandte oder Bekannte an hiesigem Platze besitzt, so findet Ihr im Löwen eine billige Einkehr, oder im Einhorn, oder im Rappen, und ihr wollet mir dann nur gefällig anzeigen, für welches Gasthaus Ihr Euch entschlossen habt."

Eberstein ging fort, und Willich ließ sich nach dem Rappen führen. Es war das nächst gelegene Gasthaus. Die Mühseligkeiten des Tages, der sechsstündige Ritt und mehr noch das Gespräch mit dem Generallieutenant hatte Willich so sehr angegriffen, daß er auf's Aeußerste einer baldigen Ruhe bedurfte.

Schon lag er zu Bett, als der Lieutenant sich melden ließ und hereintrat. Er fragte seinen Vorgesetzten, ob er ihm nichts aufzutragen habe.

„Nein," sagte Willich. „Denn, wie Ihr wißt, blieb der Feldwebel auf dem Marburger Schlosse zurück, und da kann ich morgen keine vollständige Vernehmung mit Katharine vornehmen. Ohnehin weiß ich nicht, ob es jetzt noch in des Landgrafen Absichten liegt, daß ich es thue. Aber lieb wäre mirs, wenn Ihr Euch erkundigtet, ob nicht der Landgraf zu sprechen wäre, und dann, dann freilich schriebe ich auch gerne an Frau und Kinder, was ich, um nicht in den Ruf verdächtiger Korrespondenz zu kommen, schon Monate lang unterließ.

Der Lieutenant verstand sich gerne zu der aufgegebenen Erkundigung. Was seinen Brief betreffe, so meinte er, daß, wenn auch Giesen keine belagerte Festung sey, doch hierüber vielleicht besondere Vorschriften bestünden, und es jeden Falls räthlich wäre, vorerst Gewißheit sich darüber zu verschaffen.

Der Obristlieutenant gab ihm Recht. Aber vergeblich war sein Bemühen, dem Landgrafen persönlich aufwarten zu dürfen.

Mehrere Tage vergingen, an welchen regelmäßig der Lieutenant bei ihm zusprach, ohne daß in dieser Hinsicht etwas erwirkt worden wäre. Eben so vergeblich bemühte sich in dieser Hinsicht Willich bei seinen Gieser Bekannten um freundliche Fürsprache. Die Frau des Amtmanns von Buseck war eine Jugendbekannte von ihm, der Oberst von Brennhausen hatte ehemals mit ihm in derselben Kompagnie gestanden; dem Kriegsrath von Holzhausen hatte er vor vielen Jahren einen wichtigen Dienst geleistet. Aber trotz dessen bekam er nur saure Gesichter zu sehen. Seine Ahnungen nahmen immer dunklere Farben an.

Einige Tage darauf wurde er arretirt. Hauptmann Hülß, welcher ihm den Verhaftbefehl überbrachte, bedeutete ihn zugleich, daß er des Verrathes am Landgrafen angeklagt, und ein Kriegsgericht bestellt sey. Als Präsident nannte Hülß den Grafen Eberstein; als Mitglie-

der: den Obersten Hanns von Brennhausen, den Kriegsrath von Holzhausen und mehrere Hauptleute, worunter Senfft von Pilsach.

Wie schon oben bemerkt, war Landgraf Georg II. der gütigste, wohlwollendste, freundlichste Herr. Gebildet, selbst gelehrt, hing doch sein Entschluß, wie sein Urtheil, um so mehr häufig von Andern ab, wenn sie energisch und durchgreifend seyn mußten. Leicht möglich, das Willich in einem völligen Nichtbeachten seiner Person die einzige Strafe für sein Verfahren gefunden hätte, wenn nicht andere Interessen hier einwirkten, und die gewöhnliche Milde des Landgrafen verscheuchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Curiosum.

In einem badischen Wochenblatte liest man folgende Todesanzeige: „Dem Herrn über Leben und Tod, des Menschen Heil und Noth, gefiel es, meines Eheglückes kurze Dauer zu verwandeln in Trübsal und Trauer, und meine theuere, innigst geliebte Gattin, Barbara geborne Mayer, in ihrem 26. Lebensjahre durch die Folge einer unglücklichen Niederkunft von diesem in ein besseres Leben zu rufen. Wer die Tugendvolle und unserer Ehe stille Freude gekannt, weiß, was ich empfand. Selbst von Schmerz trostlos hingerissen, malte ich mir den zernagenden Gram eines Vaters, der den einzigen erwachsenen Sohn, Vater, Mutter und Gattin zum Grabe begleitet, und nach der sehnlichsten Hoffnung, daß ein Enkel ihm geboren, alles Theuere auf Erden verloren, und aus Furcht, es erweitere die Wunde, mußte ersterben das Wort mir im Munde, uns wie gebührend zu verbinden, diese Trauernachricht zu verkünden. Herzlich dankend für so vielseitig erzeugtes Mitleiden, für so manche herzliche Trostworte, als auch für die der Seligen erwiesene letzte Ehre der Begleitung zum Grabe, bittet um weitere Theilnahme und ferneres gütiges Wohlwollen. Der betrübte und tiefgebeugte Michael Wolff."

Anekdote.

Im Kriege mit den Kolonien suchten die Franzosen verschiedene Besitzungen der Holländer durch List an sich zu reißen.

Der Marquis von S . . . wurde in einer Gesellschaft befragt: Was er von den Absichten des französischen Hofes in Ansehung des Vorgebirges der guten Hoffnung hielte, das damals von den Franzosen besetzt war.

„Ich denke," antwortete er, „wir werden das Vorgebirge für uns behalten, und den Holländern die gute Hoffnung lassen."

Zweisylbige Charade.

Herr X, der mich als Ganzes kennt,
Pflegt oft als Erste zu erscheinen;
Doch solcher Herren mag ich keinen,
Die man mit Recht Schmarotzer nennt;
D'rum bin ich nächstens, beim Geleite,
Ohn' alle Rücksicht so die Zweite,
Ihm meinen Wunsch bekannt zu geben:
Das Ganze, doch getrennt, zu leben.

J. K. M.

(Die Auflösung folgt.)

Die Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 61 ist:

Rittersporn.

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 26. Mai.

Am 26. Mai wurde aufgeführt: „Gaugraf Philipp der Wilde und Hinko der Freiknecht," romantisches Schauspiel in 5 Aufzügen und in einem Vorspiele von Charlotte Birch-Pfeiffer. Die Dichterin hat den Stoff aus einem Romane von Storch geschöpft, und ihn zu einem Spektakel- und Rührungsstücke appretirt, wie dergleichen schon so viele aus ihrer leichten Feder geflossen sind. Welche die Bedeutung des Wortes „Freiknecht" nicht aus der Quelle wissen, aus der Mad. Birch-Pfeiffer geschöpft hat, mögen sich dieselbe nach der Analogie des Wortes „Freimann" erklären. „Freiknecht" ist nämlich nicht mehr und weniger, als „Knecht eines Freimanns," oder, wenn ich es gerade heraussagen darf, ein — Henkersknecht. Darin liegt nun das Schauerliche und Schicksalsvolle dieses (Neu-) Romantischen Schauspieles. Uebrigens ist dieser Freiknecht bei weitem nicht so abschreckend, als er seinem Titel nach seyn könnte. Im Gegentheile vereinigt er alle Eigenschaften eines jungen Helden und sentimentalen, ja selbst edlen Liebhabers. Auch braucht der Leser dieses Berichtes nicht über den ersten Theil des Titels „Gaugraf Philipp der Wilde" zu erschrecken. Philipp poltert und tobt, ist aber im Ganzen sehr zahm und gutmüthig. Man braucht ihn nur zweimal zürnen zu sehen, um sich aus seiner dritten Aufwallung nichts mehr zu machen. Nicht der wilde Gaugraf, sondern

der liebenswürdige Freiknecht ist der Held des Stückes. Wo soll ich aber die Erzählung der Fabel beginnen? Leider muß ich es vom allerersten Anfange.

Frau Margarethe Volkner, die zweite Frau eines alten Stadtschultheiß kömmt, auf einem Schlößchen in der Nähe von Frankenberg (wo ihr Mann Schultheiß ist) mit einem Knäblein in die Wochen. Kaum hat sie sich erholt, als die Gaugräfin auf demselben Schlößchen ihr Schicksal theilt. Eine anstrengende Reise ist die Ursache dieses fatalistischen Zusammentreffens, und des für das ganze Stück bedeutungsvollen Umstandes, daß die Gaugräfin ihr Kind nicht nähren kann. Frau Volkner übernimmt diese Pflicht mit einer solchen Gewissenhaftigkeit, daß ihr eigenes Kind zu kränkeln beginnt, und in der Folge nur durch die angestrengteste ärztliche Sorgfalt erhalten werden kann. Dafür beweist sich aber auch die Gaugräfin dankbar. Sie bindet nämlich dem kleinen Volkner ein Geschenk von 12.000 Goldgulden ein, und gibt der Mutter eine Schrift, die sie berechtigt, in Zeiten der Gefahr an den Milchbruder ihres Söhnleins zu appelliren. Die 12000 Goldgulden sind aber für die Volknersche Familie ein weit größeres Glück, als für den kleinen Heinrich (oder Henriko, oder Hinko), dem sie eigentlich zum Geschenke gemacht worden. Der alte Volkner spekulirt mit dem Gelde, und während Henriko's Stiefbruder Gottschalk mit seiner Schwester die Zehrer sind, muß Henriko, als er die Universitätsjahre erreicht hat, wegen Erhaltung des Hausfriedens nach Freiburg. Gottschalk ist so boshaft, die ihm zugeschickten Gelder zu unterschlagen, und der Student Henriko braucht viel; denn er lebt lustig, und ist in eine junge Spanierin, Namens Blanka von Cresda, verliebt. Kein Wunder; daß er bei so bewandten Umständen in den Schuldthurm wandert. Nur der Tod seines Vaters und die ihm testamentarisch versicherte Hälfte von der Verlassenschaft rettet ihn daraus. Es ist aber auch natürlich, daß ihn Gottschalk um diese Hälfte bringen will. Er trifft mit einem seiner Kumpane, dem Junker Schlippenbach, die Verabredung, daß der Letztere Henriko bei Gelegenheit einer Kirmeß zum Duell reizen, und sich dann auf eine leichte Verwundung todt stellen soll. Dictum, factum! Der Janhagel verfolgt den Henriko, bis er verwundet und todesmatt vor dem Hause des Freimanns Jobst zusammenbricht. Ein Pfahl mit den Worten „Freiheit des Königs" und Beata, des Scharfrichters vermeintliche Tochter, welche den Ohnmächtigen in die Einfriedigung hereinschleppt, retten ihn für den Augenblick. Das Asyl der Scharfrichterwohnung hat nämlich nur auf netto drei Tage Rechtskraft. Nach Ablauf dieser Frist muß der Verbrecher entweder ausgeliefert werden, oder sich als Freiknecht verdingen. Henriko ist zu lebenslustig, um nicht nach manchen eindringlichen Vorstellungen das Letztere zu wählen. Er muß niederknien, Jobst legt ihm eine grüne Jacke auf den gekrümmten Rücken, und weiht ihn durch einen Schlag mit dem Richtschwerte in den Dienst ein. Dieser feierliche Akt geht in dem Fürstensaale vor. Aber wie kommt denn ein Fürstensaal in das Haus eines Scharfrichters? Geduld! Gaugraf Philipp, (der kein anderer ist, als Henriko's Milchbruder) hat den wackeren Jobst so lieb, daß er oft bei ihm einspricht, und ihn auf den nächtlichen Zügen, auf welchen er in eigener Person Nachforschungen anstellt, als Begleiter braucht. Auf einem solchen Zuge, dem nun auch der Freiknecht Hinko beiwohnt, findet Philipp in einer Schänke den gottlosen Gottschalk mit einem zweiten Kameraden, dem Junker Sempach, so zugedeckt, daß sie ihre Zunge nicht mehr zähmen können. Sie verrathen den ganzen Anschlag mit dem Junker Schlippenbach, der sich nach der leichten Wunde schon wieder recht wohl befindet. Der wilde Philipp schäumt vor Wuth; Jobst muß die zwei Schurken binden. Dem Sempach diktirt der Gaugraf die Strafe des Ausstäupens; dem Gottschalk aber soll sein eigener Bruder in der Qualität eines Freiknechtes — den Kopf abschlagen! Henriko bittet so schön und rührend, daß Philipp zum ersten Male weint, und dem Missethäter das Leben schenkt. Mit dieser Verlegenheit ist es aber nicht abgethan. Auch die Liebe hat ihre Hand im Spiele, um sich an dem zähen Leben Henriko's zu versuchen. Jene junge Spanierin, und in der Folge auch Beata, haben ihre Augen auf den schmucken Freiburger Studenten geworfen, ja die Letztere ist so edel, daß sie von seinem Verhältnisse mit Blanka von Cresda weiß, und Henriko dennoch bis zum Sterben liebt. Blanka aber gefällt es, in mitternächtlicher Stunde den Mond mit Harfen-Begleitung anzusingen, und in dieser Attitude auf den geliebten Henriko zu warten. Sie weiß nicht, wie Beata, daß er Freiknecht geworden ist. Beata aber, die hinter das Geheimniß dieser Liebschaft gekommen ist, führt den Freiknecht gegen Mitternacht und in männlicher Kleidung in Blanka's Garten. Gewiß ein schöner Charakterzug! Aber, was das Unglück will, auch Philipp ist in die schöne Blanka verliebt, und will sie zur selben Stunde in ihrem Gartenhause überraschen. Er hört reden, zieht das Schwert gegen Henriko und Beata, verwundet die Letztere in den Arm, und haut dem Ersteren eine Lütze von der Achsel. Nur ein Fall auf die Nase kann ihn abhalten, die Flüchtigen zu massacriren. Aber die Lütze steckt er sorgfältig zu sich. Hinko's zweite Verlegenheit wird dadurch gesteigert, daß ihn Philipp, der ihn im Dunkel nicht erkannt hat, zum Liebesboten erwählt, und, als er gegangen ist, nach Vorzeigung der Lütze von Jobst erfährt, daß der Nebenbuhler von gestern kein Anderer gewesen sey, als Hinko. Philipp wüthet; er überrascht Hinko und Blanka in dem Augenblicke, als Hinko die Depesche mit bitteren Vorwürfen der Untreue abgegeben, und sich Blanka unter Liebkosungen wegen des Verhältnisses mit Philipp entschuldigen will. Der erste Strahl seiner Rache trifft Blanka. In voller Gesellschaft dringt er auf ihre Vermählung mit Henriko. Er wird wenigstens als ihr Liebhaber erklärt. Siehe, da tritt Jobst mit dem Richtschwerte ein, und reklamirt seinen Knecht. Allgemeines Entsetzen! Vernichtende Schaam der Blanka! Aber nun kommt die größte und peinlichste Verlegenheit des armen Hinko. Er soll nämlich wegen seiner Bekanntschaft mit Blanka Schlag zwölf Uhr geköpft werden. Da erscheint seine Mutter mit der Sicherheitsurkunde der seligen Gaugräfin; Philipp erfährt nun, daß Henriko sein Milchbruder sey; ja noch mehr, daß er Blanka von ganzem Herzen verachte und Beata liebe, (die übrigens ein geraubtes Edelfräulein ist). Es bleibt ihm nun nichts zu thun übrig, als den Henriko durch einen Schwertstreich ehrlich zu machen, durch einen andern zum Ritter zu schlagen, und die jungen Leute zusammen zu geben.

Aufgeführt wurde dieses Spektakelstück durch ein harmonisches Zusammengreifen Aller vortrefflich. Die Damen Binder, Friederike und Nina Herbst, dann die Herren Bayer, Dietz, Fischer und Walter zeichneten sich durch effektvolles und charakteristisches Spiel aus. Die äußere Ausstattung, insbesondere das Arrangement des Jahrmarktes, verdienen das größte Lob. Auch Spektakelstücke müssen seyn, und so dürfte sich der „Freiknecht" eine Zeit auf dem Repertoire erhalten.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 1. Juni **Nro. 65.** 1834.

Der Marburger Schlosskommandant.

(Fortsetzung.)

Wie überhaupt allen Sitzungen, wohnte auch der Landgraf dem Kriegsgerichte bei, welches über Willich gehalten werden sollte. Er hatte seine gewöhnliche, mehr helle Kleidung mit einer schwarzen sammetnen vertauscht, und das ernste Gesicht mit tiefen Falten überzogen. Wenn wir von ihm lasen, daß er Morgens und Abends, sein ganzes Leben lang, eine Stunde im Gebete verharrte, öfters dabei Thränen vergoß, und die reinste, ungeheucheltste Andacht seinem höchsten Herrn und Gott als Opfer darbrachte, so war namentlich der heutige Tag mit andächtigem, demuthsvollem Gebete von ihm eingeleitet worden. Seinem Sohne empfahl er: die Gerechtigkeit als die höchste Fürstentugend zu lieben, des Armen, wie des Reichen sich anzunehmen, und nicht Schätze, noch Kriegsmacht, sondern Treu und Glauben für die größte Stütze zu halten. Was Wunder, daß bei solchen löblichen Gesinnungen die bevorstehende Abhör Willichs und wahrscheinlich daran geknüpfte Folge sein ganzes Sinnen und Fühlen in Anspruch nehmen mußte? Man führte Willich in's Verhör-Zimmer. Die Ehrfurcht gebietende Gestalt, weniger von Vorwurf, als dem Alter gebeugt, des Degens, aber nicht einer Freudigkeit entbehrend, welche schon wochenlang Abschied von ihm genommen hatte, grüßte er, ohne Zeichen alter Bekanntschaft und Vertraulichkeit, den Landgrafen, und nahm alsdann den für ihn bestimmten Sitz ein. Seine Vertheidigung bestand aus Gründen, welche wir oben schon angedeutet haben; aber eben so fanden diese Gründe in Dem eine Widerlegung, was bereits der Lieutenant seinem Vorgesetzten darauf erwiederte. Willich sah, daß es gefährlich um ihn stehe; er glaubte, daß seinem Thun unrecht geschehe, nicht aber seinem Wollen; und was auch käme, war er zu übernehmen bereit.

Am andern Tage war die Vernehmung des Lieutenants gleichfalls nöthig befunden worden. Als dieser in das Sitzungszimmer trat, wie erstaunte er, nicht nur den Landgrafen mit den Mitgliedern des Kriegsgerichtes und den Obristlieutenant Willich zu sehen, sondern auch den Feldwebel, der mit trotzigem Blicke, aber leichenhaftem Antlitze, an eine der Fensterbrüstungen sich lehnte. Bald erfuhr der Lieutenant, daß auf einem Streifzuge nach Marburg hin der Feldwebel durch darmstädtische Truppen gefangen genommen war. Schon lagen mehrere Aussagen gegen ihn vor, als besonders thätigen Vermittler bei der Uebergabe des Schlosses und als Kommandirenden der Abtheilung, welche Kassel, mit Darbringung einer Art von Huldigung, in das Schloß eingeführt hatte.

Der Lieutenant, gleichfalls darüber befragt, richtete seine Antworten so schonend ein, als er konnte. Auch über Willich sollte er Auskunft geben. Er that's; ja, er wagte sogar, eine Verwendung für den alten Mann auszusprechen. Aber Eberstein blickte ihn mit großen Augen und kaltem Lächeln an. „Morgen bekommt Willich sein Urtheil,“ sagte er, „und ob Gnade räthlich und zulässig sey, wird auch ohne besondere Aufforderung des Landgrafen Durchlaucht entscheiden.“

Man rief nochmals Willich herein, um über einen Punkt der Kapitulation Auskunft zu geben. Als es geschehen war, sagte er:

„Noch ein einziges Wort, edle Herren, und hauptsächlich an Euch, gnädiger Landgraf. Nicht mich betrifft es, was ich sagen will. Aber des Landgrafen Durchlaucht werden sich des Verwalters Tochter von Butzbach, mit Namen Katharine, erinnern, ein freundliches, hübsches, flinkes Mädchen. Sie befand sich einige Zeit auf dem Marburger Schlosse, und wurde dann auf Euren Befehl ergiffen und festgesetzt. Des Einverständnisses mit dem Feldwebel war sie angeklagt, desselben Feldwebels, der mir jetzt gegenübersteht, den ich in meinem Leben am Liebsten nicht mehr gesehen hätte, und dessen Wiedersehen mir nur in so ferne angenehm ist, als ich von ihm hoffe, er wird der Wahrheit die Ehre geben, und, ist das Mädchen frei von verrätherischem Zwischentragen zu dem Feinde, hat er sie bewogen, dem Pastor jenen Brief an den Butzbacher Kommandanten mitzugeben, dieses frei gestehen.“

„Wenn der gnädige Landgraf befiehlt, werde ich sprechen," sagte trotzig der Feldwebel.

„Ich befehle," erwiederte Georg, und ein schöner Zug der Theilnahme, mit gespannter Erwartung gemischt, flog über sein Gesicht.

„Gut. Es ist so, wie der Obristlieutenant sagt. Mit dem casselschen Kommandanten in Butzbach war ich schon früher bekannt gewesen. Es lag mir daran, ihm Nachrichten aus Marburg zukommen zu lassen, was nun freilich dem casselschen Interesse förderlicher war, als dem darmstädtischen. Der Butzbacher Pastor ging auf Theilnahme und Besorgung des Briefes nicht ein, ob ich gleich ihn sehr darum bat, und ihm die Sache als durchaus unverfänglich zu schildern mich bemühte. Da wandte ich mich an das Mädchen. Sie war um Vieles leichter zu kirren, und als ich ihr gar versprach, auf den Obristlieutenant zu wirken, daß der Lieutenant avancire, und bei des Landgrafen Gnaden günstiges Testimonium erhalte, da glaube ich hätte sie nicht nur nach Butzbach, nein, nach Cassel selbst einen Brief besorgt, und sich als seine Schreiberin dargestellt. Durch ihre Mutter, der in einem Bündlein Wäsche der Brief zukommen sollte, war seine Ueberreichung an den Kommandanten vorgesehen. Gewiß hatte die Mutter kein Arg bei Demjenigen, was von der Tochter kam. Was übrigens im Briefe stand, daß ich Vertheidigungsmittel und Vorräthe des Schlosses mit verstellter Hand darin angab, wußte Katharine keineswegs; eben so wenig, daß ich um Nachrichten über Butzbach und die Absicht dortiger Besatzung, ihre Stärke und dergleichen, überhaupt wegen der jetzigen Zeitverhältnisse um Auskunft bat. Auf meinen Butzbacher Freund konnte ich mich fest verlassen, nicht so ganz auf Generalmajor Geyso, der damals auf Marburg zog, und dem ich als Instrument ziemlich bequem gewesen. Ich weiß nicht mehr, was ich dem Mädchen sagte, daß in dem Briefe stehe. Ich glaube gar, es sey ein Schreiben an meine Frau, und dabei wußte ich ihr so viel von unserer ehelichen Liebe und unseren Kindern zu erzählen, daß sie auch in dieser Hinsicht sich nicht bedachte."

„Abscheulicher Mensch!" nahm der Landgraf das Wort, „und Du konntest ein so junges Ding zu verrätherischer Korrespondenz benützen? Wie nun, wenn wir nicht Gelegenheit gehabt hätten, durch Deine Aussage von ihrer Unschuld uns zu überzeugen?"

„Je nun," sagte der Feldwebel, „eben so gut hätte der Brief unentdeckt an meinen guten Freund gelangen können. Ueberhaupt hängt Alles in der Welt vom Zufalle ab."

Mit zurückgedrängtem Schaudern betrachtete der Landgraf den Feldwebel, über dessen Antlitz, wie über ein Lavafeld, röthliche Blitze zuckten.

„Um Gotteswillen," sagte er zum Kanzler Fabricius, der ihn heute in die Sitzung begleitet hatte, „sind das Lehren des Christenthums? Stimmt dieses Statuiren einer erbärmlichen, sinnlosen Zufälligkeit von Mensch und Begebniß, wo wir die todte Natur so planvoll gebildet sehen, mit dem Sperlinge und dem Haare zusammen, das auf unserem Haupte gezählt ist? Ist so sehr ohne Frucht geblieben, was wir durch unsere geistliche Convents-Ordnung und durch unsere weitere Ordnung, fleißige Uebung des Katechism, der Kinderlehre, eine bessere Kirchenzucht und andere zur Erbauung und thätigem Christenthum gehörige Stücke betreffend, schon seit Jahren zu erzielen strebten?"

„Der Feldwebel scheint kein Landskind zu seyn," antwortete der Kanzler, „obgleich er späterhin in unsere Dienste getreten, und an die Fahne Hessen-Darmstadts vereidet ist."

„Wenn des Landgrafen Durchlaucht nicht noch etwas anbefehlen," sagte Eberstein, „so könnte, wie die Hauptvernehmung gegen Willich und den Feldwebel geschlossen ist, so auch, was incidenter von der Briefsendung des Feldwebels nach Butzbach vorgekommen, etwa nach der Vernehmung Katharina's, für geschlossen erachtet werden."

„Verfahrt hiernach, Generallieutenant," erwiederte kopfnickend der Landgraf.

So eben wollte Eberstein die Klingel ziehen, und dem dienstthuenden Offizier die Abführung Willichs und des Feldwebels auftragen, als, mit bescheidener Verbeugung, der Lieutenant hervortrat.

„Verzeiht, landgräfliche Durchlaucht," sagte er, „wenn ich noch zwei Fragen an den Feldwebel zu richten wünsche, die weniger die Briefsendung, als mich angehen."

Der Landgraf gab freundlich seine Zustimmung, und der Lieutenant fuhr fort:

„Meine erste Frage ist, wie der Feldwebel zur Zeit jener Briefsendung in ein so vertrautes Verhältniß mit Katharina gekommen, daß ich ihm eines Abends begegnete, wie er kosend mit ihr spazieren ging?"

Der Feldwebel rief lachend: „O des blinden Auerhahns, der so trefflich von der vorgehaltenen Laterne geblendet wurde! Nicht alle Frauen auf dem Marburger Schlosse sind so sittsamer Art gewesen, als das tugendbelobte Katharinchen. Mit Einer von ihnen stand ich schon länger in Beziehungen. Ich zettelte es an, daß Ihr mir, mit meiner Freundin kosend, auf der Heimkehr vom Schanzen begegnen mußtet. Um dieselbe Zeit war Katharine an einen Außentheil des Gebäudes bestellt, mein Packetlein nach Butzbach abzunehmen. Während das erste Dämchen in der Stallthüre verschwand, trat ich zu Katharinen, und wenn der Lieutenant nachher Beide für Eine hielt, so lag das vollständig in der Hausecke, hinter welcher die Verwandlung

vor sich gehen mußte, und in meiner wohlgelungenen Absicht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Katzenprozess.

Die Warnung des guten alten Sprichwortes: „Keine Katze im Sack zu kaufen," könnte man in Paris umschreiben: „Kaufe kein Kaninchen ohne Kopf." In einem franz. Vaudeville werden die Gerichte eines Hochzeitschmauses aufgezählt, wobei unter andern Leckerbissen auch eines Ragouts von fünf Kaninchen, „deren Köpfe man gesehen hat," rühmlichst Erwähnung geschieht. Wie wenig diese Vorsicht um Kaninchenköpfe überflüssig ist, bewies ein jüngst vor dem Zuchtpolizeigerichte von Paris verhandelter Fall. In dem Hause eines gewissen Brutus Bezony — Brutus, welch' mörderischer Name! — wurde eine wahre Mördergrube entdeckt: fünfzehn bluttriefende Köpfe, fünfzehn frisch enthauptete Leichen, und hundert fünf und zwanzig Häute — von Katzen bezeugten nur allzu himmelschreiend, wie viel unschuldiges Blut hier vergossen, welches gräßliche Gewerbe hier getrieben wurde. Die fünfzehn blutigen Köpfe zeugten laut gegen die begangene Missethat, aber Bezony läugnete sie nicht einmal, er gestand bei der Untersuchung unumwunden, daß er schon lange her seine Katzen den Garköchen an den Barrieren verkaufe; Betrug von seiner Seite sey dabei nicht im Spiele gewesen, er habe seine Katzen für nichts mehr und nichts minder verkauft, als was sie waren Wie hätte man auch dem geübten Blicke eines Garkoches Katzen statt Kaninchen unterschieben können, da wohl auch ein uneingeweihtes Auge abgehäutete Kaninchen von erwürgten Katzen unterscheiden muß. Der Untersuchungsrichter sah die Sache indeß nicht von einer so ganz unschuldigen Seite an; denn wenn Bezony, so schien es ihm, zwar nicht die Garköche angeführt, so habe er doch gemeinschaftlich mit diesen den guten Parisern statt Hasenpfeffers eingemachte Kater vorgesetzt, und so sich zum Mitschuldigen dieses freventlichen Betrugs gemacht. — Bezony trieb sein blutiges Geschäft schon seit Anfang des Jahres 1828; erst im Juni 1833 kam man ihm hinter das Handwerk. Fünf Jahre also führte er seinen Vertilgungskrieg gegen die harmlosen Verwandten des Katers Murr. Welche Blutschuld muß sich hier gehäuft haben! — In dem öffentlichen Verhör hielt der Präsident dem Katzenmörder vor: Man hat bei Ihnen fünfzehn todte Katzen und hundertfünfzig Katzenbälge gefunden? — Bezony: Seit 1828 richte ich Katzen für die Küche zu, und täusche Niemand damit; ich liefere den Garköchen Katze als Katze. — Der Präsident: Das ist nicht wahrscheinlich. Wer sind die Garköche, denen Sie Katzen statt Kaninchen verkauften? — Bezony: Ich mag sie nicht nennen; es könnte ihnen schaden. — Präsident: Es ist begreiflich, daß die Gäste . . . — Bezony: Nichts als eine irrige Ansicht, Herr Präsident, ein Vorurtheil. Katzenfleisch ist ein sehr gesundes Fleisch. Ich besitze das Geheimniß, es herzurichten, daß es vom Kaninchenfleische nicht zu unterscheiden ist. Doch hielt ich es nicht für nothwendig, mir ein Patent darauf geben zu lassen. Sie selbst, Herr Präsident, sollten von einer auf meine Art zubereiteten Katze speisen und . . . (allgemeines Gelächter). — Präsident: Wie verschafften Sie sich die vielen Katzen? — Bezony: Ich kaufte sie von den Lumpensammlern. Es findet ein bedeutender Handel damit Statt. Uebrigens bereitete ich nur Katzen von vorzüglicher Qualität (man lacht). — Präsident: Es geht hieraus hervor, daß die Consumenten hinsichtlich dessen, was man ihnen verkaufte, betrogen worden sind, und daß sie Katzen aßen, während sie Kaninchen zu essen glaubten. — Bezony: Bei dem Preise, worin die Kaninchen stehen, ist es nicht möglich, daß die Consumenten an den Barrieren glauben konnten, man gebe ihnen so große Portionen um so geringes Geld. Ein Kaninchen kostet 3 Franken und ich gebe eine hübsche Katze, eine Katze erster Qualität, für 75 Centimes (Gelächter). — Der Präsident: Wenn kein Betrug vor sich gehen sollte, so mußte man den Gästen es anzeigen, und Ihre Garköche mußten auf ihre Speisezettel statt: „Vortreffliches Eingemachtes von Kaninchen" — „vortrefflicher Katzenpfeffer" setzen (langes Gelächter). — Bezony: Niemand beklagte sich darüber; übrigens war ich von dem Besuche des Herrn Polizeikommissärs zum Voraus unterrichtet, und habe Nichts bei Seite geschafft. Ich glaubte, ein erlaubtes Geschäft zu treiben, und arbeitete in der vollsten Herzensruhe. — Der trefflichen Vertheidigung des Angeklagten ungeachtet, wurde der katzenmörderische Brutus zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt.

Anekdote.

Ein reicher Filz wurde um einen Beitrag zur Begründung einer Schule für arme Kinder gebeten. Er lehnte es ab; da stellte man ihm vor, daß er sich dadurch ein Verdienst um die Nachkommen erwerben würde.

„Das bezweifle ich," versetzte er; „Undank ist der Welt Lohn. So wird es wohl immer bleiben, und ich will nicht dazu beitragen, Undankbare zu machen."

Die Auflösung der zweisylbigen Charade in Nro. 62 ist:

Oder.

Theaterbericht vom 27. bis 30. Mai.

Am 27. wurde bei vollem Hause „Zampa," dann am 28. das Birch-Pfeiffersche Drama „Peter Szápár" gegeben. Am 29. war Norma. Tags darauf, als am 30., wurde „die Stumme von Portici" zum vierten Male aufgeführt. Das Haus war, wie es sich erwarten ließ, gedrängt voll. Wenn auch das zahlreiche Publikum in der Spende des Beifalls am 30. besonnener und karger war, so wurden doch jene Nummern und Momente, die man in den früheren Reprisen ausgezeichnet hatte, auch an diesem Abende beifällig aufgenommen.

Wiewohl ich mir in dem gegenwärtigen Berichte vorgenommen habe, die Darstellung der Einzelnen zu besprechen, so kann ich doch einige, das Ganze betreffende Bemerkungen, zu welchen mich die Produktion des 30. veranlaßt hat, nicht unterdrücken. Im zweiten Akte will Masaniello seine Stimmung und seine Pläne vor den furchtsamen Weibern verbergen. Es wäre deßhalb zweckmäßiger, wenn eben diese Weiber um einige Augenblicke früher erschienen; dann wäre auch das bedächtige Umsehen Masaniellos anschaulicher motivirt. Im 3. Akte ist (wie ich schon in meinem früheren Berichte gesagt habe), der Schluß beinahe schauderhaft. Es ist aber in der Kunst nichts so schwierig, als der Gebrauch des Schauderhaften. Die zu weit getriebene Illusion hebt sich selbst auf, und, wenn die Kunst auch nur mit halbem Fuße die Gränze des Entsetzlichen überschreitet, berührt sie schon das Gebiet des Lächerlichen. Das Geschrei der Weiber und Kinder am Schluße des Aktes ist zwar an sich nicht zu tadeln; wohl aber wäre zu wünschen, daß es nicht zu lange dauere, nicht gar zu schneidend ausfiele, und am allerwenigsten, daß sich noch einige Kernstimmen post festum hören ließen, wie dieß am 30. der Fall war. Diese scheinbare Kleinigkeit brachte den Aktschluß bei einem nicht geringen Theile des Publikums um seinen Effekt; denn man vernahm in dem Beifalle, der auf den 3. Akt folgte, mit ziemlicher Deutlichkeit auch einiges Gelächter. Endlich muß ich noch bemerken, daß die Schluß-Cortine des 5. Aktes am 30. nicht die volle Wirkung der früheren Produktionen hervorbrachte. Wahrscheinlich liegt der Grund darin, daß das Theater bis hart an den Vorhang verdunkelt war. Dies ist wenigstens gewiß, daß mehrere Falten durch den Contrast ihrer Licht- und Schattenseite nicht zum Vortheile des Ganzen bemerkbar wurden, und daß auch der Einschnitt, in welchem die Flamme spielen soll, zu sehr auffiel. Uebrigens ging der Marktchor präciser und effektvoller zusammen, als in allen früheren Malen; und ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, nachzuholen, daß das Orchester und der Chor mit Sorgfalt und Eifer in den Geist einer effektvollen Rundung eingegangen ist, welcher jetzt unsere Oper auszeichnet.

Die Bemerkungen über die Darstellung der Einzelnen sollen nun nach der Ordnung folgen, in welcher sie auftreten. Herr **Emminger** singt mit einer angenehmen und bildsamen Stimme den Alfonso. Dieser junge Mann ist erst eine kurze Zeit beim Theater; hat sie aber fleißig genützt, um den Forderungen an einen dramatischen Sänger auch von deklamatorischer und mimischer Seite zu entsprechen. Wenigstens ermangelt weder die erste Arie, noch das darauffolgende Recitativ mit Lorenzo der nöthigen Klarheit und Wärme des Ausdruckes. Aber schon in dem Momente, als Alfonso seine Liebe zu Fenella verrathen sieht, scheint Herr **Emminger** den Wink übersehen zu haben, welcher in den Worten „Gebeugt von Schuld" liegt. So lang Alfonso mit seinem Bewußtseyn und mit den Rücksichten, sich nicht etwa selbst zu verrathen, kämpft, ist eine (wiewohl nur gezwungene) aufrechte Haltung angezeigt. Aber als die Verstellung nicht mehr frommen kann, würde Herr **Emminger** wohlthun, der ganzen Wendung durch eine sein Schuldgefühl bezeichnendere Mimik mehr Bedeutung und Anschaulichkeit zu geben. So weit Referent, der im 4. Akte sein vorzüglichstes Augenmerk auf Elvira und Fenella richten mußte, über die Mitwirkung des Herrn **Emminger** urtheilen kann, schien sie ihm recht zweckmäßig zu seyn. Als aber die Fischer, den Masaniello an der Spitze, aus der Seitenkammer wieder auf die Bühne getreten sind, ließe sich in dem Ausdrucke einer edlen Todesverachtung und der Entschlossenheit, das Leben der Elvira mit dem letzten Blutstropfen zu vertheidigen, ein Effekt erreichen, welcher mit Masaniellos Worten „Mehr als Dein Schwert u. s. w." dem Momente eine höhere Stellung im Ganzen geben würde. Alfonso muß überhaupt sehr edel gehalten werden; weßhalb denn auch im letzten Akte der Ausdruck der rührenden Theilnahme an dem Schicksale der unglücklichen Fenella nichts Frostiges und Steifes haben darf. Herrn **Emminger** fehlt es weder an Lust noch an Talent, die hier gegebenen Winke zu nützen; sonst würde er bei seiner kurzen Laufbahn nicht so manches Lobenswerthe leisten können. — Herr **Pabtist** (Lorenzo) hat eine zu untergeordnete Rolle, als daß seine Darstellung zu wichtigen Bemerkungen veranlassen könnte. Nichts desto weniger glauben wir Herrn **Pabtist** einen Freundschaftsdienst zu erweisen, wenn wir ihn aufmerksam machen, die Consonanten sch, ch und das weiche g in der Aussprache ja recht zu unterscheiden und zu verhüten, daß die zwei letzteren nicht wie der erstere laute.

Ueber Mad. **Podhorsky**, deren Elvira ich schon mehrmal besprochen habe, kann ich mich kürzer fassen. Daß sie diese Parthie mit einer Vorzüglichkeit singt, die ihres Gleichen sucht, dürften wohl auch Fremde zugestehen, die ihre langerprobten Verdienste um die hiesige Bühne nur vom Hörensagen kennen. Aber auch in mimischer Hinsicht nimmt die Darstellerin an Fenellas Schicksale einen recht warmen und dem Charakter angemessenen Antheil. Der Moment, wo die Schuld ihres neuvermählten Gatten an den Tag kommt, bildet einen wichtigen Einschnitt in der Darstellung, der bei allem vorangehenden Verdachte doch so scharf als möglich bezeichnet werden muß. Die Gefühle, welche Elvira nach dem erschütternden Eintritte jenes Momentes gegen Alfonso und gegen Fenella erfüllen, sind eben so schmerzlich, als den Stolz einer spanischen Fürstentochter beleidigend. Der Contrast von Hoheit im ersten Akte und von der Erniederung des vierten Aktes, zu welcher sie ein unverschuldetes Unglück herabbeugt, kann nicht anschaulich genug hervorgehoben werden; auch soll in der Angst, mit welcher ihre Bitte begleitet ist, die aufopfernde Liebe der Gattin in die Erscheinung treten. Hiedurch würde Alfonsos und Elvirens Versöhnung auf eine edle Weise aus der Wirkung klar, vorzüglich, wenn sie schon im ersten Akte durch Alfonso's Reue vorbereitet erscheint. Im letzten Akte sind die Dissonanzen, welche früher in Elvirens Gefühlen gegen Fenella eintreten mußten, aufgelöst; und nur dankbare, mitleidige Liebe soll sich in der Darstellung kund geben. Nach dieser Skizze ließe sich vielleicht mancher Moment mit noch bezeichnenderer Kraft darstellen.

(Die Fortsetzung folgt nach der fünften Reprise.)

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

ein

Bohemia,

ein
Unterhaltungsblatt.

Den 3. Juni Nro. 66. 1834.

Der Marburger Schlosskommandant.

(Fortsetzung.)

Des Lieutenants Herz klopfte sichtbar bei dieser Erläuterung. Kaum konnte er die zweite Frage finden. Endlich fuhr er fort: „Und warum zetteltet Ihr Jenes an? Warum suchtet Ihr beim Obristlieutenant auf mich den Verdacht zu wälzen, mit Katharinen ein Verbrechen begangen zu haben?"

„Warum?" spottete der Feldwebel. „Die Frage ist rein überflüssig, und ihr schickt Euch trefflich zu einem Verhörrichter, der auch Fragen stellt, die, hat er nur ein Bischen gesunden Verstand, er sich schon vorher selbst beantworten mußte. Ich that das Erste, um Euch zu ärgern, um Euch wegen der mit Hessen-Cassel eingeleiteten Unterhandlungen etwas blind zu machen. Letzteres um so mehr, weil Ihr mir an jenem Gastmahlsabende auf dem Rückwege von Marburg begegnet waret, und ich nicht genau wußte, ob Ihr mich in meinem Gespräche mit dem Feinde belanscht hattet; das Zweite, um den Obristlieutenant gegen Euch einzunehmen, der sonst vielleicht Eurem Worte allzuviel Gehör verliehen. — Ihr staunt," setzte der Feldwebel hinzu, „daß ich so viel rede, und auch so aufrichtig und endlich so gut und wohlgesetzt. Aber meine Zunge ist mir heute einmal geläufig, und ich möchte meine Ansichten gerne durch Testament und Legat auf Euch überkommen lassen; dann aber macht es mir Spaß, des Contrastes wegen, auch einmal die Wahrheit zu sagen. Was aber die Wohlgesetztheit meiner Rede anbelangt, so hatte ich sonst wohl höhere Aussichten, als zur Feldwebelsschnur; ich war, was man so sagt, von guter Abkunft, studirte, und wäre nicht das Duell dazwischen gekommen, ich könnte jetzt so gut ein Armee-Corps commandiren, als mancher schwedische Feldherr, der noch nicht einmal von guter Abkunft ist."

Landgraf Georg befahl, den Obristlieutenant und den Feldwebel abzuführen; auch der Lieutenant wurde aus dem Verhör entlassen. Theilnehmend an Katharina's Schicksal, war diese indessen vom Landgrafen beschickt worden, und wohlwollend betrachtete er die zierliche, freundliche Gestalt, welche, theilweise in der Landestracht, nur etwas reicher und verschönert, vor die gestrengen und rauhen Kriegsmänner trat.

Der mildere Kanzler mußte auf des Landgrafen Geheiß, statt des Generallieutenants, das Verhör übernehmen. Bald ging Katharine, aus ihrem verschüchterten Wesen, in den Ton kindlicher Heiterkeit und Zutraulichkeit über. Obwohl früher schon im Allgemeinen erkennend, daß der Feldwebel ein gefährliches Spiel mit ihr getrieben hatte, war sie doch der Einzelnheiten nicht ganz klar bewußt geworden; ihre Seele war zu arglos, um, was an ihren Erfahrungen lückenhaft erschien, mit Combinationen und Vermuthungen auszufüllen, die dem menschlichen Herzen, und ein solches trug ja auch der Feldwebel in der Brust, so wenig Ehre machten. Der Kanzler verschwieg ihr auch, welche höllische Schlangenringe sie umfangen hatten, wie ihr Glück, ihr Ruf auf dem fürchterlichsten Spiele stand, wenn nicht der Feldwebel eingefangen, und, wider Erwarten, so aufrichtig gewesen wäre.

„Allmächtige Güte," sagte der Landgraf, als Katharine mit sittigem Neigen und nach ergangener Versicherung des Kanzlers, daß sie gänzlich unschuldig befunden worden, sich entfernt und wieder mit Muhme Gertraud in die angewiesene stille Bürgerswohnung sich zurückgezogen hatte, „wie verkehrt sich nach diesem Allem, was vorhin noch der böse Mensch gotteslästerlich mit Zufall bezeichnet hatte. Der Zufall wird zur anbetungswürdigen Gerechtigkeit, und wenn sich nicht immer diese Ueberzeugung uns aufdrängt, so mag es theils an unserm blöden Gesichte, theils darin, daß auch das schärfste nicht den inneren Zusammenhang zu erkennen vermag, theils endlich daran liegen, daß der Abschluß der Rechnung für eine höhere Residenz aufgehoben ist, als unsere armen irdischen."

Der Landgraf schloß nunmehr die Sitzung, und ließ sich nicht nehmen, den Lieutenant selbst von dem Erfolge des Verhörs in Kenntniß zu setzen. Zugleich fertigte er

einen reitenden Boten nach Butzbach ab, um Katharinens Eltern zu beruhigen. Denn des Pastors Vernehmung, die Gerüchte, welche sich, ihrer Tochter wegen, hieran knüpften, hatten sich äußerst besorgt werden lassen. Nun aber dankten sie dem Himmel, welcher Alles so glücklich hinaus geführt.

Gerne verweilte der Schreiber dieser Geschichte bei dem Abendbesuche, welchen der Lieutenant Katharinen machte. In dem kleinen reinlichen Stübchen, von grünen Fenster-Vorhängen umwallt, und draußen die Bergfestung Gleiberg vorm Auge, ließe sich ebenso gut davon erzählen, als vom Lieutenant und Katharinen sich darin erzählen ließ. Es störte auch gar nicht die Anwesenheit von Muhme Gertraud, und die jungen Leute waren selig genug, daß, statt des Argwohnes und der Scheu, Zutraulichkeit und Freundlichkeit zwischen sie getreten waren. Aber noch andere Würfel standen im Begriffe zu fallen.

Das Kriegsgericht hatte Willich zum Tode verurtheilt. Nichts fehlte mehr, als des Landgrafen Unterschrift. Eberstein war zu diesem Zwecke so eben bei ihm eingetreten.

„Durchlauchtigster," sagte er, „wenn der Kommandant die ihm anvertraute Festung, gegen ausdrücklichen Befehl seines Herrn, an den Feind übergibt, so steht der Tod auf diesem Vergehen. Aber — noch mit mehr Gewißheit, wenn die Uebergabe nicht nöthig gewesen ist, wenn noch Proviant und Munition vorhanden war, und Alles nur auf elender Feigheit beruht."

„Ich bin genau dem Gange der Untersuchung gefolgt," sprach ernst der Landgraf," und das Urtheil, was Ihr mit diesen Eueren Worten einleiten wollt, kann nicht anders als gerecht genannt werden. Aber der alte Willich dauert mich, und ich möchte ihm gerne die Paar Jahre Lebens gönnen."

„Bedenken Eure Durchlaucht das böse Beispiel, was Willich gegeben hat. Schon sind in Folge von Willichs Capitulation die Schlösser Blankenstein und Rauschenberg an Hessen-Cassel übergegangen, und wer weiß, was sonst noch dieser Art bevorsteht. Ist einmal die Furcht vor der Todesstrafe verschwunden, dann brechen Verrath, Tücke, Feigheit ungezügelt in Euer Lager; so gut das Fürstenthum Marburg verloren ging, kann auch das Oberfürstenthum verloren gehen, und wer weiß, ob zuletzt die Obergrafschaft Euch bleibt."

„Und was hat das Kriegsgericht über den Feldwebel beschlossen?"

„Gleichfalls den Tod, Eure Durchlaucht. Als Unterhändler, als enragirter Freund Cassels, dem er noch obendrein Huldigung und Einweisung zubrachte, kann er nicht geringer bestraft werden."

„Diesen bedauere ich nicht," versetzte der Landgraf. „Aber dem Obristlieutenant möchte ich lieber wünschen, daß er da droben auf Schiffenberg bei den Deutschordensherren säße, als bei mir im Arrest. Indessen, Ihr habt Recht, thut es auch meinem Herzen noch so sehr wehe, ein Exempel muß statuirt werden. Schon so viel ist auf meine Herzensgüte, meine Lindigkeit hin gesündigt worden, daß es fort und fort steigern muß, wenn ich nicht entschiedenen und festen Ganges dazwischen trete."

An den feingeschnitzten Tisch tretend, unterschrieb der Landgraf, und reichte dann dem Generallieutenant das Papier zurück. „Eröffnet das Urtheil den beiden Condemnirten, und trefft dann die erforderlichen Maßregeln zu seiner Vollziehung. Wenn sie aber gerichtet sind, dann begrabt sie mit militärischen Ehren. Ihr Vergehen reiche in seiner Wirkung nicht über den Tod hinaus."

Der Generallieutenant vollzog des Landgrafen Befehl. Mit Festigkeit hörte sowohl Willich als der Feldwebel das Todesurtheil. Auf die Frage, ob ihnen sonst noch etwas zu Willen stehe, wünschte Willich den Besuch des Lieutenants, sodann des Hofpredigers Dr. Haberkorn, und endlich die Erlaubniß, seiner Frau und seinen Kindern einen Brief zukommen zu lassen. Er setzte hinzu: „Diese Angehörigen empfehle ich des Landgrafen Gnade; was ich unter andern Umständen, für mein Alter in Anspruch zu nehmen hatte, möge meiner Frau Alter, meiner Kinder Jugend zu Gute kommen."

Eberstein versprach kräftige Verwendung und gelobte eine sichere Zusage.

Der Feldwebel verlangte nichts. „Als ich einmal gefangen war, wußte ich bereits um diese Stunde, eben so wie ich um die morgende wußte. Was auch viele Umstände machen? Springen, schleichen, mit den Schritten eines Spaziergängers oder eines Lastträgers, oder eines Hofmannes in den Rachen des Todes wandern — gilt ziemlich gleich, wenn es nur mit Anstand und nicht allzu frühe geschieht. Ich habe gelebt."

„Und was sagt Ihr, mein theuerer Obristlieutenant," vernahm man indessen in dem daran stoßenden Gemache die Stimme des Lieutenants, „zu so strengem Richterspruche?"

„Was ich früher schon sagte. Meiner That oder einem Theile meiner That gegenüber, scheint er auch mir strenge, aber keineswegs ungerecht. Die Kriegsartikel lauten gegen mich. Jedes Gesetz indessen, wenn es nicht biegsam und den Umständen angemessen ist, führt bisweilen zur Strenge und doch kann es nicht anders seyn. Der andere Theil meiner Absicht, kriegsgefangen zu bleiben, feindlichen Sold in meine Tasche zu stecken, die nun schon fünfzig Jahre lang den doppelgeschwänzten, rothbackigen Löwen auf Knopf und Stickerei trägt, das hat mehr verdient, als mir morgen bevorsteht. Möge, wie mein altes, graues Haupt, auch diese Schmach die Schärfe des Eisens von mir trennen."

Der Lieutenant verhüllte sein Angesicht. Als der Hof-Prediger gemeldet wurde, nahm er Abschied von seinem alten Chef. „Noch dies, Lieutenant," sagte er, „bittet Katharinen den Verdacht ab, den ich gegen sie gehegt. Ach, auch bei Katharine hatte mich der Feldwebel zu einer Ungerechtigkeit verleitet, die gottlob ohne Folgen gewesen ist."

„Und dieser Feldwebel" brach der Lieutenant aus, „ist es recht, daß Ihr gleiche Strafe mit ihm leidet, daß Euer und sein Name bei der unseligen Geschichte zusammengenannt wird?"

„Allerdings ist es recht. Wir fehlten zusammen. Ich hätte mich gegen ihn stemmen, fühlte ich mich zu unmächtig gegen seine Einwirkung, durch Wegsenden dieser Einwirkung ein Ende machen sollen. Die Tugend ist die stärkste, die trotz des gegenwärtigen Hindernisses siegt; aber es ist auch noch Tugend, das Hinderniß zu entfernen, und dann das Rechte thun. Ich that Beides nicht. Was den Feldwebel und mich unterscheidet, ist das lebendige Gottvertrauen, die Hoffnung auf etwas Besseres, was die Gnade des Himmels mir verlieh, und was ich gerne auch dem Feldwebel mittheilen möchte. Aber auf wirrem Lebenswege ist manches Gute ihm verloren gegangen, was, bei gleicherem, ihm jetzt noch zustünde, und ihm allerdings jetzt besonders wünschenswerth wäre."

Es liegt nicht in der Absicht des Schreibers dieser Geschichte, weitläufig die Hinrichtung Willichs und des Feldwebels zu schildern. Nachts über war auf dem Giesener Marktplatze große Bewegung. Galgen, Wippe, Trilles und Esel, welche sich darauf befanden, schob man mehr auf die Seite, und das Schaffot, schwarz beschlagen, hob sich im Morgenstrahle. Aus den umliegenden, alterthümlichen Häusern blickten, hinter den Vorhängen, bleiche Gesichter, und vom Schlosse, dem Kirchplatze und der Meisenburg strömte die Volksmenge.

Erst Willich, dann der Feldwebel, wurden enthauptet. Beide behielten ihre Standhaftigkeit; aber des Letzteren war erkünstelt. Ihre Leichname wurden eingesargt, unter militärischem Pomp und mit Trauermusik nach dem Kirchhofe abgeführt.

(Der Beschluß folgt.)

Entdeckung eines Raubmörders mit Hilfe der Phrenologie.

Im Herbste 1830 saß eine große Gesellschaft an der Table d'hote des ersten Gasthofes in Valence. Darunter befand sich ein ausgezeichneter Arzt aus Lyon, der in der Schädellehre sehr bewandert war. Mehrere Personen stellten ihm über ihre geistigen und moralischen Eigenschaften Fragen, die er zu allgemeiner Verwunderung sehr richtig beantwortete. Nur einer der Gäste klagte ihn geradezu des Charlatanismus an, und bemerkte hohnlächelnd, wie es wohl möglich wäre, daß die Gedanken eines Menschen auf seiner Hirnschale Beulen hervorbrächten? „Gerade Euretwegen," versetzte der Arzt, der endlich seine Geduld verlor, „bin ich vom Gegentheil überzeugt, denn, vermag die Phrenologie die Handschrift des Allmächtigen nur halbwegs zu entziffern, so seyd Ihr einer der größten Schurken — ein Dieb und ein Mörder zugleich!" Ein allgemeiner Schrei des Unwillens ertönte durch das Zimmer; der Fremde wollte den gelehrten Physiognomen zum Fenster hinaus geworfen wissen, als plötzlich der Wirth in's Zimmer trat und sagte: „Meine Herren, es thut mir leid, Ihnen anzeigen zu müssen, daß ein großer Verbrecher in Ihrer Gesellschaft ist. Die Polizei befindet sich vor der Thüre; sie weiß aus sicherer Quelle, daß ein bei einem Silber-Diebstahl betheiligtes Individuum hier dinirt hat." Jedes Auge war auf den wüthenden Fremden gerichtet, und nach wenigen Minuten versicherte sich die Polizei seiner, da man das gestohlene Silber in seiner Bagage fand. Wie groß war aber das Staunen aller Anwesenden, als ein Gensd'armes in diesem Räuber den berüchtigten Robert St. Clair erkannte, den Spießgesellen des Dumas Düpin, der wegen Ermordung eines Gastwirthes und seiner Frau hingerichtet worden war! St. Clair hatte sich, nach seiner Entweichung von den Galeeren, bei Rochefort, in Piemont, der Schweiz und Deutschland herumgetrieben, und durch ein ausgesprengtes Gerücht, man habe ihn an der türkischen Grenze ermordet gefunden, den Händen der Gerechtigkeit zu entrinnen gesucht. Nach mehrtägiger Einsperrung bekannte er sehr umständlich, und starb unter der Guillotine.

Theater und geselliges Leben.

Uebersicht der Leistungen des k. ständischen Theaters im Monate Mai.

Im verflossenen Monate Mai wurden in 29 Vorstellungen (denn an zwei Tagen war die Bühne geschlossen) fünf Opern und vierzehn (recitirende) Schauspiele gegeben. Von den fünf Opern, nämlich „der Barbier von Sevilla," „die Montecchi und die Capuletti," „Fra Diavolo," „Zampa," und „die Stumme von Portici" wurde die zweite und dritte nur einmal, dagegen von den neu in die Scene gesetzten „der Barbier von Sevilla" dreimal, „Zampa" fünfmal, und „die Stumme von Portici" viermal aufgeführt, und zwar in kurzen Zwischenräumen und bei vollem Hause. Nur in den ersten Tagen folgten drei Schauspiele auf einander; dann aber wechselte Oper und Schauspiel über den Tag ab; ja am 10. und 11. folgten zwei Opern unmittelbar aufeinander, und „Zampa" wurde vor und nach dem Normatage des 18. gegeben. Von den Schauspielen wurden nur drei einmal wiederholt, nämlich „die

Bekenntnisse," „Preciosa" und „der Freiknecht." Da „die Bekenntnisse" nicht den ganzen Abend ausfüllen, wurde diesem Lustspiele zum ersten Male „der Bettler," und zum zweiten Male „die Brandschatzung" beigegeben, und noch dazu im Zwischenakte von den Demoiselles Militz ein Pas de deux getanzt. „Die Bekenntnisse" wurden äußerst wohlgefällig aufgenommen; auch verfehlte die einem Roman entlehnte Novität „der Freiknecht" ihre anziehende Wirkung nicht; dennoch hat das Schauspiel mit Ausnahme der ersten Vorstellung sich nur eines mittelmäßigen Zuspruchs erfreut. Wenn man hinzunimmt, daß von den 14 Schauspielen, welche in dem verflossenen Monate zur Aufführung kamen, drei ganz neu, und die meisten übrigen neu in die Scene gesetzt waren, daß endlich die Direktion das Schauspiel in Bezug auf äußere Ausstattung und auf Abrundung des Zusammenspieles keineswegs vernachläßigt hat: so darf sich Niemand wundern, daß das unerfreuliche Schicksal des recitirenden Drama zu mancherlei Bedenklichkeiten der Theaterfreunde veranlaßt hat. Ich glaube aber, daß man im Beginn der Wirksamkeit einer Anstalt, die nicht aus dem Schooße einer ähnlichen inländischen hervorgegangen, sondern mit schwieriger Umständlichkeit überpflanzt worden ist, seine Erwartungen nicht nach dem Ideale, sondern nach dem bemessen muß, was unter gegebenen Umständen menschenmöglich ist. Es hieße aber wirklich das Uebermenschliche fordern, wenn man H. Stöger zumuthen wollte, daß er nach dem glanzvollen Auftreten der Oper uns schon im ersten Monate mit einer gemischten Gesellschaft Schauspiele liefere, die sich desselben Zuspruches, wie „der Barbier," „Zampa" und „die Stumme" erfreuen könnten; denn um uns diese drei Opern so vorzuführen, daß die nicht geringen Erwartungen des Publikums zufrieden gestellt, ja in mancher Hinsicht übertroffen wurden, mußte die Direktion so viel Zeit und Mühe verwenden, daß sie auch dann nicht hätte feiern können, wenn die Bühne von zwei zu zwei Tagen verschlossen geblieben wäre. Nichts desto weniger ist das Mai-Repertoir des recitirenden Drama von der Art, daß man der Direktion eher vorwerfen könnte, sie habe in diesem Punkte zu viel gethan. Wie schon gesagt, wiederholten sich die wohl aufgenommenen „Bekenntnisse" nach zwei vorangegangenen Novitäten nur zweimal, um dem Birch-Pfeifferschen „Freiknechte" Platz zu machen. Wenn ich nicht aus der Lage der Umstände schließen müßte, daß die Direktion das Repertoir des recitirenden Schauspiels nach der doppelten Rücksicht bemessen hat, die neuen Mitglieder vorzuführen, und den Geschmack des Publikums zu sondiren: so müßte ich mich gegen den schnell folgenden Wechsel aus dem Grunde erklären, weil die Fortsetzung desselben die gediegene Einübung und Abrundung zur baldigen Unmöglichkeit machen würde. Aber auch, wie die Sache nun vorliegt, wird kein Billiger in Abrede stellen, daß die Direktion denselben guten Willen, von welchem sie in der Oper so glänzende Proben abgelegt hat, auch im Schauspiele durch Aufwand und sorgfältiges Zusammenhalten der vorhandenen Kräfte beurkundet hat.

Von neuen Mitgliedern führte sie uns in der Oper Herrn Pöck als „Barbier," als „Capulet," als „Beppo," als „Zampa," und als „Pietro," dann Herrn Demmer, als „Almaviva," als „Fra Diavolo," als „Tebaldo," und als „Masaniello," ferner Dem. Kratky als „Rosine," als „Pamella," und als „Ritta," endlich Herrn Preisinger als „Bartolo," als „Rockburn," und als „Daniel Capuzzi," und Herrn Emminger als „Lorenzo" in „Fra Diavolo," als „Alfonso" in „Zampa" und als „Alfonso" in der „Stummen" auf. In untergeordneten Parthien wirkten auch die Herren Brava und Pabtist sorgfältig mit. Ich brauche nicht zu wiederholen, was ich zum wohlverdienten Lobe der oben genannten in diesem Blatte gesagt habe, kann aber nicht unbemerkt lassen, daß Dem. Kratky in der Akademie für das Witwen- und Waiseninstitut der hiesigen Tonkünstler in zwei Nummern aus Tankred so beifällig sang, daß wir uns auf diese und ähnliche Parthien, von ihr gegeben, nur freuen können. Unsere trefflichen Sängerinnen Lutzer und Podhorsky, dann die Herren Podhorsky und Strakaty, bilden mit den Vorgenannten einen Verein, der von einer einsichtsvollen Direktion geleitet, und von einem wackeren Orchester unterstützt, dreimal die Aufgabe löste, Opern, die wir fast auswendig können, den Reiz werthvoller Novitäten zu geben.

Von neuen Mitgliedern des Schauspiels sahen wir Herrn Dietz als „Dorval," in den „Geprüften," als „Hanns Sachs," als „Adolph" in den „Bekenntnissen," und als „Hinko" im „Freiknecht." Dann Herrn Fischer als „Hugo" in der „Schuld," als „Kaiser Maximilian" in „Hanns Sachs," als „Strahlheim" in „Pauline," als „Zigeunerhauptmann" in „Preciosa," als „Robert der Teufel," als „Roderich" im „Leben ein Traum," und als „Gaugraf Philipp" im „Freiknecht;" ferner den Herrn Regisseur Frei, als „Gutmann" in der „Brandschatzung," und als „Schloßhauptmann" in „Preciosa." Dann Dem. Frei als „Polyxena" in „Kunst und Natur," als „Julie" in den „Bekenntnissen," als „Preciosa" und als „Marie von Trentschin" in „Szápár," endlich Dem. Leynsitt als „Valentine" in „den Geprüften," und als „Pauline;" und Herrn Walter als „Neger" in den „Geprüften," als „Coban Hesse," als „Assessor" in den „Bekenntnissen," und als „Schlippenbach" im „Freiknecht."*) Dem. Beisteiner gab außer „Kunigunde" in „Hanns Sachs" noch eine kleinere Rolle. Für die vorigen Mitglieder des recitirenden Schauspiels spricht das frische Andenken der vielen Verdienste, die sie sich durch ihr bewährtes Talent und durch ihre Kunstbildung an Ort und Stelle erworben haben; die neuen Mitglieder müssen sich erst die Gunst des Publikums erwerben. Erst allmählich muß sich jenes Gleichgewicht der Ansprüche auf Beliebtheit herstellen, welches das harmonische Zusammengreifen der einzelnen Kräfte innerlich bedingt und erleichtert. Da zu jenem harmonischen Zusammenwirken in der Oper der alle Herzen versöhnende und ausgleichende Zauber der Musik nicht wenig beiträgt, und störende Kleinigkeiten viel leichter durch äußeren Glanz verkleidet werden: so darf in dem gegenwärtigen Abstande des Schauspiels von der Oper kein ungünstiges Prognostikum für die Zukunft gesucht werden. Fast alle neuen Mitglieder haben sich schon in einzelnen Parthien verdienten Beifall erworben, und mehrere Schauspiele, insbesondere „Pauline," die „Bekenntnisse" und der „Freiknecht" gingen mit musterhafter Rundung zusammen. Die früheren Mitglieder sind zu gebildet, als daß sie dem neuen Guten nicht gern Gerechtigkeit widerfahren ließen, und wenn Alle insgesammt mit kollegialischer Liebe und Verträglichkeit dem guten Willen der Direktion entgegenkommen, und es sich zum Ehrenpunkte machen, mit der Oper zu wetteifern, so dürfte auch unserem Schauspiele eine neue Epoche bevorstehen.

Wie redlich aber die Direktion bemüht ist, den zahlreichen Zuspruch des Publikums zu verdienen und zu vergelten, beweist sie nicht nur durch auffallende Kennzeichen wohl überwachter und geregelter Proben, sondern auch durch sorgfältiges Arrangement und glänzende Ausstattung. Von neuen Dekorationen sahen wir außer mehreren zum Theil ausgezeichneten Versetzstücken drei einfache und ein Alkov-Zimmer, einen Salon, zwei gothische Säle, drei Landschaften (worunter eine Seegegend), zwei Gärten, und zwei brillante Schlußdekorationen. Sie sind zum Theil von H. Mößner, H. Neefe und H. de Pian gemalt, und erfreuten sich fast Alle eines lauten Beifalls. Nebst manchem glanz- und geschmackvollen neuen Costume der Einzelnen erschien in den meisten Opern der Sing- und Balletchor neu und in demselben Stücke mehrmal anders kostümirt. Herr Regisseur Frei und Herr Balletmeister Raab sorgen dafür, daß die Gruppen und Aufzüge immer ein schönes Bild gewähren. Auch mit den Tänzen kann das Publikum recht zufrieden seyn. Ehre, wem Ehre gebührt, und somit können wir Herrn Stöger und Allen, welche bei den Produktionen des verflossenen Monates vorbereitend, regelnd und leitend mitgewirkt haben, nur das ausgezeichnetste Lob ertheilen.

*) In dem letzten Berichte sind die Namen Sempach und Schlippenbach verwechselt worden. Auch soll es daselbst statt „Einfriedigung „Einfriedung" heißen.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 6. Juni **Nro. 67.** 1834.

Lotto-Glück.

Novelle von Dr. Schiff.

Drei junge Künstler, welche bei der langen Kunst im kurzen Leben Zeit genug fanden, ihre Nachmittage der müssigen Unterhaltung eines alten, aber reichen Junggesellen zu weihen, saßen auch heute in der Gartenlaube seines Sommerlogis, welche ein schmales hölzernes Spalier von der Landstraße trennte, und blickten mißmuthig auf die vorüberwogende Menge von Spaziergängern, eleganten Reitern und kostbaren Equipagen. Der Eine von ihnen war ein Schriftsteller, welcher für Journale arbeitete, der Andere ein Musiker, welcher Unterricht gab, und der Dritte ein Schauspieler, der auf Gastrollen reiste. Der reiche Junggeselle pflegte zu sagen: der Journalist belehre ihn über den Leichtsinn der Belletristik; der Musiker mache ihn auf die Charlatanerie der neueren Virtuosen aufmerksam, und der Schauspieler beweise ihm klar und deutlich den Verfall der Bühne. Dabei genöße er seine häusliche Ruhe und Behaglichkeit, und spare die mühselige Lectüre, die kostspieligen Entrées und das eigene Nachdenken. Er aber tractirte dafür seine Schützlinge mit Bier und Cigarren, mit Schnaps und Butterbrod. Heute aber war er aus der Stadt noch nicht angelangt; die Freunde hatten sein Zimmer verschlossen gefunden, und einstweilen in der Laube Platz genommen, um seine Ankunft, die sich öfter schon verzögert, abzuwarten. Alle drei waren jung, befanden sich für den Augenblick in keiner glänzenden Lage, ersetzten aber durch Hoffnungen und Jugendmuth, was ihnen an Aussichten mangelte.

„Seht doch," begann der Journalist auf die dahinwogende Menge deutend, „alle diese gleichgültigen Gesichter ohne Sehnsucht, ohne Tiefe, ohne Ausdruck. Sie sind zufrieden mit der Tabakspfeife und einem Schnaps, wie die Herrschaften in der Equipage mit einer halben Flasche Wein. Das ist heuer der Unterschied der großen und kleinen Welt. Man arbeitet und geht spazieren, geht spazieren und arbeitet, und das ist Menschen- und Völkerleben. Das Leben ist jetzt solch eine trockene Wehmuth oder wehmüthige Trockenheit, daß ich es den sogenannten ironischen Schriftstellern nicht verdenke, wenn sie nur die Achseln zucken. Ich kenne einen ironischen Dichter, der, mag er lustig oder traurig seyn, lieben oder hassen, bewundern oder verachten, die Achseln zuckt. Fahren die Dichter so fort, sich zur Anständigkeit und Humanität zu kultiviren, so ist es aus mit aller Poesie."

Der Schauspieler deutete auf die Menge und sagte: „Da seht! Erloschen ist der äußere Unterschied des Standes und der Klasse, und dafür ist man innerlich der Gevatter Schneider und Handschuhmacher, und verbraucht allen Scharfsinn, Phantasie und die übrigen Seelenkräfte für's Geschäft. Die Industrie ist jetzt so hoch gestiegen, daß der Mensch in seinem Gewerbe und das Leben in Handwerksarbeit untergeht. Am fatalsten sind mir aber die Großhändler, mit einem Worte die Partikuliers. Ein gallisches Wort, welches, wie mich dünkt, den Egoismus in all seiner Kleinheit und Eitelkeit, in all seiner Gehässigkeit und Häßlichkeit ausspricht. Dieser Menschenklasse dienen Kunst und Wissenschaft nur zu Börsen-Gesprächen, sie interessiren sich für Beides nur, um sich als gebildete Leute in Cours zu setzen, und haben ihre besten Gedanken stets auf der Zungenspitze, um sie, wie der Reisende seine Mustercharte, gleich auskramen zu können mit dem selbstgefälligen Lächeln: Ich bin gut sortirt. In diesem Sinne urtheilen sie nicht nur, sondern sind auch Kunst-Dilettanten."

„Was soll ich aber nun erst sagen," begann der Musiker, „der ich verdammt bin, zu sechs und acht Groschen Unterricht zu geben; der ich verdammt bin, mit unverständigen talentlosen Kindern mich herum zu plagen, die ich liebenswürdig, geistreich und talentvoll finden muß, den Eltern zu Gefallen. Wollte ich ehrlich seyn, ich müßte meinen Kunden geradezu erklären: Spart Euer Geld und Euren Kindern die Zeit; das Sitzen bei der Geige und dem Clavier stört das Wachsthum und die Gesundheit, und Halbbildung macht melancholisch, stumpft ab die Em-

pfänglichkeit für die Reize und Geheimnisse der Kunst und Natur, welche in spätern Jahren die Brust erweitern und erwärmen sollen. — Aber die Kinder sollen fleißig seyn, es handelt sich um meine Existenz; die Schüler eines andern Lehrers könnten es den meinigen zuvorthun! — denn wahrlich, wir Lehrer raffiniren auf Mittel, die Kinder an blödsinnige Aemsigkeit zu gewöhnen, und das nennen wir Methode. auf die wir stolz sind, Jeder auf die seinige. Die Wahrheit von der Sache ist aber, daß wir den Fuhrleuten gleichen, die durch Cajoliren ihre Pferde oder Peitschenhiebe einander vorzujagen trachten. — Habe ich daher nicht das traurige Recht, mich unglücklich fühlen zu dürfen, weil ich Ahnung habe von Geist und Genie, während ein gewöhnlicher Lehrer-Mensch zufrieden ist, wenn seine Schüler Fortschritte machen, und was sie Halbes leisten, sich zum Verdienste anrechnet?! Er ist noch ehrlich, er glaubt redlich seine Pflicht zu thun. Was habe ich aber davon, daß ich ein Heuchler bin? — dafür bin ich ein anständiger Mensch, trage einen eleganten Rock und mache keine Schulden! Ach Freunde, besonders seit ich Euch kenne, bin ich oft schon in Versuchung gerathen, diese erborgte Anständigkeit an den Nagel zu hängen, und ein ehrlicher Musikant zu seyn; denn es ist besser, mit gutem Gewissen zum Tanze zu spielen, als unschuldige Kinder zu martern und verliebte Eltern zu betrügen.

„Pfui, Fortuna!" deklamirte der Schauspieler. „Ja, Shakespeare hat sie gekannt, dies Weib mit dem buhlerischen Lächeln auf ihrer rollenden Kugel; Shakespeare hat sie gewürdigt und besungen!"

„Schilt Fortuna nicht gemein!" entgegnete der Künstler. Sie hat bei allen weiblichen Reizen alle weiblichen Fehler, und wir, die wir nicht genialen Muth und Kühnheit genug besitzen, sie bei ihrem Stirnhaare zu beschwören, uns bleibt nichts, als um ihre Gunst zu buhlen. Ein schönes Kind ist zum Glück aber fähig, das schwache Verdienst eines Mannes in schuldlosem Unverstande anzubeten."

„Sie ändert sich wie die Zeiten!" antwortete der Schauspieler. „Sie war ein süßes, reizendes Götterkind, als sie den Julius Cäsar liebte, der auf ihre Gunst trotzte, und in seinem Trotze sie verachtete, und starb, weil er sie verachtete; das im Mittelalter Helden, Schwärmer, Sänger und Liebende begünstigte, und eben so sinnlich als göttlich begeistert erschien. Aber zu Shakespeare's Zeiten verstand sie nichts, als buhlen, und jetzt — ich glaube, ich habe sie einmal in Paris in dem Frascatischen Spielhause gesehen. Sie saß bei einem Journalisten, der, wie sie ihn anlächelte, Gold über Gold gewann. Mir aber warf sie einen zornigen Blick zu, daß das Silber in meiner Tasche zu Kupfer erröthete. Sie hat keine Kugel mehr. Es ist ein dickes, dickes Weib, das auf einem gebrechlichen Rohrstuhle sitzt, der unter ihrem Gewichte zusammen zu stürzen droht. Sie kleidet sich bürgerlich und anständig, und fährt alle Mittage nach der Börse, um Papier-Geschäfte zu machen."

Während der Schauspieler so sprach, war ein Loos-Jude unbemerkt in den Garten getreten, hatte sich der Laube genaht, und trat jetzt zu den drei Freunden, denen er seine Glücksloose, die er zu einem Fächer geordnet, in der Hand hielt, darbot, mit den Worten: „Meine Herren, wollen Sie machen Ihr Glück?"—

Der Schauspieler, dem Fortuna noch lebhaft vor Augen stand, rief wie erschrocken: „Das ist Fortuna, oder ein Stück, oder ein Abgesandter von ihr!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Marburger Schlosskommandant.

(Beschluß.)

Der Landgraf sorgte treulich für Willichs Witwe und Kinder. Aber auch des Lieutenants gedachte er. Schon im April 1646, als das Städtlein Butzbach den Casselschen durch Generallieutenant Eberstein wieder abgenommen war, bekam er dorten sein Quartier, und am nämlichen Tage mit dem Hauptmannspatente zugleich die Erlaubniß zur Heirath mit Katharine. Der gutmüthige Pastor, der unterdessen an Freud und Leid der Familie wackeren Antheil genommen, bald besänftigt, getröstet und aufgerichtet, bald Rath und That ertheilt hatte, verrichtete die Copulation. Oft saßen sie wieder in des Verwalters Wohnung beisammen, der Bierkrug kreisete, der Pastor, trotz Sturms und Regens, trat zur gewöhnten Stunde ein, Katharine ging noch immer der Mutter flink an die Hand, und lächelte mit entschiedener Freundlichkeit und weit häufiger zum nunmehrigen Ehegemahl herüber. Bald auch gab der Abschluß des ersehnten westphälischen Friedens eine allgemeine gewünschte Ruhe, so für Europa, Deutschland und die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt, welche freilich damals das Fürstenthum Marburg definitiv an Cassel abtreten mußte, als auch für die Bewohner des Städtchens Butzbach und die freundlicheren Personen dieser Geschichte.

Und so wäre die Letztere beendet.

Aber noch einmal muß ich den freundlichen Leser in Regionen führen, wo er kaum erst der Trauer und einem Leichenzuge begegnete. Hundert und achtzig Jahre sind über ihre Spuren dahin gegangen. Nur wenige Einwohner Giesens werden vom alten Willich zu erzählen wissen. Und doch hat sich auf eigenthümliche Art die Geschichte jener Zeit, freilich entstellt und verdorben, auf die Jetztwelt herübergeschlichen. Gleich einem verschämten Unglücklichen, ohne Namen, steht sie dort an der Gieser Kirchhofsmauer — nicht zu lesen, denn nicht in Schriftzügen

spricht sie zu uns; nicht zu hören, denn die Linden, welche im Abendwinde ihre Zweige hin- und herbewegen, könnten auch eben so gut von Etwas anders erzählen, als vom alten Willich, seinem Verrath, seinem Tode.

Du kommst die Grünberger Straße, den Trieb herunter. Rechts geht der nächste Weg in die Stadt. Aber jene säuselnden Linden locken Dich nach der linken Seite. Du lässest Dir den kleinen Umweg gefallen. Langsam gehst Du der Kirchhofsmauer entlang, und bald fallen Dir zwei Sandstein-Figuren auf, welche in die Kirchhofsmauer selbst gepaßt sind. Die Hand der Zeit ist leise darüber gefahren, nur das Ausgearbeitete, Feinere ist verlöscht, sonst nichts beschädigt. Die Figuren scheinen männliche. Sie sind gleicher Größe und auf einen Sandstein gehauen. Zwischen ihnen läuft eine erhöhete Linie, als wenn der Eine dem Andern das Schwert in die Seite stieße. Du fragst, was es bedeuten soll. Ein alter Gießener Bürger tritt hinzu. Er wollte nach Buschs Garten gehen, in der Abenddämmerung ein Schöppchen trinken, aber auf Dein einladendes Wort beginnt er seine Erzählung. Nicht diese, welche oben geschrieben steht. Volkssagen lieben keineswegs besonderen Aufwand an geschichtlicher Kenntniß, und sie tauschen lieber auf die keckste Weise mit Namen und Umständen, als daß sie sich mit Namen und Umständen beladen. Daß Marburg nicht immer churcasselisch war, fällt schwerlich jenem ältlichen Gießer Bürger im Traume ein; wie sollte er davon etwas wissen, daß ein Hessen-Darmstädter Obrist das Hessen-Darmstädtische Marburg verrathen habe, aus diesem Grunde zum Tode verurtheilt worden sey? Nein, der Ermordete, derjenige, worauf jenes im Stein sichtbare Mordinstrument zielt, war Gießer Festungscommandant; er stand im Begriffe, verrätherisch dem Feinde die Festung zu übergeben; ein Dritter, hiervon Nachricht erhaltend, erstach den Commandanten, ehe dieser noch seine verrätherischen Plane in Vollziehung setzen konnte. So erzählt der Gießer Bürger.

Aber wie verhält es sich der That nach mit jenen beschriebenen Figuren? Sind sie mit Bezug auf Willich oder sonst eine Geschichte dieser Art gefertigt?

Gewiß nicht! Sie sind aus einem älteren zerfallenen Monumente genommen, über welches sich nichts sagen läßt. Da die Gießer Kirchhofsmauer im Jahre 1624 aufgeführt wurde, so stammen auch jene fest damit verbundenen Steinfiguren, aus früherer Zeit, als die Uebergabe des Marburger Schlosses durch Willich an die Nieder-Hessen Statt hatte. Erst im Jahre 1794 wurden sie von österreichischen Kanonieren, welche hier Wache hielten, mit dem Degen von Speiß und Mauerbedeckung befreit, und kamen an's Tageslicht. Sie sind bloße Fragmente.

Aber gerade diese Fragmente waren der Phantasie bequem. Weil man nichts Bestimmtes daraus machen wußte, konnte man Alles daraus machen. Die Hinrichtung Willichs mußte aber eben so sehr Aufsehen erregt haben, als der Grund derselben und ihre näheren Umstände. Wie natürlich also, daß Einzelnes sich durch Tradition erhalten hatte, durch eine Tradition, die sich nun wie Epheu um jene alten Steinbilder klammerte, und äußerst froh über die gefundene Stütze war.

Wie der Sanct Bernhards-Krebs sich das verlassene Haus eines Muschelthieres zur Wohnung aussucht — um einer andern Vergleichung mich zu bedienen — so heftet sich oft an ein Monument, dessen frühere eigentliche Bedeutung wir nicht mehr wissen, eine andere an. Gleichviel, ob diese andere Bedeutung so unbedingt eines Monumentes würdig ist, ob in ihrer ursprünglichen Gestalt und der Form des Monumentes Widersprüche liegen. Die Thatsache selbst ist biegsamer, als Stein und Eisen. Sie wird rückwärts nach den letzteren gemodelt: Unkenntniß, Bequemlichkeit treten hinzu, gleich weichem Wachse schmelzen sie die Schöpfungen der Geschichte. Also erging es auch dem Verrathe und Tode Willichs und dem Steinbilde in der Gießer Kirchhofsmauer.

Anekdote.

Eine Dame saß im Theater zu *** auf einem Sperrsitze; vor ihr befand sich eine Mannsperson, welche ihr durch Kopf und Schultern die Aussicht nach der Bühne gänzlich benahm.

„Mein Herr!“ sagte sie zu ihm, ihn leise auf die Schultern klopfend: „dürft' ich wohl bitten, sich zu setzen.“

Der so zum Sitzen Genöthigte saß aber schon. Er erhob sich daher, und die Dame rief in der Bestürzung aus: „Mein Gott! nimmt denn der Mensch kein Ende?“

Fünfsylbige Charade.

Im ersten Sylbenpaar kann man ein Ding beschauen,
Das nicht in Deutschland bloß, selbst auch in Englands Gauen
Bei'm Volke wohl bekannt, doch nicht geachtet ist,
Weil man von seinem Werth nicht einmal satt sich ißt.

Ein Sylbenkleeblatt nennt uns einen weiten Saal,
Auch Keller, Zimmer, Haus, kurz irgend ein Lokal,
Verwahrt werden dort die Früchte aller Zonen,
Erzeugnisse der Kunst, — doch dient's nicht zum Bewohnen.

Das Ganze ist ein Kind der deutschen Zeitungsmuse,
Das Jüngste zwar, doch schön, im bunten Prachtgewand;
Belehrend führt es uns bis zu des Jahres Schluße
In der Geschichte Saal, durch manches Wunderland.

J. L. v. Sch . . . h.

(Die Auflösung folgt.)

Theaterbericht vom 1. bis 4. Juni.

Nachdem am letzten Mai das Schauspiel „Gaugraf Philipp, und Hinko der Freiknecht" wiederholt worden, begann der Juni mit der Reprise der Oper „Zampa," die, wie die früheren, sehr zahlreich besucht war, und unter wiederholten Beifallsäußerungen zu Ende ging.

Gleich am 2. Juni gab uns die Direktion wieder ein neues Stück.*) Es wurde nämlich aufgeführt „Männerfreundschaft," Lustspiel in 4 Aufzügen, frei nach dem Englischen des Murphy, von C. E. Grammerstötter. Das Stück unterhielt vorzüglich in den letzten zwei Akten durch ergötzliche Wendungen und durch das ausgezeichnete Spiel der Hauptpersonen. Indem ich mir das Nähere auf die nächste Wiederholung vorbehalte, kann ich nicht zu bemerken unterlassen, daß sich unter Anderen auch Demoiselle Beisteiner durch richtige Auffassung und Darstellung ihres Charakters empfahl. Durch ihr wohlberechnetes und lebendiges Spiel trat insbesondere der Contrast zwischen Emilie und Louise klar hervor, wodurch natürlich das Ganze mehr gehoben wurde. In ähnlichen Parthien wird Dem. Beisteiner gewiß viel Glück machen. Auch Herr Fischer stellte uns eine neue, sehr erfreuliche Seite seines Talentes aus. Er bewegte sich in dem Charakter des Banquiers Flamming mit einer Laune und Leichtigkeit, die ihm Referent nach den früheren Rollen gar nicht zugetraut hätte. Wiewohl an dem Beifalle, mit welchem das Stück aufgenommen wurde, Alle ihren wohlverdienten Antheil hatten: so wurde er im Verlaufe der Handlung doch fast am meisten ausgezeichnet. Herr Dietz hat sich bereits in einer ähnlichen, wenigstens nicht minder munteren Parthie den Freunden des Lustspiels empfohlen. Auch am 2. Juni fand seine Darstellung gerechte Anerkennung; aber fast schien es dem Referenten, als ob noch eine Dosis Lebendigkeit mehr nicht schaden würde. Dem. Frei (Louise) sprach wie in den „Bekenntnissen" durch edle Gutmüthigkeit und Herzlichkeit an. Es liegt in ihrer Stimme und in ihrem Spiele viele sittliche Grazie. Auch Herr Walter stellte den Lobenstein recht sorgfältig und glücklich dar. Von den früheren Mitgliedern wirkte nur die muntere und gewandte Binder, aber auch so vorzüglich mit, wie wir sie in jungen Frauenrollen immer zu sehen gewohnt sind. Die Direktion hat nun an den „Bekenntnissen" und an der „Männerfreundschaft" zwei Lustspiele, für welche sich die Stimme des Publikums hoffentlich auch in den Wiederholungen erklären wird.

Am 3. wurde bei vollem Hause und unter ungetheiltem Beifalle „die Stumme von Portici" zum fünften Male gegeben. Referent will es versuchen, die in der 65. Nummer abgebrochenen Bemerkungen fortzusetzen.

Fenella ist eine sehr schwierige und wegen des Wechsels, den sie an unserer Bühne erlitten hat, ominöse Rolle. Schwierig ist sie darum, weil der Mimik der Darstellerin nicht nur Gefühls-Ausdruck, sondern Schilderungen und Geschichten zugemuthet werden, deren unzweideutige Bezeichnung fast außer den Gränzen der Gebärdenkunst liegt. Endlich kommen in dieser Parthie Wiederholungen vor, in denen der einmal angenommene Typus darum nicht leicht geändert werden kann, weil eine Variation zur Undeutlichkeit führen könnte. Drittens sind die Abschnitte, welche die Musik für das Spiel der Stummen frei läßt, zu lang, als daß sie mit gleich effekt- und ausdrucksvollen Gebärden ausgefüllt werden können. Was sich aus dieser Parthie schaffen läßt, hat Mad. Binder redlich gethan. Ihr Spiel, welches gleich bei der ersten Produktion gefiel, hat seitdem in vielen Einzelnheiten gewonnen. Sie ersetzt durch bezeichnende Attitüden, was sich durch Bewegung doch nur halb geben läßt, und noch obendrein die Aufmerksamkeit zerstreut. Sie zieht sich zur rechten Zeit zurück, und wer ihr Spiel in den Momenten verfolgt, wo Fenella hervortritt, wird in keiner Wendung fleißiges Studium, Innigkeit und Ausdruck vermissen. Bei der dritten Produktion lag in den Blicken, mit welchen sie Alfonso und Elvira nach der Trauung mißt, mehr Eifersucht und Heftigkeit. Referent sieht den Grund nicht ein, warum Mad. Binder in den folgenden Reprisen den Ausdruck milderte. Dagegen war schon bei der dritten Vorstellung ihr Spiel so entwickelt, daß man ihre löbliche Mühe, über die oben angedeuteten Schwierigkeiten zu siegen, nur dankbar anerkennen, und für gekrönt halten kann. Uebrigens muß auch von ihrer ganzen Umgebung gesagt werden, daß sie durch dieselbe wohl unterstützt wird, was zugleich der Regie Ehre macht.

Herr Demmer verdient für seinen Masaniello alles Lob. Es thut wohl, diese Parthie durch einen kräftigen Mann besetzt zu sehen, der mit einem innigen, zur rechten Zeit auch leidenschaftlichen Spiele eine durchgreifende Stimme verbindet. Das Duett des zweiten Aktes hat durch ihn und Herrn Pöck einen Glanz erlangt, wie es noch unter keiner Besetzung der Fall war. Aber auch in den übrigen Nummern hat Herrn Demmers Gesang Seele und dramatischen Werth, womit sich auch eine wohl angemessene Mimik vereinigt. Indem wir aber Herrn Demmer zu dem wohlverdienten Beifalle, welcher ihm noch bei jeder Produktion zu Theil wurde, Glück wünschen, können wir unsere Theilnahme nicht besser beweisen, als wenn wir ihn auf zwei Punkte aufmerksam machen. In dem Schlummerliede scheint mir das Accelerando des schönen Ganges auf- und abwärts gegen den richtigen Ausdruck zu seyn, und in der übrigens trefflichen Wahnsinnsscene zu wenig Gewicht auf die nach Augenblicken der Anspannung eintretenden Momente der Abspannung gelegt zu seyn. So wie Herr Pöck eine Zierde der Oper überhaupt, so ist er es auch als Pietro in Bezug auf die „Stumme" insbesondere. Ueber sein wohl angelegtes Spiel habe ich mich schon in einem, die ganze Produktion würdigenden Aufsatze ausgesprochen, und seine herrliche Stimme muß man hören.

Am 4. wurde wegen Erkrankung der Mad. Binder statt der angekündigten „Bekenntnisse" der „Barbier von Sevilla" gegeben.

*) In der allgemeinen Uebersicht der 66. Nummer der Bohemia, ist in der Zahl der gegebenen neuen Schauspiele ein Versehen zu berichtigen. Es wurden nämlich nicht drei, sondern vier Novitäten aufgeführt. Auch sind die Worte, in welchen ich die Verdienste der Herren Frey und Raab um die Gruppen und Aufzüge zusammenfasse, so zu nehmen, daß Herr Raab nur in der Eigenschaft eines Balletmeisters an dem Arrangement Theil nimmt, Herr Frey dagegen als Regisseur das Ganze anordnet.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 8. Juni | №. 68. | 1834.

Lotto-Glück.

(Fortsetzung.)

Der Jude entgegnete: „Was werd' ich nicht seyn Fortuna, gewiß bin ich Fortuna, habe ich doch gebracht so Manchem in's Haus sein Glück!" Der Journalist und der Musiker lachten theils über die Aeußerung ihres Freundes, theils über das Benehmen des Juden. Dieser, nachdem er vergebens mehrmals seine Loose angeboten, stellte sich beim Anblick des Schauspielers, dessen Gestalt und Kleidung vortheilhaft sich auszeichneten, plötzlich wie verwundert. — „Gott soll mir helfen!" rief er; „das ist ja der schöne junge Mann, von dem mir geträumt hat diese Nacht; mit blauen Augen und braunen Locken, der mir wird abkaufen ein Losche und gewinnen 20,000 Thaler. Ich habe das Losche besonders gesteckt. Ich habe es hier in der Tasche. Es ist eine ganz kuriose Nummer: 777. Es ist davon geschrieben eine Comödie, die gemacht hat ihr Glück, und wieder eine Comödie, die auch gemacht hat ihr Glück, und die Nummer 777 gewinnt in beiden Comödien das große Loos."

„Ich spiele nicht!" entgegnete der Schauspieler.

„Sie spielen nicht? wollen Sie von sich stoßen Ihr Glück? mir hat doch geträumt, Sie werden machen Ihr Glück. Ich will gar kein Geld, als bis Sie werden gewonnen haben 20,000 Thaler."

„Aber mein Wort ist mehr wie Dein Traum," entgegnete der Schauspieler; „und ich sage Dir, ich spiele nicht!"

Vergebens bat und flehte der Jude, nur ein Viertel zu nehmen, und sich mit 5000 Thalern zu begnügen; vergebens drang er in die beiden Andern, doch auch nur ein Viertel zu spielen, das letzte Viertel wolle er für sich behalten, solch' ein Zutrauen habe er auf seine Träume. Da man ihm indeß Alles rund abschlug, stockte er plötzlich im Fluße seiner Worte, schlug sich vor die Stirn, und rief: „Da fällt mir ein, in der langen Straße wohnt auch ein wunderschöner junger Mann, der Ihnen sprechend ähnlich sieht. Vielleicht hat mir geträumt von dem. Ein Unglück über mich: er wird seyn ausgegangen!" Hastig rannte er davon, ließ aber zuvor, wie aus Versehen, das Loos zur Erde fallen, so daß Alle es sahen. Man wollte ihn zurück rufen, allein er hörte nicht.

„Thut mir die Liebe," rief der Schauspieler, „und laßt das Papier wo es liegt. Da er es absichtlich verlor, dürfen wir uns auch kein Gewissen daraus machen, es absichtlich nicht zu finden." —

„Du treibst die Consequenz zu weit," meinte der Journalist; „aber gewiß recht königlich war Dein Anstand, als Du sagtest: Jude, mein Wort ist mehr wie Dein Traum! — und diese Tugendsprache kam weder aus einem leeren Kopfe noch leeren Herzen, sondern nur aus einer leeren Tasche."

„Du irrst!" antwortete Jener; „so viel Geld, als ein Loos kostet, habe ich jedenfalls. Aber ich hasse alle Glücksspiele."

„Auch ich spiele nie," entgegnete der Journalist; „aber auf solche Weise aufgefordert, würde ich mich dennoch dazu entschließen." Der Musiker erklärte dasselbe, und der Schauspieler fuhr fort: „Ich sehe, Euch ist die Industrie der Loos-Hausirer fremd. Der Jude machte seine Sache ganz gut. Seine Mimik war trefflich, seine Rolle zweckmäßig erfunden, und in dem Tone, der Stimme und in seinen Geberden, ich weiß nicht, ob Ihr es bemerkt habt, spottete er gleichsam selbst über seine Nationalität, um uns ein Lächeln abzugewinnen. Man wird kauflustig, sobald man dem Käufer geneigt wird, und wird ihm geneigt, wenn man über ihn lacht. Der ganze Kniff ist aber ein höchst alltäglicher. Der gemeine Mann spielt, sobald er die Nummer eines Looses weiß; er stellt sich seinen Aerger vor, wenn das Loos im Besitze eines Andern gewinnen sollte, und spielt nicht um zu gewinnen, sondern um sich nicht zu ärgern. Der Gewinn lockt rohe Völker, der Civilisirte fürchtet sich vor dem Aerger, und es gibt eben so viele civilisirte Lotto-Sagen und Mährchen von diesem Aerger, als rohe von dem Gewinn. Daß der Jude sich auf einen Traum

berief, erklärt sich von selbst: der aufgeklärteste Spieler liebt die Mystik. Daß er das Loos verschenken wollte, war eine Redensart, die er bei jedem wohlgekeideten Manne dreist anwenden mag. Wer wird von einem armen Juden ein Loos geschenkt nehmen? — und daß er es verlor, geschah um ein gewisses Verbot zu umgehen. Sie dürfen kein Loos unbezahlt, oder ohne daß sie wegen der Zahlung überein gekommen sind, da lassen. Es hat zu vielen Unordnungen und selbst zu Prozessen Anlaß gegeben. Darum verlieren sie jetzt ihre Loose in fremden Häusern, und in einem gefundenen Loose erkennt der gemeine Mann einen Wink des Schicksals, dem er nicht widerstehen zu dürfen glaubt."

„Aber woher kommt Dir denn diese Spieler-Weisheit?" fragte der Musiker.

„Weil ich selbst ein Spieler war und zwar von meiner zartesten Jugend an. Ich will Euch Einiges aus meinem Leben erzählen, und ohne eine weitere Einwilligung abzuwarten, begann er:

Geschichte des Schauspielers.

„In einer der berüchtigtsten Gegenden unserer Residenz befand sich ehedem ein Keller, dem Lotto-Spiele geweiht. — Ich glaube, es ging dort redlich zu. Der Wirth selbst machte den Ausrufer, und hielt auf Ordnung und Recht. Zwar hätte er mit leichter Mühe und im Einverständnisse mit irgend einem Pointeur fünf gewisse Nummern nicht zu den andern mischen, und mittelst einiger Taschenspieler-Fertigkeit stets in Bereitschaft halten dürfen; aber sein Keller war zu einträglich, als daß er den Ruf desselben so leichtsinnig hätte Preis geben sollen. Von jedem Pot fielen zwei Groschen für den Ausrufer ab. Bei der Größe des Pots, der oft 20 Thaler betrug, schien dies eine Kleinigkeit, allein die vielen Zettel, die den Pot so stark machten, beendigten auch um so eher ein Spiel. Im Laufe des Abends war dieser Gewinn also schon beträchtlich. Nun wird zwar nirgend weniger verzehrt, als in einem Spielhause, denn gar zu leicht vergißt sich Essen und Trinken bei dem Spiele. Allein auch hier wußte der einsichtsvolle Wirth seinen Vortheil zu sichern. Die Gewinnenden wurden sehr zudringlich eingeladen, Bier und Branntwein zu genießen, oder der Gesellschaft zum Besten zu geben, und den Verlierenden wurde bis zum nächsten Mal, oder nach Umständen unter andern Bedingungen, geborgt. Mit dem Spielgewinnste pflegt man nicht zu kargen, und dem Verlierenden blieb noch eine Hoffnung oder ein Trost. — Oftmals, wenn ich als Knabe diesem Keller vorbei ging, fühlte ich mich von dem singenden Tone des Ausrufers wundersam angezogen. Seine Stimme hatte zwar nichts Syrenenhaftes, und klang vielmehr wie Schnaps und Knaster; aber die langgezogenen Sylben: „Sieben und dreißig! — Numero vier!" schienen mir ein wundersames Geheimniß zu verkünden, würdig der feierlichen Stimmung, in welcher man es entgegennahm."

„Meiner Sehnsucht stand die Erfüllung nah. Es war an einem Sonntage, als mein Vater mir zwei Groschen schenkte, damit ich, wie er sich ausdrückte, mit Geld umgehen lerne. Am Sonntage zuvor hatte ich meine erste Prüfung trefflich bestanden, und besser wie meine sämmtlichen Kameraden. Die Fragen, die ich bekam, hatte ich mit so weicher, klangreicher Stimme beantwortet, daß meine Mutter bei'm Nachhausegehen behauptete: ich hätte Alles besser gewußt, wie der Herr Lehrer selbst. Aber mein Vater konnte nicht leiden, daß man mich lobte, und liebte mich überhaupt nicht sonderlich. Er nannte mich einen Heuchler und Comödianten, und fügte merkwürdige Worte hinzu, die er gewiß selbst nicht verstand, die aber dessenungeachtet wie ein höhnisches Orakel mich durch's Leben zu geleiten scheinen. — „In dieser Welt der Armuth und Mühseligkeit," sagte er, muß man trachten, etwas Ganzes zu seyn. Ich, meinestheils, bin ein ganzer Tischlermeister; Du aber, mein Sohn, bist leider Gottes nur ein halb gescheidter Kopf, und das macht mir Sorge, denn der ganze Dummkopf kömmt sicherer und besser in der Welt fort."

„Mein Vater war ein ganzer Tischlermeister, that Alles, was Ehre und Herkommen des Gewerkes mit sich brachte, und mied strenge jedwede fremde Sitte und Neuerung. Er hielt vier Gesellen, die Alle mit ihm, mir, meiner Mutter und Schwester in einem und demselben Zimmer, in der Werkstatt arbeiteten. Diese Werkstätte war auch der erheblichste Theil unserer Wohnung. Außerdem hatten wir noch ein Kabinet mit Schränken und Kommoden angefüllt, daß man eben Raum fand hindurch zu gehen, und eine ziemlich unansehnliche, finstere und räucherige Küche. Die Miethe ward immer Pränumerando gezahlt, was aber sonst die Woche übrigließ, mußte Sonntags im Wirthshause drauf gehen. Denn mein Vater hielt es für eine Thorheit, mir, meiner Mutter oder Schwester dereinst etwas zu hinterlassen, weil er von seinem Vater nichts geerbt, und meine Mutter ihm nichts zugebracht. Morgens gingen meine Eltern zur Kirche. Den Abend brachten sie mitsammen in Klubbs und Kränzchen zu, die aber in öffentlichen Wirthshäusern Statt fanden, und wohin Jeder Zutritt hatte. Kehrten sie dann spät Abends heim, so zankten sie sich in der Regel bald aus Eifersucht, bald hatte ich oder meine Schwester Anlaß dazu gegeben."

„Aus Loyalität auch gab mir mein Vater am Sonntage nach der Prüfung zwei Groschen, und ich eilte damit nach dem Spiel-Keller."

(Die Fortsetzung folgt.)

Wettrennen mit Pferden und Hunden.

Jean Pierre Caribousse, ein reicher Fleischer aus Lille, in Flandern, hatte sechs starke Doggen von ungeheurer Größe und Stärke, die mehrere Fässer Wein auf einem kleinen Wagen mit Leichtigkeit fortzogen. Ein wüthender Stier machte ihnen nur wenig zu schaffen; sie griffen ihn von vorn an, packten ihn und zerfleischten ihn mit ihren Zähnen, bis sie ihn kampfunfähig gemacht hatten. Diese Hunde hatten sich durch tausend Beweise von Muth und Kraft, namentlich aber durch ihre Schnelligkeit im Laufe, so berühmt gemacht, daß man weit und breit von nichts als den Hunden des Fleischers Caribousse sprach. An einem Sonntage Morgens traf dieser mit seinem Hundegespann den Fürsten von Ligne in einer Carosse auf der Landstraße. Caribousse trieb seine Hunde an, und fuhr dem Fürsten mehrmals um mehr als hundert Klafter vor. Der Fürst von Ligne, ganz verwundert, daß seine Pferde von Hunden überlaufen werden sollten, fragte den Metzger, ob sie es wohl eine halbe Stunde hinter einander aushalten würden. Ganz stolz, daß es ihm gelungen war, die Blicke des Fürsten auf sich zu ziehen, erwiederte der Fleischer: Dieß sey eine Kleinigkeit; seine Hunde könnten mehrere Stunden in vollem Galopp machen, und er biete eine Wette von hundert Louisd'ors, daß sie die Pferde des Fürsten auf einem Wege von drei Stunden überholen würden. Der Fürst ging die Wette ein, und der folgende Sonntag wurde zum Wettlauf, und nach gegenseitiger Uebereinkunft die zu durchlaufende Strecke von Leuse nach Tournay bestimmt. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß sich am Morgen des anberaumten Tages längs der Straße eine zahllose Volksmenge einfand. Nachdem Caribousse seine Hunde tüchtig gefüttert hatte, erschien er zur bestimmten Stunde, das Zeichen wurde gegeben, und er fuhr zugleich mit dem Stallmeister des Prinzen ab, der sich in einem, mit sechs prächtigen friesländischen Pferden bespannten Wagen eingestellt hatte. Obgleich der Fleischer sehr stark war, und über hundert Pfund wog, so überholte er doch die feurigen Renner des Fürsten, und kam fünfzehn Minuten vor seinem Gegner in Tournay an; er hatte so in weniger als einer Stunde 2400 Livres gewonnen.

Geschichtliche Miscellen.

I.

König Karl XII. von Schweden ritt einst in Begleitung des Herzogs von Holstein, seines Vetters, und einiger Anderer von seiner Umgebung aus, und die Gesellschaft stieß auf einen Haufen Bauholz. Der Herzog von Holstein machte dem jungen, feurigen Karl den Vorschlag, zu versuchen, ob die Pferde wohl darüber hinwegsetzen würden? — Karl war nicht nur dazu bereit, sondern wollte auch der Erste seyn, der das halsbrechende Wagstück bestände. Indem er aber eben dem Rosse die Sporen geben wollte, griff Admiral Graf Hans von Wachtmeister dem Pferde in die Zügel, und hielt den jungen König mit den Worten zurück: „Nein, der Herr soll nicht dahin reiten!“ — Der Herzog von Holstein fuhr ihn darüber heftig an: „Was? — Sie unterstehen sich, Ihrem Könige zu verwehren, nach seinem Willen zu handeln?“ — Wachtmeister erwiederte bald: „Ew. Durchlaucht mögen selbst den Satz versuchen, wenn es Ihnen beliebt; aber mein König soll sich Ihrem Vorschlage nicht fügen!“ — „Wissen Sie, mit wem Sie reden?“ fragte der Herzog noch erbitterter. — „Ja!“ antwortete Wachtmeister, „ich weiß recht gut, daß ich mit dem Herzoge von Holstein rede. Aber Ew. Durchlaucht werden sich auch zu erinnern belieben, daß Sie mit dem Rathe des Königs, dem Grafen Wachtmeister, reden. Mein König kann bei einem solchen Sprunge den Hals brechen; vielleicht denken Sie dann König von Schweden zu werden. Das soll aber nie geschehen, so lange ich Hans heiße, und dieser hier sitzt!“ womit er an sein Schwert schlug. Karl wendete hierauf sein Roß, klopfte dem alten Grafen auf die Schulter und sagte: „Nein, lieber Alter! werde nicht böse; ich werde den Sprung nun nicht machen.“

II.

Johann Heinrich Lochmann, ein Schweizeroberst in Diensten König Ludwigs XIV. von Frankreich, hatte an Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart nicht seines Gleichen. Eines Tages hatte er den König auf die Jagd begleitet. „Herr Oberst!“ sagte Ludwig, „Sie sind, wie ich wohl weiß, nie vor dem Feinde gewichen; ich zweifle jedoch, ob Sie auch wohl vor einem wilden Keiler Stand halten würden?“ — „Stellen mich Ew. Majestät auf die Probe!“ erwiederte Lochmann. — „Das soll geschehen!“ sagte Ludwig, wies dem Obersten seinen Standort vor einer wüsten Kapelle am Ausgange des Waldes an, und befahl dann insgeheim den Jägern, das erste wilde Schwein, welches aufgejagt würde, nach dieser Gegend hinzutreiben. — Es geschah. Nicht lange nachher erschien der König mit seinem Gefolge. „Herr Oberst, haben Sie das wilde Schwein gesehen?“ rief Ludwig. „O ja, Ew. Majestät!“ antwortete der Schweizer. — „Aber wo ist es denn hingekommen?“ fuhr der König fort. — „Ich hab' es, bis Ew. Majestät anlangen würden, in den Stall gebracht.“ — Und wirklich saß es in der vorerwähnten Kapelle. — Lochman nämlich, als er das grimmige Ungethüm mit den Hauern die Erde zerwühlend gegen sich anrennen gesehen, hatte geschwind die Thüre der Kapelle geöffnet, und sich dann ein wenig auf die Seite gezogen, worauf der Keiler in der Wuth blindlings vorwärts gerannt, und so in die Kapelle hineingerathen war, deren Thüre dann der unerschrockene Schweizer schnell zugeschlagen hatte.

Logogryph.

Für jeden Deutschen ist das Ganze Pflicht.
„Welch eine Pflicht?" Dies wird sich deutlich zeigen:
Wollt Ihr nur die zwei ersten Glieder streichen,
Alsdann erhaltet Ihr vom Ganzen Licht.

G. B.

(Die Auflösung folgt.)

Die Auflösung der zweisylbigen Charade in Nro. 64 ist:

Gastfrei, Gast frei.

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 5. und 6. Juni.

Nachdem am 3. „die Stumme von Portici," und am 4. „der Barbier" gegeben worden, hörten wir gleich am 5., neu in die Scene gesetzt, „die Unbekannte" von **Bellini**, so daß in drei Tagen drei Opern auf einander folgten. In diesem an unserer Bühne seltenen Ereignisse liegt ein Maaßstab für die musikalisch-dramatischen Kräfte, über welche die neue Direktion gebieten kann, aber auch ein Beweis von der Unverdrossenheit, mit welcher die Mitglieder der Oper das Publikum erfreuen und ehren. Daß aber das Publikum schon nach den Leistungen eines einzigen Monates von der Oper das Beste zu erwarten gewohnt ist, bewies das volle Haus vom 5. und die Aufmerksamkeit, mit der man gleich die ersten Gänge der Introduktion hörte; denn bekanntlich hat diese Oper keine förmliche Ouverture. Die Erwartung der zahlreichen Versammlung wurde aber auch auf eine so glänzende Weise befriedigt, daß der Beifall namentlich in Bezug auf einzelne Nummern sich kaum mit der Aufnahme der „Stummen von Portici" vergleichen läßt; und doch trug zu dem Effekte der letzteren Oper das Ballet nicht wenig bei.

Einen sehr vortheilhaften Eindruck machte gleich beim Aufziehen des Vorhanges die von Herrn **Rößner** gemalte Aussicht auf ein von Baumpartbien umgebenes, in allen Fenstern beleuchtetes Palais. Die Lichter spiegeln sich in dem darunter liegenden See, auf welchem sich mit bunten Laternen geschmückte Gondeln kreuzen. Der Vorgrund ist eine offene Halle. Die wohlgeordnete, zahlreiche Gruppe, welche sie erfüllt, bildet mit dem effektvollen Hintergrunde ein Ganzes, welches mit ungetheiltem Beifalle aufgenommen wurde. Einen eben so vortheilhaften Eindruck machte die Saaldekoration des zweiten Aktes. Zur Mittelthüre führen einige Stufen, so daß Arthur und Waldeburg bei ihrem Eintritte auf einer für das Ganze vortheilhaften Erhöhung erscheinen. Die Hospitaliter sitzen in zwei Reihen über einander. Dieses Arrangement gibt dem Bilde mehr Masse und Ansehen. Im Vorgrunde steht der Thronsessel des Comthurs. Der würdig kleidende, richtige Anzug der Hospitaliter und die schöne Greisen-Maske des Comthurs machen die linke Seite des Theaters so imposant, daß beinahe die rechte, auf der sich der Kläger Osburg mit etlichen Zeugen befindet, in zu großen Schatten gestellt wird. Uebrigens ist es sehr erfreulich und löblich, daß der Chor und die Comparsen ihrem Anzuge immer durch anständige Haltung und Bewegung entsprechen, und, ohne eine lächerliche Blöße zu geben, mitspielen; was der Regie zu keiner geringen Ehre gereicht. Referent bemerkt den Einfluß der Thätigkeit und des richtigen Taktes der Regie auch an den Singknaben. Das lobenswürdige Streben der neuen Direktion, uns in den Vorstellungen der Oper ein wohlgerundetes und auch in den Einzelnheiten sorgfältig ausgestattetes Ganzes zu geben, hat gewiß von dem zahlreichen Publikum des 5. Niemand verkannt. Auch gegen das Costum der Hauptpersonen läßt sich nichts Erhebliches einwenden; vielmehr war nicht nur Herr Pöck (Waldeburg), sondern auch Herr **Brava** (Montolino) stylmäßig kostumirt, und die übrigen Anzüge standen nicht im Widerspruche.

Aber diese Oper empfahl sich nicht nur, wie die früheren, neu in die Scene gesetzten, als ein wohlgeregeltes Ganzes, sondern es zeichneten sich auch die Hauptpersonen so sehr zu ihrem Vortheile aus, daß diese schöne Leistung das Ansehen eines Wettstreites hatte, welcher die Entscheidung des Sieges schwer macht. Arthur ist unstreitig die beste Partbie, welche wir bisher von Herrn **Demmer** gesehen und gehört haben. Dazu entwickelte Madame **Podhorsky** (Alaide) den ganzen Reichthum ihrer Kunstmittel, und die ansprechenden Motive in der Partbie des Waldeburg erreichten durch den Vortrag und durch das Spiel des Herrn Pöck jedesmal ihre vollste Wirkung. Die Genannten wurden nach jeder bedeutenderen Nummer und hierauf zum Schluße stürmisch gerufen. Diese Ehre widerfuhr auch zweimal unserem wackeren Männer-Chore, welcher nun in jeder Opern-Vorstellung nicht nur Beweise seiner musikalischen Kenntnisse, sondern auch seiner Geschicklichkeit gibt, in die Handlung würdig und effektvoll einzugreifen. Auch das Orchester trug zu dem Erfolge des Ganzen namhaft bei. Das Flötensolo wurde lebhaft beklatscht. Bei solchen Kräften und bei so gutem Willen der Sänger und des Chores hat Herr **Triebensee** Grund und Recht, die Tempi eher zu beschleunigen, als zurückzuhalten. Referent ist von dem Eindrucke, welchen die Straniera am 5. auf ihn machte, noch zu sehr erfüllt, als daß er schon nach der ersten Vorstellung das ganze Detail besprechen könnte. Er behält sich diese für ihn nur angenehme Erörterung auf die vierte oder fünfte Reprise vor, umsomehr, als er dem geneigten Leser noch das Nähere über „Zampa" schuldig bleiben mußte.

Am 6. wurde zum ersten Male gegeben: „Helene," Charaktergemälde in 4 Aufzügen von **Bauernfeld**.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 10. Juni **Nro. 69.** 1834.

Lotto-Glück.

(Fortsetzung.)

Mit einer Art Scheu betrat ich die düstern unterirdischen Hallen der Fortuna. Es war etwas von einer Gewissensregung, denn ich that, obgleich keine Sünde, doch etwas Verbotenes. Nirgends war hier ein Bild, noch ein bunter Gegenstand, der das Auge zerstreuen konnte; selbst der Schmutz an den Wänden bildete einen Grund und kein Muster. Die alten hölzernen Tische waren mit schmutzigen Karten belegt, und Scherben von Tellern und Töpfen lagen zahllos wie die Sterne des Himmels auf Tisch und Bänken und Boden. Mehrere Spieler hatten, um das Glück zu zwingen, fünfzehn bis zwanzig Karten vor sich ausgebreitet. Es waren finstere, gemeine, mitunter auch verkümmerte und trunksüchtige Gestalten, die rings umher an den Wänden saßen. Der Ausrufer befand sich in der Mitte des Zimmers, wo es am hellsten war. Mit weiß gewaschenen Hemdsärmeln, einer weißen Weste und einer großen Schürze, stand er in voller Aufmerksamkeit da, und emsig lauschte man jedem seiner Worte. Wehmüthig schüttelten, die die genannte Zahl nicht fanden, ihre Häupter, Andere wieder schienen beruhigt und erlöst von einer Sünde, auf die sie einen Stein warfen. War nun die erste Quaterne angesagt, so glich nichts der Inbrunst und Spannung, die sich auf alle Gesichter legte; die Luft selbst schien feierlich den ferneren Worten des Ausrufers entgegen zu beben. Was ist ein Roman gegen den Schluß des letzten Bandes! — was ein Melodram gegen das Ende! Künstliche Mittel werden nie die Natur erreichen. Es war als hörte man die bangen Herzschläge. Alle Freuden und Leiden der Erde waren Fremdes, und das Leben aufgegangen in der goldenen Hoffnung auf eine Zahl. Aber dumpf und rauh tönte es: „Aus!" Man erwachte wieder zur Wirklichkeit; — noch durfte man hoffen. So ergötzt man sich an den Nachwehen eines schönen Traumes. Der Wirth erbat sich die gewinnende Karte, rief die glücklichen Nummern laut aus, wie man eine schöne Handlung, ein nachahmungswürdiges Beispiel höher und wärmer anpreist, und sagte: „Richtig!" Nun wurden Flüche laut, Klagen, Schmähungen, sie steigerten sich bis zu einem unwilligen Gemurre. Aber geheimnißvoll rauschte der Glücksbeutel, liebreich klang das Geld. Der Wirth hatte den Pot gezählt und mit den Worten: So und so viel Thaler und Groschen stehen; die erste Ambe gilt so und so viel, die erste Terne so viel u. s. w. begann die frühere Feierlichkeit und Spannung von Neuem. Auch ich hatte einen Zettel genommen. Aber die ersten Nummern hörte ich rufen, ohne zu wissen, was ich hörte, oder vielmehr ich getraute mir nicht, sie auf meinem Zettel zu suchen. Schon waren Ambe und Terne verkündet, mit der ich mich nicht zu melden gewagt, aber ich gewann auch die Quaterne und zugleich den Muth sie anzusagen. Da ich nur einen einzigen Zettel spielte, wollte man mir nicht trauen; der Ausrufer mußte die Nummern prüfen und siehe, da ergab es sich, daß auch die fünfte Nummer heraus war. Diese Entdeckung brachte großen Unwillen hervor, indem der ehrliche Wirth sagte: „Dummer Junge! — wenn Du mit großen Leuten spielen willst, so thue die Augen auf, und mache andern Leuten keine Unannehmlichkeiten!" Den Pot bekam ich nicht, weil ich nicht „Aus" gesagt hatte. Der Wirth zog noch eine Nummer, um seine Gäste, erbittert über diese Einhülfe, zu beruhigen. Es war unnütz: noch hatte Niemand eine Quaterne angesagt. Jetzt rief ich laut und freudig: „Aus!" und nahm unter Schelten und Brummen der Spieler den schweren Pot in Empfang. Ein Jude in meiner Nähe sagte: „Mein guter Sohn, laß Dir das lieb seyn; daß man flucht und schilt, bringt Glück." Und es brachte mir Glück; ich gewann noch zwei Mal am selben Abend, obschon ich nur eine Karte spielte, und da man gewöhnliche Münze einsetzte, hatte ich des Glückes mehr, als meine Tasche fassen wollte, und ich vor meinem Vater zu verbergen hoffen durfte. Er strafte mich nur allzugern und hätte mir des Gewinnstes halber wahrlich das Spiel nicht verziehen.

Aber der freundliche Jude nahm sich unaufgefordert meiner an. Er machte mich auf die Gefahr aufmerksam, jung und schwächlich, wie ich damals war, mit einer offenen, baaren Summe Nachts durch das verrufenste Quartier der Hauptstadt zu gehen, was kaum ein Erwachsener wagte; erbot sich meinen Gewinnst in Papiergeld umzuwechseln, und begehrte statt aller Agio nur, daß ich ihm ein Loos zur Klassen-Lotterie abkaufe. „Du hast Glück, mein lieber Sohn," sagte er; „Du wirst auch mir welches bringen." Ich that es, nicht weil ich an mein Glück glaubte, noch weil ich mein Geld los zu seyn wünschte, sondern weil die Freundlichkeit des Juden mir gefiel, und ich ihn für die entsetzliche Angst, von der er mich befreite, nicht genugsam belohnen zu können glaubte.

Daheim fragte mich mein Vater, was ich mit den zwei Groschen begonnen. Ich sagte: ich habe dafür Bier getrunken, worauf er mich bei den Haaren faßte und tapfer auf mich los schlug. Meine Mutter erwachte von dem Geschrei, riß meine Schwester aus dem Bette, die schon geschlafen hatte, und schlug eben so tapfer mit der scharfen Seite des Pantoffels auf sie. So pflegten unsere Eltern verletzte Vater- und Mutterliebe aneinander zu rächen; mit dem Unterschied, daß meine Mutter sich bewaffnete, um den Kräften meines Vaters nachzukommen, während dieser aus freier Hand schlug. Die Gesellen erwachten und stimmten alle vier brummend und fluchend über die Störung ihrer Nachtruhe in unser Klagegeheul, und das Schelten unserer Eltern, bis diese müde, wir heiser waren, und zu Bette gingen, um mit unsern vier Gesellen um die Wette zu schlafen.

Am andern Sonntag besuchte ich wieder die Hallen der Fortuna und meine kindliche Erwartung fand noch reichlichere Befriedigung. Und nicht der Gewinnst machte mir so viel Freude, als das Recht: „Ambe!" „Quaterne!" „Aus!" rufen zu dürfen, welches ich nunmehr, da ich schon dreist geworden, mit lauter, klingender Stimme that. Als ich heim kehrte und mein Vater mich fragte, was ich mit dem Gelde begonnen, antwortete ich dießmal: ich habe mir einen Spartopf gekauft, um mein Taschengeld in Zukunft darin aufzubewahren; wirklich zeigte ich einen solchen Topf vor, und ging unangefochten zu Bette. Noch zwei Sonntage vergingen auf dieselbe Weise, als der Jude, bei dem ich stets Papiergeld einwechselte, mit freudigen Mienen mir erzählte, wie mein Lotterie-Loos mit 500 Thalern herausgekommen sey. Er erkundigte sich nach meiner Wohnung; ich zog es aber vor, ihn in der seinigen zu besuchen, und empfing hier die Summe in Papier sammt einem Freilose. „Was wirst Du nun machen, mein Sohn, mit all' dem schönen Gelde?" fragte mich Levy Salomon. „Ich hebe es mir auf, bis ich größer bin;" war meine Antwort, über deren Weisheit der Jude erstaunte. Wirklich wußte ich damals mit dem Gelde nichts Besseres anzufangen. Wünsche, Bedürfnisse, Gelüste hatte ich nicht, meine strenge Erziehung hatte mir Mäßigkeit zur zweiten Natur gemacht. Mir etwas zu kaufen, wagte ich nicht, aus Furcht vor meinem Vater, dem Alles ein Geheimniß bleiben sollte. In diesen meinen Gesinnungen bestärkte mich Levy Salomon noch durch folgende gute Lehren:

„Mein Sohn!" sagte er, „Du kennst das Sprichwort: wie gewonnen, so zerronnen. Wenn ein Spieler anfängt ein wenig Glück zu haben, so denkt er: wenig kann mir nichts nützen; ich will mein Lebensglück oder Nichts. Du aber, mein Sohn, fahre fort zu spielen, wie Du begonnen. Immer nur einen Zettel, ein Loos, den einfachen Einsatz; die Kunst, sein Glück zu machen, ist ein mäßiges Wagen, und hat man den ersten beträchtlichen Gewinn gethan, so darf man überzeugt seyn, daß fernere erfolgen, denn das Geld heckt, und der Thaler gesellt sich gern zum Thaler. Der leidenschaftliche Spieler verscherzt sein Glück meistentheils durch Unmäßigkeit, und jagt es gleichsam durch seinen wilden Eigensinn denen in die Hände, die kaltblütiger spielen. Um allen Versuchungen zu widerstehen, oder um so sicherer Dich keinen auszusetzen, zähle Dein Geld nicht, wisse selber nicht was Du hast. Bist Du einst größer geworden, mein Sohn, so wirst Du einsehen, wie trefflich Dir ein Kapital von einigen hundert Thalern nur zu Statten kommen kann, wie Du hiemit ein sicheres Glück gründen, und Dein Lebelang thätig und ohne Sorgen seyn kannst. Den größten Theil Deines Gewinnstes, den ich Dir hier in —schen Papieren stets auszahle, betrachte als ein eisernes Kapital, das Du nimmer berühren darfst; was Du aber an Zinsen von diesen —schen Scheinen erhältst, benütze zum ferneren Spiele. Je weniger Du auf Dein Vergnügen verwendest, um so besser wird es seyn. Solltest Du indessen Dein Geld in Sachen von Werth stecken wollen, so wende Dich nur an mich. Ich werde Dir dergleichen Dinge für alt verkaufen, daß Du Dein ausgelegtes Geld stets wieder erhalten kannst."

Diese Lehren habe ich nur allzu pünktlich und gewissenhaft befolgt, überhaupt hielt ich große Stücke auf meinen Juden, und Summen, die er mir als „wohlgezählt" einhändigte, zählte ich bald nicht mehr nach.

Um meinen Reichthum zu verbergen, nicht vor Dieben, sondern vor den ehrlichsten Leuten von der Welt, wußte ich keinen paßlicheren Ort, als unter meinen Büchern und Schreib-Heften. Diese waren ein Heiligthum für Eltern, Schwester und Gesellen, und Niemand berührte die Schiebe lade des Wandschrankes, welche meine Gelehrsamkeit beherbergte. Sonntag für Sonntag besuchte ich nun den Spiel-Keller, kehrte nie ohne reichen Gewinn heim, war ein Dorn im Auge aller Mitspieler, und Levy Salomon wechselte mir, und geleitete mich stets durch die unsicheren Winkel. — Eines Sonntags aber war mein Treffer auf der einzigen Karte so unverschämt, und meine quäckige Knabenstimme erhob sich so oft zu: „Ambe!" „Terne!" „Aus!"

daß der allgemeine Unwille keine Schranken mehr kannte. Zu meinem Unglück sah sich ein dürrer, zerlumpter, rothnasiger Spieler nach mir um, und sagte, aber wahrlich in aller Bonhomie seiner Zerlumptheit: „Hinaus mit dem Jungen! wenn er nichts thut als gewinnen!" Dieser Scherz war das Signal zu einer Empörung. „Hinaus mit dem verdammten Jungen!" hieß es von allen Seiten mit einem Jubel der Schadenfreude und des Unwillens, der mir das Haar empor sträubte. Allein der Wirth erstickte den Aufruhr mit den einfachen Worten: „Meine Herren! Wie Streit kömmt, gehört der Pot in die Armenbüchse, das werden Sie wissen!" — Die Spielwuth war bei der Spielwuth, die Spieler waren bei ihrer Seele beschworen, und ich gerettet. — Aber wieder sagte ich: „Quaterne!" und endlich: „Aus!" Die tumultuarische Scene erneute sich, ich wollte meinen Pot in Stich lassen und fliehen, doch abermals beschützte mich der Wirth. — „Macht Euch nicht mausig," schrie er seinen Gästen zu; „die Gensd'armen sind nicht weit! Hier kann spielen wer Geld hat, und dieß ist feiner Leute Kind." — Ich muß hinzufügen, daß ich von Jugend auf saubere Kleidung liebte; eine Neigung, in der mich meine Mutter besonders bestärkte. — Weinend empfing ich meinen Pot. „Was heulst Du, Junge?" fuhr der rüstige Wirth fort: „Leute, die gewinnen, lasse ich nicht hinaus werfen, das wäre eine schöne Wirthschaft. Die ihr Geld verspielt haben, und bei denen es alle ist, können sich zum Henker scheeren!"

Seine Worte trösteten mich wenig, ich wechselte schon bei Levy Salomon, und schickte mich an zu gehen. — „Na! da haben wir's!" rief der Wirth. — „Er hat hier nie was verzehrt, hat immer nur einen Zettel gespielt, und immer gewonnen; nun geht er, und verspielt Alles wieder bei andern Leuten und das Seinige dazu. Das wäre unser bester Kunde geworden, denn er hat was zuzusetzen; und nun jagt Ihr ihn fort! Na! ich sage —! — Aber ich halte keinen! wer gehen will, der gehe, denn ich bleibe der Mann, der ich bin." —

Auf diese Art reden deutsche Wirthe mit ihren Gästen! Ich verließ den Keller, um ihn nie wieder zu besuchen. Mein Trost war die Klassen-Lotterie, welche fortfuhr, mir ansehnliche Gewinnste zu bringen. Allein trotz meiner großartigen Vorsicht und Levy Salomons Verschwiegenheit sollte mein ganzes Geheimniß dennoch an den Tag kommen.

Eines Tages, als ich in der Werkstätte meines Vaters bei meinen Büchern saß, und unter dem Aechzen der Hobel, dem Seufzen der Säge, den Schlägen des Hammers, und in der Atmosphäre von Leim und Kleister studirte, trat ein Jude ein, und bot mir ein Lotterielos an. Als ich ihn mit der Behauptung, daß ich niemals spiele, abweisen wollte, erwiederte er: „Er wisse, daß ich nicht nur spiele, sondern auch mit Glück, und in der vorigen Woche hätte ich bei Levy Salomon erst hundert Thaler gewonnen. Befremdet sah mich mein Vater an, und mir blieb nichts als zu leugnen. Der Jude bestand auf seiner Aussage, und Levy Salomon wurde gerufen. Ich übergehe den Zank der beiden Juden. Levy Salomon gestand endlich, erschreckt durch die Drohungen meines Vaters, welche vier Gesellen unterstützten; zeigte meine Quittung über den Empfang der hundert Thaler vor, und wurde nach einigen wörtlichen und thätlichen Ermahnungen sammt seinem Glaubensgenossen zur Thüre hinausgeworfen. — Nun aber kam die Reihe an mich, und ich sollte aussagen, wo ich mit dem Gelde geblieben. Ich sah ein, daß ich unmöglich der Strafe entkommen würde, und beschloß daher, Alles über mich ergehen zu lassen, ohne mein Geheimniß Preis zu geben; denn mein Vater verstand die Kunst, auf Kränzchen und Pickenicken Geld durchzubringen, aus dem Grunde. — Aber die Sache wurde ernsthafter, als ich dachte, und es war diesmal auf eine exemplarische Züchtigung abgesehen. Meine Mutter war auf dem Markte, und meine Schwester wurde zur Muhme geschickt, um auch von dieser Seite die Execution zu decken. Die Anstalten dazu wurden nun in aller romantischen Feierlichkeit getroffen. Die Gesellen mußten ihre Arbeit verlassen, und mich mit Händen und Füßen an ein Bret festbinden. Hierauf nahm mein Vater seinen Bambus zur Hand, schänkte sich einen großen Schnaps ein, und erwartete nur die Heimkehr meiner Mutter, um die Execution zu beginnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der grünende Ofenschirm.

Nicht selten wird in Ofenschirmen Luxus getrieben, und die Kunst hat hierin manch' Bewundernswerthes geliefert. Folgende Erfindung mag als Beweis dienen, daß noch fortwährend Schönes erfunden wird. Es gibt eine Landschaft, die hervortritt und wieder verschwindet. Sie ist leicht zu bereiten, und wird auf folgende Weise angefertigt. Man spannt Papier in den Schirm, auf welches eine Winterlandschaft mit kahlen Bäumen und Feldern getuscht wird. Das Laubwerk zu den Bäumen und Sträuchern, so wie die Stellen, wo sich Rasen zeigen soll, legt man mit kochsalzsaurem Kobald an, und schattirt es mit kochsalzsaurem Kupfer und essigsaurem Kobald. Diese Auflösungen trocknen ganz farblos ein, wenn der Ofen aber erwärmt wird, fangen die Bäume an zu grünen, und die Erde beginnt mit einem Rasenteppich sich zu bekleiden. Sobald die Wärme nachläßt, tritt statt dieses künstlichen Frühlings die Winterlandschaft wieder ein.

Die Auflösung der fünfsylbigen Charade in Nro. 67 ist:
Pfennigmagazin.

Schauspielerische Indifferenzpunkte.

(Statt eines Theaterberichtes.)

Eine im vorigen Monate geäußerte Bemerkung, daß sich nämlich der Schauspieler hüten soll, den Ton seiner Rede unter den gewöhnlichen Redeton herabzudrücken, und die Betrachtung, daß ein ähnlicher Rath auch in Betreff der übrigen Kunstmittel nicht ohne Nutzen sey, haben mich zu einigen Zeilen bewogen, in welchen ich den geneigten Leser zugleich mit einigen Gründen meiner Kritik bekannt mache. Uebrigens beziehen sich die folgenden Worte nicht ausschließend auf das recitirende Schauspiel, sondern theilweise auch auf die Oper.

Im Zustande behaglicher Gleichmüthigkeit sprechen wir in einem Redetone, welcher in Höhe, Kraft und Fülle die Mitte zwischen jenen Extremen hält, durch welche wir unsere Affekte und Leidenschaften in lauter Rede verrathen. Diesem Durchschnitts- und Indifferenzpunkte sollte nun der Schauspieler aus zwei Gründen ein besonderes Augenmerk schenken: denn erstens dürfte sich wohl selten eine Rolle finden, die in jeder Scene ein affektvolles und leidenschaftliches Spiel erheische; zweitens muß der Schauspieler alle Veränderungen des Redetons von diesem Mittelpunkte aus berechnen, wenn er nicht im letzten Akte heiser werden, oder mit erschöpfter Stimme deklamiren und nothgedrungen die schönsten Effekte aufgeben will. Die Kultur dieses Mittels von Tonhöhe, Tonkraft und Tonfülle, deren harmonischen Verein wir mit dem Kunstworte „schönes Organ" bezeichnen, ist eine der ersten Pflichten des recitirenden Schauspielers, und er sollte auch in der Conversation nach dem unschmeichelhaften Lobe einer wohlthuenden und seelenvollen Stimme geizen. Er, dessen Seele sein ganzes Aeußeres wie ein nicht einzuschläfernder, unbestechlicher Wächter überwachen soll, lerne vor Allem, sich selbst hören, und vor unmelodischen Cadenzen, Quintenvorschlägen und widerlichen Excessen in der Tonstärke zurückscheuen. Wenn ihm in diesem Punkte der künstlerischen Selbstkenntniß ein musikalischer Freund zur Seite steht, und wenn es ihm gelungen ist, bei einer das Haus füllenden Tonstärke und Tonfülle nicht über oder unter die gewöhnliche Tonhöhe zu treten, so steht ihm bereits das Reich der deklamatorischen Effekte halb zu Gebote; ich sage halb, weil seine zweite Sorgfalt der Artikulation und dem guten Fluße der Rede zugewendet seyn soll. In manchen Gefühls- und Begehrungszuständen artikuliren wir scharf, in manchen sanft; in einigen bewegt sich unsere Rede in kleinem, gleichmäßigen Wellenschlage fort, in anderen stürmt sie nach Art der Springfluth hin. So verschieden aber die extremen Fälle immer seyn können, so nothwendig wird doch auch in den beiden Punkten der Artikulation und des Redeflußes der feste Punkt einer schönen Mitte seyn. Der Schauspieler wird sich nur selbst am meisten nützen, wenn er in dem indifferenzirenden Zustande behaglicher Gleichgültigkeit sich eine korrekte und verständliche Aussprache, und einen wohlgefälligen Rederhythmus bis zur zweiten Natur angewöhnt. Der Schauspieler (vorzüglich wenn er sich für das ernste Drama entschieden hat) soll uns ja in seiner Deklamation die Blüthe der menschlichen Rede veranschaulichen. Wozu denn also in Stunden der Erholung den Schlafrock bequemer Unarten anziehen? Läßt sich denn das Schöne wirklich schwerer angewöhnen, als das Unschöne? Wenigstens sollte diese Frage in Bezug auf einen Schauspieler verneint werden. Die häufigsten Verstöße, die mir in Bezug auf Artikulation vorgekommen, sind die nicht gehörig unterschiedene Aussprache des g, ch und sch, und die Vernachläßigung der flüssigen Mitlaute, vorzüglich des r, die häufig so weit geht, daß auch der vorangehende Selbstlaut seinen natürlichen Charakter verliert. Das beste Mittel aber, sich einen wohlgefälligen Rederhythmus anzueignen, ist, klassische Verse so zu lesen, daß man den Anforderungen des rednerischen und des poetischen Numerus mit besonnener Gleichförmigkeit entspricht.

Auch in Betreff der Haltung des Körpers muß der Schauspieler auf ein schönes Mittel bedacht seyn, zu dem ich wie im vorigen Absatze den Zustand behaglicher Gleichgültigkeit als Substrat annehme. Ich will mir die ganze Statur des Schauspielers erst en face, dann im Profil denken. Nehme ich die Statur en face, so kann ich nicht verschweigen, daß mir namentlich in der letzteren Zeit eine Unart aufgefallen ist, welche gewiß Jeder gern ablegte, wenn ihm ein Freund einen treuen Spiegel vorhielte. Ich meine nämlich die sonderbare Haltung der Arme, vermög welcher der Elbogen nach vorwärts gebeugt erscheint, und die Hände fast an den Vorderschenkeln anliegen. Wer sich aufrecht hält, d. i., wer den Rumpf mit der ganzen Breite seiner Brust und nach der Richtung eines gesunden Rückgrates zwischen den Hüften trägt (vorzüglich wenn er das Haupt nicht einsinken läßt), — wer sich so hält, und seine Arme natürlich herabhängen läßt, bei dem werden sich die Hände nicht vorn, sondern an den Seiten befinden; und jede andere Haltung ist im Zustande behaglicher Gleichmüthigkeit unschön, vorzüglich wenn die Beine wie eingestochene Gabelzinken erscheinen, und keine Rücksicht auf den Unterschied von Steh- und Spielfuß genommen wird. Im Profil nimmt sich aber die Statur nicht unvortheilhafter aus, als wenn der Leib das Ansehen eines auf zwei Beine gestellten Fragzeichens hat. Das Gesicht, welches der Schauspieler ganz oder in theilweiser Verkürzung dem Publikum zukehrt, hängt in so fern mit der Statur zusammen, als zu ihr auch die schöne Haltung des Hauptes gehört. Insbesondere aber krönt das charakteristisch geschminkte, behartete und coeffirte Haupt das ganze Werk. Falls es die Rolle nicht anders vorschreibt, muß auch im Zustande der Gemüthsruhe das Antlitz eine stylmäßige und wohlgefällige Form haben. Aber noch größere Sorgfalt als auf die Maske, muß der Schauspieler auf die Augen und auf die beweglichen Gesichtsmuskeln verwenden. Ein weit aufgerissenes starres Auge ist eben so häßlich, als ein blinzelndes. Im Zustande der Ruhe muß das Auge mäßig geöffnet, und vorzüglich der Mund in Bezug auf die zwei Extreme des Zusammenkneipens und der unschönen Schlaffheit überwacht werden.

Was endlich die Bewegung des Körpers betrifft, so kehren gewiße Typen häufig wieder. Am widrigsten sind die beiden Extreme der Trägheit, und jener Lebhaftigkeit, welche nach einem französischen Sprichworte gewiße kleine, schwärzliche Springkünstler verleiten sollen. Zu dem ersten Extreme gehören lange und langsame Schritte, zu deren jedem man eigens aushohlt, ein oft wiederkehrendes Zusammensinken der Maße, die an das Rückgrat angebaut ist, und ein mühsam scheinendes Aufheben der Hände. Möge ja kein Schauspieler in dergleichen Formen das Feierliche und Großartige darstellen wollen! Zu dem letzteren Extreme gehören kurze und schnelle Schritte, bei welchen die Hüften eine wedelnde Bewegung machen, ein oft wiederkehrendes Richten an seiner Haltung, und das Herumfuchteln mit den Armen. Möge ja kein Schauspieler in einer so abarbeitenden Mimik den Ausdruck eines leicht hinschwebenden Humors suchen! Übrigens ist eine Bewegung der Arme und Hände, die nur da ist, um nicht müßig zu stehen, baarer Unsinn, und die Versorgung der Hände zwischen Weste und Busenstreif kaum in einzelnen Fällen zu rechtfertigen.

Das Endresultat ist, daß der Schauspieler sein ganzes Aeußeres so kultiviren soll, daß er selbst in Momenten der ruhigsten Stimmung, ohne daß er sich am Ende dessen klar bewußt ist, einen (so weit es seine Rolle gestattet) wohlgefälligen Eindruck mache. Andere können für die Vernachläßigung ihres Aeußeren Entschuldigungsgründe aus ihrem Leben anführen, nicht so der Schauspieler, der zur Kenntniß und Kultur seiner Rede, Haltung und Bewegung durch seine Kunst verpflichtet ist.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 13. Juni **Nro. 70.** 1834.

Lotto-Glück.

(Fortsetzung.)

Wie ich nun so an dem Brete dahing, dessen scharfe Kanten sich meinen Lenden und Armen eindrückten, während die Stricke mir tief in's Fleisch schnitten, kam mir der Gedanke: ob es nicht einerlei wäre, das Geld im Kasten zu haben oder nicht, und ob ein Paar hundert oder tausend Thaler wohl verlohnten, eine entehrende, blutige Züchtigung zu ertragen? Ich war entschlossen zu gestehen, und diese, alle irdischen Güter und Schätze verachtende Weisheit mochte wohl im Holze stecken. Vorläufig aber schwieg ich noch. Warum, weiß ich nicht; der Wille eines Kindes hängt nicht von der Erkenntniß äußerer Umstände oder Grundsätze ab, sondern von Einfällen.

Meine Mutter kam und fragte: „Was soll das? Was geht hier mit dem Jungen vor? Was ist das überhaupt für eine Wirthschaft, und warum wird nicht gearbeitet?“ Diese und ähnliche Fragen beantwortete mein Vater mit folgenden harten Worten: „Dein Sohn ist ein Dieb, er hat mich bestohlen, hat gespielt, hat hundert Thaler gewonnen und durchgebracht, und ich will den Ausbund todtschlagen!“ — Lauter unwahre Beschuldigungen, verläumderischer Argwohn, ungegründeter Verdacht, daß ich im Bewußtseyn meiner Unschuld zu weinen anfing, und rief: „Mutter! glaube nichts von Allem. Ich habe nicht gestohlen, sondern für mein Taschengeld gespielt, nicht hundert Thaler gewonnen, sondern über tausend. Ich habe es verheimlicht, um wenn Ihr dereinst alt seyd, und nicht mehr arbeiten könnt, Euch damit zu überraschen, und deßwegen habe ich mich wohl gehütet, auch nur einen einzigen Groschen zu nehmen, um mir ein Vergnügen zu machen.“

Dies war nun wieder eine Unwahrheit, indeß rührte sie mich in meiner damaligen Lage, vielleicht auch weil im Holze, das ich so brünstiglich umarmte, nicht nur Weisheit, sondern auch Empfindung stecken mochte, dermaßen, daß ich in ein Schluchzen gerieth, was mich dem Ersticken nahe brachte. Ich wurde losgebunden, auf's Bette gelegt, und die Schläfe mit Essig gerieben. Aber ich gefiel mir nun einmal in meinem Schmerze und sagte mit matter Stimme: „Laßt mich nur sterben, Ihr sollt ja doch meine Erben seyn. Aber verzehrt das Geld nicht, kauft Euch eine Pension, oder Staatspapiere, legt das Geld in Häusern an — denn wahrlich, ich leide nicht, daß Ihr nach meinem Tode so aus der Hand in den Mund lebt!“

Mein Vater stand versteinert, die Gesellen weinten, meine Mutter heulte, und ich, obschon ich mich völlig erholt, gefiel mir darin, mit matter Stimme und schluchzend dem Altgesellen aufzutragen, meine Schieblade zu öffnen, und mir ein in blaues Papier eingeschlagenes Päckchen auf mein Sterbebette zu bringen. Beim Anblicke des großen Haufens Thaler, Fünf- und Fünfzig-Thaler-Scheine, machte mein Vater große Augen, und meine Mutter schien vor dem Anblicke des Schatzes in die Knie sinken zu wollen.

„Wie groß ist die Summe?“ fragte endlich mein Vater. — „Ich weiß nicht! Ich habe sie nicht gezählt; ich habe so meinen Glauben dabei.“ — „Und Du hast es auf rechtliche Art gewonnen?“ — „Könnte ich sonst so ruhig sterben? — denn Du willst mich ja todtschlagen!“ — „Junge, sey kein Narr! Steh auf! Ich thue Dir nichts. Aber verflucht ist der Groschen, den ich oder die Mutter unseren Kindern abnehme. Das Geld ist und bleibt Dein, aber was willst Du damit machen? Wirst Du ferner spielen?“ — „Ja! zu jeder Ziehung ein Loos, und wo Zahlen-Lotterie gespielt wird, einen Zettel, sonst nur den einfachen Einsatz.“ — „Willst Du nicht mehr Loose spielen?“ — „Ich will ruhig abwarten, wie viel mir das Glück beschеert; denn die wilden und unmäßigen Spieler jagen ihren Gewinnst den kaltblütigern in die Hände.“

„Möchtest Du für das Geld nichts kaufen?“ — „Ich habe ja Nahrung und gute Kleidung; ich brauche nichts so lange ich bei Euch bin.“ — „Hast Du denn durchaus keinen Wunsch?“ — „O ja! Ich möchte wohl eine goldene Uhr haben, aber keine Repetiruhr, die zu viel Reparatur kostet, und eine Demant-Tuchnadel; denn das Geld, was

man da hinein steckt, besonders wenn man es für alt kauft, erhält man jeder Zeit wieder."

Sehr erstaunte mein Vater über diese Salomonische oder Levy-Salomonische Weisheit und sprach: „Mein Sohn, Du bist weiser und besser als ich, dies Geld ist Dein, und von dem heutigen Tage an bist Du mündig; Du kannst thun und lassen was Du willst, ich werde mich nicht darum kümmern. Kauf Dir eine goldene Uhr und eine Demant-Nadel, wenn es Dir Freude macht. Die Hand aber, die ich jemals wieder erhebe, Dich zu züchtigen, soll mir am Gelenke verdorren!" — Und mein alter Vater brach in Thränen aus, segnete mich und umarmte meine Mutter; bat ihr jedes um meinetwillen zugefügte Unrecht ab, und dankte ihr aufrichtigen Herzens, daß sie ihm einen solchen Sohn geboren habe, der einstens seine ganze Familie zu Glück und Ehre bringen würde, weil er bei Zeiten ein Muster von Mäßigkeit und Enthaltsamkeit sey. Der junge Sterbende aber erhob sich frisch und munter von seinem Bette.

Am selben Tage schon hatte ich eine allerliebste goldene Uhr, mit fein gearbeiteter Kette und massiven Petschaften, auch eine kostbare Demant-Nadel, über die mein Vater dennoch ein wenig den Kopf schüttelte. Als ich ihm aber aufrichtig betheuerte, daß Alles mit einander nur vier hundert Thaler kostete, die ich jeder Zeit dafür wieder erhalten könnte, schien er beruhigt. Was aber von Neuem sein Staunen erregte, war, daß ich mir eine eiserne Kassette mitgebracht, die mittelst Klammern in der Mauer und mittelst Schrauben im Boden zu befestigen war. Als die Gesellen Feierabend gemacht, und mein Vater zu Biere gegangen, benützte ich sogleich die Gelegenheit, sie versteckt, boden- und wandfest unter meinem Bette anzubringen. Auch dies war Levy-Salomonische Weisheit, und was glich dem Erstaunen meines Vaters, als wenig Tage darauf meine Schieblade erbrochen war, und Papiere und Bücher durcheinander gestört da lagen. — Von den Gesellen wollte natürlich Niemand darum wissen, und mein Vater, keines Wortes mächtig, sagte: „Hm! hm!" meine Mutter aber: „Ist's die Möglichkeit!" Ein Beweis, daß auch beschränkte Naturen bei vorkommenden Fällen etwas sehr Bedenkliches sagen können; mein Vater sogar ohne den Mund zu öffnen.

Ich muß erwähnen, daß Salomon Levy mir Uhr und Nadel fast zum Einkaufspreise überlassen, wobei er keine weitere Schwierigkeiten machte, als daß er klingende Zahlung begehrte. Ich wollte wechseln, aber auch das verbat er sich. Die Kleinigkeit, meinte er, würde bald gewonnen seyn; die Kassette endlich machte er mir zum Geschenke, und ich mußte die feierlichsten Versicherungen wiederholen, den Thaler, der einmal in dies eiserne Verließ gerathen, nicht eher zu erlösen, als bis es gälte, ein sicheres Glück mir zu gründen. Wenig Wochen drauf that ich den größten bisherigen Gewinn. 6000 Thaler fielen auf ein Loos, wovon ich ein Viertel spielte, und auf meinen Antheil kamen 1500 Thaler. Ich berichtigte sogleich meinen Rückstand bei Salomon, wie er prophetisch verkündet, und vermehrte meinen wohlverwahrten Schatz durch eine tüchtige Summe. Dieser neue Glücksfall erregte so wundersam meine jugendliche Phantasie, daß ich mich schon in einer glänzenden Equipage durch die Straßen jagen, einen herrlichen Palast bewohnen, und Geld mit vollen Händen ausspenden sah. Selbst in meinen Schlaf drängten sich diese Träume von Gold und Glück. Ich entdeckte Schätze, sah Nummern aus Glücksrädern ziehen, fand rohe Diamanten, gefüllte Geldsäcke, Brieftaschen mit Banknoten, hielt unschätzbare Kleinode — ach! sie sahen mitunter werthlos genug aus — fest in den Händen, sie um so sicherer mit in's Erwachen hinüber zu nehmen; und was dergleichen golddürstige Phantasien mehr waren, die meine volle Kassette mir in den leeren Kopf sandte. Dessenungeachtet wagte ich nicht meinen geheimnißvollen Schatz zu zählen, denn mit abergläubischer Scheu hielt ich fest an Levy-Salomons weise Lehren.

Ich brauche Euch nicht zu schildern, wie sehr ich von nun an meine Studien vernachläßigte. — Mein Vater hielt Wort, und kümmerte sich wenig um mein ferneres Thun und Treiben, und meine Mutter war stolz auf den gelehrten Sohn, wenn er seine Zeit mit der Lectüre schlechter Romane hinbrachte. Mit meinem achtzehnten Jahre war ich Primaner geworden, und zeichnete mich, zur Freude meiner Eltern, auf jedem Actus durch meine Reden und Deklamationen aus. Im Uebrigen hielt ich mich zu den jungen Tonangebern, die hier schon die zukünftigen Studenten spielten. Kleider, sagt man, machen Leute, und meine Uhr und Brustnadel nebst einigen Ringen, die ich ebenfalls von Levy Salomon für ein Billiges erstanden, stellten mich mit Jeglichem in gleichen Rang. Ich nahm an allen ihren Lustparthien Theil, und rasch genug kannte ich eine Menge Maler, Dichter, Schauspieler und andere junge Leute, die alle viel Geld hatten und wenig taugten. Wir besuchten ein gewisses Kaffeehaus, wo wir die Nächte hindurch in einem besonderen Zimmer den Karten und Würfeln huldigten, und mein Glück blieb mir treu; ich pointirte immer nur einfach, und machte dadurch um so größeres Aufsehen. — Soll ich sagen, daß ich in diesem Umgange noch den letzten Rest meines sittlichen Gefühls und meiner Gewissenhaftigkeit verlor? — Allein ich gewann dafür jene oberflächliche Bildung, die alle Geheimnisse des innern und äußeren Lebens, der Kunst und Wissenschaft ahnet, ohne etwas von Allem recht zu wissen; womit ein mäßiger Geist sich selbstgefällig zu begnügen pflegt, ein guter Kopf aber nur mühselig sich behelfen kann. Auch den vornehmen, nachlässigen und leichten Anstand eines jungen Weltmannes eignete ich mir

so trefflich an, daß, wer mich sah und schwatzen hörte, den Zögling aus der Tischler-Werkstatt nimmermehr wieder erkannt hätte; und wo es einen Neuling galt, einen Philister oder Krautjunker im Spiele zu betrügen, war ich allemal der Erste, Kühnste und Geschickteste. Indeß spielten wir nicht immer. Nicht Alle hatten immer Geld und das Borgen war unter uns nicht Mode. Im Gegentheil, wo der Eine den Andern betrügen konnte, da schätzte er sich's zum Verdienst, welches der Betrogene so gut wie die Uebrigen, freilich nur in der Stille, anerkannten und ehrten. In solchen Zeiten des Mangels und Mißvergnügens legten wir uns auf die Poesie, und ich, der ich am ruhigsten Alles mit ansehen konnte, stets die herrlichste Laune hatte, und auf mein Vorleser-Talent mir nicht wenig zu Gute that, machte den Lector.

So verstrichen noch drei Jahre; ich wurde als Scholar entlassen, um die Universität zu beziehen, und wußte ich auch nur wenig Latein und kein Wort Griechisch, dennoch hätte ich mich auf meine gefüllte Kassette verlassen, um Medicin an grünen Tischen und Roulet-Bänken zu studiren. Aber die Sterne hatten beschlossen, den ruchlosen, egoistischen Taugenichts wieder zu einem Menschen zu machen. Welch ein Zauber diese Veränderung bewirkte, werdet ihr leicht errathen können, wenn ihr das Leben auch nur aus schlechten Romanen kennt. Ich zählte ein und zwanzig Jahre; meine Spielsucht hatte alle andern Leidenschaften bisher in engen, starren Banden gefangen gehalten; aber die Liebe schmolz die ehernen Ketten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einstimmiges Auditorium.

Als Herr J. Kemble Direktor eines Theaters zu Portsmouth war, in welchem wöchentlich nur zwei- oder dreimal gespielt wurde, kam eines Abends, wo kein Schauspiel war, ein Matrose zu ihm, und bat ihn, eine Vorstellung zu geben.

Der Direktor erwiederte ihm, daß er die Ausgaben unmöglich daran wenden könne, wenn das Schauspiel nicht vorher in der Stadt angekündigt worden.

„Nun, was würde es kosten, wenn Sie heute Abend spielen ließen?" sagte der Matrose; „denn morgen reise ich ab, und wer weiß, ob ich jemals wieder ein Theater sehe."

Herr Kemble meinte, es würde fünf Guineen machen.

„Gut denn," antwortete der thörichte Sorgenfrei, „ich will das Geld unter der Bedingung zahlen, daß Sie Niemand weiter in das Haus einlassen, außer mich und die Schauspieler."

Er ward nun gefragt, was für ein Stück er wünsche, und bestellte sich Richard III. Das Haus wurde sogleich erleuchtet, und die übrigen Schauspieler fanden sich ein, und der Theermann nahm auf der ersten Bank im Parterre Platz. Herr Kemble spielte den Richard, und das Stück war gerade eines von denen, welche die Gesellschaft an der Schnur hatte. Es wurde ganz zu Ende gespielt, und der Matrose war äußerst aufmerksam, lachte und klatschte zuweilen, sah sich aber oft um, ob sich auch nicht ein anderer Zuhörer hineingeschlichen habe, um ihn sein Vergnügen nicht allein genießen zu lassen. Dann empfahl er sich höchlichst befriedigt, und dankte dem Direktor für seine bereitwillige Gefälligkeit.

Anekdote.

Der Marquis Vilars, Vater des Marschalls, eben nicht von hohem Adel, hielt sich doch immer Pagen.

Eines Tages fragte er den Grafen von Horn, der ohne Begleitung von Pagen erschien:

„Sie sind wohl der Erste Ihres Hauses, der keine Pagen in seinem Dienste hat?"

„Diese Frage höre ich lieber," antwortete der Graf, „als wenn man fragte: Sie sind wohl der Erste, der sich Pagen hält?"

Der beste Arzt.

Buchstabenräthsel.

Was fehlt der holden 2, 3, 4;
Sie, sonst des Mädchenkreises Zier,
Sitzt einsam und verlassen.
Wohl ist es Schmerz, was sie erfüllt,
Die Wangen, sonst der Rose Bild,
Sieht stets man mehr erblassen.

Der Mutter hat sie es entdeckt,
Was ihren Kummer hat geweckt,
Verscheucht des Frohsinns Lachen.
Sie wär 5, 4, 3, 4, 5 gern,
Doch will von allen jungen Herr'n
Sie keiner dazu machen.

Da kommt ein junger Offizier,
Erblickt die holde 2, 3, 4,
Und liebt sie gleich von Herzen.
Er wird der Mutter ganzes Wort,
Spricht 1, 2, 3 der Lieb' sofort;
Vorbei sind alle Schmerzen.

(Die Auflösung folgt.)

Die Auflösung des Logogryphs in Nro. 68 ist:

Pflicht, Licht.

Theaterbericht vom 7. bis 10. Juni.

Am 7. wurde unter gleich lebhaftem Beifalle die „Unbekannte" zum zweiten Male, und am 8. „das Irrenhaus zu Dijon" gegeben. Referent konnte aber dieser letzteren Vorstellung nicht beiwohnen.

Am 9. wurde „Zampa" bei gewöhnlichem zahlreichen Zuspruche wiederholt. Referent hat bisher den Plan beobachtet, bei ausgezeichneteren Vorstellungen zuerst das Ganze als solches zu beurtheilen, und erst nach mehreren Wiederholungen in das Detail einzugehen. Die Direktion hat ihn, durch die Art und Weise, wie sie vorgeht, selbst hiezu veranlaßt. Denn, wenn wir etliche Vorstellungen der ersten Woche des vorigen Monates ausnehmen, die im Drange verwickelter Geschäfte nicht leicht in ihrer Gesammtwirkung vorausberechnet werden konnten: so bewies uns die Direktion nicht nur in der Oper, sondern auch im Schauspiele, daß sie mit Fleiß und Einsicht auf gute Rundung und entsprechende Ausstattung bedacht sey. Wenn bei diesen zwei Vorzügen auch einzelne Figuren noch einer sorgfältigeren Ausführung bedürfen, so sieht man doch nach dem bekannten Spruche: „Wo die Mehrzahl glänzt u. s. w." von kleinen Mängeln ab, und auf die **wohlthuende Gesammtheit** hin. Die erste Vorstellung hat nicht mehr das Ansehen einer glücklichen oder verunglückten Generalprobe, und die Wiederholungen desselben Stückes zeigen auffallend, daß die Schauspieler und Opernsänger die Hände nicht nach der ersten Produktion in den Schooß legen, sondern nach festen Grundrissen der Vollendung zustreben. Es ist also bei großen und schwierigen Stücken, die sich gleich zum ersten Male als wohl eingeübt und einstudiert ankündigen, zweckmäßig, dem Ehrtriebe und Fleiße des beschäftigten Personale nicht gleich durch tadelnde Bemerkungen in den Weg zu treten. Aber ich komme auf das Detail der Oper „Zampa" zurück, welche sich auch am 9. der lebhaftesten Beifallsbezeigungen erfreute.

Auch wenn Dem. **Lutzer** in Spiel und Vortrag nicht jene Regsamkeit und Wärme des Gefühles bewiese, ohne welche weder die komponirende, noch exequirende Kunst etwas Ansprechendes leisten kann: so würde sie schon ihre angenehme und kunstgewandte Stimme, und ihr gefälliges Aeußere dem Publikum empfehlen. Allein sie weiß auch an den Wendungen der Handlung mit einem Affekte und mit einer Leidenschaftlichkeit Theil zu nehmen, wie sie der Moment erfordert. Dies hat nun auch auf ihren Gesang den vortheilhaften Einfluß, daß er sich immer weiter von den Formen des Concertsingens entfernt und dramatisch wird. Camilla's erstes und letztes Zusammentreffen mit Zampa, so wie der Schluß der Sicilienne werden von ihr mit dem lobenswerthesten Ausdrucke gegeben, und es ist bekannt, daß dieses auch von der schönen Romanze des ersten Aktes gilt. Nur in der mimischen Bezeichnung des Seelenkampfes während des Duettes mit Alfonso wäre noch ein höherer Grad von Ausdruck zu wünschen. Das Gebärdenspiel würde dann mit dem vortrefflichen Gesange in eine schöne Harmonie, und diese Scene des zweiten, mit jener des dritten in klaren Zusammenhang treten. Aber zu diesem höheren Grade mimischer Bezeichnungskraft müßte natürlich auch das Spiel des Herrn **Emminger** einen proportionirten Theil beitragen.

Zampa ist die zweite große Parthie, in welcher Herr **Pöck** nach dem ihm vorangegangenen vortheilhaften Rufe vor unserem Publikum erschien, und ihn rechtfertigte. Seitdem hat, abgesehen von den kleineren Parthien, sein Waldeburg durch eine wahrhaft rührende und ergreifende Darstellung zweimal das Publikum entzückt. Es ist ein Beweis seiner beneidenswerthen Kraft und seiner Lust und Liebe zur Kunst, daß er nichts destoweniger am 9. die Parthie des Zampa so frisch und durchgreifend sang, als ob er mehr als einen Tag ausgeruht hätte, und mit einer solchen Sorgfalt, als ob er sich in derselben dem Publikum zum ersten Male vorstelle. Er sorgt dafür, daß sich gegen seine Leistung im ersten und dritten Akte nicht leicht eine kritische Stimme erheben kann, selbst nicht nach den mehrmaligen Reprisen, von welchen namentlich die ersteren ziemlich kurz auf einander folgten. Was aber den zweiten Akt betrifft, muß ich mir eine Bemerkung erlauben, welcher der einsichtsvolle und fleißige Herr **Pöck** wahrscheinlich selbst beistimmen dürfte. Herr **Pöck** nimmt den Zampa nicht als einen bis zur abstoßenden Rauhheit und Heftigkeit entwilderten Feuerkopf, sondern er behält aus einer früheren Zeit und aus Zampas wiederholten Liebesabentheuern so viel von Anstand und Grazie bei, daß so leicht Niemand den Grafen Monza und den gefährlichen Liebhaber verkennen mag. Selbst ein gewisser Adel der Gesinnung blitzt aus den bewegteren Momenten seiner Darstellung durch. Daran hat nun Herr **Pöck** sehr recht. Allein es scheint fast, als ob das Streben nach Charaktereinheit ihn auf die Effekte vergessen mache, welche in der großen Arie des zweiten Aktes liegen und erreicht werden können, ohne aus der Rolle zu fallen. Die Arie fängt beinahe fromm an, und endigt mit ausgelassener Lustigkeit. Wir vermißten aber namentlich in dem letzteren Theile jenen kühnen Leichtsinn, welchen Herr **Pöck** einmal gegen Dandolo, das andere Mal gegen Capuzzi so glücklich und charaktergemäß in die Erscheinung treten ließ. Die Barcarole des zweiten Aktes scheint mir das letzte Glied der Empfindungen zu seyn, welche Zampa schon zur größeren Hälfte in der Arie durchlaufen hat. Die Veranschaulichung der kecken Laune, die sich in ihr ausspricht, ist nicht leicht; weil Zampa entweder die Mitte des Theaters verlassen, und sich zu den Landmädchen hinbegeben müßte, oder weil er eines derselben in die Mitte führen, und sein Spiel auf eine gegenseitig entsprechende Mimik anlegen müßte. Vielleicht ließe sich dieser doppelten Schwierigkeit doch durch irgend ein Arrangement abhelfen; denn in dieser Hinsicht kann man von der Regie, ohne unbillig zu werden, immer das Aeußerste erwarten.

Herr **Emminger** hat namentlich in der letzten Produktion der „Stummen von Portici" bewiesen, daß ihm an einer möglichst vollendeten Darstellung in den beiden Punkten des dramatischen Gesanges und der begleitenden Mimik viel gelegen sey. Dieser Weg führt zum Ziele, um so mehr in unserer Zeit, wo man das nachtheilige Vorurtheil, als ob die Oper weiter nichts sey, als ein Concert in Costume und mit Scenerie, längst abgelegt hat. Es lassen sich in Bezug auf den Wechsel der Verhältnisse zu Camilla und Zampa noch einige Effekte anbringen, welche der Rolle des Alfonso einen höheren Rang zu geben vermögen.

Für den Beschluß über das Detail der Oper „Zampa" (in welchem ich mich über den braven Herrn **Preisinger** und über Dem. **Kratky**, dann auch über Herrn **Pablist** äußern sollte) hat diese vierte Seite keinen Raum mehr. Ich werde ihn beim nächsten Opernberichte nachliefern, weil ich schon heute nicht zu erwähnen vergessen darf, daß uns die Direktion am 10. nicht nur durch die Reprise des gelungenen Lustspiels „die Bekenntnisse" erfreute, sondern auch durch die äußerst ergötzliche und gerundete Darstellung der Posse „Freund in der Noth" wirklich überraschte. Herr **Frei** wirkte als Willmer, Dem. **Frei** als Lenchen, Dem. **Beisteiner** als Christel, und von den alten Mitgliedern der Liebling **Feistmantel** als Zweckerl und Herr **Dietrich** als Wilhelm so ausgezeichnet mit, daß das Publikum kaum aus dem Lachen und Beifallklatschen herauskam. Allgemein war auch die Freude des Publikums, Herrn **Feistmantel** wieder einmal in seiner Sphäre zu sehen. In dem glänzenden Erfolge dieser Posse liegt ein Wink zum Entwurfe des Schauspiel-Repertoirs. Bei einem größeren Publikum wäre natürlich das Gelächter noch anhaltender und herzlicher gewesen.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 15. Juni **Nro. 71.** 1834.

Aus Pilsen.

Aus einer gütigen Mittheilung des Herrn Professors Sedláček erfahren wir, daß das in Prag gegebene Beispiel einer Lotterie von Geschenken für die Armen, so eben in der Kreisstadt Pilsen mit glücklichem Erfolge nachgeahmt werde. Der auch als Schriftsteller bekannte Herr Feldkriegskommissär S. W. Schießler, welcher sich schon früher für die dort zu errichtende Kleinkinder-wartanstalt lebhaft interessirte, forderte Pilsens wackere Bewohner zu Beiträgen auf, und seine Worte fanden einen so guten Eingang, daß eine bedeutende Menge schöner und mitunter auch werthvoller Geschenke zur Vermehrung des Ertrages im Saale „zum Kronprinzen Ferdinand" ausgestellt werden konnte. Der Herr Feldkriegskommissär S. W. Schießler hat sich auch um die Zusammenstellung der eingegangenen Gaben und um die Dekorirung des Lokale so verdient gemacht, und einen so guten Geschmack bewiesen, daß Einheimische und Fremde den Saal zahlreich besuchen, und das Arrangement der in Form eines Malteserkreuzes zusammengestellten, und mit Blumen geschmückten Tische nicht genug loben können. Herr Professor Sedláček verspricht uns auch den Erfolg einer musikalisch-theatralischen Vorstellung zu berichten, welche mit der Verloosung verbunden seyn soll, wofür wir dem Herrn Professor in voraus danken.

Die Redaktion.

Kirchenmusik.

Am Dienstag den 17. d. M. um die 11te Vormittagsstunde wird vom Vereine der Kunstfreunde für Kirchenmusik in Böhmen, zur Todtenfeier für verstorbene Mitglieder, in der Sct. Clemens-Kirche, Michael Haydns letzte Tondichtung: ein Requiem und Dies irae, durch Zöglinge der Gesang- und Orgelschule des Instituts, unter Direktion des Kapellmeisters Herrn Wittassek und Mitwirkung mehrerer ausgezeichneter Tonkünstler, ausgeführt. Die Ergänzung des unvollendeten Dies irae ist von Herrn Robert Führer, Professor an der Orgelschule der Kunstanstalt. Die übrigen Theile der musikalischen Verherrlichung des Seelenamtes sind dem einzig vorhandenen, trefflichen, in Prag sehr wenig bekannten Requiem Michael Haydns entnommen.

Lotto-Glück.

(Fortsetzung.)

Auch das Theater besuchten wir häufig. Grillparzers „Ahnfrau" ward zum ersten Male auf unserer Bühne gegeben, und ich hatte einen Platz in der Parquet-Loge. Dicht neben mir saß eine junge Dame mit ihrer Mutter, eine volle, erhabene Brünette, mit dunklen, sehnsüchtigen Augen, schwärmerischen Braunen und Wimpern, mit feinen Zügen, edlen Gliedern, und einem Liebe hauchenden Mund. Ich sah nichts vom Stücke, da ich sie sah; um so mehr Antheil erweckte ihr die Vorstellung. Sie mochte für fünf und zwanzig Jahre gelten, und doch hätte ich sie ihres Benehmens halber für viel jünger halten mögen. Ueber Bertha's grausames Geschick rang sie die Hände, und als der alte Räuber dem sterbenden Borotin das schauderhafte Geheimniß des Vatermordes zu enthüllen sich anschickte, sandte sie ein Stoßgebet gen Himmel: „Barmherziger Gott, o das verhüte!" — Diesen und die folgenden Zwischenakte ließ sie das duftende Schnupftuch nicht von den Augen, und ich kann nicht sagen, wie mir war. Ich hätte gern mit ihr geweint, obschon ich so gut wie nichts vom Stücke gesehen. — Ich brachte die Nacht schlaflos und den folgenden Tag im Traume zu, bis ich am Abend wieder neben ihr in derselben Loge saß. Man gab Staberls „Reise-Abenteuer;" und hatte mich der gestrige Schmerz meiner Nachbarin tief verwundet, ihr heutiges Lachen entzückte mich eher mehr, als minder. Sie schien noch um zehn Jahre jünger, denn selig war sie wie ein Kind und ihre Laute wurden zitternde Freudenklänge. — Vergeb-

lich bemühte sich die warnende Mutter, ihr schuldloses Aufjauchzen zu hemmen; ihre Augen blitzten so lieblich, oft traten Thränen in die langen Wimpern, die feine Nase zog allerlei zierliche Fältchen und die reizenden Glieder tanzten in harmonisch-heiterer Bewegung. Dies Alles bildete einen entzückenden, phantastischen Widerspruch, der nicht zu beschreiben ist. Die Natur, von ihrem eigenen Werke begeistert, schien diese erhabene, weibliche Gestalt voreilig vollendet zu haben, bevor der Geist zu einer gleichen Reife gedeihen konnte. In den Zwischen-Akten sah sie mich heute schon groß an, und wandte sich, mit Entschuldigungen, meine Aufmerksamkeit erregt zu haben, an ihre Mutter mit den Worten: „Ich kann ja nicht dafür, daß ich so bin." Auch diese Nacht brachte ich schlaflos zu, und lächelte, lächelte immer. Den folgenden Morgen erhob ich mich mit dem Frühesten, ging vor's Thor, durchstreifte die ganze Umgegend und lächelte, wie ein still Beglückter — Abends um sechs Uhr saß ich wieder in derselben Loge. Sie war noch nicht da, und ich sah eine grenzen- und hoffnungslose Oede vor mir. Sie kam jedoch, und für heute allein. Ihr dunkles Auge traf mich wie einen Bekannten. Ich sprang vom Sitze empor, sie grüßte. Sie blickte auf meinen Zettel, und ich faßte Muth, ihr ihn zu reichen. Alle Augen, Brillen, Lorgnetten und Perspective waren auf unsere Loge gerichtet, und um nicht eine traurige Figur zu spielen, mußte ich sie anreden. Ungeschickt begann ich: „Heute werden wir schwerlich so lachen, als gestern." Die Gütige entschuldigte sich sehr redselig. Welche Geständnisse über ihr Lachen schwebten auf meinen Lippen! Aber die Vorstellung begann: Ifflands „Spieler." — Sie erzählte mir im Laufe des Stückes, wie sie erst seit Kurzem hier sey, keine Empfehlungen mitgebracht, und nur den Theater-Direktor kenne, mit dem ihre Mutter verdrießliche Geschäfte habe. Auch sie wünschte ein Engagement hier bei der Bühne, aber die Direktion mache ihr wenig Hoffnung. Ich erbot mich ihr zum Führer, um ihr die Sehenswürdigkeiten der Residenz zu zeigen; sie berief sich auf ihre Mutter, und lud mich ein, sie nach der Vorstellung zu ihr auf die Bühne zu begleiten. — Ihre Mutter machte die Frau des Spielers und gefiel nicht. — Vielleicht fand die Holde deshalb das Stück gegen das Ende so langweilig. Ich folgte ihr auf die Bühne zu ihrer Mutter. Diese empfing mich sehr kalt und verdrießlich; aber ich schalt auf das rohe unverständige Publikum, und trug meine Einladung vor, die freundlich angenommen ward. Ich ging, um den Damen nicht lästig zu fallen.

Auf dem Platze erwarteten mich mehrere meiner Freunde, um mir zu der neuen Bekanntschaft Glück zu wünschen; sie fragten wer sie sey, allein theils mochte ich, theils konnte ich keine Antwort geben. — Ein junger Schauspieler aber nahm das Wort statt meiner. „Es ist die Tochter der — *" sagte er; „sie will hier als erste tragische Liebhaberin auftreten, es wird aber schwerlich was daraus werden, denn sie leistet nichts."

Ich folgte meinen Freunden auf das Kaffeehaus. Nach den überaus zarten und süßen Empfindungen, in denen ich geschwelgt, that mir eine Erholung in dieser gewöhnlichen Gesellschaft noth. Wir setzten uns zum Spiel und zum ersten Male befolgte ich Salomons Vorschriften nicht: ich spielte hoch und immer höher, und die Folge davon war, daß ich die Bank sprengte, sie übernahm, und den letzten Rest von baarem Gelde meinen Gefährten aus der Tasche lockte. „Gut für morgen!" dachte ich, und auch nicht ein Groschen von diesem Gewinnste gerieth in jenen eisernen Käfig, aus dem keine Erlösung war. — Sehr müde kehrte ich heim, und verschlief meine ganze heiße Sehnsucht nach der glücklichen Stunde des Wiedersehens, hätte vielleicht selbst diese verschlafen ohne den weckenden Hammer des Altgesellen.

Wie aber soll ich euch die Wonnen beschreiben, da ich an der Seite der Geliebten, nur ihr hingegeben, unsere Residenz mit ihrer betäubenden Menge von Kunst- und Natur-Schätzen, architectonischen und Natur-Schönheiten im Fluge durcheilte, und Alles lachte und blitzte in der glänzenden Sommer-Mittagssonne; ich webte und schwebte in einer Mährchenwelt. Am Himmel ließ sich kein Wölkchen blicken, und eben so rein und hell sah es in mir aus.

Constanze war eine geborene Schauspielerin. Jedem augenblicklichen Eindrucke überließ sie sich mit ihrem ganzen Wesen, dessen vollendete Weiblichkeit diese Hingebung so verführerisch machte. Vortheil und Vergnügungen allein waren demnach das stete Princip, das über ihren Willen und ihre Neigungen herrschte, und sie machte kein Hehl daraus; eben so wenig, wie ich aus meinem Gelde und dem glühenden Wunsche, ihrem leisesten Begehren zuvorzukommen. Wir gehörten also einander an; sie konnte Alles brauchen, Alles wünschen, an Allem sich freuen, und ich hätte die Welt besitzen mögen, um sie ihr zu schenken.

Als ich meine Damen heim geleitet, und die Mutter mich aufforderte, meine Besuche zu wiederholen, bat ich sie, mir Lectionen in der Schauspielkunst zu geben, und wir wurden um das keineswegs geringe Honorar bald einig. Ich dachte hiebei Anfangs nur an einen Vorwand, die Geliebte täglich zu sehen; allmählig aber reifte der Entschluß in mir, gleichfalls die Bühne zu betreten; ich sah kein schöneres Lebensziel vor mir, als eine Kunst zu üben, der Constanze sich geweiht. Was hätte auch sonst aus mir werden sollen? Ein Spieler? Ein Taugenichts? Ein Müssiggänger, der von den mageren Interessen des Kapitals in der eisernen Kassette lebte? — Meinen Eltern mußte ich natürlich diesen Entschluß geheim halten, denn mein Vater fand die Schauspieler nicht halb so respektabel als die Tischlermeister. Die Komiker ließ er

allenfalls gelten; sie waren gut genug, seine Gesellen zu belustigen, er selbst hielt es unter seiner Würde, ein Theater zu besuchen; die Tragiker waren in seinen Augen aber ausgemachte Heuchler und Frevler, denen es niemals gut gehen könne, weil ihnen der liebe Gott über lang oder kurz etwas von dem Tod und Unglück, was sie so ruchlos stets erkünstelten, über den Hals senden müsse.

Weil Unterweisung ohne Studium nichts hilft, entschloß ich mich, eine eigene Wohnung zu beziehen, wo ich ungestört mich üben könne. Ich sagte meinen Eltern: ich wolle mich auf die höheren akademischen Studien vorbereiten, und sie hatten nichts dawider. Sie händigten mir meine Wäsche, Kleider und sonstige Habseligkeiten aus, und gaben mir obendrein mein Bett und einige Möbel, wofür ich ihnen gewaltsam eine kleine Summe aufdrang.

Was man auch gegen die alte Schule einwenden mag, bei der jetzigen Bühnen-Richtung ist sie das einzig Mögliche und Ausführbare. Ihr betrachtet das sogenannte Theatralische nur mit zu künstlerischen Blicken, und berücksichtigt nicht, was das blendende Licht, die erhöhten Breter, der bunte Tand, das glänzende Flitterwerk und das kindische Publikum wesentlich begehrt. Meine Constanze war eine Göttin im theatralischen Pathos; die Natur hatte Alles für sie gethan, sie durfte nur Geschmack und Leichtigkeit den glücklichen Eigenschaften vereinen. Auch sie beschäftigte sich eifrig mit meinem Unterrichte, und ich war so glücklich, wie es nur ein Träumender auf dieser Welt seyn kann; denn freilich nur ein Traum-Glück kann so glänzend seyn, und ich ahnte im Entferntesten nicht, wie bitter ich erwachen würde. Hiezu kam noch, daß ich jetzt eben so wild und verwegen spielte, als früher geizig und ängstlich. War es doch, als ob ich das Glück nachholen wollte, was meine frühere Zurückhaltung versäumt. Wie viel ich aber auch gewann, dennoch gerieth nicht ein einziger Thaler in die eiserne Verdammniß. Was mir auch das Glück bescheerte, meine Constanze wünschte immer noch mehr und mein Glück war, ihr mein Glück zu opfern. Sie war auf den Bretern groß geworden, und hatte schon als Kind Komödie gespielt. Sie zählte fünf und zwanzig Jahre, und ihre Gestalt wie ihre Stimme war dem Fache jugendlicher Lustspiel-Liebhaberinnen entwachsen. Die hochtragischen Rollen hatten auf ihrer vorigen Bühne aber ältere Schauspielerinnen, die sie nicht abgeben wollten. Ihr zu Liebe verließ die Mutter ihr reiches, lebenslängliches Engagement, um es hier noch schlimmer zu finden. Sie mußte sich mit der knappen Gage von 800 Thalern begnügen, und für Constanze waren keine Aussichten vorhanden. Wie glücklich war ich, wenn ich ihnen mit nicht unbedeutenden Summen helfen konnte, und sie mich wie ihren guten Engel und Freund in der Noth verehrten!

Schon längst hatten wir als „Max" und „Thekla," „Romeo" und „Julia," „Egmont" und „Klärchen" u. s. w. aus den Liebesschwüren Ernst gemacht. In schweigender Uebereinkunft sagten wir uns alle theatralischen Artigkeiten aus dem Grunde unserer Seelen, und selbst der gemeinste Dialog, wie in „Abällino," die Katheder-Poesie in „Isidor und Olga," gewannen durch unsere ernstlichen Gefühle zu einander Duft und Leben. Wo wir's nicht recht machten, unterwies uns die Mutter, aber sie mußte immer nur bedacht seyn, uns im Zaume zu halten, und bedurfte keines Sporns und Stachels. Als wir die Geständnisse erschöpft, ergötzte uns wechselseitiges Verschmähen und hoffnungsloses Verschmachten: „Käthchen von Heilbron," „Donna Diana" u. s. w. Und unsere Liebesglut erreichte die schwülste Sommerhöhe in „Ferdinand" und „Louise," „Bertha" und „Jaromir," „Othello" und „Desdemona" und andern Rollen, wo ich recht leidenschaftlich, wild und grausam, sie recht sanft und zärtlich-duldend seyn konnte. Ich werde diese Augenblicke glühender Phantasie voll Angst, Zerrissenheit, tiefen Mitleids und süßer Qual nie vergessen! Die Mutter schwamm in Thränen, umarmte, küßte und segnete uns, wie ihre Kinder, denen sie die glänzendste Zukunft prophezeite. Und merkwürdig genug waren wir das Gegentheil von dem, was wir spielten. Leidenschaftliche Wildheit war mein Triumph damals wie heut; und ich war der fromme, ergebene Schäfer. Constanze, als sanfte, zärtliche Dulderin, zerriß alle Herzen, war aber die schmollsüchtige, grillenhafte Gebieterin. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Ein wißbegieriger junger Mensch fragte in einer Gesellschaft, wo gerade des Wortes pragmatisch erwähnt wurde, einen bejahrten Herrn, der in seiner Jugend nicht wißbegierig gewesen seyn muß, was man unter diesem Ausdrucke verstehe. Verlegen antwortete der Gefragte: „Jener Herr dort wird es Ihnen bestimmt sagen können, er ist, so viel ich weiß, von Prag."

Fünfsylbige Charade.

Fünf Sylben, ob sie gleich aus Welschland sind,
Kennt doch gewiß ein jedes Kind. —
Die Ersten fordern Kraft und Würde,
Es flüstern leis' die andern Drei;
Die schönste Kunst wird Dir zur Bürde,
Ist sie von Beider Wechsel frei.
Wo Bildung herrscht, triffst Du das Ganze,
Es dienet willig beim Gesang und Tanze.

(Die Auflösung folgt.)

Theaterbericht vom 11. bis 13. Juni.

Im letzten Berichte glaubte ich in dem glänzenden Erfolge der Posse „Freund in der Noth" einen Fingerzeig für den Entwurf des Schauspiel-Repertoirs gefunden zu haben. Ich kann, da ich unser Publikum aus mehrjähriger, ununterbrochener Beobachtung kenne, beisetzen, daß ich in jener Andeutung den Wunsch der Mehrzahl ausgesprochen habe. Denn wie man von einer einzigen Bühne für eine bedeutende Volkszahl das Spektakelstück nicht aus dem Repertoir streichen kann, so wenig dürfte auch die Beseitigung der Posse zu rathen seyn. Von tausend Menschen wird es kaum einen Einzigen geben, welcher bei einem harmlosen Spaße, wenn er auch etwas derb ausfallen sollte, den Mund lieber zum Weinen als zum Lachen verziehen möchte, und die idealisirende Kunstwissenschaft sollte es Männern, welche den Tag einem oft bitteren Ernste widmen, nicht verargen, wenn sie sich am Abende an den Früchten der komischen Muse erheitern und erholen wollen. Man wird nicht viel Ausnahmen von der Regel anzugeben haben, wenn man behauptet, daß Alt und Jung gern lacht. Daß uns die neue Direktion bisher mit Possen verschont hat, in welchen man mit etlichen komischen Effekten eine Menge Albernheiten mit in den Kauf nehmen muß, daß sie in Wahl und Aufführung immer auf sittlichen Anstand bedacht ist, muß ihr zum besonderen Lobe angerechnet werden. Auch muß man anerkennen, daß im Fache der Posse die dramatische Literatur einen empfindlichen Stillstand erlebt hat. Allein manches gute Alte (vorzüglich kleinere Possen und Operetten) kann bei dem Umstande, daß es bald vergessen ist, durch Ausstattung, Einübung und gerundete Produktion neu werden, und nicht nur für diese Gattung des Schauspiels selbst Liebhaber gewinnen, sondern auch durch kontrastirenden Wechsel die Schaulust überhaupt steigern. Wenn das ernste Drama und (freilich seltener) das eigentliche Trauerspiel der Posse und dem possenhaften Lustspiele in gleicher Vorzüglichkeit gegenübertritt, und sich das Conversationsstück als die ausgleichende, darum aber auch oft langweilige Mitte, nicht zu oft hervordrängt: so sind alle Interessen des Publikums und der Direktion befriedigt. Von der Einsicht und Routine des Herrn Unternehmers und von der Beharrlichkeit des auch als Schauspieler schätzbaren Herrn Regisseurs können wir erwarten, daß das Repertoir des recitirenden Schauspiels sich bald des Vorzuges einer einladenden Mannigfaltigkeit erfreuen werde. Die Kräfte sind da, und die ersten Schritte sind auch trotz den Anstrengungen, welche der gegenwärtige Stand der Oper erforderte, wirklich gethan. Wir zählen zu diesen ersten Schritten die Vorstellung des 10. Herr Frei hielt das unterhaltende Ganze auch als Schauspieler besonnen und erfolgreich zusammen. Die Scenen mit Lenchen (Dem. Frei) und mit der Schwäbin (Dem. Beisteiner) waren vortrefflich, und das gerundete Ganze hob vielmehr die Komik des Herrn Feistmantel, als daß sie sie drückte oder in den Schatten stellte. Die Demoisellen Frei und Beisteiner nahmen sich in ihrem Kostum sehr artig aus, und gingen in Laune und Dialekt nicht über die Gränzen einer gutmüthigen, mädchenhaften Drolligkeit hinaus. Referent kann sich, aus dieser Vorstellung zu schließen, nur auf die Produktion der „Zauberrüthchen" freuen.

Am 11. wurde die „Unbekannte" und am 12. bei geringerem Hause, aber beifällig und mit vorzüglicher Auszeichnung des Herrn Fischer die „Männerfreundschaft" aufgeführt.

Am 13. wurde gegeben „die Montechi und die Capuletti." Ich kann, da ich noch einen Nachtrag über „Zampa" zu liefern habe, von dieser Produktion nur so viel sagen, daß Dem. Lutzer und Mad. Podhorsky sich zu einem recht glücklichen, und vorzüglich im letzten Akte rührenden Zusammenspiele verständigt, und gezeigt haben, daß Sängerinnen ihres anerkannt hohen Ranges durch ein harmonisches Anschließen einander nie schaden, sondern nur nützen können. Die Scene der Dem. Lutzer mit dem Vater, und das Spiel der Mad. Podhorsky in der zweiten Hälfte fanden auch in schauspielerischer Hinsicht allgemeinen Beifall; über ihren trefflichen Gesang herrscht ohnehin nur eine Stimme. Uebrigens vermißte man an mehreren Stellen einen präcisen Einklang der Sänger und des Orchesters im Tempo, ja es ließen sich auch wieder falsche Trompetentöne hören. Einzelnes (wozu auch die Instrumentalsoli gehören) war ausgezeichnet; aber als Ganzes genommen, stand die Produktion weit schwierigeren nach. Die offene Halle am Anfange des zweiten Aktes hat einen perspektivisch zu kurzen Hintergrund. Wahrscheinlich haben die einzelnen Mängel ihren Entschuldigungsgrund in den Proben, welche die schon auf den 14. angesetzte Zauberposse mit Gesang und Tänzen nothwendig machte. Nun zu dem Beschluße des im letzten Akte abgebrochenen Artikels über „Zampa."

Herr Preisinger hat sich aus dem Daniel Capuzzi mit bemerkenswerther Erfindungsgabe eine Gestalt geschaffen, die sich trotz der Umgebung eines Pöck, einer Lutzer und Krafky, und eines wohlgeübten Chores als ein interessantes Charakterbild geltend macht, ohne jedoch aus dem ganzen Gemälde zu fallen. Er geht, wie ein Matrose, welcher selten das feste Land betritt, breit und wiegend. Seine etwas verwilderte Maske ist bei alle dem nicht so abstoßend, um in ihr und in Costum und Haltung nicht den handfesten, tüchtigen Bootsmann zu erkennen. Er nimmt den Capuzzi als einen Mann, der zwar dem bösen Principe auch einige Körner Weihrauch gestreut hat, aber fast mehr, um es nicht mit ihm zu verderben, als um sich ihm ernstlich zu verschreiben; endlich als einen Mann, der seinem Herrn treu und emsig dienen zu müssen glaubt, weil er nun einmal sein Herr ist. Mit seinen außerseeischen Streichen ist er eben so wenig einverstanden, als er sich an das lustige Leben seiner Genossen anschließen kann. Er ist zu beiden viel zu ehrlich und viel zu bequem, und auch in den ungewöhnlichen Fällen, in denen er der Marmorbraut mit Zampa und den Zechern gegenübersteht, viel zu fromm. Er hat sich eine eigene seemännische Philosophie gebildet, mit der er gegen Ritta zwar in eine komische Klemme geräth, aber doch die Dehors eines Lebensphilosophen einhalten kann. Ich glaube nach dem, was uns Hr. Preisinger so lobenswerth gibt, nicht zu irren, wenn ich überzeugt bin, daß er die voranstehenden Bemerkungen nicht in Folge eines glücklichen Zufalls, sondern der eigenen richtigen Ueberlegung veranlaßt hat; denn sonst würde er sich nicht in jeder Produktion so gleich bleiben. Sein Spiel würde aber gerade in den komischesten Momenten nur die halbe Wirkung hervorbringen, wenn er nicht durch Dem. Krafky und durch Herrn Pabtist ausgezeichnet unterstützt würde. Das Duett des 2. Aktes, welches sonst langweilte, macht nun Furor. Dem. Krafky, die in der Parthie der Ritta sehr gut singt und spielt, hat ganz recht, daß sie ihr vorher zu glänzendes Costum geändert hat; es ist nun charakteristischer und kleidsamer. Herr Pabtist aber hat in seinem „Dandolo" uns offenbar die beste Parthie geliefert, in der wir ihn noch erscheinen sahen. Wer auf das Kleine Fleiß und Sorgfalt verwendet, bahnt sich damit einen Weg zum Größeren, und Hr. Preisinger hat uns in seinem Capuzzi bewiesen, was sich aus einer Rolle machen lasse, wenn man ihren Geist und ihre Beziehung auf das Ganze richtig aufgefaßt hat.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 17. Juni — Nro. 72. — 1834.

Der isländische Fischer.

(Nach Delphine Gay.)

O Du im fernen Meere
Gleichsam verirrtes Land,
Mit Deinen grauen Nebeln,
Mit Deinem schwarzen Strand,
Dem sich noch nie ein Sieger
Gewaget hat zu nah'n, —
Dein Hafen ist ein Felsen,
Dein Leuchtthurm ein Vulkan!

In diesem rauhen Lande,
Da leb' ich arm und frei;
Du irrst Dich, wenn Du glaubest,
Daß ich nicht glücklich sey.
Ich habe, was ich brauche.
Der Fisch mit scharfem Zahn,
Der Adler in den Lüften,
Die sind mir unterthan.

Die öden Felsenklüfte
Von Island fürcht' ich nicht,
Und nicht die trübe Woge,
Die sich am Ufer bricht;
Mich schrecket nicht das weite,
Beschneiete Gefild,
Und nicht am düstern Himmel
Der Wolke Nebelbild.

In diesem rauhen Lande,
Wo ew'ger Winter wohnt,
Wird oft durch Gegenliebe
Der Liebe Dienst belohnt.
So schenkt auch mir Elwina
Ein neidenswerthes Glück;
Doch jeder Nebenbuhler
Tritt fürchtend mich zurück.

Ich folge gern den Spuren,
Die ich im weißen Schnee,
Durch welchen sie geschritten,
Zart abgeschattet seh'.

Ich sehe gern die Flotte
Der Nebelwolken zieh'n,
Und sage: „Bringet Grüße
Zu meiner Freundin hin!"

Du Fremdling, der Du kamest
An Island's öden Strand,
Und der Du viel erzählest
Von Deinem Frankenland,
Von Deinen Rebenhügeln,
Von Deinem Sonnenlicht,
— Ich gebe meine Armuth
Für Deinen Reichthum nicht.

Behalte Deine Freude,
Die wild und lodernd glüht,
Und lasse mir mein stilles
Und träum'risches Gemüth;
Behalte Deine Lieder,
Und Deinen reichen Geist,
Und lass' mir den Gedanken,
Der nicht in's Ferne kreis't!

Berausche Deine Seele
Mit glühend heißem Wein; —
Mich lass' bei einer Schale
Von Milch beseligt seyn!
Erwärme Du das Leben
An Deiner Frühlingswelt; —
Ich glühe auch, wenn küssend
Sie mich umschlungen hält.

O spare, Mann der Fremde,
Dein vielbered'tes Wort!
Ich ziehe aus dem Lande
Der Heimath nimmer fort;
Hier, an der rauhen Küste,
Wo meine Wiege stand,
Da wurzelt all mein Leben,
Da ist mein Vaterland! —

W.

Lotto-Glück.

(Fortsetzung.)

Acht Monate verflossen, und die Mutter, so untadelhaft sie spielte, erfreute sich keines Beifalls; ihr Kontrakt ging zu Ende, für Constanze zeigten sich keine Hoffnungen und man kümmerte sich wenig um die schlecht situirten Schauspieler, wie man überhaupt um Menschen sich nicht kümmert, die Geld brauchen und kein Glück haben. — Da fragte mich die Mutter eines Tages: ob ich bereit sey, Constanzen und ihr nach einer andern Bühne zu folgen. Irgendwo müßte es ihnen ja gelingen, und ein jugendlicher Held und Liebhaber meiner Art würde, wie sie sich ausdrückte, einer jeglichen Bühne willkommen seyn. Auch über meine Vermögens-Umstände erbat sie sich etwas Näheres, und weil ich selbst nichts Genaues davon wußte, versprach ich ihr die bündigste Auskunft für den folgenden Tag.

Daheim zählte ich den bisher unberührten Schatz und fand zu meiner Freude etwa sechzehntausend Thaler. Diese Summe übergab ich Tages darauf in die Kassette der Mutter Constanzens mit den Worten: „Es ist mein Vermögen; ich werde ihnen folgen, und ist Constanze die Meinige, und habe ich ein Engagement, so will ich darauf bedacht seyn, dies Geld gut und sicher anzulegen."

Ihr werdet dies eine Handlung des Leichtsinns nennen, und ich gebe Euch Recht. So aber dachte ich damals nicht, zumal, da mein großmüthiges Vertrauen mich auf den Gipfel meines Glücks und meiner Sehnsucht erhob. Constanze verdoppelte jetzt ihre Zärtlichkeit, und ihr Benehmen gegen mich war fast das einer unterwürfigen Liebe. Sie bemühte sich meine kleinsten Wünsche zu errathen, und krönte meine heißesten.

Seltsam genug hatte mich von diesem Tage an mein Glück im Spiele verlassen, und ich verlor so entschieden als ich früher gewonnen. Man sagt: Wer Glück hat in der Liebe, hat keines im Spiel — etwas Wahres mag daran seyn. Was sind dem Liebenden Karten und Würfel, Gewinnst und Geld? — Ich wenigstens hatte nur einen Gedanken, einen Traum, einen Wunsch, ein Ziel und Begehren — Constanze und immer wieder Constanze, und sagte gleichgiltig: „Wohlan! ich spiele nicht mehr, denn ich will nicht auf's Trockene kommen, und meine Zeit gehört meiner Kunst und Liebe."

Ich war damals glücklich, und die Zeit verging mir unglaublich schnell, doch aber zu schnell nicht. Unbeschadet meiner Liebe sehnte ich mich nebenbei auch, meine Vaterstadt zu verlassen; einmal entfernt von meinen Eltern, konnte ich leicht unter angenommenem Namen die Bühne betreten, und dieses glänzende Ziel rückte von einer glücklichen Woche zur anderen näher.

Ein Abend jedoch brachte eine gewaltige Störung in meinen Plänen hervor. Constanzens Mutter spielte die „Gräfin Orsina" und machte Furore. Das Stück wurde dreimal in einer Woche gegeben, und versprach noch zahlreiche, volle Häuser. Der Direktor, der eigensinnig ihr bisher jede gute Rolle verweigert, zog andere Saiten auf, und schien sich auf alle Forderungen, selbst auf ein Engagement für Constanze, einlassen zu wollen. Aus unserer Reise wurde nun vorläufig nichts, und unmöglich konnte ich meinen Eltern das Herzleid anthun, unter ihren Augen als Schauspieler aufzutreten. — Das aber war bei weitem noch nicht all mein Kummer.

Meine Damen, die man jetzt eben so zu beachten anfing, als man sie vorher vernachläßigt hatte, ließen sich's einfallen, auf einem großen Fuß zu leben; empfingen Besuche über Besuche von Schauspielern und Schauspielerinnen, Cavalieren, Theaterfreunden und Recensenten, und was sonst noch der Bühne anhängt. Die Herren alle machten meiner Beaut die Cour, nahmen sich Freiheiten heraus in meiner Gegenwart, und brachten ihr Geschenke dar, erst kleine, dann größere, und sie benahm sich so zuvorkommend gegen Jeden, daß ich mehr wie einmal des Tages aus der Haut zu fahren gesonnen war; man nahm jedoch wenig Notiz davon. Ich war ein altes Glück, und ein neues schien aufgehen zu wollen. Schnitt ich Gesichter, so lachte man mich aus, und meinte: Das Bühnenleben brächte dergleichen mit sich, man müsse sich beliebt machen; ich verstände das nicht, und hätte überhaupt noch viel zu lernen. Nebenbei wurde ich um Geld angesprochen. Aber ich war ziemlich ausgebeutelt, und berief mich auf die Kassette; ich sollte den Schlüssel hergeben, was ich aber jedesmal rund abschlug.

Eines Tages fuhr auch der vornehme Herr Theater-Direktor, der große Mime und vielfach bekränzte Künstler, vor. Er hatte mit meiner Schwiegermutter Geschäfte und es wurden keine weiteren Besuche vorgelassen. Man sprach ein Langes und Breites über Constanzens Engagement, ohne zu einem Ziele zu gelangen, und ich war des fruchtlosen Gespräches stummer Zeuge. — Endlich begann meine Schwiegermutter wie zufällig: „Ueberzeugen Sie sich doch einmal, was meine Schule vermag, Herr Direktor! Diesen jungen Menschen empfing ich vor etwa einem Jahre noch ganz roh; lassen Sie ihn eine kleine Scene recitiren, nur den „Prinzen von Marocco" im „Kaufmann von Venedig." Mein Lieber!" winkte sie mir freundlich zu, und ich erhob mich.

Diese Rolle wird gewöhnlich jungen Anfängern gegeben, die mitunter noch nicht ausgewachsen sind, und der Direktor saß da in der Art eines großen Künstlers, der sich aus Humanität einen erbärmlichen Dilettantismus gefallen lassen will. Mit einem gnädigen Wink hieß er mich beginnen, und ich kann nicht sagen, wie mich das verdroß. Der Verdruß aber inspirirte mich wundersam und ich dachte: Wart, Du wirst, du sollst dich wundern.

Ich muß erwähnen, daß eine Zufälligkeit mir den afrikanischen Prinzen klar gemacht. Ich las einst von einer türkischen Sitte, beim Anblick des Geliebten oder der Geliebten sich eine Wunde beizubringen, welches in der orientalischen Zeichensprache bedeutet: Ich lasse Leben und Blut für dich. Der Kaufmann von Venedig ist ein buntes Gemälde von allerlei Nationalitäten. Juden, Türken, Christen, venetianische Kaufleute mit ihrem Hofe von Glücksrittern, Schmarotzern und Narren; Portia's poetisches Schloß mit den milden, zartsinnlichen Natur- und Reichthums-Wundern: Alles will nationell-phantastisch von einander abstechen. Und besonders in Portia's Gemächern gibts nur von Nationalitäten zu hören und zu sehen. Marocco (auch er will sich die Haut ritzen) macht eine türkische Liebeserklärung und kokettirt mit seiner grimmen Mannheit. Diese ungeschlachte Liebes-Erklärung, wie auch der asiatische Hochmuth bei der Wahl des Kästchens, und endlich die erschreckende Selbstmäßigung beim Abschied (das Schwerste dieser Rolle), Alles gelang; die Stille des vornehmen Herrn Direktors bestätigte mir vollkommen, was meine Eigenliebe mir schon oft gesagt hatte, und unaufgefordert machte ich ein zweites Kunststück, warf mich auf einen Sopha, und deklamirte den ersten Monolog des „Grafen Wetter von Strahl." Dieser Monolog galt mir immer als Uebung in jugendlicher Grazie. Er beginnt humoristisch und nüancirt sich zu einem schmelzenden Sehnsuchts-Ergusse hinauf. Dergleichen Kunststücke konnte ich schon damals mit der größten Leichtigkeit ausführen. Es war ein Resultat meines glühenden Eifers und Fleißes, obwohl ich bekenne, daß meinen ersten Rollen jegliche Haltung fehlte; den Sinn dafür gewann ich erst durch mehrjährige Praxis. — Mit blitzenden Augen sagte meine Schwiegermutter: „Er hat sich dies nach dem Original einstudirt; das junge Volk kann es sich jetzt niemals schwer genug machen!"

„Madame," antwortete der Direktor; ich mache Ihnen mein Kompliment über diesen Schüler. Er ist kein Schüler mehr. Wollen Sie sich der Kunst widmen?" fragte er mich. — „Vorläufig noch nicht." — „Mein erster Liebhaber ist alt, und ein Deklamator," fuhr er achselzuckend fort; die übrigen sind Anfänger, steif, geschmacklos." — Er erwartete vermuthlich, daß ich mich ihm antragen würde, allein daraus ward nichts. — „Diese Art zu spielen," sagte er endlich, „ist neu und geistreich; aber lieber Freund, Sie übertreiben und setzen nicht genug auseinander." — „Meine hier gegenwärtige Meisterin hat mich vorläufig darauf angewiesen, den Körper zum geschmeidigen Werkzeuge der Phantasie zu machen. Sie meint, das scenische Accommodiren findet sich schon." — „Es findet sich leicht, aber nicht von selbst;" sagte der große Mime, empfahl sich, nickte mir besonders freundlich zu und ging. — Meine Schwiegermutter, welche ihn geleitet hatte, kehrte zurück und sagte: „Er scheint geneigt, Sie zu engagiren." Ich blieb bei meiner alten Weigerung. — „Aber was soll denn aus ihrer Verbindung mit Constanzen werden? Von den Interessen Ihres Vermögens können Sie eine Schauspielerin nicht ernähren." — „Ich habe versprochen, Ihnen überall hin zu folgen. Hier betrete ich die Bühne nicht." — „Aber hier haben wir Glück, hier besitze ich die Gunst des Publikums; hier reicht mein Name auf dem Zettel hin, ein volles Haus zu machen. Hier breitet der Abglanz meines Künstlerruhms sich über meine Schüler aus. Und Sie haben sich eben selbst überzeugt, was das sagen will." — „Wenn meine Eltern —". — „Wollen Sie unser Glück der rohen Grille ihrer Eltern opfern? — Haben Sie gegen mich, gegen Constanzen keine Pflichten?" — Constanze warf sich weinend in meine Arme, neigte ihre Lippen an mein Ohr, und that mir das Bekenntniß ihrer Liebe.

Ich glaubte nun keine Wahl mehr zu haben; ein vollständiger Bruch mit meinen Eltern stand bevor. An eine Verständigung mit ihnen war nicht zu denken, wohl aber hielt ich es für Pflicht, sie vorzubereiten auf den Schlag, der sie treffen sollte. Ich fand eine Art Beruhigung darin, ihnen meine ganze Lage zu eröffnen, und um ihre Einwilligung auf's Dringendste zu bitten, wenn gleich ihre nur allzugewisse Weigerung am Unabänderlichen nichts rühren und rücken konnte.

Mein Unstern oder meine Verzweiflung vielmehr führte mich am selben Abende noch zum Spiel, und ich verlor all mein Geld und eine bedeutende Summe darüber, wofür ich meine Uhr und Nadel zum Pfande ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Folgenden lakonischen Liebesbrief hat ein Zimmer-Maler vor Kurzem seiner Angebeteten (einer Küchen-Magd) in einer bedeutenden Provinzialstadt geschrieben. „Theuerste! folgende drei Fragen werden an Dich gesetzt:

1. Wegen was und warum? 2. Ja, oder nein? 3. Wann und wo? Ueber die erste Frage weiß ich mich in keiner Hinsicht schuldig, so weiß ich nicht, wegen was und warum ich gepeinigt werde. Die zweite Frage mußt Du entscheiden. Und die dritte Frage endlich gibt sich von sich selbst.

N. N. Maler."

Die Auflösung des Buchstabenräthsels in N. 70 ist:

Eidam.

Theaterbericht vom 14. und 15. Juni.

Am 14. und hierauf am 15. wurde unter dem Titel „die Zauberrüthchen" eine neue Zauberposse mit Gesang und Tänzen gegeben, welche namentlich am 14. so außerordentlich gefiel, daß nebst Herrn Feistmantel, welcher die Hauptrolle spielte, auch Direktor, Regisseur, Balletmeister und Maschinist gerufen wurden. Ich weiß mich auf keine Posse zu erinnern, in welcher bei entsprechender, meistens glänzender Ausstattung so viel Mannigfaltiges zu sehen war, als in den „Zauberrüthchen." Lachen und Beifallklatschen wechselten in dem vollen Hause ab, und unter der gegenwärtigen Direktion war das Publikum noch nie so munter als am 14. Die Produktion des 15. ging namentlich in Bezug auf Maschinerie noch präciser zusammen; allein ein kühler Abend, welcher auf einen donnerschwülen Tag folgte, schien einen Theil der Theaterfreunde in das Freie gelockt zu haben.

Die Posse gehört zu der Gattung komischer Allegorien, ohne daß jedoch in ihr die Allegorie zu tief liegt, oder verwickelt ist, oder unter einen bitter ernsten Gedanken gestellt ist. Das Ganze läuft auf den Gedanken hinaus, daß die Rosen der Anmuth und Lieblichkeit weit sicherer aus Birkenreisern, als unter der Treibhauspflege der Eitelkeit, der Koketterie und des Uebermuthes erblühen. Die Fabel ist ohngefähr folgende. „Timidius," Beherrscher der Elementargeister, ist auf einer seiner Erdenwanderungen mit der Nymphe der Heilbrunnen „Carosa" in Verhältnisse gerathen, in Folge welcher er sich nun für sie und ihre zwei Töchter „Röschen" und „Betty" noch aus anderen Rücksichten interessirt, als aus jenen der Menschenliebe. Seine böse Gemahlin „Maligna," die Beschützerin der menschlichen Laster und Thorheiten, rächt sich für seine Zärtlichkeit dadurch, daß sie Röschen und Betty in ein Felsenschloß sperrt und dem „Uebermuthe," der „Eitelkeit" und der „Koketterie" zur Erziehung übergibt. Hiemit hat sie sie auch von ihren Geliebten „Fritz" und „Karl" getrennt, die, ohnehin leichtsinnig, nach dieser Trennung förmlich liederlich werden. Die „Zauberrüthchen," welche Timidius den Mädchen als Pathengeschenk eingebunden hat (die aber im Grunde nur zwei gewöhnliche Kinderruthen sind), verschließt Maligna in einen festen Keller. Carosa weiß sich unbemerkt in den Olymp zu stehlen, und als sie dem Timidius, gerade nachdem er von Madame ausgezankt worden, ihr Leid geklagt, handelt es sich nur um ein Mittel, den zahmen Ehemann geschickt auf die Erde zu prakticiren. Carosa gibt ihm den Rath, sich zu stellen, als ob ihn vor Zorn der Schlag getroffen hätte; sie wolle dann in der Maske eines Doktors, welcher unter einem der Maligna den Hof machen soll, eine Brunnenkur vorschlagen. Madame wird richtig überlistet; aber eben macht sich Timidius und sein Kammerdiener „Hardioso" auf Erden lustig, als er von Maligna überrascht wird. Er entgeht dem Schicksale einer Einsperrung nur dadurch, daß er sich in die Person des Hardioso, und diesen in seine Person verwandelt. Auch diese List gelingt, und Timidius sucht nun die lustigen Brüder Fritz und Karl auf, welche bald so herabkommen, daß sie mit Timidius als Bettelmusikanten reisen müssen. Timidius bringt sie vor das verhängnißvolle Felsenschloß, und verschafft ihnen durch List und Zaubermacht Eintritt. Er findet die Mädchen noch unverdorben, aber Fritz und Karl fallen dem „Uebermuth" in die Hände, welcher sie sogleich in Stutzer verwandelt. Er rettet zwar die Zauberrüthchen und die Mädchen trotz allen Gegenbemühungen der Maligna, aber die Liebhaber treiben es nun so arg, daß sie ihre Väter enterben, und der eine die Braut seines Sohnes heirathen will. Timidius muß nun erst den heirathslustigen Alten von seiner Thorheit heilen. Hardioso spielt den Mittelmann, indem er sich auch in ein junges Mädchen verliebt stellt. Timidius sperrt ihn in einen „Verstandesausbesserungskasten" nimmt ihm in Folge einer Operation ein ziemliches Büschel Stroh und einen Sporn aus dem Kopfe, und droht dem alten Bräutigam ein Gleiches zu thun. Da er auch die jungen Männer durch Zauberspuck eingeschüchtert hat, so endigt sich das Ganze mit zwei Heirathen, und einer heiteren Scene im Olymp. Herr Feistmantel spielte mit unwiderstehlich ergötzendem Humor, und wurde insbesondere durch Mad. Allram und durch die Demoiselles Beisteiner, Frei und Schikaneder, endlich auch durch Herrn Preisinger sehr löblich unterstützt; aber auch die Uebrigen wirkten sorgfältig mit. Dem. Sommer wagte als „Lilla" ihren ersten theatralischen Versuch. Im zweiten Akte fand sie verdiente Ermunterung; das lange und viel Spiel erfordernde Quodlibet im 3. Akte hätte aber lieber wegbleiben können.

Herr Meßner erfreute uns durch zwei sehr schöne Dekorationen, durch den egyptischen Saal im ersten, und durch die Wolkendekoration im letzten Akte. Allmählich füllte sich auch der untere Raum mit Wolken und Wellen, zwischen welchen Elementargeister hin- und her wogten. Eine blendende Beleuchtung, bei welcher sich die Flammen der Feuergeister und ein in der Mitte angebrachter transparenter Stern roth ausnahmen, brachte eine zauberhafte Wirkung hervor. Auch die beweglichen und sich verwandelnden Versetzstücke waren gut gemalt. Einmal geht ein Fels auseinander, und das Mittelstück verwandelt sich schnell in eine Stiege. Ein andermal steht plötzlich statt eines freistehenden, ausgehöhlten Felsstückes, unter welchem Feuer glüht, eine mit Blumengefäßen geschmückte Terrasse vor unseren Augen. Im dritten Akte verwandelt sich eine Küche plötzlich in einen elegant gedeckten Tisch, und die Küchenjungen in Stühle. Auch die zwei Flugmaschinen, von welchen vorzüglich der englische Dampfwagen überraschte, waren schön dekorirt. Herr Maschinenmeister Weber hat uns auf eine glänzende Weise gezeigt, was wir von seinen Leistungen zu erwarten haben. Die Costums der Elementar-Geister, vorzüglich ihrer Anführer, des Feuers, der Luft, des Wassers und der Erde sind sehr lobenswerth; und am 15. ging die doppelte Kleiderverwandlung mit überraschender Präcision. Ein ausgezeichnetes Lob verdient aber auch Herr Raab wegen des wohlarrangirten, munteren Tanzes der Landleute, und wegen der mannigfaltig wechselnden, und in jedem Wechsel malerischen Shawlgruppen, welche er durch den Tanz der Dem. Fanny Militz und der Mad. Raab (wenn ich anders nicht irre), dann auch des lieben Bagatellchens, welches wir schon aus der Stummen von Portici kennen, noch interessanter zu machen suchte. Alle Gehänge und Verschlingungen der Shawls, die zwei Rondels, aus deren mittlerem und höheren auf einmal sich ein kleiner Genius erhob, dann die stern- und muschelartigen Zusammenstellungen, endlich die windmühlartige Anordnung mit einem beweglichen Sterne — das Alles fand ungetheilten Beifall. Auch einige große Gruppen und Aufzüge waren nach tanzkünstlerischen Regeln recht malerisch geordnet. Während des Shawltanzes spielte ein von Herrn Skraup gesetztes Violoncellosolo. Die neu instrumentirte Musik hat einige recht komische Stücke; die Lieder des Timidius wurden es noch mehr durch den Vortrag des trefflichen Feistmantel. Die Ausstattung, Anordnung und Leitung des Ganzen macht der Direktion und der Regie die größte Ehre.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 20. Juni **Nro. 73.** 1834.

Lotto-Glück.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen wollte ich die verlorene Summe meiner Kassette entnehmen, allein meine Schwiegermutter verweigerte es. — Wir geriethen heftig an einander, und Constanze weinte. Diesmal weinte sie, sonst wußte sie ihren Willen recht gut durchzusetzen. Ihre Mutter schalt sie eine gutherzige Närrin. „Ich widersetze mich nicht aus Ungefälligkeit," fügte sie hinzu, „sondern aus pflichtmäßiger Sorgfalt für Euch Beide." — „Aber ich brauche das Geld höchst nothwendig; ich will es Ihnen erstatten! Wollen Sie einen Wechsel?" — „Wenn Sie nicht das Mindeste zu thun Lust haben, um Geld zu erwerben, so muß ich wenigstens das vorhandene zusammenhalten, und darf nichts davon aus den Händen geben." — „Ich will die Bühne betreten. Ernstlich!" — „So beweisen Sie diesen Ernst!"

Ich ärgerte mich von Neuem und ging. Mein Weg führte mich der Wohnung Levy Salomons vorbei. Vielleicht verstand er sich zu einem Darlehen, hatte ich ihn gleich seit einem Jahre ganz vernachläßigt. Aber er war verreist und man wußte nicht, wann er wiederkehren würde! — Es war meine letzte Hoffnung.

Sonst pflegte ich zur Visite bei meinen Eltern vorzufahren, und mein Vater billigte dies als standesgemäß für einen vermögenden Gelehrten. Heute mußte ich mich zu Fuß, ohne Uhr und Brustnadel, und keinen Heller in der Tasche, auf den Weg machen. Und meine Lage war sehr ängstigend und drückend. — Ich war der Mann einer Schauspielerin von lockerem Rufe und Wesen, mein Vermögen befand sich in ihren Händen. Ich sollte arbeiten für's Brod, und den Zorn meiner Eltern auf mich laden; obendrein: Constanzens Bekenntniß! — Aber Liebe und Jugendmuth siegten endlich über all meine Bedenklichkeiten: ich werde Furore machen, vortheilhaft engagirt werden, und meine Eltern werden sich noch freuen über meinen Ruhm und meine glänzende Lage.

Bei den ersten Worten aber, womit ich mein Vorhaben andeutete, zog mein Vater ein finsteres Gesicht, und meine Mutter schlug die Hände über den Kopf zusammen. — „Bedenkt," sagte ich, „der heutige Schauspieler ist kein Bettel-Komödiant mehr, und unsere Zeit thut Alles, seinen Stand zu Ehren zu bringen. Auf der Bühne stolzirt er nicht mehr im Flitterstaate einher; er kleidet sich in echte Stoffe, und seine Tressen, Frangen, Besätze und Stickereien sind echtes Silber und Gold. Gern würde man auch die Dekorationen, weil er in ihrer Umgebung erscheint, echt machen, und Versuche zu einem Natur-Theater haben allerdings Statt gefunden. Nur läßt sich die echte Natur nicht füglich so hinwegrollen, schieben, herauf- und herunterlassen, wie die Leinwand; allein um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat man statt der früheren Dekorations-Klecker echte Maschinen-Künstler angenommen, die sehr theuer bezahlt werden, damit ihre Werke Werth gewinnen. Der heutige Schauspieler ist mit einem Worte eine Standes-Person und sein Gehalt ist ansehnlich genug, daß er mit seiner Familie als Mann vom Stande leben kann. — Die Höhe der Bühne reicht fast bis an die des ersten Ranges. Nicht wahr? dies heißt aus dem Architektonischen in's Deutsche übersetzt: — der Schauspieler erkennt nur den ersten Rang als sein Publikum an. Das Parquet liegt ihm nahe, das Parterre übersieht er. In den zweiten Rang schickt er seine Freunde und sonstige von ihm abhängige Bewunderer, und Paradies und Galerie achtet er nur vorhanden, um dem gemeinen Pöbel Mittel zur Bildung an die Hand zu geben. — Vor Zeiten wurden Schauspieler ausgepfiffen. Diese Barbarei ist nunmehr verboten, und außerdem arbeitet man ihr auf alle Weise entgegen. Man hat zu diesem Zwecke bei jeder Bühne Mitglieder engagirt, welche so spielen müssen, daß es platterdings unmöglich ist schlechter zu spielen. Das Publikum, gezwungen, Abend für Abend sich ihre Leistung gefallen zu lassen, verlernt nunmehr das Pfeifen im ersten Monate, und im zweiten hält es schon alle Geschichten von ausgepfiffenen Schauspielern für Mythen und Sagen, welche eine historische Kritik bezweifeln muß. Man hat auch wahrgenommen, wie Bühnen das Pfeifen unmög-

zum Vorschein, ein gewaltiger Fisch zappelt in seinen Fängen. Der Adler stößt einen Schrei aus, und schießt auf ihn los, und nun beginnt die merkwürdigste Jagd, die man denken kann. Der arme Fischaar sucht vergeblich seinem furchtbaren Gegner zu entfliehen; durch die Last seiner Beute gehindert, sucht er durch alle möglichen Flugkünste den Adler zu täuschen. Bald steigt er schnurgerade in die Höhe, bald läßt er sich wie ein Pfeil herabschießen, der Adler ist ihm nahe, und schwebt schon über seinem Nacken; der Fischaar stößt einen Schrei der Verzweiflung aus, läßt seine Beute fallen, und entflieht mit verdoppeltem Flügelschlage. Unbekümmert um ihn schießt der Adler bloß dem Fische nach, erhascht ihn, bevor er noch die Fläche des Wassers wieder erreicht hat, schwingt sich dann auf einen einsamen Felsen, und verzehrt hier die abgejagte Beute.

Mittel, die Fussbedeckung gegen Wasser undurchdringlich zu machen.

Ein Mittel, durch welches man die Stiefel und Schuhe gegen Wasser undurchdringlich machen kann, zur öffentlichen Kunde zu bringen, halten wir bei jeder rauhen Jahreszeit um so mehr für nützlich, als jedem Familienvater nur zu wohl bekannt ist, wie viel ihn die Fußbekleidung der Seinigen im Winter kostet, und wie sehr eine trockene Fußbedeckung der Gesundheit förderlich ist. Dieses Mittel kommt aus Neu-England, daselbst haben es die Fischer schon über hundert Jahre mit großem Erfolge angewendet.

Man siedet nämlich eine Pinte Leinöl, ein halb Pfund Schafunschlitt, 16 Unzen weißes Wachs und 4 Unzen Harz. Diese Mischung wird warm auf neue Stiefel und Schuhe aufgetragen. Mit einer Bürste wird dafür gesorgt, daß sie überall gleich ausgebreitet werde. Wird dann das Leder gehörig getrocknet, so verliert es nichts von seiner Weichheit. Die Fischer bleiben in einer also bereiteten Beschuhung sehr lange im Wasser, ohne daß die Feuchtigkeit durchzudringen vermag. Diese Verfahrungsart ist so leicht nachzuahmen, daß Jedermann davon Gebrauch zu machen im Stande ist. (Aus der allgemeinen Weltchronik. Novemberheft, Jahrgang 1832).

Die Auflösung der fünfsylbigen Charade in Nro. 71 ist:

Fortepiano.

A l l e r l e i.

In dem Berichte über die letzte Produktion der Oper „die Montecchi und die Capuletti" kommt unter Anderem die Stelle vor, „daß sich wieder falsche Trompetentöne hören ließen." Dies hat nun den Betheiligten zu einer um so dringenderen Beschwerde veranlaßt, weil er aus einem achtbaren inländischen Institute hervorgegangen ist. Die falschen Töne werden zugegeben, nicht aber die falschen Trompetentöne, indem es (angeblich) falsche Posaunentöne waren. Das Faktum liegt zu weit in der Zeit entfernt, als daß ich mir den zugestandenen Uebelklang lebhaft in das Gedächtniß zurückrufen könnte, und wer einmal durch einige falsche Posaunen- oder Trompetentöne aus der Harmonie gerissen wurde, wird auch begreifen, daß man sich an eine so beleidigende Dissonanz nur ungern zurückerinnert. Statt eines angesuchten Widerrufes, kann ich also nur den Klagepunkt einfach anführen. Auch wird man es begreiflich finden, daß bei einer den Sängern zugewendeten, vielseitig in Anspruch genommenen Aufmerksamkeit, und bei dem Umstande, daß jene Mißklänge zum Glücke für unsere Ohren nicht lange dauern, ein Irrthum der angezeigten Art sehr verzeihlich ist. Daß sich der (wahrlich nicht absichtlich) Beleidigte auch an das Wörtchen „wieder" stößt, bedarf wohl keiner ernstlichen Verständigung.

Das in der Geschichte des hiesigen Theaters wichtige Ereigniß des Direktionswechsels hat die Aufmerksamkeit des Referenten so sehr beschäftigt, daß er dem Leser nicht einmal über das brillante Concert des Herrn und der Madame Dury Bericht erstatten konnte. Selbst aus einer früheren Zeit mußten einige nachträgliche Bemerkungen länger verschoben werden, als es recht ist. Referent hat über Buschmanns Terpodion in zwei Aufsätzen gesprochen, und doch lebt in unserer Vaterstadt ein Mann, der mit gleichem Fleiße und gleichen Opfern die Zahl der musikalischen Instrumente durch das Aeolodicon vermehrt hat. Es ist dies der Uhrmacher und Mechanikus Herr Balke. (Wohnhaft am Leonardi-Platze, im schwarzen Adler, N. 123—1. Bei einer unter geschickten Händen sehr ansprechenden Wirkung, verbindet dieses Instrument die Vorzüge einer leichten Behandlung und Unabhängigkeit von äußeren Zufällen. Die Hebel, durch welche das Gebläse dieses Zungenwerkes in Thätigkeit gesetzt wird, leisten dem Fuße so wenig Widerstand, daß sie dem bloßen Gewichte desselben fast ohne absichtlichen Druck nachgeben. Wenn der Druck nachläßt, steigen sie von selbst in die Höhe. Ein geschickter Klavier-Spieler kann sich die erforderliche Wechselseitigkeit im Niederdrücken und Ausheben ohne großen Zeitaufwand angewöhnen. Die Gleichförmigkeit des Tones bei dem Umfange von sechs Oktaven, und die Möglichkeit, Tonstücke eines verschiedenen Charakters mit entsprechender Wirkung zu spielen, müßten dieses Instrument empfehlen, auch wenn es sich nicht durch gefällige, compendieuse Form seines Aeußeren auszeichnete. Auch ist der Preis äußerst billig.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 22. Juni Nro. 74. 1834.

Lotto-Glück.

(Fortsetzung.)

Endlich schlug die fünfte Stunde und der Wagen hielt vor der Thür. Zum letzten Male fragte ich Constanze: „Bleibst Du mir auch, wenn Alles mißräth, wenn ich statt Glück nur Schmach und Spott einernte?" — Sie lachte hell auf. „Was wird mißrathen?" fragte sie; und meine Schwiegermutter zeigte eine Flasche Champagner, welche sie aus dem Keller geholt hatte und sagte: „Hier ist Muth für Sie, mein Sohn! — wenn Sie fortfahren sollten, ein altes Weib zu bleiben."

Als ich aber erst im Wagen saß, fühlte ich mich wunderbar gestärkt und erhoben. Im Grunde waren es nur die Anstalten und die Ungeduld, welche mich gepeinigt hatten. Und als ich gar das Haus betrat und durch die mystischen Gänge schritt, wo Statisten und andere Offizianten ehrerbietig mich begrüßten, hätte ich mit keinem Sterblichen getauscht. Alle diese wundersamen und kostspieligen Anstalten, dachte ich bei mir, sind im Grunde ja auch meinetwegen getroffen, und nicht umsonst hat der gütige Himmel mir das seltne Talent verliehen, mich nicht so wundersam bis hieher geleitet, damit Alles zu Schanden werde. — Ich hatte mich kaum mit Hülfe einiger älterer Schauspieler in meine Maske geworfen, als ein Billet an mich einlief. Es war von meinem Vater. Er hatte seine schwerfällige Hand zu recht gnädigen Ausdrücken gezwungen. Er sicherte mir für alles Vergangene Vergessen und Vergeben zu, versprach, sich ferner meiner anzunehmen und für mich zu sorgen, drohte mir aber mit seinem Fluche, so wie ich den Fuß aus den Coulissen setze. Ich ließ den Boten zu mir kommen. Es war der Lehrbursche. „Zu spät!" gab ich ihm zur Antwort, und hieß ihn die zwei Worte bestellen. Die Aussicht auf den Fluch meines Vaters erweckte mir dennoch einige Gewissensbisse. Ich nahm meine Zuflucht zum Champagner, der mir Hochgefühle erweckte, die mit jedem Trunk sich steigerten. — Ja, Freunde! Es ist ein göttliches Gefühl, ganz auf sich, auf seine Persönlichkeit angewiesen zu seyn, um mit einem Schlage dem Schicksal Alles abzuringen. — So begeistert, wurde ich zum zweiten Male gerufen. Eine ältliche Frau, hieß es, habe dringend mit mir zu reden.

Meine Mutter war es, die händeringend und weinend in einem verborgenen Winkel auf mich wartete. „Muß ich das an Dir erleben!" klagte sie; „und mit leibhaftigen Augen Dich in diesem Narrenkleide sehen? Ich hielt es für giftige Bosheit, wenn es der Vater bisweilen im Zorne prophezeite. Und fürchtest Du nicht, das Schicksal werde die Schmach rächen, die Du Deinen Eltern zufügst, und wenn Du gerade eine recht wüthige Grimasse schneidest, Dein Gesicht so stehen lassen vor aller Welt Augen, auf daß Du, ein warnendes Exempel für solchen Ungehorsam gegen Eltern, zeitlebens mit der wüthigen Fratze herumlaufen mußt, um Kinder zu Bette zu jagen, und wie der Knecht Ruprecht zum Sprichwort zu werden?"

„Gib Dich zufrieden Mutter; es muß geschehen."

Sie aber rief in Verzweiflung: „Wenn Du so gottlos bist, dem Fluche des Vaters zu trotzen, so solltest Du doch wenigstens nicht so unbarmherzig seyn, mich den Mißhandlungen eines jähzornigen hartherzigen Mannes auszusetzen, der mich Alles entgelten lassen wird, weil ich stets vor seinem Zorne Dich schützte."

„Du hast Recht!" rief ich. „Aber was begehrst Du von mir? — helfen kann ich Dir nicht mehr, aber rächen will ich Dich. Siehe! mißräth mir die Leistung, so bin verloren, und dieser Dolch macht meinem Leben auf der Bühne ein wirkliches Ende. Wo nicht, und bin ich glücklich, so seyd Ihr Thoren, wenn Ihr Euch nicht mit mir freut, so könnt Ihr reich und glücklich seyn mit mir und durch mich!" —

Es klingelte zum Anfang. Ich riß mich los, und eilte auf die Bühne. Die Klagelaute meiner Mutter erreichten noch mein schmerz-betäubtes Ohr. „Maria" und „Hanna" rauschten daher; Constanze, in dem schwarzen Kleide, mit den schwärmerischen Augen, glich einer Königin, um die wohl mancher Ritter das Schaffot wagte. Mich dünkte sie eine leere Erscheinung. „Welche Blicke,"

lachte sie; „die kommen ja zu früh und gehören erst in den dritten Akt, wo Du aus Liebe zu mir Dich todt stichst. Ach! Du wirst das zum Entzücken natürlich machen, nicht wahr?" — „Constanze!" seufzte ich; meine Mutter stand eben vor mir, weinend, händeringend, verzweifelnd! — „Und jetzt stehe ich vor Dir wie „Agathe" im „Freischütz;" also hinab in die Wolfsschlucht, mein lieber Max. Sechse treffen! Sieben äffen!" — Lachend hüpfte „Maria Stuart" davon, und der Direktor, in einer Coulisse verborgen, fing sie in seinen Armen auf. Sie blickte scheu nach mir hin. — Ich that, als hätte ich nichts gesehen; und wahrlich, ich fühlte nicht Eifersucht, noch Liebe. Aber namenlose Gefühle drohten meine Brust zu sprengen. Ich warf mich auf einen Sitz, und bat den Regisseur, mir ein Zeichen zu geben, wenn es Zeit sey, und schloß die Augen, um an nichts zu denken.

Ihr habt meinen Mortimer gesehen! So oft ich diese Rolle spiele, segne ich Schiller im Grabe. So viel Schwärmerei bei so viel Verstellungskunst, so viel Leidenschaft bei so vieler Grazie und Feinheit, das hat kein anderer Dichter für unsere Bühne, wie sie jetzt ist, zu leisten vermocht. — Bei meinem ersten kurzen Erscheinen glaubte ich einen leisen Schrei und eine Bewegung im Parterre wahrzunehmen. Ich hatte Grund, meine Eltern im Theater zu vermuthen, aber der Champagner wirkte, und machte mich taub gegen alles Aeußere. Ich fühlte nichts von einem Lampenfieber, und mochte die Welt um mich untergehen, ich hätte die Seligkeit mir durch meinen Mortimer errungen. — Während meiner Scene mit „Maria" rührte sich keine Hand. Meinen Abgang aber feierte donnerder Applaus. Es war die erste Salve. Ich hatte sie errungen, und das Publikum warm gemacht. Ich erhielt schon Glückwünsche. Nach meiner Scene mit „Elisabeth" und der mit „Leicester" empfing mich der Direktor. „Brav!" sagte er, „brav, mein junger Freund! In dieser Scene soll man nicht in's Zeug gehen. Ich freue mich über Ihren geschmackvollen Vortrag und leichten Anstand; aber neben dem „Leicester" haben Sie auch leichtes Spiel. Sollten wir aber nächstens eine Scene mit einander haben, so wird Ihnen Ihr Kokettiren nichts helfen!" — Er hatte nicht ganz unrecht mit dem Kokettiren, was ihr jetzt nicht mehr bei mir findet; denn dergleichen Künsten habe ich entsagt. Lächelnd sah ich den Direktor an, als wüßte ich recht gut, was er an mir tadle. Er klopfte mir freundlich die Schulter. „Sie haben Recht," sagte er; es ist ihr Debüt, und alle Vortheile gelten, die Politik gehört zur Kunst." Im dritten Akte machte ich Furore, wie Ihr Euch davon überzeugt habt. Ich war in einer Stimmung, daß es mich wenig gekostet hätte, mich in allem Ernste zu ermorden. Warum ist noch kein Engländer auf diesen raffinirten Selbstmord verfallen? Da erschießen und hängen sich die Leute kläglich und sentimental in ihren Zimmern, und trinken sich Muth in Wein à la Werther, und in Punsch à l'anglais. Aber hätten sie Talent und Phantasie, sie sparten die Qual, die Klagen, den Punsch und Wein, bis auf einige Gläser Champagner, würden Schauspieler, und brächten sich im rauschendsten Beifalle auf der Bühne um. Denn Ihr glaubt nicht, was der Beifall vermag, und der Erste zumal. Der Schauspieler hat in dieser Erden-Welt im Leben wie im Tode Vortheile über alle andern Menschenkinder, und obendrein stirbt er auf diese Art in seinem Berufe! —

Meine Schwiegermutter empfing mich im Triumphe. — „Wie gefällt Constanze?" fragte sie. — „Sind Sie denn taub und blind? — Wie wollen Sie, daß ich weiß, was um mich vorgeht? Der Champagner hat mich berauscht." — „Es ist meine Tochter!" rief sie mit Augen, deren Blitze Alles sagten. „Ich weiß die Zeit, wo ich die „Maria" spielte, und es waren andere Zeiten. Lieber Sohn! ein Anfänger, wie Sie, hätte damals nimmer solches Glück gemacht. Und wäre er ein Gott gewesen, er hätte nur für einen Anfänger gegolten, denn das damalige Publikum hatte einen edleren Glauben an Kunst. Jetzt ist man zufrieden, sich sinnlich erregt zu sehen." Constanze wurde am Schluße gerufen, und in einer wundersam freudigen Aufregung kehrten wir heim. — Meine Schwiegermutter (sie war überhaupt eine große Freundin von Tafelfreuden) besorgte in aller Eile ein niedliches Abendbrod, und Constanze verschwendete an mich alle ihre Zärtlichkeiten! — aber umsonst. Ich konnte diesen Abend nur an mich denken; — mir war's als liebte ich sie nicht mehr!

(Die Fortsetzung folgt.)

Clubbgesetze aus dem siebenzehnten Jahrhunderte.

Sintemalen ehrbare Gemeinschaft so manchen Zunft und Gewerben zum Nutz und Frommen gereichet, wie jeder männiglich wohl Wissende, als haben sich einige gute Leutlein zusammengethan, die da alle Mittwochen des Jahrs, den Brach-, Heu- und Erntemonden ausgenommen, bei dem Herrn Vater Franz Adam zusammen kommen, und sich unter einander freuen wollen; alldieweil unser Leben kurz, und deren Trübsale unseres Wandels hienieden eben nit wenig seynd. Zu sothaner löblichen Gemeinsach sind folgende Satzungen erkieset:

1. Die Gesellschaft soll aus zehen Biedermännern bestehen, und nit mehr.

2. Die Gesellschaft versammelt sich unter dem Namen der Zehner Abends um fünf Uhr, und geht christlichem Bürgergebrauch nach, wenn der Seiger zehen brummt, auseinander.

3. Jeder Kränzler mag wohl seine Liebste mit zur Stelle bringen, sie muß sich aber nit zu viel mit Plappern

herausnehmen, vielweniger große Hofierung verlangen, auch hat sie in denen fünf Kränzelstunden ihrem Liebsten und Meister nicht zu befehlen.

4. Die Gesellschaft wird mit Thee, Butterschnitten, kaltem Braten, Bier, und jeder Kränzler mit einem Stiefel ungarischen Weines, von dem Maaße eines viertel Quarts bedient. Das Bier wird in Krügen mit Zinn beschlagen, und die Speise auf hölzernen Tellern aufgetragen.

5. Die Zeit der Kränzelei wird folgendergestalt eingetheilt. Im Anfange wird verschiedentlich hin- und hergemunkelt. Darauf mag spielen, wer zu Karten Lust hat, aber nur bis um achte; denn von achte bis neune wird getischt, und den Beschluß macht wieder allerhand kurzweilig Gespräch.

6. Zur Erhaltung guter Zucht und Sitten werden folgende Aembter und Würden festgesetzt. Der eine heißt Schultheiß, sitzt zu oberst, und die andern Kränzler müssen seinen Gebotten unterthänig seyn. — Der andere heißt Kränzelschreiber, führt's Ladenbuch, und sitzt zunächst dem Schultheißen. — Der dritte heißt Säckelmeister, hat den Beutel, führet Buch und Rechnung über Einnahmb und Ausgab. — Der vierte heißt Kellner, hat Aufsicht über Speis und Trank. — Der fünfte heißt Meister Trumph, und ordnet das Spiel. Diese Aembter werden alle halb Jahr durch das Loos gewechselt.

7. Wird festgesetzt, daß die Gesellschaft eine wahrhaffte und gründliche Chronicam von unserm lieben Städtlein durch den ehegedachten Meister Andreas niederschreiben lassen. Und damit

8. dem unnützen Hofieren der Garaus gespielt werde, so wird der Zuruf: „Hör' Er, Hör' Sie, hiemit feierlich eingeführt.

Da sich auch ferner zutrüge, daß gespielt werde, da soll

9. der Gewinner den 4ten Theil des Gewinns dem Säckelmeister richtig einhändigen, der solchen zu Buche bringt.

10. Die Zeche wird auf einen halben Gulden Rheinisch festgesetzt, welchen der Meister, er komme oder komme nicht, an den Säckelmeister ohnverweigerlich nachbezahlet, und muß Letzterer sich jedesmal mit dem Herrn Vater berechnen.

11. Bringt ein Meister seine Liebste mit, so entrichtet er für ihren Eintritt drei Marien-Groschen absonderlich.

12. Da es sich auch fügen möchte, daß ein Meister unterweilen einen Gumpen (Kumpan, Gast) mit zur Stelle brächte, so soll derselbe dafür seinen halben Gulden absonderlich erlegen, und muß sich der Gumpe denen Satzungen der ehrsamen Zehner unterwerfen.

Sothane löbliche Satz- und Ordnungen steif, fest, und unverbrüchlich zu halten, haben sich sämmtliche Meister durch Handschlag angelobt, behalten sich vor, daran zu mehren, oder zu mindern, so viel ihnen gut deucht, und haben zu mehrerer dessen Urkund und Beglaubigung ihre eigenhändige Namensunterfertigung, unter Beidrückung ihrer Pitschiere wissentlich angehängt, und beigethan. So geschehen im Jahre nach unseres lieben Herrn Geburt, dem Ein Tausend, Sechs Hundert und funfzigsten.

Anekdote.

In einem Dorfe im westlichen England etablirte sich neben einem Schankwirthe, mit Namen Thomas Irwin, ein anderer, Namens Samuel Henry. Der Letzte hatte sich zum Schilde eine Gans malen lassen, und der Brodneid Irwin's bot Alles auf, seinem Nebenbuhler Schaden zuzufügen. Dazu gehörte auch, daß er ihm den Ekelnamen nach seinem Schilde gab, und Henry hieß bald in der ganzen Umgegend Samuel Gans.

Doch, frohen Humors, kümmerte ihn dies wenig; seiner Nahrung that es nicht Abbruch, da er sich beiferte, seine Gäste besser, als Irwin zu bedienen.

Einst war auf Irwin's Veranlassung ein Gast zu Henry gegangen, in der Absicht, diesen zu foppen.

Eingetreten in die Schankstube, foderte er ein Glas Whisky, und als Henry ihm solches brachte, sah er diesen starr an und sprach:

„Man hat doch nicht Unrecht, Euch Samuel Gans zu nennen. Ihr habt in der That eine große Aehnlichkeit mit Eurem Schilde."

„„Meint Ihr?"" versetzte Henry, „„eine Unähnlichkeit werdet Ihr mir aber doch nicht bestreiten.""

„Die wäre?"

„„Die Gans wird von Anderen gerupft; ich rupfe Andere.""

Logogryph.

Welche Nation, welch' Land auf Erden,
Sage mir einmal bestimmt,
Wird wohl achtmal größer werden,
Wenn man ihr ein Achttheil nimmt?

(Die Auflösung folgt.)

Theaterbericht vom 20. Juni.

Nachdem am 16. „Zampa," am 17. „die Zauberrüthchen," am 18. „die Stumme von Portici," und am 19. wieder „die Zauberrüthchen" gegeben worden, kündigte der Zettel für den 20. Rossini's „Tell" an. Der in allen Räumen erfüllte Schauplatz und der Beifall, mit welchem das Ganze und alle bedeutenderen Einzelnheiten aufgenommen wurden, sind ein neuer Beweis von dem Zutrauen des Publikums und von den Gründen, die es rechtfertigen. Die Leistung des 20. gab im Ganzen dem Ausgezeichnetsten, was uns bisher die neue Direktion brachte, nichts nach; vielmehr zeichnete sie sich durch den besonderen Umstand aus, daß die Dekorationen durchaus neu waren. Wir sahen außer zwei Waldgegenden drei Landschaften, von welchen jede, vorzüglich aber die letzte, mit lebhaftem und verdientem Beifall aufgenommen wurde. Die erste bietet außer einer Fernsicht in das Hochgebirge das Bild, eines schweizerischen Bauernhauses mit allen Kennzeichen der dortigen Bauart und der Wohlhabenheit des Besitzers. Die letzte versetzt uns bei gleich anziehender Fernsicht mitten in ein schweizerischer Dorf. Das freundliche Kirchlein und der schöne Himmel stehen mit Geßlers Frevel in einem wirksamen Contraste. Beide reinlich, heiter und charakteristisch gemalten Landschaften sind von Herrn Neefe. Aber auch die von Herrn Mößner gemalte Mondlandschaft mit See und Gebirge bringt bei jeder Beleuchtung, sowohl vom Monde, als von der Morgenröthe, eine höchst vortheilhafte Wirkung hervor, und in der gleichfalls von ihm herrührenden Waldlandschaft ist der Charakter eines Gehölzes im Gebirge sehr gut und wirksam getroffen. Ueberhaupt kann Referent die Reinlichkeit und Gefälligkeit der neuen Dekorationen und die gute Ordnung in der Verwandlung der Bühne nicht genug loben. Ein Edelstein empfiehlt sich auch durch die zierliche Fassung, und kleine Mängel werden übersehen, wo das Meiste glänzt.

Herr Frey, der mit der Einsicht und Unermüdlichkeit eines tüchtigen Praktikers das Ganze arrangirt, und Herr Raab, der ihm in seiner Sphäre würdig zur Seite steht, sind aber auch die Männer, eine schöne Oertlichkeit durch Staffage auszufüllen. Die zwei Neef'schen Landschaften und die Mößner'sche gewinnen durch die Gruppen, die in ihnen malerisch aufgestellt sind, und ohne die mindeste Störung wechseln, Bedeutung und doppelten Reiz. Das Opernbuch von Jouy und Bis ist nur ein schwacher Schatten des Schiller'schen Meisterwerkes, allein die wichtigeren Momente treten uns in dieser Ausstattung, bei diesem Arrangement, und bei der richtig aufgefaßten mimischen Darstellung doch mit wahrhaft poetischer Kraft vor die Augen. Was ich schon in früheren Leistungen rühmte, daß sich nämlich die Bühne so ungehindert füllt und leert, muß ich insbesondere an „Tell" loben. Das Auf- und Abtreten, die Bewegungen nach vor- und rückwärts und im Kreise sind immer mit löblicher Rücksichtsnahme auf die Musik geordnet, und die Genauigkeit, mit welcher sie ausgeführt werden, ist zugleich ein Beweis von seiner seltenen, durch verständige Behandlung erzielten Willenseinheit. Das harmonische Zusammengreifen auf der Bühne hängt natürlich mit einer zweckmäßigen Unter- und Beiordnung hinter den Coulissen zusammen. Ueber den vom Direktor und Regisseur ausgehenden, alle Kräfte gehörig bindenden löblichen Impuls ist wohl nun das ganze Publikum einverstanden. Herr Raab hatte für den letzten Akt einen Tanz der Lanzenträger geordnet, welchen das Publikum äußerst beifällig aufnahm; vorzüglich überraschte gegen den Schluß die gut ausgesonnene Theilnahme der Mädchen, welche die drohenden Bewegungen der Männer durch schmeichelnde Attituden milderten, und den ganzen Tanz am Ende in ein anmuthiges Spiel auflösten. Die beiden Demoiselles Militz tanzen besonders gracios. Aber auch die männlichen Vortänzer verdienen alles Lob.

Das Costum war selbst in Bezug auf Chor und Comparserie reinlich und kleidsam; nur Gemmy, die am schwächsten besetzte Rolle, hätte vielleicht vortheilhafter gekleidet seyn können. Auf jeden Fall wäre ein glattes Jäckchen den vielen Puffen an Wamms und Aermel vorzuziehen gewesen. H. Preisingers Kleid und Maske (er gab den alten Melchthal) waren lobenswerth; nur würde ihm Referent rathen, uns auch in Haltung und Gang ohngefähr Schillers Attinghausen darzustellen. Dieß würde sowohl mit seiner Stimme, als mit der kräftigen Mannsgestalt des Arnold (Herr Demmer) eine bessere Harmonie geben. Wenn ich noch dem Darsteller Geßlers rathe, verständlicher zu deklamiren, so habe ich meines Erinnerns alle kleinen Mängel berührt, unter deren leichten Beseitigung die Reprise nur gewinnen kann.

Wiewohl ich mir vorgenommen habe, bei der ersten Vorstellung eines neuen, oder neu in die Scene gesetzten Stückes nicht zu sehr in das Detail zu gehen, so kann ich doch nicht umhin, Herrn Pöck für seine schlichte, dabei aber edle und im dritten Akte tief rührende Darstellung des Tell herzlich zu danken.

Er trug insbesondere die fromme Anrede an seinen Sohn mit so tiefem Gefühle vor, daß nicht nur jeder seiner Töne, sondern auch jede seiner Mienen und Gebärden das Herz traf. Was mir sonst als ein Fehler in der Tondichtung erschien, machte mich nun auf alle Illusion und Kritik vergessen. Die tiefe Stille des Hauses möge Herr Pöck eben so hoch schätzen, als den rauschendsten Beifall, welcher ihm indessen auch nicht ausblieb. Wenn ich Herrn Pöck einen wackeren Künstler nenne, so ist das keine leere Redensart; denn er bewährt sich als solcher darin, daß er trotz den Vorzügen seiner Gestalt und Stimme, sich nie auf Unkosten Anderer hervordrängt, sondern jedem den nöthigen Spielraum frei läßt. Insbesondere benahm er sich in der Schußscene so, daß Dem. Sommer die verzeihliche Schüchternheit einer Anfängerin verlieren, und mitspielen mußte, als ob sie die Breter schon länger betreten hätte. Mit diesem Lobe will ich jedoch dem Verdienste der Uebrigen nicht nahe treten. Herr Demmer erntete in dem Duette mit Tell, dann mit Mathilde, endlich auch in dem wunderschönen Terzette des dritten Aktes einen Beifall, wie er sich dessen nur in seinen glänzendsten Leistungen erfreut hat, und wenn ich die Damen später nenne, so geschieht es nicht, weil sie den Herren nachstanden, vielmehr entzückte Mad. Podhorsky in der Parthie der Mathilde, und Dem. Kratky bewies uns durch ihren gefühlvollen Vortrag eine ausgezeichnete Schauspielerin. Ueberhaupt griffen Alle mit wahrhaft kollegialischer Freundlichkeit und Sorgfalt zu einem schönen Ganzen zusammen. Der talentvolle H. Walter überraschte den Referenten als Baumgarten durch eine vollkommen angemessene, höchst ausdrucksvolle Mimik. Die getroffenen Abweichungen im Originale sind zweckdienlich, und für das Ganze sehr vortheilhaft. Die Chöre und das Orchester wirkten mit gewohnter Einsicht und Sorgfalt mit.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 24. Juni **Nro. 75.** 1834.

Lotto-Glück.

(Fortsetzung.)

„Wir wollen jetzt wie die Schlaraffen leben," rief meine Schwiegermutter freudig; viertausend Thaler haben wir so gut wie sicher. Hätten Sie vor einem Jahre gedacht, lieber Sohn, daß es heute so mit uns stehen würde? Wie leid ist's mir, dem Direktor reinen Wein eingeschenkt zu haben! Warum sagte ich nicht, daß sie von Kindesbeinen an sich der Kunst beflissen? — Aber wie ist's, lieber Sohn? ich erhalte Geld von Ihnen?" — „Sie haben die Cassette!" — „Und Sie den Schlüssel." — „Ich will Morgen zahlen, und bedarf überdies selbst einer kleinen Summe." — „Auch ich komme mit dem, was ich Ihnen geliehen, nicht aus, und habe noch bedeutende Pfänder zu hohen Zinsen stehen, unter andern ein kostbares Brustschloß, welches mir der Herzog von — verehrte. Kann ich auf Sie rechnen?" — „So weit die Kassette reicht."

Für diese großmüthige Antwort spendete mir Constanze einen neuen lebhaften Ausbruch von Zärtlichkeit. Aber — o Wunder, ich blieb kalt, und machte in der Stille nur die Bemerkung, wie lästig eine allzu hingebende Geliebte werden kann — mit einem Worte: hin war meine Liebe! Ich weiß nicht, welch' freudiges Hochgefühl mich beseelte, aber es machte mich zum Gotte und leidenschaftslos.

Mein erster Weg am andern Morgen war zu meinen Eltern. Ich wurde sehr kalt empfangen, was einen so berühmten Künstler, wie ich seit gestern geworden, nicht wenig schmerzte.

„Beste Eltern!" sagte ich, „es wird eine Zeit kommen, wo Ihr Euer heutiges Benehmen gegen mich bereut, und ich weiß nicht, wie Euer gesunder Sinn und klarer Verstand es rechtfertigen mag. Ich habe Pflichten gegen Euch, ich leugne es nicht. Gehorsam gegen Eltern ist ein natürliches, ein göttliches Gesetz. Allein habe ich nicht auch Verpflichtungen gegen mich? Habe ich nicht auch von Gott und Natur dies ungewöhnliche Talent, und zwar nicht um mein Licht unter den Scheffel zu stellen? Jedes einzelne Recht aber löst das allgemeine Gesetz auf. Ich bin hier in dem besonderen Falle, wo es erlaubt, vielleicht sogar Pflicht ist, Euch nicht zu gehorchen. Ich will nicht leugnen, daß ich bei meinem gestrigen Debüt viel gewagt habe, so sicher ich auch des Gelingens seyn mochte. Aber je mehr ich wagte, desto größer war mein Glück, welches das Wagstück gelungen machte, und wenn Ihr glaubt, daß der liebe Gott sich um uns Menschen kümmert, und unser Schicksal lenkt, so solltet Ihr nicht aus angeerbtem Vorurtheile bekämpfen wollen, was er sichtbar begünstigt, und Euch nicht für klüger halten, wie alle andere Menschen. Denn die ganze Stadt ist voll von meinem Lob und Ruhm, und alle Zeitungsschreiber arbeiten in diesem Augenblicke daran, ihn über ganz Deutschland auszuposaunen. Niemand aber zürnt mir und haßt mich, außer meine Eltern, welche doch die Nächsten sind, um an meinen glänzenden Aussichten Theil zu nehmen und zu haben."

Diese Aussichten fuhr ich fort auf's Lebhafteste und Glänzendste auszumalen, aber ohne die mindeste Sinnes-Veränderung in meinen Eltern hervorzubringen. Mein Vater titulirte mich nicht anders, wie „Herr Komödiant!" und nannte mich „Sie;" meine Mutter verrieth auch nicht durch ein Wort oder einen Blick, daß sie ferner Theil an mir zu nehmen gesonnen. — Beide schienen übrigens im besten Vernehmen unter einander, und was ihnen gestern abscheulich und unerträglich dünkte, darin hatten sie sich heute gefunden, wie in Geschehenes und Unabänderliches. Zum Ueberfluß verbat sich mein Vater endlich meine ferneren Besuche, und fügte hinzu: „Ich bin weder eingerichtet noch aufgelegt, Standespersonen bei mir zu empfangen. Ich will es Ihnen glauben, daß Komödianten jetzt Standes-Personen sind. Ich aber bin ein schlichter Mann, und halte mich gern an Leute, bei denen ich weiß, woran ich bin."

Unverrichteter Sache verließ ich daher meine Geburtsstätte, in der weder Hammer noch Meißel, weder Säge noch Bohrer mit prophezeit, daß ich als Schauspieler eines

Tages Glück machen würde. — Je wunderbarer aber auch mein Schicksal sich gestaltet hatte, um so mehr verdroß mich der Eigensinn meiner Eltern. Wer etwas Ungewöhnliches erlebt, genießt den eigentlichen Triumph doch nur im Kreise der Seinigen; hier faßt man das ganze Wunder, hier ist es zugleich phantastisch und wirklich. Ich aber hatte keine Heimath mehr, war in der ganzen Welt ein Fremdling, der keinem Menschen wirkliche, echte Theilnahme einflößte. Gar Mancher der Vorübergehenden erkannte den gestrigen „Mortimer;" gar Mancher blieb stehen, und sah mir nach, um sich zu überzeugen, daß ein Schauspieler wirklich auf der Straße Schritt vor Schritt geht, wie jedes andere Menschenkind. Es schmeichelte allerdings meiner Eitelkeit, aber gegen wen konnte ich diese auslassen? — Meine Braut und Schwiegermutter kannten bereits gar viele Schauspieler, welche an einem Abende Glück gemacht. Es gibt Philister genug, welche eine öffentliche Person gleich wie ein höheres Wesen verehren; aber im Grunde denken Sie doch in ihrem eiskalten Sinne: — dergleichen passirt öfter in der Welt; und Eltern und Geschwister sind die Einzigen, auf die wir bei solchen Gelegenheiten rechnen können, damit sie sagen: Seltsam ist es doch, doß dies unserem Sohne, unserem Bruder widerfahren!

Meine Schwiegermutter hatte heute lange auf mich warten müssen. „Kommen Sie endlich, lieber Sohn?" rief sie; „und wie! in Ihren Alltagskleidern? Rechnen Sie denn nicht auf die Gratulations-Visiten, die wir heute zu empfangen haben?" Es erfolgte ein Register derjenigen, welche dieser Schuldigkeit bereits nachgekommen waren, und ich versicherte mit dem bescheidensten Anstande von der Welt, daß ich auf dergleichen nicht gefaßt war.

„Sie gedenken doch noch ihres Versprechens, lieber Sohn?" fuhr sie fort. — „Welches Versprechens?" — „Wir sind auf Pfänder und Wechsel noch gegen 800 Thaler schuldig." — „Acht hundert Thaler! — aber, liebe Mutter, das sind zu fünf Procent die Einkünfte eines ganzen Jahres!"

Diese Aeußerung zog mir vielen Verdruß zu, und ich mußte anhören, daß ich mein Glück der Verwendung, dem Rufe und dem Unterrichte meiner Schwiegermutter verdanke, und daß, wenn man meine Gesinnungen früher gekannt, man sich wohl gehütet haben würde, sich meiner anzunehmen.

Was sollte ich beginnen? Gestehen, daß mein Glück im Spiele mir früher gestattet hätte, generöser zu seyn? Ich zog es vor, in meiner Rolle fortzufahren, öffnete meine Kassette, und zählte achthundert Thaler auf. Meine Schwiegermutter begehrte jetzt aber noch dreihundert und sechzig. — „Und wozu?" — „Ich habe im Caffée des Etrangers ein Gastmahl zu sechzig Personen bestellt." — „Zu sechzig Personen?" — „Ja; nur für unsere allernächsten Freunde und Bekannte. Wir dürfen Niemand beleidigen." — „Aber sechzig Personen!" — „Bedenken Sie doch, das Couvert nur zu sechs Thaler!"

Auf diese Oekonomie schien sie sich etwas Rechtes einzubilden, und sogar von mir Lobsprüche zu erwarten; da ich mich aber nicht zufrieden geben wollte, erklärte mir meine gütige Schwiegermutter, wie ich das Alles gar nicht verstände. Es gälte jetzt dem Direktor zu zeigen, daß wir kein Geld brauchten; er könnte sonst glauben, drei Subjekte unserer Art für ein Spottgeld zu erhalten. — Ich mußte mich am Ende auch zu den dreihundertsechzig Thalern verstehen; da begehrte Constanze achtzig Thaler. Sie hatte, ich weiß nicht bei welchem Kaufmann, einen blauen Shawl gesehen, das arme Mädchen besaß nur einen rothen und einen gelben, und die blaue Farbe, versicherte Jedermann, kleide sie am besten. — Verdrießlich warf ich meine Kassette hin, und sagte: „Da nehmt Alles! Es ist mein ganzes Vermögen, und ich bin nun ein Bettler; vergeßt aber nicht, daß auch Ihr es mit mir seyn werdet, wenn Ihr auf diese Weise zu wirthschaften fortfahrt."

Natürlich bereute ich ein so leichtsinniges Verfahren auf der Stelle; denn mit den feinsten und liebenswürdigsten Geberden, als wäre Alles nur ein Scherz, fielen die Damen über meinen Schatz her und eigneten sich zu, so viel sie greifen konnten. Constanze mit ihrer klingenden Stimme schrie: „Ach Mutter, diese Fünfthalerzettel gehören noch mir!" und die Papiere gingen fast in Stücken. Da rief ich mit donnernder Stimme: „Halt!" dazwischen. „Ich habe ja auch noch Schulden!" — und griff ebenfalls nach Allem, was mir handgerecht lag. — Die Creditoren stellten sich nun ein mit ihren Papieren und Pfändern, erhielten ihre Bezahlung, versprachen neuen Credit, und wurden zu dem Diner mit eingeladen.

Die Sonne ging am andern Morgen so schön auf, und überhaupt war die Witterung so freundlich, daß mir nimmermehr ahnte, es würde noch ein Tag des Unglücks für mich werden. Ich hatte mich in meinen neuen schwarzen Anzug geworfen, meine Demant-Nadel blitzte wieder in meiner Brust-Wäsche, und unter der Weste glänzten meine Pettschafte. So erschien ich bei meiner Braut, welche hoch und theuer sich vermaß, eine so liebenswürdige Person, wie ich heute sey, nie mit Augen gesehen zu haben. Wir fuhren ab. Unter den Gästen befand sich der Direktor, und kurz vor Tische noch hatte sich meine Schwiegermutter fast gänzlich mit ihm überworfen. Sie begehrte in Summa für uns viertausend Thaler in Gold; einen Anschlag, den der Direktor übertrieben fand. Er wollte aufmerksam machen, wie Constanze und ich doch eigentlich nur Anfänger wären. „Wie?" rief meine beleidigte Schwiegermutter: „Meine Tochter eine Anfängerin?" — und wollte sich nun auf nichts Weiteres einlassen. Der Direktor mußte einige Sottisen in die Tasche stecken, ehe er 3000

Thaler zu bieten wagte, welches er mit einem feurigen Blicke auf Constanze that, die ihrer Seits freundlich und geschmeichelt sich verneigte. Ich, wie gesagt, war nicht eifersüchtig mehr, noch verliebt; auch hatte ich immer noch alle Hände voll zu thun, die Komplimente, Glückwünsche und Lobsprüche in Empfang zu nehmen, die man von allen Seiten mir zuwarf. Man wird überhaupt wohl von Niemand höher gepriesen, als von Leuten, denen man ein Fest gibt. Glücklicher Weise waren auch sämmtliche Recensenten von einigem Belang geladen, welche ihr Couvert sogleich mit einem Pracht-Exemplare ihrer öffentlichen Huldigungen bezahlt machten. Constanze hieß darin eine Göttin, ein Seraph, ein Engel, bis hinab zu einer königlichen Jungfrau, und eine Maria Stuart ohne Makel. Ich aber brachte es nur bis zu einem mit allen irdischen Gaben geschmückten edlen Jüngling; als hätte meine Braut allein ein Patent auf alles Himmlische!

Mit schweren Leibern und noch schwereren Köpfen erhoben wir uns endlich von der Tafel. — Der Direktor hatte sich viel mit mir beschäftigt, vielleicht aus wirklicher Theilnahme, vielleicht aus noch größerer Theilnahme an Constanzen. — Er führte mich jetzt aus dem Speisesaale in ein anstoßendes Zimmer, in welchem zwei Billards standen. Ich bot ihm eine Parthie an. Wir griffen nach den Queu's, und ich hatte drei Parthien gewonnen, ehe er sich's versehen mochte. — Der Direktor legte sein Queu hin, und wollte bezahlen. Allein ich kam ihm zuvor, und händigte aus meiner Brieftasche dem Marqueur einen Thaler-Zettel ein, mit der Bitte, mir zu wechseln. Während dieser nach kleiner Münze suchte, trat ein junger, sehr elegant gekleideter Mann näher, bat sich den Papier-Thaler aus, hielt ihn gegen das Licht, dann sah er mich scharf an, und fragte: „Wie kommen Sie zu diesem Gelde?" — „Seltsame Frage! denken Sie, daß ich es gestohlen habe?" — „Nein, gestohlen nicht," antwortete er; „aber —" hier machte er eine sehr beleidigende Pause — „das Papier ist falsch." — „Sie sind ein Narr!" rief ich. „Von diesem Gelde habe ich zwischen heut und gestern Tausende ausgegeben, und manche Tausend noch liegen." — „So?" fragte er gedehnt. „Hm, ja! Ich habe mich geirrt, der Thaler ist gut. Sie sind doch nicht böse?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Heirathsgebräuche der Mohamedaner in Indien.

Heirathen aus Liebe sind bei den Moslemin nicht denkbar, da der Freier das Angesicht seiner Erwählten erst nach vollzogener Vermählung zu sehen bekommt. Die Anwerbung geschieht von Seite der Familie des Bräutigams auf folgende Weise: Der Stammbaum des jungen Mannes, von einem Schönschreiber mit persischen Buchstaben auf Papier, welches mit eingepreßten und vergoldeten Wappenverzierungen geschmückt ist, geschrieben, wird nebst einer Nuzza oder Gabe von fünf goldenen Mohurs und 21 (die Glückszahl) Rupien auf eine flache silberne Schüssel gelegt, mit einem goldbrokatenen, mit silbernen Fransen eingefaßten Tuche bedeckt, und von dem Brautwerber dem Vater der jungen Begune überbracht. Wird die Schüssel sammt ihrem Inhalte angenommen und behalten, so ist die Werbung genehm, wird sie aber zurückgeschickt, so ist dies ein stillschweigendes Zeichen, daß der Antrag abgewiesen ist, worauf denn von beiden Seiten durchaus keine weitere Erklärung weder gegeben, noch verlangt wird. Tritt der erstere Fall ein, so sendet der Bräutigam seiner Braut noch andere reiche Geschenke sammt dem Verlobungsringe, und nun gilt der Kontrakt als geschlossen.

Bei einer der Vermählungsfeierlichkeiten, die auf eine solche Anwerbung folgen, war ich, was man bei uns die Brautführerin nennt, und erschien bei diesem Feste, zu großer Bewunderung der eingebornen Frauen, die von Kindheit auf in ihren Sihnanahs eingeschlossen, noch nie eine Engländerin gesehen hatten, in englischer Tracht. Ich wurde von der Brautmutter in der großen Halle bewillkommt und eingeladen, mich mit ihr auf einen Teppich niederzulassen, wo mir ein von Gold glänzendes Gewand überreicht ward, das ich über meine Kleidung anziehen mußte. Nun folgte die Einführung bei der Braut; in einer Seitenhalle saß ein armes kleines Mädchen, das Gesicht auf die Knie gebeugt, die Braut, die ich mit Guirlanden von Jasmin und dem Trauringe zu schmücken hatte, der am Zeigefinger der rechten Hand getragen wird. Dann folgten die Ohrringe, das golddurchwirkte Gewand und der Dipputtah, und als das Geschenk überreicht war, fütterte ich meine liebe kleine Freundin, ein Mädchen von zwölf Jahren, mit „sieben" Stückchen Zuckerkand, und zog mich, nachdem ich ihr den ersten Kuß gegeben hatte, zurück. Nachdem noch mehrere Umkleidungen, Ceremonien und Prozessionen vorüber waren, wurde endlich der Bräutigam in den Sihnanah eingeführt.

Die Frauen drängen sich in die mittlere Halle, um durch die Blenden aus Bambus die wichtige Ceremonie der Einkleidung des Bräutigams in die Geschenke der Braut mit anzusehen. Der mittlere „Purdah" (Vorhang), in dem sich Oeffnungen befinden, um Hände und Füße hindurch zu stecken, wird herabgelassen, und vor demselben ein niederer Stuhl gestellt.

Nachdem alle diese Vorbereitungen vorüber, und die Frauen gehörig verborgen sind, läßt man den versammelten Männern sagen, „daß man des Dullha bedürfe," worauf dieser unter einem betäubenden Getöse von Trompeten und Trommeln außerhalb, und einem Gesange von weiblichen Stimmen innerhalb, in den Vorhof des Sihnanah

tritt. Er setzt sich nun auf den vor dem Vorhang für ihn hingestellten Stuhl, und befolgt mit kindlichem Gehorsam die ihm von den verborgenen Frauen ertheilten Befehle. Dann steckt er Hände und Füße durch die Oeffnungen des Purdah, und der nasse Mayndhie (die rothe Farbe, mit der Hände und Füße bestrichen werden) wird ihm von den Händen der Frauen, die er nicht sehen kann, mittelst Bandagen aufgelegt, womit man, wenn die Zeit es erlaubt, fast eine Stunde zubringt, um die Farbe recht fest und glänzend aufzutragen. Diese Zeit wird durch sehr lebhafte Gespräche mit den verborgenen Damen verkürzt, die den Vortheil haben, zu sehen ohne gesehen zu werden; die Sängerinnen preisen in improvisirten Stanzen sein Glück, indem sie die Liebenswürdigkeit der Braut, die sie selbst jedoch nicht kennen, erheben, und ihm das Glück schildern, das seiner in dieser Ehe wartet, ungeachtet es bei dieser Ehestands-Lotterie auch eine Niete seyn kann. Kleine Stückchen Zuckerkand werden ihm, während seine Hände und Füße noch von den Mayndhie-Bandagen gefesselt sind, von den Frauen gereicht; da er sie nun aber nicht selbst zum Munde führen kann, und es als ein gutes Vorzeichen betrachtet wird, wenn der Bräutigam von den Süßigkeiten der Braut ißt, so halten sie ihm die Stückchen an den Mund, ziehen sie zurück, wenn er darnach schnappt, und necken ihn so lange, bis er endlich zu großer Belustigung der Frauen und zu seiner eigenen Genugthuung ein Paar schöne Finger sammt der Süßigkeit erwischt. Ist dies vorüber, so wird um Zwölf die Mahlzeit aufgetragen, und die Nacht auf das Fröhlichste hingebracht, obgleich das stärkste Getränk bei diesem Feste nur aus Zucker und Wasser-Sorbet besteht. Tanz, Feuerwerk, die Mahlzeit, Betel und „Huka" sind die vorzüglichsten Unterhaltungen während der Nacht, und man geht erst bei Anbruch der Morgenröthe auseinander. Der Aufzug, mit dem die Braut nach Hause geführt wird, ist prachtvoll, die Vermählung selbst aber, zu der alle die beschriebenen Festlichkeiten nur das Vorspiel sind, höchst einfach.

Triftiger Grund.

Copp war ein berühmter Pariser Schuhmacher; derselbe, der, als ihm eine seiner weiblichen Kunden einen Schuh brachte, und sich beklagte, daß er schon geplatzt sey, obgleich sie ihn erst eine Stunde getragen habe, den Schuh aufmerksam betrachtete, und endlich den Grund des Mißgeschickes auffand, indem er ausrief: „Ja, das glaube ich wohl, da muß ein Schuh wohl reißen, Madame sind damit gegangen!"

Anekdote.

Als Goldsmith die Taverne „die Erdkugel" zu London häufig zu besuchen pflegte, fand sich dort auch ein Schlächter ein, der sich nicht wenig auf die Bekanntschaft mit Goldsmith zu gute that, und sich gegen ihn einen sehr vertraulichen Ton herausnahm.

Einst, bei einer ungewöhnlichen Zahl von Gästen, sprach der Schlächter, sein Glas ergreifend, zu Goldsmith:

„Stoßt an, Noll! Prosit, alter Knabe!"

Glover fiel dies rohe Betragen sehr auf; er lispelte Goldsmith in's Ohr: „Welche Ungezogenheit! Wie können Sie ihm die erlauben?"

„Nur Geduld!" lispelte ihm Goldsmith zu; „Sie sollen bald sehen, wie ich ihn durch Höflichkeit beschämen, und in die gehörigen Grenzen zurückweisen werde."

Nach einer Weile, wo eine Pause in der Unterhaltung eingetreten war, benützte Goldsmith diese; er nahm sein Glas, und rief mit lauter Stimme, sich an den Schlächter wendend: „Sir! ich habe die Ehre, auf Ihre Gesundheit zu trinken!"

„Schönen Dank!" antwortete der Schlächter: „schönen Dank! Noll! Das ist doch noch ein vernünftiges Wort, das sich hören läßt."

„Haben Sie ihn nun beschämt und in die gehörigen Grenzen zurückgewiesen?" fragte Glover den Verfasser des Landpriesters von Wakefield in's Ohr.

„Den Vorsatz muß ich wohl aufgeben," versetzte Goldsmith: „Ich versteh's nicht, wie er, ein Schlachtthier wieder auf den rechten Weg zu bringen."

Dreisylbige Charade.

Ein munt'res Völkchen zeigen Dir
Die ersten Sylben an;
Es wohnt im nied'ren Luftrevier,
Und necket Jedermann.

Die letzte Sylbe streckte schon
So manchen in den Sand,
Im Kampf um Vaterland und Thron,
Im Kampf um eitlen Tand.

Mein Ganzes macht den Damen Noth,
Und thut den Schönen weh. —
Es färbet Arm und Nacken roth,
Und wären sie wie Schnee.

(Die Auflösung folgt.)

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 27. Juni **Nro. 76.** 1834.

Aus Pilsen.

Das menschenfreundliche Unternehmen des k. k. Herrn Feldkriegskommissärs S. W. Schießler, hat nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Doktors und k. k. Professors A. Sedláczek einen, für Pilsens Bevölkerung glänzenden Erfolg gehabt. In wenig Tagen war die Zahl der eingeschickten Spenden über drei Hundert gestiegen, und der Zudrang zu der musikalisch-theatralischen Vorstellung war so groß, daß der Raum die Zuhörer kaum fassen konnte. Der reine Ertrag, welcher noch durch die Verlosung oder Verlizitirung der zurückgebliebenen Gewinnste erhöht werden wird, belief sich auf 1736 fl. W. W.

Die theatralische Vorstellung bestand in der von Dilettanten präcis und gewandt ausgeführten Darstellung des Lustspieles „Koch und Sekretär" und einer Staberliade. Außer zwei Ouverturen aus „Robert der Teufel" und «la Violette» wurde noch ein Gesangstück aus der Oper «Sonnambula» aufgeführt. Den Beschluß machte ein vom Herrn Unternehmer verfaßter, herzlicher Epilog, und ein das Wohlthätigkeitsfest versinnlichendes, mit bengalischem Feuer beleuchtetes Marmor-Tableau. „Möge doch," schließt Herr Prof. Sedláczek, „das Gute überall solche Vertreter und so freiwillig entgegenkommende Beförderer finden!" — Dem Herrn Feldkriegskommissär soll auch in Folge einer Nachschrift vom Herrn Pilsner Bürgermeister das Diplom eines Ehrenbürgers überreicht worden seyn.*)

Die Redaktion.

*) Wir werden uns zu großem Danke und alsbaldiger Aufnahme verpflichtet fühlen, wenn uns aus Böhmens Kreis- und andern Städten Nachrichten über das zukommen, was in Bezug auf wohlthätige Zwecke, Bildung und Industrie, und Verschönerung Erfreuliches unternommen worden.

D. R.

Lotto-Glück.

(Fortsetzung.)

Verächtlich wandte ich ihm den Rücken, und folgte dem Direktor wieder zur Gesellschaft, wo uns die Dummdreistigkeit des jungen Mannes viel Stoff zum Lachen gab. Aber nach Verlauf einer Viertelstunde öffnete sich die Thüre; der junge Elegant, der Wirth des Kaffeehauses und ein Polizei-Kommissär traten ein, gefolgt von sechs Gensd'armen. Der Kommissär ging auf mich zu, er hatte den Thaler-Zettel in der Hand, und fragte mich: „Mein Herr! sind Sie es, der dies Geld ausgegeben?" — „Ich habe einen Thaler ausgegeben, ob es dieser ist, weiß ich nicht!" war meine kurze Antwort. Allein der Wirth zeigte jetzt seine dreihundert und sechzig Thaler in denselben Papieren vor, deutete auf meine Schwiegermutter, welche sich wieder auf mich berief, und mir ging ein fürchterliches Licht auf. Könnt Ihr es mir verargen, daß ich in diesem Augenblicke erblaßte? — „In diesem Gesichte liegt das Bekenntniß!" rief der junge Mensch. Nach dem Beispiele des Wirthes holten nun auch die Wucherer und Pfandleiher von dem Gelde heraus, und meine Schwiegermutter öffnete zitternd ihren Pompadour. Alle bestürmten sie den eleganten jungen Menschen, ihnen Auskunft über die Giltigkeit der Papiere zu geben. — „Aber was soll ich Ihnen sagen, meine Herren und Damen?" rief dieser; „falsch! Alles falsch! Die Papiere sind nicht so alt, wie sie aussehen; sie sind absichtlich so ruinirt, als wären sie bereits in tausend Händen gewesen. Ich werde es ja wissen, denn ich bin der Banquier M— und ein Jude, ein gewisser Levy Salomon (er machte sich leider bei Zeiten aus dem Staube) hat für 20,000 Thaler Polnische Partial bei mir gekauft und mit disen Wischen bezahlt. Verschmerzen Sie darum ihren Verlust, denn wir sind ja dem Verbrecher auf der Spur." — Bis hierher hatte ich noch nicht an die Möglichkeit eines so unerwarteten Unglücks geglaubt; bei dem Namen Levy Salomon aber blieb mir kein Zweifel mehr und ich rief aus: „Ich bin verloren!" — Dies unglück-

liche Wort galt für ein Bekenntniß, und wie auf ein gegebenes Zeichen stürzten Juden und Christen auf mich los; vor Allen aber wies meine Schwiegermutter mir ihre wüthigen Zähne und Nägel, und die Gensd'armen hatten genug zu thun, mich vor diesen drohenden Mißhandlungen zu schützen. Nur Constanze war mir fern geblieben, denn sie hatte einen andern Kampf zu bestehen. Ein kleiner Pfandjude wollte ihr durchaus ein Demant-Schloß, welches erst gestern bei ihm ausgelöst worden, von ihrem vollen Busen hinwegreißen, und sie wehrte sich gegen dies räuberische Benehmen mit allem Muthe und Gekreisch jungfräulicher Keuschheit. Endlich kam der Direktor der bedrängten Unschuld zu Hilfe; laut weinend warf sie sich in seine Arme, und umschlang ihn fest und innig. Der kleine Jude aber konnte oder wollte sich nicht zufrieden geben, und fuhr fort zu schwören, daß er ein ruinirter Mann sey. Inzwischen gelang es den Gensd'armen die Ruhe einigermaßen herzustellen und der Kommissär wandte sich an mich mit der Frage: „Wollen Sie jetzt gutwillig mit, wo nicht, so brauche ich Gewalt!"

Das Unglück war geschehen, und ich hatte meine ganze Besinnung wieder. „Bin ich schon als Falschmünzer überliefert?" fragte ich, „oder verlassen Sie sich auf die Einfälle dieses genialen jungen Mannes, der so gut wie ich von Levy Salomon betrogen ist, daß, hätte ich statt seiner den Betrug entdeckt, er eben so leicht statt meiner in die Hände der Polizei gerathen seyn könnte."

„Der heillose Spitzbube will sich noch ausreden!" rief meine Schwiegermutter, und die Wucherer und Pfandleiher stimmten ähnliche Melodien an. Der Polizei-Kommissär mußte um ein wenig Ruhe bitten.

„Ich werde mich nicht widersetzen!" sagte ich ihm. „Aber lassen Sie uns wenigstens einen geschlossenen Wagen nehmen; ich habe Geld genug, die Kosten zu bestreiten." — Das Wort „Geld" erregte einen neuen Sturm, welcher aber sogleich abgeschlagen ward, und der Kommissär meinte: Mein Geld könne mir nichts helfen. Indeß erkundigte er sich nach meinem Stande, Namen und Geburtsort, und als er vernahm, daß meine Eltern in der Stadt ansäßige Bürger waren, gab er mir den schwachen Trost, daß nach meinem Vater gesendet werden müsse, von dessen Aussage es abhinge, wie man mit mir zu verfahren habe.

Ich kannte meinen Vater, um von ihm wenig zu hoffen, nur das vermuthete ich nicht, daß er das Uebel nach Kräften vermehren würde. — Es verging eine bange Stunde, in welcher ein unbefangener Beobachter, wie ich in meiner damaligen Lage, vielleicht Stoff genug zum Lachen gefunden hätte.

Die Marqueure, welche den Tisch abräumten, behandelten die ganze Gesellschaft mit einer Rücksichtslosigkeit und Verachtung, als wäre sie eine einzige große Falschmünzer-Bande.

Einige Damen und Herren wollten, der Neugier ungeachtet, wie die Scene enden würde, sich entfernen. Aber der Wirth vertrat ihnen höflich den Weg, und erklärte ihnen unter großen Achtungs-Bezeigungen, daß man ihm das Mittagsessen bis jetzt nur in falscher Münze bezahlt.

Meine Schwiegermutter wollte einige Stücke von ihrem Schmucke zum Pfande lassen, aber die Pfandleiher behaupteten: ein älteres Recht darauf zu haben, und einige derselben gingen in ihrer Indiscretion so weit, zu äußern: daß der ganze Schmuck erst am gestrigen Tage für falsches Geld eingelöst worden sey. Der höfliche Wirth bestritt ihnen ihre Rechte nicht, da er ja mit viel leichterer Mühe sich an Hüten, Mänteln und Shawls, und was sonst in der Garderobe abgelegt war, halten können. Nun erst ward das Lamentiren allgemein, und mehrere Mitglieder hatten so wenig Lust, ihre kostbaren Hüllen gefährdet zu sehen, daß sie dem menschenfreundlichen Wirthe für ihren Theil Bezahlung boten. Allein mit aller schuldigen Hochachtung versicherte dieser, daß er nicht die Ehre habe, die ganze Gesellschaft zu kennen, und daß eben, weil es eine ganze Gesellschaft sey, Einer für Alle, und Alle für Einen stehen müßten. Alles bestürmte hierauf meine arme Schwiegermutter, welche keine andere Rettung wußte, als sich einen trefflichen Sopha auszusuchen, mit wankendem Schritte sich ihm zu nahen, um in einer malerischen Stellung darauf hinzusinken. Mit jedem Augenblicke vermehrte sich der Lärm und die Verwirrung; die Gensd'armen vermochten kaum noch mit ihren Bitten um Ordnung und Ruhe durchzudringen, und Niemand schien seiner Besinnung mächtig, außer die Recensenten, deren bekümmerten Blicken man so recht nicht trauen konnte, und die sich jetzt heimlich über Alles lustig zu machen schienen, um es später öffentlich zu thun. Am besten noch von Allen stand sich der Direktor, wenn er gleich das bekümmertste Gesicht schnitt, und mitunter sogar Thränen vergoß. Constanze ruhte noch immer an seiner Brust, und ihr hartes Schicksal ging dem rechtschaffenen Manne gewiß sehr nahe, denn er konnte durch Handküsse und andere Zärtlichkeiten seine Theilnahme nicht genugsam zu erkennen geben.

Das Erscheinen meines Vaters brachte endlich einige Stille hervor.

„Mein Herr!" begann der Kommissär; „Sie sind ohne Zweifel benachrichtigt von dem, was sich mit Ihrem Sohne zugetragen?"

„Mit meinem Sohne?" fragte mein Vater barsch. „Ich habe keinen Sohn; von dem Taugenichts da, will ich ein für allemal nichts wissen."

„Aber er führt ihren Namen, und ist noch nicht volljährig. Es fragt sich, ob ich ihn arretiren soll, oder ob Sie Caution für ihn leisten wollen?"

„Machen Sie mit ihm was Sie wollen; ich werde in der Zeitung anzeigen lassen, daß er meinen Namen nicht mehr führen soll."

Da faßte mich eine unbeschreibliche Wuth, daß ich hell auflachte.

„Darfst Du es?" rief ich; „weist Du einen Betrug, einen Diebstahl, oder eine andere Schlechtigkeit von mir? Denkst Du, ich wäre ohne Rechte gegen Dich? Wohlan, führt mich durch die Straßen! Geh' heim, Vater! grüße die Mutter, und sage ihr, ihr Sohn, der Falschmünzer, sey ein redlicherer Mann als ihr Gatte; denn ein falsches Zeugniß wird er nie gegen seinen ärgsten Feind ablegen, geschweige denn gegen seinen Sohn."

„Komödiantenstreiche!" rief mein Vater, uneingedenk, in welcher Gesellschaft er sich befand. „Du bist ein ungehorsamer Sohn und Taugenichts, Dir kann nicht zu viel geschehen!" Hierauf setzte er seinen Hut mitten im Zimmer auf, sagte „Adies" und ging.

Aber mir war's doch nicht recht, daß ich als Verbrecher durch die Straßen geführt werden sollte. Und an wen konnte ich mich wenden, der sich meiner annahm, oder nur Theilnahme und Mitleid für mich hegte. Mein Auge traf Constanze. — „Constanze!" rief ich, „willst auch Du der entehrenden Behandlung mich ausgesetzt wissen? Bist Du nicht schuld, daß mein Vater auf seine rauhe Weise mit mir zürnt?" — Sie unterbrach meine ferneren Worte durch einen anhaltenden, gellenden Schrei, und verbarg ihr Antlitz an der Brust des Direktors, als scheue sie meinen Anblick wie meine Stimme.

Der Kommissär mahnte mich, daß es endlich Zeit sey. „Gut," sagte ich, „ich folge. Nur dieser Herr da will noch etwas von mir hören." Ich deutete auf den jungen Elegant, welcher sich still in einen Winkel zurück gezogen hatte, und wie er mich auf sich zukommen sah, mehr noch sich zu verbergen bemüht war. „Fürchten Sie nichts!" rief ich ihm zu. „Sie sehen, ich bin ruhig. — Mein Herr! noch sind es keine vier und zwanzig Stunden, daß man nicht Hände genug hatte, mir Beifall zu klatschen, und nicht Athem genug, mir Bravo zu jauchzen. Soll ich jetzt dem Spott des Pöbels und der Gassenbuben Preis gegeben werden? Ich bin das Opfer eines Betrugs, der auch Sie viel gekostet hat; ich aber habe mein ganzes Vermögen, eine glänzend begonnene Carriere, kurz mein Alles daran eingebüßt. Sie sehen ja, wie Alles mich verläßt; Sie aber scheinen mir reich, und Reichthum pflegt ja sonst vor Schmutzigkeit zu schützen. Ich frage Sie deßhalb: Auf Ihre Veranlassung werde ich unschuldig arretirt, wollen Sie mir einen Wagen besorgen oder nicht?"

Ich hatte keine Fehlbitte gethan. Der wackere junge Mann schüttelte mir die Hand. „Könnten Sie in meinem Innern lesen," sagte er, „wie ich die Uebereilung bereue, zu der mich nur der lebhafteste Aerger über meinen großen Verlust hinreißen konnte, Sie würden mir gern verzeihen. Nehmen Sie die Versicherung, mein Herr, daß ich von Ihrer Unschuld überzeugt bin, daß ich es Ihnen schuldig zu seyn glaube, Alles, was Ihr Ungemach erleichtern kann, beizutragen."

(Der Beschluß folgt.)

Anekdote.

Ein Bauer im O . . . schen kam zu dem Chef der Justiz, und bat, ihm einen Anwalt in einem Prozesse, den er anhängig machen wolle, zuzuordnen.

„Ihr seyd also wohl sehr arm?" wurde er von dem Chef der Justiz gefragt; „und wollt auf das Armenrecht Anspruch machen? — Dann müßt Ihr solches erst gehörig bescheinigen lassen."

„O so arm bin ich, Gottlob, nicht! Ich kann schon einen Advokaten bezahlen," versetzte der Bauer; „aber kein Advokat will die Sache annehmen; Alle haben mir ihren Beistand versagt."

Nach näherem Befragen ergab es sich, daß die Klage, welche der Bauer anstellen wollte, so ganz ungegründet, selbst widerrechtlich war, daß sich kein Advokat dazu verstehen wollen, sein Sachwalter zu werden.

„Die Sache ist so angethan, mein Freund!" sprach der Chef der Justiz zu dem Bauer, „daß Ihr auf jeden Fall den Kürzern ziehen müßt, und es gereicht den Advokaten zur Ehre, daß sie sich mit einer solchen Sache nicht befassen, und Euch noch um Geld bringen wollen."

„Das klingt allerdings recht gut," meinte der Bauer, „aber ich habe doch auch meine Gründe, weßhalb ich den Prozeß anfangen, und einen Sachwalter zugeordnet wünsche."

„Und der wäre?"

„Als mein Vater starb, erbte ich einen Prozeß von ihm; Jeder versicherte, die Sache wäre so klar, daß ich sie nicht verlieren könnte. Ich verlor sie in allen Instanzen. Nun will ich's mit einer versuchen, wo Jeder behauptet, ich müßte sie verlieren; es ist doch möglich, daß ich sie gerade deßhalb gewinne.

Die Auflösung des Logogryphs in Nro. 74 ist:

Preussen, Reussen.

Theaterbericht vom 25. Juni.

Nachdem am 21. „die Zauberrüthchen," am 22. „Tell," am 23. „Correggio" und am 24. wieder „Tell" gegeben worden, fand am 25. die Vorstellung des „Wallenstein" Statt. „Tell" machte am 24. wieder ein volles Haus, und erfreute sich, wie ich vernehme, abermals eines ausgezeichneten Beifalls. Leider konnte ich weder dieser Vorstellung, noch jener des folgenden Tages beiwohnen, was ich um so mehr bedauere, als mir dadurch die Gelegenheit entging, dem Publikum über eine schöne Leistung des Herrn Dietz zu referiren; denn, wie ich aus glaubwürdigem Munde erfahren, hat Herr Dietz den Correggio vortrefflich gegeben. Auch Herr Ernst soll als Giulio Romano ausgezeichnet mitgewirkt haben, und da Herr Bayer ohnehin als schwer zu erreichender Michel Angelo bekannt ist, so soll die ganze Vorstellung zu dem Besten gehört haben, was das recitirende Schauspiel seit dem 1. Mai geliefert hat. Ich wurde dafür aber am 25. durch die Vorstellung des „Wallenstein" entschädigt. Die Direktion hat durch die glänzende Ausstattung und durch das treffliche Arrangement dieser Darstellung dem Publikum in der That bewiesen, daß sie das Schauspiel mit gleicher Sorgfalt und Anstrengung kultivire, und keineswegs hinter die Oper stellen wolle. Um aber das recitirende Drama auf eine eben so hohe Stufe zu erheben, als auf welcher die Oper gleich beim Anbeginn auftrat, dazu gehört bei den Verhältnissen, welche die Direktion vorfand, vor Allem — Zeit, und auch der strengste Richter wird ihr zugestehen müssen, daß sie die anderthalb Monate ihres neuen Wirkens redlich und fleißig genützt hat. Ich halte es darum auch für gerecht, meinen Bericht davon zu beginnen, was der Direktion und Regie zum ausschließenden Verdienste gereicht.

Das nach den lobenswehrten Angaben des Herrn Frey neu verfertigte Costum ist eben so stattlich, als zeitgemäß. Die Gestalten eines Wallenstein, Vater Piccolomini, Buttler u. Isolan müssen sich, wie sie jetzt erscheinen, jedem auf lange Zeit tief ins Gedächtniß prägen. Als Herr Bayer auftrat, empfing ihn das Publikum mit dreimal wiederholtem Beifallklatschen. Dieser schmeichelhafte Empfang würde ihm, der in der Darstellung Wallensteins jeden Künstler Deutschlands herausfordern kann, auch sonst zu Theil geworden seyn, aber mit den getroffenen Zurichtungen des Costums ist Bayer nun ein untadeliches Original zu einem interessanten Standbilde. Auch die übrigen Männer sind in den Abstäuden ihres äußeren Charakters und ihrer Theilnahme an der Handlung trefflich gekleidet. Als ganz zeitgemäße Costums müssen auch trotz einiger sonderbaren Einzelnheiten die Anzüge der Damen gerühmt werden, vorzüglich der erste Anzug der Thekla und der Herzogin. Die rothen Achselschleifen der Gräfin fielen zwar auf; aber sie sind nicht kostumwidrig. Die Sorgfalt auf eine wohlgefällige und stattliche Garderobe erstreckte sich auch über die Bedienten und Pagen. Das Arrangement des Banquets mit den zwei Tafeln, deren zweite um einige Stufen höher stand, war so glänzend, daß das Publikum, als die Cortine aufgezogen wurde, einstimmig seinen Beifall äußerte. Gleich ausgezeichnet war der Gruppenwechsel, bei welchem nicht die mindeste Störung oder Schmälerung des Effektes unterlief. Auch Seni's Observationszimmer war gut geordnet. Die letzte Scene des 5. Aktes, in welcher die Pappenheimer in den Saal dringen, ist für die Gruppenaufstellung ein Stein des Anstoßes. Denn die Soldaten können, ohne Unordnung zu befürchten, kaum anders, als in geschlossenen Gliedern auftreten, ferner müssen sie rasch eindringen; dabei kann nun nicht leicht eine oder die Andere lächerliche Seite vermieden werden, vorzüglich, wenn alle durch die Mittelthüre auftreten. Am 25. störte der Eindruck des Bildes doch einigermaßen, was im Vordergrunde vorging.

Ueber Herrn Bayers „Wallenstein" kann ich zwar dem geneigten Leser nichts Neues sagen; denn in wie vielen Artikeln habe ich diese treffliche Leistung nicht schon besprochen? Nichts desto weniger muß ich bemerken, daß Bayer am 25. in den Stellen, wo der Charakter deklamatorische Effekte gestattet, mit einem wahrhaft hinreißenden Zauber sprach. Es ist zum Erstaunen, daß das Organ dieses Mannes trotz den Anstrengungen einer vieljährigen Kunstthätigkeit weder an Kraft noch an Schmelz verloren hat. In den Momenten, wo sich Wallenstein in seiner schlichten Hoheit geben kann, waren Bayers Stellungen und Bewegungen großartiger als je. Aechte Begeisterung und das äußere Gepräge unerschütterlicher Heldenkraft gaben seiner Leistung vom 25. fast den Reiz der Neuheit. Dem. Schikaneder, welche die Rolle der Herzogin schon einmal aushilfsweise gegeben, mußte sich bei dem bedaurungswerthen Umstande, daß Mad. Liebich wegen Gesundheitsumständen die Bühne noch immer nicht betreten kann, dieser schwierigen Aufgabe wieder unterziehen. Ohne ihre Mitwirkung hätten wir jedoch den Genuß des Ganzen entbehren müssen. Dem. Fried. Herbst (Thekla) brachte in der letzten Scene, in welcher sie durch Herrn Frey (schwedischer Hauptmann) sehr löblich unterstützt wurde, wie immer die tiefste Rührung hervor. Dem. Nina Herbst (Gräfin Terzky) zeichnete sich vorzüglich in der letzten Scene mit Wallenstein aus. Referent kann sich in der That kein harmonischeres und effektvolleres Zusammenspiel denken, als in diesem Auftritte, welcher Wallensteins ergreifenden Abgang zumeist bestimmt. Herr Bayer fuhr nach dieser und nach der Scene mit Gordon, ehe er abgeht, über seine Stirne, als ob er den Eindruck der bangen Reden seiner Schwester und seines Freundes wegwischen wollte. Herr Fischer spielte den Buttler im 1. Akte und in der ersten Hälfte der großen Scene mit Vater Piccolomini untadelich. Auch die Wirkung des Briefes stellte er ohne Uebertreibung wahr und folglich gut dar; allein in dem folgenden Momente seines Ingrimms, der schon früher sichtlich werden soll, vermißte ich die nöthige, sinnliche Kraft. Endlich trage ich auch gegen die Eiskälte, mit welcher er seine Hiobspost ausrichtet, das Hauptbedenken, daß sie ja unter dieser Form dem Illo und Terzka leicht verdächtig werden könnte. Dagegen war Herrn Fischers Spiel im letzten Akte wieder sehr lobenswerth. Würde er aber, wenn er das erhobene Bedenken vermieden hätte, nicht einen Contrast zu dem letzten Akte erlangt haben? Sehr sorgfältig und wohl angelegt, aber auch in der Ausführung gelungen, war das Spiel des Herrn Dietz, vorzüglich in den Scenen mit dem Vater. In der Abschiedsscene schien der Eintritt der Pappenheimer störend auf ihn einzuwirken. Ernsts (Wrangel) einzige Scene machte seinem Studium und seiner Darstellungsgabe, wie bei jeder Produktion des Wallenstein, große Ehre. Herr Dietrich (Terzky) und Herr Walter (Illo) wirkten sorgfältig mit; vorzüglich benahm sich der Letztere beim Banquet (bis etwa auf das zu heftige, stumme Zwischenspiel gegen das Ende) zwar wie ein Berauschter, aber mit keiner unanständigen Uebertreibung. Seine Effekte waren recht gut berechnet. Herr Grabinger that als Vater Piccolomini Alles, was man bei der absoluten Schwierigkeit seiner Aufgabe, und bei dem Umstande, daß er Herrn Polawsky vertrat, billig erwarten konnte.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Bohemia,

ein

Unterhaltungsblatt.

Den 29. Juni **Nro. 77.** 1834.

Lotto-Glück.

(Beschluß.)

Er sprach hierauf leise einige Worte mit dem Kommissär, und mochte sich wohl sehr ernstlich für mich verwenden. Dann nahte er sich mir wieder, und sagte: „Ihre Freiheit ist leider jetzt von meiner Aussage nicht mehr abhängig. Sie haben große Summen falsches Geld in Umlauf gebracht, und können wahrscheinlich keine hinlängliche Kaution für allen etwanigen Schaden stellen. Einen Wagen aber werde ich Ihnen sogleich besorgen, und gewiß werden Sie meine Begleitung nicht verschmähen, damit ich mich sogleich überzeuge, wie Ihnen am besten zu helfen ist."

Der wackere Jüngling verließ mich, und in der That, seine Herzlichkeit und aufrichtige Theilnahme hatten mich tief gerührt. Freundlich nahte sich der Kommissär, klopfte mir auf die Schulter und sprach: „Ei! wer wird so ein finsteres Gesicht machen. Den Hals kostet es nicht. Und man muß hübsch aufgeräumt seyn, und sich nichts in den Kopf setzen. — Zerstreuen Sie sich! Erzählen Sie mir was." — „Ach," bester Herr Kommissär," erwiederte ich, „ich setze mir nichts in den Kopf, außer daß ich ein Falschmünzer bin; und die echte Gesellschaft hier im Saale, diese Wucherer, Pfandleiher, Schauspieler, Recensenten, Kunst- und Theaterfreunde, und wie diese Echtheiten der menschlichen Gesellschaft weiter heißen mögen, blenden mich mit ihrem Glanze der Wahrheit, daß ich mein Auge niederschlagen muß. Sind Sie auch der Meinung, Herr Kommissär, daß Levy Salomon ein Falschmünzer war? Ich behaupte er war nur ein großer Philosoph, der nach dem Stein der Weisen suchte, und recht gut echtes und falsches Geld zu unterscheiden wußte, und die Leute, die es nicht kannten, nur etwas zu sehr verachtete. Ich weiß wirklich nicht, was diese Menschen gegen das falsche Geld aufbringen kann? Haben wir nicht geschmaust und gezecht dafür wie die Fürsten? Waren wir nicht aufgeräumt und guter Dinge? Nun ist es aber klar wie Sonnenlicht, daß man ohne Hut, Shawl und Mantel nicht auf der Straße gehen kann; und wer nicht in's Frei darf, ist ein Gefangener. Warum denn behaupten diese Leute hier, denen man die Mäntel und Hüte festhält, ich sey ein Gefangener, und wollen mich dennoch platterdings in's Freie, und auf die Straße schicken? Zum Glück aber hat ein junger Mensch zwanzig Tausend Thaler verloren, und ist nun klug geworden, daß er einsieht, fahren ist besser wie gehen."

„Lieber Herr!" unterbrach mich der Kommissär, „Sie sind auf dem besten Wege, den Verstand zu verlieren. „Sie müssen die Sache nicht so ernsthaft nehmen."

„Mein Herr Kommissär," fuhr ich in dem vorigen Tone fort; „Sie mögen sagen was Sie wollen, aber auf das falsche Geld lasse ich nichts kommen. Ich versichere Ihnen, Sie können die beste Schwiegermutter dafür haben, die sie pflegt und segnet, und Freuden-Thränen vergießt. Sie können die liebenswürdigste und zärtlichste Braut dafür haben. Sind Sie verheirathet, Herr Kommissär?" — „Nein!" — „Aber wenn Sie es wären, und hätten ihre Braut oder Frau, und deren ganze Sippschaft zum Ueberdruß satt, würden Sie sich nicht gern auf ein Paar Tage einsperren lassen, um ihrer los und ledig zu seyn? Warum sagen denn die Leute hier, daß ich in's Gefängniß komme, weil ich doch eigentlich der Haft entschlüpfe und frei werde?! — Nein, ich will Ihnen lieber eine andere Geschichte erzählen. Es hatte Jemand Geld und eine Braut, und eine Schwiegermutter. Da löste er alle Kostbarkeiten ein, die sie versetzt hatten, um ihre Liebe zu gewinnen; bezahlte ein großes Gastmahl, um sich ihre Freundschaft zu erwerben; schenkte ihnen sein ganzes Vermögen, damit sie ihm vertrauten, und Leid und Freude mit ihm theilten. Aber mit einem Male war das Geld falsch, und Liebe, Freundschaft und Vertrauen waren auch falsch, und der Bräutigam allein war der Falschmünzer! — Ist da nun Sinn und Menschenverstand darin?" —

„Gerechter Gott, er schnappt über!" rief der Kommissär; „ich werde ihn in's Krankenhaus und nicht in's Bürger-Gefängniß abliefern müssen."

Der Wagen war indeß angekommen, wir stiegen ein; und hier ist meine Geschichte aus. Eine Beschreibung meines Gefängnisses und meiner Mitgefangenen gehört nicht hieher, und noch weniger Lust habe ich zu erzählen, wie leicht und glücklich mein Prozeß sich endete, während meine ehemalige Schwiegermutter noch an zwanzig gerichtliche Streitigkeiten hatte, bei welchen ich zeugen, schwören und mit ihr confrontirt werden mußte. — Mein neuer Freund, der junge Banquier M—, nahm sich auf's Thätigste und Freundlichste meiner an. Nachdem ich endlich in Freiheit gesetzt war, streckte er mir noch eine ziemliche Summe Geldes vor, die ich Gott sey Dank bald abzutragen im Stande war.

Urtheilt jetzt, ob ich Ursache habe, jedwedes Spiel zu hassen? und Wahrheit und Redlichkeit gegen Andere sowohl, wie vor Allem gegen sich selbst, für den eigentlichen Stolz des Menschen zu halten. — Endlich frage ich noch: ob Ihr meine Constanze aus der Schilderung wohl wieder erkennen werdet, wenn sie Euch begegnet?"

„Haben wir etwa die „Maria Stuart" von ihr gesehen?" fragte der Journalist. — „Ganz recht. Es ist die ***. Und sie hintertrieb von Neuem mein Engagement bei der hiesigen Bühne. Es ist unglaublich wie sie mich haßt. Auf der Bühne, mitten im Feuer des Spiels, wenn irgend eine Stelle, die ich habe oder sie, im Entferntesten auf unser Verhältniß anspielt, scheint sie auf's Empfindlichste ergriffen."

„Sie liebt Dich noch immer!" rief der Musiker.

„Sie haßt mich wenigstens. Sollte ich wider alles Vermuthen noch einmal ein reicher Mann werden, so würde sich dieser Haß ohne Zweifel wieder in Liebe umwandeln. Doch bin ich nicht eitel mehr darauf, von ihr geliebt oder gehaßt zu werden, und wie Männer sind glücklicher daran, weil wir leichter vergessen können."

Orientalische Jagdscenen.

Die Tiegerjagd.

Lord Combermere und neun Offiziere, worunter auch ich — so erzählt Kapitän Mundy in seinen indischen Skizzen — sämmtlich auf Elephanten, und begleitet von zwanzig Indiern, welche zwanzig andere, mit Vorräthen aller Art beladene Elephanten ritten, brachen in das Land Douab zwischen dem Ganges und der Jumna auf. Alsbald begannen die Indier zu streifen, und auch wir machten uns tiefer in dieses feuchte, morastige Land hinein, wo man bei jedem Schritte auf Gerippe von Büffeln und andern Säugethieren stößt, welche der Durst hierhergetrieben, und die von den Tiegern angefallen und zerrissen worden.

Das Land war nicht sehr uneben, der Bäume waren nicht viele, ein üppiger Rasen und Gebüsch bedeckte den Boden; Alles ließ sich trefflich zur Jagd an; da man sich indessen für jetzt noch auf kein furchtbares Wild gefaßt machte, so stiegen ich und ein Offizier ab, und schoßen einen der Trappe ähnlichen Vogel. Ganz kurze Zeit darauf bemerkten wir, daß so eben noch sich zwei Tieger kaum hundert Schritte davon befunden haben mußten; wir rückten indessen, die Elephanten in Einer Linie, vor, ohne auf etwas zu stoßen, da wurde auf einmal das Thier, das ich ritt, sehr unruhig, hob den Rüssel auf, und ließ daraus mehrmals ein langes dumpfes Gebrülle hören. Der Mahout (Führer) versicherte, es sey dies ein untrügliches Zeichen, daß sich ein Tieger zwischen uns und dem Winde befinde.

Wir bemerken hier episodisch, daß der Elephant dreierlei verschiedene Töne von sich gibt. Der Erste ist hell, durchdringend, dem Schalle der Trompete nicht unähnlich; er kommt nur aus dem Rüssel, und ist ein Zeichen von Wohlbehagen und guter Laune. Der Zweite ist ein klägliches Grunzen, und bedeutet Hunger; zuweilen auch verkündet das Thier damit seinem Trupp, daß es eine reiche Weide entdeckt hat. Der dritte Laut ist schütternd, voll, wie das Brüllen des Löwen; dies ist das Kriegsgeschrei; man hört ihn, wenn der Elephant angegriffen, aber auch, wenn er den Seinigen eine Gefahr zu wissen thun, und sie zu Hilfe rufen will.

Kaum hatte also mein Elephant jenes Signal von sich gegeben, so wurde mit der furchtbaren Linie von dreißig Elephanten sogleich in der Richtung, wo der Wind herkam, vorgerückt. — Kaum hatten wir dreihundert Schritte zurückgelegt, als aus einem Moorbruche der Jägerruf: „Tayan, Tayan!" lustig an unser Ohr schlug, und zu gleicher Zeit that uns ein Schuß, der fiel, die Gegenwart eines unserer furchtbaren Feinde kund. Alsbald erscholl ein lautes, furchtbares Gebrülle, und ein ungeheuerer Tieger warf sich in blinder Wuth der Elephanten-Linie entgegen. Nun kam ein lustiger Auftritt, so sehr wir uns natürlich im Augenblicke darüber ärgerten; alle Elephanten, das ungewöhnlich große und starke Thier, das Lord Combermere ritt, ausgenommen, entsetzten sich vor dem Tieger, und liefen davon, obgleich die Mahouts, erbost über ihre Feigheit, tüchtig auf sie losprügelten. Einen Elephanten, der sich nicht schnell genug davonmachte, erreichte der Tieger, und zerfleischte ihm ein Hinterbein; ein Anderer hatte noch mehr bange als seine Kameraden, und rannte so schnell davon, daß er sich, obgleich das Terrain ziemlich eben war, bald aus unseren Augen verlor. Indessen wandte sich der Tieger mit blutrother, weit heraushängender Zunge gegen Lord Combermere's muthigen Elephanten um, aber der Schuß, den wir Anfangs gehört, hatte ihn tödtlich getroffen, und beim dritten Sprung versagte ihm die Kraft, und er fiel in das hohe Gras nieder. Mein Elephant war einer der ersten, der

wieder auf's Schlachtfeld umkehrte, und als ich an Lord Combermere's Seite ankam, dessen muthiges Thier immer wie ein Fels da stand, war Seine Herrlichkeit hors de combat; er hatte bereits Feuer gegeben, und nicht wieder laden können. Ich reichte ihm eine Doppelflinte, und wir schoßen zugleich auf den Tieger, der gräßlich brüllte, und sich zu neuem Kampfe aufrichtete. Er stürzte wieder, aber es brauchte noch mehrere Schüsse, um ihm vollends den Garaus zu machen. Nun ließen wir unser Hurrah ertönen, und der Tieger ward auf einen Elephanten geladen. Da Lord Combermere mehrere Minuten lang dem furchtbaren Thiere allein gegenüber gestanden hatte, so wurde ihm die Beute von Rechts wegen zuerkannt.

Man lud die Flinten wieder, die Elephantenlinie setzte sich von Neuem in Bewegung, und nun ging es in Brüche voll stinkender Wasserpflanzen hinein. Nicht lange, so sahen wir in der Entfernung von etwa 120 Schritten sich das Gras leise bewegen, und gleich darauf hob ein sehr großer Tieger Kopf und Schultern über das Buschwerk, als wollte er den anrückenden Feind beobachten. Tayau! Tayau! erscholl es wieder auf der ganzen Linie, man rückte rasch vor, und sah bald darauf zwei Tieger sich langsam davon schleichen. Man schickte ihnen mehrere Schüsse nach; der größte wurde getroffen, wandte sich sogleich wüthend mit gräßlichem Gebrülle um, und stürzte sich, mit dem Schweife um sich schlagend, in langen Sätzen uns entgegen. Diesmal aber wurde unsere furchtbare Elephantenlinie nicht gebrochen; der Tieger hielt scheu an, und eilte dann schnell zurück, dem tieferen Sumpfboden zu. Wir setzten ihm Alle nach. Nur wer einen sehr gewandten Elephanten hatte, konnte diesmal an der Jagd Theil nehmen, und als sich das Thier endlich wieder gegen seine Verfolger umwandte, waren nur unserer drei ihm gegenüber. Als sich der Tieger eben auf meinen Elephanten stürzen wollte, erhielt er einen Schuß in das Schulterblatt. Zwei andere Schüsse brachten ihn vollends zu Boden, und bald darauf verschied das muthige Thier, nachdem es noch einmal versucht, sich aufzuraffen. Der Tieger war außerordentlich groß; er maß nicht weniger als acht Fuß. Ganz nahe an der Stelle, wo er aufgejagt worden war, fanden wir die Reste eines vor Kurzem erst zerrissenen Büffels.

Indessen hatte einer der Jäger den zweiten Tieger nicht aus dem Auge verloren. Wir streiften um den Ort, wohin er sich geflüchtet haben mußte; es war dies ein sumpfiges Stück Land, bedeckt mit abgestorbenen Bäumen, Schlinggewächsen, Flechten und Schwämmen. Bereits hatten wir es zweimal umritten, und nachdem wir das dichte Buschwerk, um das Thier herauszujagen, in Brand gesteckt, wollten wir schon die Jagd aufgeben, denn der Tag neigte sich; da stieß auf einmal einer der Elephanten, die am weitesten zurück waren, ein klägliches Geschrei aus, stürzte sich mitten unter uns, und da sahen wir, daß der Tieger ihm von hinten auf das Kreuz gesprungen war, und ihn wüthend zerfleischte. Der Jäger, der auf dem Elephanten ritt, schwebte in der höchsten Gefahr; der Elephant gab sich die äußerste Mühe, sich seines Feindes zu entledigen, und der Jäger konnte von seiner Büchse keinen Gebrauch machen, weil er leicht den unglücklichen Coulie (Diener des Mahout) hätte treffen können, der natürlich starr vor Entsetzen war, denn er befand sich hinter dem Howdah *), einen halben Schuh vom Rachen des Tiegers. Wir eilten unserem Kameraden zu Hilfe, und hatten bald den Tieger erlegt, der aber erst, nachdem er acht Kugeln im Leibe hatte, losließ. Der Elephant starb nach zehn Tagen; wahrscheinlich aber waren weniger die Bisse des Tiegers, als die Schüsse daran Schuld, welche er von den Jägern in ihrem Eifer, ihn von seinem furchtbaren Feinde zu befreien, bekommen hatte.

So hatten wir denn in wenigen Stunden drei Tieger aufgejagt und erlegt, und dies ist ein für die jetzige Zeit seltenes Jagdglück; denn der Mensch dringt in dieser Wildniß vor, mit ihm allgemach auch die Kultur, und die Engländer, welche überall leidenschaftliche Jäger sind, haben die Tieger, welche sonst im ruhigen Besitze dieser Wüsteneien waren, beinahe ausgerottet. Abends rückten vier Jäger, welche in einem andern Striche gejagt hatten, gleichfalls in's Lager ein; sie waren vier Tage ausgewesen, und hatten nur einen, aber auffallend großen Tieger getroffen. Er warf sich einem Elephanten an den Kopf, und hatte ihn mit den Nägeln und den Zähnen schon tüchtig bearbeitet, als ihn die Jäger endlich erlegten. Ein Angriff dieser Art ist bei den Herren vom Handwerk vorzüglich beliebt, und gilt für die gefährlichste Sache bei der Tiegerjagd.

Der Löwe ist heutzutage noch seltener in Indien als der Tieger. Sonst gab es ihrer in den Wildnissen von Pewur genug; jetzt aber ist das Geschlecht des Königs der Thiere fast ausgerottet, und zwar absichtlich; die Regierung bezahlt den Indiern für jedes dieser furchtbaren Thiere Schußgeld. Nach der Aussage versuchter Jäger, geht nichts über die Löwenjagd, und es kann keinen edleren Zeitvertreib geben. Der Löwe greift seinen Feind entschiedener, unerschrockener an, als der Tieger, sey es nun, weil er wirklich das edle, stolze Thier ist, für das er lange galt, oder weil der Boden, auf dem er sich gewöhnlich aufhält, den Rückzug nicht so begünstigt, wie die Fluß- und Seeufer, an denen der Tieger wohnt.

---

*) So heißt der lehnstuhlförmige Sitz, der auf dem Rücken des Elephanten befestigt ist.

Anekdote.

Der menschenfreundliche und beredte Vertheidiger der Rechte der Negersklaven, Wilberforce, der Alles aufgeboten, ihr unglückliches Loos zu erleichtern, hatte sich dadurch in England allgemeine Achtung erworben.

Als er daher in York zum Parlaments-Mitgliede gewählt wurde, erweckte dies eine freudige Sensation bei den Einwohnern, und das Volk gab ihm nicht bloß seine Zufriedenheit darüber zu erkennen, sondern sein Enthusiasmus erstreckte sich auch auf seine Tochter.

Als sich daher Miß Wilberforce auf der Straße sehen ließ, versammelte sich um sie eine große Volksmenge, und begleitete sie bis zur Wohnung ihres Vaters mit dem lauten Rufe:

«Miss Wilberforce for ever!» *)
(Miß Wilberforce für immer!)

Nach einer Weile, wo das Fräulein von ihrer Ueberraschung einer solchen unerwarteten Huldigung zu einiger ruhigen Besinnung gekommen war, wandte sie sich an die Rufer mit holdseligem Lächeln und sprach naiv:

„Das muß ich doch ablehnen, meine Herren! Nicht für immer Miß Wilberforce."

*) D. h. Wilberforce lebe hoch!

Kleinigkeiten.

VIII.

Auffallende Fehler vielverbreiteter Blätter sollte jede Zeitschrift zu berichtigen suchen, weil an sich Irrthümer ungleich reißender sich verbreiten, als deren Behebung. Das Pfennig-Magazin 1833, Nro. 30, nennt als Stifter der Universität Salzburg den Erzbischof Grafen von Ladron-Paris. Eine gute Anzahl von Bauten und Befestigungen dieser wunderschön gelegenen Stadt, gäbe es auch keine Geschichte, widerlegen das von selbst. Sein Vorname war Paris, er aus der Grafen-Familie Lodron. Eine Seitenlinie, gleichsam Paris, des Stammes Ladron, gibt es nirgends.

Die Auflösung der dreisylbigen Charade in Nr. 75 ist:

Mückenstich.

Theater und geselliges Leben.

Theaterbericht vom 27. Juni.

Am 26. Juni wurden die „Zauberrüthchen" wiederholt. Ich trage bei dieser Gelegenheit nach, daß diese Posse Herrn J. B. Frey zum Verfasser hat.

Am 27. trat unter der gegenwärtigen Direktion der erste Gast auf. Dem. Maschinka-Schneider, vom königlichen Hoftheater in Dresden, gab nämlich die Rosine im „Barbier von Sevilla." Von allen Opern, die seit dem 4. Mai aufgeführt wurden, kann sich schwerlich eine andere an gegenseitig abgewogenem, pünktlichem Zusammenwirken mit dem „Barbier" vergleichen. Es ist daher für einen Gast nichts leichtes, in das wohl gestellte Getriebe des Ganzen einzugreifen, und sich dabei doch geltend zu machen. Auch dem Erfahreneren dürfte es kaum möglich seyn, sich in zwei Proben vollkommen in die Harmonie des Ganzen, ich meine nicht nur in die musikalische, sondern auch in die mimische, zu finden. Zu der ersteren gehört aber auch die durch die Natur und Kraft der übrigen Stimmen gebotene Tonstärke. Aus dem Forte der Demoiselle Maschinka-Schneider und aus dem Umstande zu schließen, daß ihre Stimme nach lang anhaltenden, anstrengenden Gängen keine Spur von Ermattung zeigt, fehlt es ihrem Organe nicht an Kraft; aber weil sie die größere Räumlichkeit nicht berücksichtigt zu haben schien, so verlor sich ihre Stimme im Ensemble oft zum Nachtheile des Ganzen. Endlich scheint sie mit vielen andern Sängerinnen der Manier zu huldigen, bei Wiederholungen einzelner Gedanken und Gänge vom mezza voce Gebrauch zu machen, was zwar manchmal im Geiste der Composition und im Wunsche des Compositeurs seinen guten Grund hat, aber auch dann nur im vollkommenen Einverständnisse mit den Uebrigen Wirkung machen kann. Ich wollte damit nur andeuten, daß die erste Gastrolle der Dem. Maschinka-Schneider, die erst vor etwas mehr als einem Jahre ihre Laufbahn zu Dresden begonnen hat, bei dieser Besetzung der Oper, bei ihrer Gesangsweise und in unserem Schauspielhause keine leichte Aufgabe war. Desto mehr Ehre macht ihr der Beifall, den sie sich in ihrer ersten, und dann in einer zweiten aus „Cenerentola" eingelegten Arie erwarb. Sie verbindet mit genügender Kehlengeläufigkeit viel Geschmack. Vorzüglich bewährte sie Beides in der eingelegten Arie, und es ist gar nicht zu zweifeln, daß sich Demoiselle Maschinka-Schneider bei fortgesetzten Studien einen Namen machen wird. Gewiß ist es auch nur ihrer Befangenheit zuzuschreiben, daß sie ihre anmuthige Gestalt nicht, wie es der Charakter der Rosine erfordert, in einem munteren und durch stete Theilnahme am Momente belebten Spiele geltend machte. Auch ihre Prosa klang zu leise, und es wäre ihr für die künftigen Gastrollen auf jeden Fall zu rathen, ihre Stimme mehr anzustrengen.

Redaktion und Verlag von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

